# TAD WILLIAMS

# DER ABSCHIEDS STEIN

Roman

Krüger

# *Der Abschiedsstein*

## Osten Ard
## Buch 2

**Tad Willams**

**Scan: Sonnenbrille**
**Korrektur: legolas**

Aus dem Amerikanischen von
V.C. Harksen

2. Auflage: 16. - 18. Tausend

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1990 unter dem Titel
»Stone of Farewell« im Verlag DAW Books, Inc., New York

Copyright © 1990 Tad Williams
Deutsche Ausgabe:
© 1993 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Buchholz / Hinsch / Hensinger
Satz: Fotosatz Froitzheim, Bonn
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 1993
ISBN 3-8105-2316-X

Auch dieses Buch ist meiner Mutter Barbara Jean Evans gewidmet, die mir die innige Zuneigung zu Krötenhall, den Hundertackerwäldern, dem Auenland und vielen anderen verborgenen Orten und Ländern jenseits der bekannten Felder vermittelt hat.

Sie hat auch die tiefe Sehnsucht in mich gelegt, selbst Dinge zu entdekken und andere daran teilhaben zu lassen. Ich möchte diese Bücher mit ihr teilen.

## Vorbemerkung des Verfassers

»… Von allen den Dingen, vorübergesprungen
in trübselig wirbelndem, wechselndem Tanz
geborstener Lieder, von Chronos gesungen,
sind nur noch die Worte gut, sicher und ganz.

Wo blieben die Könige mit ihren Kriegen,
die Worte-Verspotter? Wo sind sie, beim Kreuz?
Wo sind sie, die Helden mit all ihren Siegen?
Dahin Glanz und Glorie, ein Schulkind nur reut's.

Ein stammelnder Schuljunge nur spürt beim Lesen
verwickelter alter Geschichten ihr Leid,
vorbei alle Herrlichkeit, fort und gewesen:
Tot sind sie, die Könige uralter Zeit.

Vielleicht ist die wandernde Erde im Grunde
nicht mehr als ein plötzliches, flammendes Wort,
im klirrenden Weltraum nur eine Sekunde
vernehmbar im endlosen Traume – und fort.«

Nach William Butler Yeats,
aus »Das Lied vom glücklichen Hirten«

Verpflichtet bin ich Eva Cumming, Nancy Deming-Williams, Paul Hudspeth, Peter Stampfel und Doug Werner, die alle zum Gedeihen dieses Buchs beigetragen haben. Ihre verständnisvollen Kommentare und Anregungen haben Wurzel geschlagen und in einigen Fällen sogar höchst überraschende Blüten getrieben.

Darüber hinaus gilt mein ganz besonderer Dank wie üblich meinen tapferen Lektorinnen Betsy Wollheim und Sheila Gilbert, die in Sturm und Dürre unverzagt durchgehalten haben. (Übrigens sind alle die hier Erwähn-

ten Leute derjenigen Sorte, die ich gern zur Seite hätte, falls ich je in einen Hinterhalt der Nornen geraten sollte. Das könnte man zwar eine etwas zweifelhafte Ehre bezeichnen, aber dafür gibt es niemanden außer mir, der sie verleihen kann.)

**Achtung: Ein Personenverzeichnis und ein Glossar finden Sie am Ende des Buchs.**

Zur Vorgeschichte dieses Buchs:

**»Der Drachenbeinthron«**

Zusammenfassung

Viele Jahrtausende hat der Hochhorst den unsterblichen Sithi gehört; doch vor dem Ansturm der Menschen sind sie aus der gewaltigen Burg geflohen. Nun regieren schon seit langer Zeit Menschen diese größte aller Festungen und mit ihr das ganze Land Osten Ard. Johan der Priester, Hochkönig aller Länder der Menschen, ist der letzte in der Reihe ihrer Gebieter. Nach einer Jugend voller Triumph und Ruhm herrscht er seit Jahrzehnten von seinem Skelett-Hochsitz, dem Drachenbeinthron, über eine befriedete Welt.

*Simon*, ein tolpatschiger Vierzehnjähriger, ist einer von den Küchenjungen des Hochhorstes. Seine Eltern sind gestorben, seine einzige wirkliche Familie die Kammerfrauen und ihre gestrenge Herrin, *Rachel der Drache*. Wenn es Simon gelingt, sich vor der Küchenarbeit zu drücken, schleicht er hinüber in die vollgestopften Gemächer von *Doktor Morgenes*, dem exzentrischen Gelehrten der Burg. Als der alte Mann Simon anbietet, ihn zu seinem Lehrling zu machen, ist der Junge überglücklich – bis er merkt, daß Morgenes ihm lieber Lesen und Schreiben beibringen möchte, als ihn in der Magie zu unterrichten.

Da der hochbetagte König Johan bald sterben wird, bereitet sich *Elias*, der ältere seiner beiden Söhne, auf die Thronfolge vor. *Josua*, Elias' düsterer Bruder, der wegen einer entstellenden Verwundung den Beinamen Ohnehand trägt, gerät mit dem zukünftigen König in einen heftigen Wortwechsel über *Pryrates*, einen übel beleumundeten Priester, der zu Elias' engsten Ratgebern zählt. Der Zwist der beiden Brüder liegt wie eine unheilverkündende Wolke über Burg und Land.

Elias' Königsherrschaft nimmt zunächst einen guten Anfang, bis eine Dürre über das Land kommt und mehrere Völker von Osten Ard von der Pest heimgesucht werden. Bald ziehen Räuberbanden über die Landstraßen, und aus einsam liegenden Dörfern verschwinden Menschen. Die Ordnung der Dinge zerfällt, und die Untertanen des Königs verlieren das Ver-

trauen in seine Herrschaft. Aber den Monarchen und seine Freunde scheint das alles nicht zu stören. Während im ganzen Reich Groll und Unzufriedenheit laut werden, verschwindet auf einmal Elias' Bruder Josua – manche sagen, um einen Aufstand anzuzetteln.

Elias' Mißherrschaft erregt vielfach Unruhe, unter anderem bei *Herzog Isgrimnur* von Rimmersgard und *Graf Eolair*, dem Gesandten des im Westen liegenden Landes Hernystir. Selbst König Elias' eigene Tochter *Miriamel* macht sich Sorgen, vor allem über den scharlachrot gekleideten Pryrates, den vertrauten Ratgeber ihres Vaters.

Inzwischen schlägt sich Simon mehr schlecht als recht als Morgenes' Gehilfe durch. Trotz Simons Mondkalbnatur und der Weigerung des Doktors, ihm Dinge beizubringen, die auch nur entfernt mit Zauberei zu tun haben, werden die beiden gute Freunde. Auf einem seiner Streifzüge durch die geheimen Gelasse des labyrinthischen Hochhorstes entdeckt Simon einen verborgenen Gang und fällt dabei um ein Haar Pryrates in die Hände. Er entkommt dem Priester jedoch und gerät in eine versteckte unterirdische Kammer. Darin findet er Josua, der dort gefangengehalten wird, weil sich Pryrates in einem entsetzlichen Ritual seiner Person bedienen will. Simon holt Doktor Morgenes, und die beiden befreien Josua und schaffen ihn in die Wohnung des Doktors. Von dort aus wird er durch einen Tunnel, der unter der uralten Burg hindurchführt, in die Freiheit entlassen. Während Morgenes damit beschäftigt ist, Botenvögel mit Nachrichten über diese Ereignisse an geheimnisvolle Freunde zu schicken, erscheint Pryrates mit der Wache des Königs, um den Doktor und Simon gefangenzunehmen. Im Kampf gegen Pryrates findet Morgenes den Tod, aber sein Opfer ermöglicht es Simon, in den Tunnel zu fliehen.

Halb von Sinnen irrt Simon durch die Gänge unter der Burg, die durch die Ruinen des alten Palastes der Sithi führen. Auf der Begräbnisstätte vor der Stadtmauer kommt er wieder an die Oberfläche. Der Schein eines großen Lagerfeuers lockt ihn an. Er wird Zeuge eines unheimlichen Schauspiels: Pryrates und König Elias halten gemeinsam mit schwarzverhüllten, weißgesichtigen Wesen ein Ritual ab. Die bleichen Geschöpfe überreichen Elias ein fremdartiges graues Schwert von beunruhigender Macht, das sie *Leid* nennen. Simon flieht.

Das Leben in der Wildnis am Rande des großen Waldes Aldheorte ist elend, und nach ein paar Wochen ist Simon vor Hunger und Erschöpfung halbtot und immer noch weit von seinem Ziel entfernt: Josuas Burg Naglimund im Norden des Landes. Als er sich einer Waldkate nähert, um zu

betteln, findet er in einer Falle ein seltsames Wesen – einen der Sithi, einer Rasse, die man für sagenhaft oder doch längst ausgestorben hält. Der Kätner kommt zurück, aber bevor er den hilflosen Sitha erschlagen kann, streckt Simon ihn nieder. Der Befreite nimmt sich gerade noch Zeit, einen weißen Pfeil nach Simon zu schießen, dann verschwindet er. Eine neue Stimme rät Simon, den weißen Pfeil an sich zu nehmen, weil er ein Geschenk der Sithi sei.

Der zwergenhafte Neuankömmling ist ein Troll namens *Binabik*, der auf einer großen grauen Wölfin reitet. Er erzählt Simon, daß er nur zufällig vorbeigekommen, nun aber bereit sei, den Jungen nach Naglimund zu begleiten. Auf dem Weg dorthin stoßen den beiden viele Abenteuer und seltsame Erlebnisse zu. Sie begreifen, daß etwas Größeres sie bedroht als nur ein König und sein Ratgeber, denen ein Gefangener entflohen ist.

Endlich, als sie von dämonischen weißen Hunden verfolgt werden, die das Brandzeichen von Sturmspitze, einem übelberüchtigten Berg im hohen Norden, tragen, sind sie gezwungen, in den Schutz von *Geloës* Waldhaus zu fliehen. Dorthin nehmen sie noch zwei andere Wanderer mit, die sie vor den Hunden gerettet haben. Geloë, eine kurzangebundene Waldfrau, der man nachsagt, sie sei eine Hexe, hält mit ihnen Rat und ist ebenfalls der Meinung, daß das uralte Volk der Nornen, verbitterter Verwandter der Sithi, auf irgendeine Weise in das Schicksal von Priester Johans Königreich verstrickt ist.

Menschliche und andere Verfolger bedrohen die Reisenden auf der Fahrt nach Naglimund. Als Binabik von einem Pfeil getroffen wird, müssen sich Simon und eine der vorher Geretteten, eine Dienstmagd, im Wald durchschlagen. Ein zottiger Riese greift sie an, und nur das Auftauchen von Josuas Jagdgesellschaft rettet ihnen das Leben.

Der Prinz nimmt sie mit nach Naglimund, wo Binabiks Wunden versorgt werden und sich bestätigt, daß Simon in einen Strudel schrecklicher Ereignisse hineingestolpert ist. Elias ist bereits unterwegs, um Josuas Burg zu belagern. Simons Gefährtin, die Dienstmagd, ist Prinzessin Miriamel, die in dieser Verkleidung vor ihrem Vater geflohen ist, von dem sie befürchtet, er sei unter Pryrates' Einfluß wahnsinnig geworden. Überall aus dem Norden und von anderen Orten drängen verängstigte Menschen nach Naglimund und zu Josua, ihrem letzten Bollwerk gegen einen verrückten König.

Während der Prinz und andere die bevorstehende Schlacht besprechen, erscheint im Ratssaal ein seltsamer alter Rimmersmann namens *Jarnauga*. Er ist ein Mitglied des *Bundes der Schriftrolle*, eines Kreises von Gelehrten

und Eingeweihten, dem auch Morgenes und Binabiks Lehrmeister angehörten. Jarnauga bringt weitere schlimme Nachrichten. Der Feind, so sagt er, sei nicht Elias allein; der König erhalte Hilfe von *Ineluki, dem Sturmkönig*, der einst ein Prinz der Sithi gewesen, nun aber schon seit fünf Jahrhunderten tot sei. Sein körperloser Geist beherrsche die Nornen von Sturmspitze, die bleichen Vettern der verbannten Sithi.

Es sei der grausige Zauber des grauen Schwertes *Leid* gewesen, der an Inelukis Tod schuld sei – und der Angriff der Menschen auf die Sithi. Der Bund der Schriftrolle sei der Auffassung, daß die Herausgabe von *Leid* an Elias der erste Schritt eines noch undurchschaubaren Racheplans sei, eines Plans, der die Erde unter den Fuß des untoten Sturmkönigs zwingen solle. Die einzige Hoffnung liege in einem Weissagungs-Gedicht, das anzudeuten scheine, »drei Schwerter« könnten dabei helfen, Inelukis mächtigen Zauber abzuwenden.

Eines dieser Schwerter sei *Leid*, das Schwert des Sturmkönigs, jetzt im Besitz ihres Feindes König Elias. Das zweite sei die Rimmersgard-Klinge *Minneyar*, die sich früher ebenfalls auf dem Hochhorst befunden habe, deren jetziger Verbleib jedoch unbekannt sei. Das dritte sei *Dorn*, das schwarze Schwert von König Johans größtem Ritter, Herrn *Camaris*. Jarnauga und einige andere glauben, es an einem Ort im eisigen Norden aufgespürt zu haben. Aufgrund dieser vagen Hoffnung schickt Josua Binabik, Simon und ein paar Soldaten auf die Suche nach *Dorn*, während sich Naglimund für die Belagerung rüstet.

Die zunehmend kritische Situation beunruhigt auch andere Personen. Prinzessin Miriamel, verärgert über die Versuche ihres Onkels Josua, sie zu schützen, flieht verkleidet aus Naglimund. Ihr Begleiter ist der geheimnisvolle Mönch *Cadrach*. Sie will sich in das südliche Nabban durchschlagen und ihre dortigen Verwandten um Hilfe für Josua bitten. Auf Josuas dringende Bitte versteckt auch der alte Herzog Isgrimnur seine eigenen, höchst markanten Züge unter einer Verkleidung und folgt ihr, um sie zu retten.

*Tiamak*, ein gelehrter Bewohner der Sümpfe von Wran, erhält von seinem alten Mentor Morgenes eine rätselhafte Botschaft, die schlimme Zeiten ankündigt, in denen Tiamak eine Rolle zu spielen habe.

*Maegwin*, Tochter des Königs von Hernystir, muß hilflos zusehen, wie der Verrat des Hochkönigs Elias ihre Familie und das Land in einen Strudel von Kriegsereignissen reißt.

Simon, Binabik und ihre Gefährten geraten in einen Hinterhalt *Ingen*

*Jeggers*, des Jägers von Sturmspitze, und seiner Diener. Nur das Wiederauftauchen des Sithas *Jiriki*, den Simon damals aus der Falle des Kätners befreit hat, rettet sie. Als er von ihrem Vorhaben erfährt, beschließt Jiriki, sie zum Berg Urmsheim zu begleiten, der sagenhaften Behausung eines der großen Drachen, um mit ihnen nach dem Schwert *Dorn* zu suchen.

Als Simon und die anderen den Berg erreichen, hat inzwischen König Elias sein Belagerungsheer zu Josuas Burg Naglimund geführt. Obwohl die ersten Angriffe zurückgeschlagen werden können, erleiden die Verteidiger große Verluste. Endlich jedoch scheinen sich Elias' Truppen zurückzuziehen und die Belagerung aufzugeben. Doch bevor die Bewohner der Feste fliehen können, zieht am nördlichen Horizont ein unheimliches Gewitter auf und bedroht Naglimund. Der Sturm ist der Mantel, unter dem Inelukis eigenes, grausiges Heer von Nornen und Riesen marschiert, und als die fünf obersten Diener des Sturmkönigs, die *Rote Hand*, die Tore der Festung sprengen, beginnt ein entsetzliches Schlachten. Josua und ein paar anderen gelingt es, der Zerstörung der Burg zu entkommen. Bevor sie in den großen Wald Aldheorte fliehen, verflucht Josua Elias wegen seines gewissenlosen Paktes mit dem Sturmkönig und schwört, er werde sich die Krone ihres Vaters von Elias zurückholen.

Inzwischen ersteigen Simon und seine Gefährten den Berg Urmsheim. Sie überwinden dabei große Gefahren und stoßen schließlich auf den Udun-Baum, einen riesenhaften, zu Eis gefrorenen Wasserfall. Dort finden sie *Dorn* in einer gruftartigen Höhle. Noch bevor sie das Schwert an sich nehmen und den Ort verlassen können, erscheint erneut Ingen Jegger und greift sie mit seinen Kriegern an. Der Kampf weckt *Igjarjuk*, den weißen Drachen, der viele Jahre unter dem Eis geschlummert hat. Kämpfer beider Seiten finden den Tod. Allein Simon steht noch, am Rande eines steilen Abgrunds in die Enge getrieben. Als sich der Eiswurm drohend nähert, hebt Simon *Dorn* und schlägt zu. Das siedendheiße schwarze Blut des Drachen spritzt über ihn, als er, von einem Hieb bewußtlos, niedersinkt.

Simon erwacht in einer Höhle auf dem Trollberg von Yiqanuc. Jiriki und *Haestan*, ein erkynländischer Soldat, pflegen ihn gesund. *Dorn* ist vom Urmsheim gerettet worden, aber Binabik wird zusammen mit ihrem anderen Gefährten, dem Rimmersmann *Sludig*, von seinem eigenen Volk gefangengehalten; das Urteil lautet auf Tod. Das Drachenblut hat Simon eine Narbe zugefügt und eine breite Strähne seines Haares weiß gebleicht. Jiriki gibt ihm den Namen »Schneelocke« und erklärt ihm, daß er nun ein unwiderruflich Gezeichneter sei.

# Prolog

Der Wind sägte über die leeren Zinnen und jaulte wie tausend verdammte Seelen, die um Erbarmen schreien. Der Klang bereitete Bruder Hengfisk trotz der bitteren Kälte, die aus seinen einst so kräftigen Lungen die Luft herausgesogen und ihm die Haut an Gesicht und Händen gegerbt und geschält hatte, ein grimmiges Vergnügen. *Ja, so werden sie sich alle anhören, alle die Scharen der Sünder, die die Botschaft von Mutter Kirche verhöhnt haben* – unter ihnen bedauerlicherweise auch die weniger strikten von Hengfisks hoderundianischen Brüdern. *Wie sie aufschreien werden vor Gottes gerechtem Zorn und um Gnade winseln … dann, wenn es zu spät sein wird, viel zu spät…*

An einem von einer Mauer heruntergefallenen, im Weg liegenden Stein stieß er sich schmerzhaft das Knie und stürzte mit einem Quietschlaut aus rissigen Lippen vornüber in den Schnee. Einen Augenblick blieb der Mönch wimmernd sitzen, aber die beißende Pein der auf seiner Wange gefrierenden Tränen zwang ihn wieder in die Höhe. Er hinkte weiter.

Die Hauptstraße, die durch den Ort Naglimund zur Burg hinaufführte, war voller Schneewehen. Häuser und Läden auf beiden Seiten waren unter einer erstickenden Decke aus tödlichem Weiß fast verschwunden. Selbst die noch nicht ganz zugedeckten Gebäude lagen so verlassen wie Gerippe längst verstorbener Tiere. Auf der Straße gab es nur Hengfisk und den Schnee.

Als der Wind umschlug, wurde das Pfeifen in den Rillen der Zinnen oben auf dem Hügel noch schriller. Der Mönch spähte mit zusammengekniffenen Quellaugen zu den Wällen hinauf und senkte dann den Kopf. Durch den grauen Nachmittag stapfte er weiter, und das Knirschen seiner Schritte glich einem fast lautlosen Trommelschlag zur Begleitung des pfeifenden Windes.

*Kein Wunder, daß das Volk aus der Stadt in die Burg geflohen ist,* dachte er bibbernd. Ringsum gähnten die schwarzen Schwachköpfigenmünder von Dächern und Mauern, die unter der Schneelast eingestürzt waren. Aber

in der Burg, unter dem Schutz von Stein und dicken Balken, mußte es Sicherheit geben. Feuer würden brennen, und rote, vergnügte Gesichter – Gesichter von Sündern, erinnerte er sich voller Verachtung, verdammte, unbekümmerte Sündergesichter – würden sich um ihn scharen und staunen, daß er den Weg durch diesen unnatürlichen Sturm gefunden hatte.

Es war doch schließlich Yuven-Mond, oder nicht? Hatte sein Gedächtnis so gelitten, daß er sich nicht mehr an den Monat erinnern konnte?

Aber natürlich war es Yuven. Zwei volle Monate zuvor war der Frühling gekommen – ein wenig kalt vielleicht, aber das machte einem Rimmersmann wie Hengfisk, aufgewachsen in der Kälte des Nordens, nichts weiter aus. Nein, das Widersinnige war eben, daß es jetzt so kalt war, daß das Eis fror und der Schnee wirbelte – jetzt im Yuven, dem ersten Sommermonat.

Hatte sich nicht Bruder Langrian geweigert, das Kloster zu verlassen, und das nach allem, was Hengfisk getan hatte, um ihn wieder gesund zu pflegen? »Es ist mehr als nur übles Wetter, Bruder«, hatte Langrian gesagt. »Es liegt ein Fluch auf Gottes gesamter Schöpfung. Es ist der Tag, an dem Gut und Böse gegeneinander aufgewogen werden, und er kommt zu unseren Lebzeiten.«

Nun, wenn das Langrians Meinung war … wenn er in den verbrannten Ruinen der Abtei von Sankt Hoderund bleiben und sich von den Beeren und Früchten des Waldes ernähren wollte – und was würde es davon schon geben in dieser der Jahreszeit so unangemessenen Kälte –, dann sollte er seinen Willen haben. Bruder Hengfisk war kein Narr. Naglimund war der Ort, an den man sich jetzt begeben mußte. Der alte Bischof Anodis würde Hengfisk willkommen heißen. Der Bischof würde den klugen Blick des Mönches für alles, was er gesehen hatte, ebenso bewundern wie die Geschichten, die Hengfisk über die Vorkommnisse im Kloster und das sonderbare Wetter erzählen konnte. Die Naglimunder würden ihn freundlich aufnehmen, ihn speisen, ihm Fragen stellen, ihn an ihrem warmen Feuer sitzen lassen…

*Aber von der Kälte müssen sie ja doch wissen,* dachte Hengfisk stumpf und zog die eisstarrende Kutte enger um sich. Er befand sich jetzt unmittelbar unterhalb der Mauern. Die weiße Welt, die ihn seit so vielen Tagen und Wochen umgab, schien hier zu Ende zu sein wie ein Abgrund, der im steinigen Nichts verschwindet. *Das heißt, sie müssen über den Schnee und alles andere Bescheid wissen. Darum haben sie auch alle die Stadt verlassen und sind in die Burg gezogen. Es ist dieses elende, dämonenverfluchte Wetter, das die Posten von den Wällen getrieben hat, oder nicht? Oder?*

Er blieb stehen und musterte mit irrem Interesse den schneebedeckten Haufen Unrat, der das größte von Naglimunds Toren gewesen war. Die hohen Säulen und massiven Steine unter den Schneewehen waren schwarz verkohlt. Das Loch in der eingestürzten Mauer gähnte weit genug, um zwanzig nebeneinanderstehenden Hengfisks, Schulter an knochiger, zitternder Schulter, auf einmal Einlaß zu gewähren.

*Schaut doch, wie sie alles verkommen lassen! Oh, wie werden sie kreischen, wenn man das Urteil über sie fällt, schreien und kreischen, ohne auch nur eine einzige ihrer Taten wiedergutmachen zu können. Alles haben sie verkommen lassen – das Tor, die Stadt, das Wetter.*

Jemand mußte gegeißelt werden für solche Nachlässigkeit. Zweifellos hatte Bischof Anodis alle Hände voll zu tun, eine so widerspenstige Herde in Zucht zu halten. Hengfisk würde nur zu glücklich sein, dem ehrwürdigen alten Mann dabei zu helfen, sich um diese lockeren Vögel zu kümmern. Zuerst ein Feuer und etwas Warmes in den Leib. Dann ein wenig Klosterdisziplin. Man würde das bald alles wieder in Ordnung haben … Vorsichtig setzte Hengfisk die Füße zwischen die zersplitterten Pfosten und weiß verschneiten Steine.

Eigentlich, fand der Mönch nach einer Weile, war es in gewisser Weise sogar … schön. Hinter dem Tor war alles mit zarten Netzen aus Eis bedeckt, wie Spitzenschleier aus Spinnweben. Die sinkende Sonne schmückte die bereiften Türme und eisüberkrusteten Mauern mit Rinnsalen bleichen Feuers. Hier inmitten der Festungsmauern klang das Schreien des Windes ein wenig leiser. Lange blieb Hengfisk stehen, betroffen von der unerwarteten Ruhe. Als die matte Sonne hinter die Wälle glitt, färbte sich das Eis dunkler. Aus den Ecken des Hofs quollen tiefe, violette Schatten und zogen sich quer über die Gesichter der zerstörten Türme. Der Wind wurde zu sanftem Katzenfauchen, und der quelläugige Mönch senkte in stummem Begreifen den Kopf.

*Verlassen.* Naglimund war leer, keine Menschenseele übriggeblieben, um einen vom Schnee verwirrten Wanderer zu begrüßen. Er war meilenweit durch die sturmgepeitschte weiße Öde gelaufen, nur um einen Ort zu finden, der tot und stumm war wie Stein.

*Aber,* fragte er sich plötzlich, *wenn das stimmt … was sind das dann für blaue Lichter, die in den Turmfenstern flackern?*

Und was waren das für Gestalten, die über den verwüsteten Hof auf ihn zukamen und so anmutig über die vereisten Steine glitten wie schwebender Distelflaum?

Sein Herz raste. Als er ihre schönen, kalten Gesichter und das fahle Haar sah, hielt Hengfisk sie zuerst für Engel. Dann erkannte er das böse Licht in den schwarzen Augen und ihr Lächeln, und er drehte sich stolpernd um und versuchte fortzulaufen.

Die Nornen fingen ihn ohne Mühe und schleppten ihn in die Tiefe der verlassenen Burg, hinab unter die schattendunklen, eisumhüllten Türme mit ihren unablässig flackernden Lichtern. Und als die neuen Herren von Naglimund ihm mit ihren melodischen Stimmen, die voller Geheimnisse waren, Worte ins Ohr flüsterten, übertönten Hengfisks Schreie für eine Weile sogar den heulenden Wind.

## ERSTER TEIL

# Sturmauge

# I

## Die Musik der Höhen

Sogar im Inneren der Höhle, wo das knisternde Feuer graue Rauchfinger nach dem Loch in der Steindecke ausstreckte und rotes Licht auf den in die Wand gemeißelten, sich ringelnden Schlangen und starr vor sich hin blikkenden Stoßzahntieren spielte, nagte die Kälte an Simons Gebeinen. Während er, immer wieder erwachend und von neuem einschlafend, in fiebrigem Schlummer lag, von verhangenem Tageslicht zu kalter Nacht, war ihm, als wachse in ihm graues Eis, das seine Glieder erstarren ließ und ihn mit Frost erfüllte. Er fragte sich, ob ihm wohl je wieder warm werden würde.

Auf der Flucht vor der kalten Yiqanuc-Höhle und seinem kranken Körper wanderte er auf der Straße der Träume, hilflos von einer Phantasie in die nächste gleitend. Oft war es ihm, als sei er auf den Hochhorst zurückgekehrt, die Burg, die einmal seine Heimat gewesen war und es nie wieder sein würde – ein Ort sonnenwarmer Rasenflächen, schattiger Winkel und Verstecke –, das größte Haus, das es gab, voller Leben und Farbe und Musik. Noch einmal schlenderte er durch den Heckengarten, und der Wind, der vor der Höhle sang, in der Simon schlief, sang auch in seinen Träumen, blies sacht durch das Laub und zupfte an den zierlichen Hecken.

Einer seiner wunderlichen Träume schien ihn in Doktor Morgenes' Wohnung zurückzuführen. Die Studierstube des Doktors befand sich jetzt ganz oben in einem hohen Turm. An den hohen Fensterbögen schwammen Wolken vorüber. Der alte Mann beugte sich verdrossen über ein großes, offenes Buch. Es lag etwas Furchterregendes in der Zielstrebigkeit und Schweigsamkeit des Meisters. Simon schien für Morgenes gar nicht vorhanden zu sein; gebannt starrte der alte Mann auf die unbeholfene Zeichnung dreier Schwerter, die sich über beide aufgeschlagenen Seiten zog.

Simon trat ans Fenstersims. Der Wind seufzte, obwohl keine Brise spürbar war. Simon schaute in den Hof. Von unten blickte mit großen ernsten Augen ein Kind zu ihm auf, ein kleines dunkelhaariges Mädchen. Es hob

wie grüßend die Hand und war plötzlich verschwunden.

Der Turm und Morgenes' vollgestopftes Zimmer zerschmolzen unter Simons Füßen wie Ebbe, die ins Meer zurückströmt. Zuletzt verschwand der alte Mann selber. Doch auch während er langsam verblaßte wie ein Schatten im wachsenden Licht, sah Morgenes Simon nicht in die Augen; statt dessen strichen seine knotigen Hände emsig über die Seiten des Buchs, als suchten sie rastlos nach Antworten. Simon rief ihn an, aber die ganze Welt war auf einmal grau und kalt, voll von wirbelnden Nebeln und Fetzen anderer Träume…

Er erwachte, wie es seit den Ereignissen auf dem Urmsheim schon so viele Male der Fall gewesen war, in einer nachtdunklen Höhle und sah Haestan und Jiriki auf ihren Lagern an der mit Runen bekritzelten Steinwand liegen. Der Erkynländer hatte sich schlafend in seinen Mantel gerollt, den Bart auf dem Brustbein. Der Sitha starrte auf etwas, das er in der langfingrigen hohlen Hand hielt. Jiriki schien völlig vertieft zu sein. Seine Augen glänzten schwach, als spiegele sich in dem, was er da hielt, die letzte Glut des Feuers. Simon wollte etwas sagen – er war hungrig nach Wärme und Stimmen –, aber schon wieder zupfte der Schlaf an ihm.

*Der Wind ist so laut…*

Klagend fuhr er durch die Bergpässe, als seien es die Turmspitzen des Hochhorstes … die Zinnen von Naglimund … *So traurig … der Wind ist traurig…*

Bald war Simon wieder eingeschlafen. Die Höhle war still bis auf ein leises Atmen und die einsame Musik der Höhen.

Es war nur ein Loch, aber als Gefängnis vollkommen ausreichend. Zwanzig Ellen tief grub es sich in das steinerne Herz des Mintahoq-Berges, so breit wie zwei Männer oder vier Trolle, die Kopf an Fuß liegen. Die Wände waren glattpoliert wie feinster Bildhauermarmor, so daß selbst eine Spinne große Mühe gehabt hätte, an ihnen Halt zu finden. Der Boden war so dunkel, kalt und feucht wie in allen anderen Verliesen. Obwohl der Mond die verschneiten Spitzen der Nachbarn des Mintahoq streifte, erreichte die Tiefe der Grube nur ein dünner Mondstrahl; er berührte, ohne sie zu beleuchten, zwei reglose Gestalten. Schon lange, seitdem der Mond aufgegangen war, hatte sich daran nichts geändert: die bleiche Mondscheibe – Sedda, wie die Trolle sie nannten – blieb das einzig Bewegliche in dieser nächtlichen Welt; langsam durchwanderte sie die schwarzen Felder des Himmels.

Jetzt bewegte sich etwas am Rand der Grube. Eine kleine Gestalt beugte sich hinab und spähte in die dichten Schatten.

»Binabik…«, rief die geduckte Gestalt in der kehligen Sprache des Trollvolks, »Binabik, hörst du mich?«

Falls einer der Schatten am Boden sich bewegte, geschah es lautlos. Schließlich begann die Gestalt am Rand des steinernen Brunnens von neuem zu sprechen.

»Neun mal neun Tage, Binabik, stand dein Speer vor meiner Höhle, und ich wartete auf dich.«

Die Worte wurden intoniert wie ein Ritual, aber die Stimme schwankte unsicher und stockte einen Augenblick, bevor sie fortfuhr: »Ich wartete und rief deinen Namen am Ort des Echos. Nichts scholl zurück außer meiner eigenen Stimme. Warum erschienst du nicht, um deinen Speer wieder zu holen?«

Noch immer kam keine Antwort.

»Binabik? Warum erwiderst du nichts? Das wenigstens bist du mir schuldig, ist es nicht so?«

Der größere der beiden Gefangenen am Boden der Grube rührte sich. Ein dünner Strahl Mondglanz schien auf blaßblaue Augen.

»Was soll das Trollgewinsel? Schlimm genug, daß ihr einen Mann, der euch nie etwas Böses getan hat, in dieses Loch werft, aber müßt ihr ihm auch noch euer unsinniges Geschwätz in die Ohren kreischen, wenn er zu schlafen versucht?«

Die hockende Gestalt erstarrte sekundenlang wie ein erschrockenes Reh im Schein grellen Laternenlichts und verschwand dann in der Nacht.

»Gut.« Sludig, der Rimmersmann, wickelte sich wieder in seinen feuchten Mantel. »Ich weiß nicht, was der Troll da zu dir gesagt hat, Binabik, aber ich halte nicht viel von deinem Volk, wenn sie zu dir kommen und dich verspotten – und mich auch, obwohl es mich nicht wundert, daß sie meine Art von Leuten hassen.«

Der Troll neben ihm schwieg und starrte den Rimmersmann nur aus dunklen, unruhigen Augen an. Nach einer Weile drehte sich Sludig wieder um, zitternd vor Kälte, und versuchte zu schlafen.

»Aber Jiriki, Ihr könnt doch nicht gehen!« Simon, gegen die alles durchdringende Kälte in eine Decke gewickelt, hockte auf dem Rand seiner Lagerstatt. Mit zusammengebissenen Zähnen kämpfte er gegen eine Woge

von Schwindel an; in den fünf Tagen seit seinem Erwachen hatte er noch nicht oft aufrecht gesessen.

»Ich muß«, erwiderte der Sitha mit niedergeschlagenen Augen, als könne er Simons flehenden Blick nicht ertragen. »Ich habe Sijandi und Ki'ushapo bereits vorausgeschickt, aber hier ist meine eigene Anwesenheit erforderlich. Ein oder zwei Tage werde ich noch bleiben, Seoman, aber das ist die äußerste Frist, die ich meine Pflicht hinauszögern kann.«

»Ihr müßt mir helfen, Binabik zu befreien!« Simon hob die Füße vom kalten Steinboden zurück ins Bett. »Ihr habt gesagt, die Trolle vertrauten Euch. Macht, daß sie Binabik freilassen. Dann können wir alle zusammen reisen.«

Jiriki stieß einen dünnen Pfiff aus. »So einfach ist es nicht, junger Seoman«, versetzte er fast ungeduldig. »Ich besitze weder das Recht noch die Macht, irgendwelchen Einfluß auf die Qanuc auszuüben. Außerdem habe ich andere Verantwortungen und Pflichten, die du nicht verstehen kannst. Ich bin nur deshalb so lange geblieben, weil ich dich wieder auf den Beinen sehen wollte. Mein Onkel Khendraja'aro ist schon längst nach Jao é-Tinukai'i zurückgekehrt, und meine Pflicht gegenüber meinem Haus und meiner Sippe zwingt mich, ihm zu folgen.«

»Zwingt Euch? Aber Ihr seid ein Prinz!«

Der Sitha schüttelte den Kopf. »Das Wort bedeutet in unserer Sprache nicht dasselbe wie bei euch, Seoman. Ich gehöre dem Herrscherhaus an, aber ich gebe keine Befehle und regiere über niemanden. Und auch mich regiert niemand, glücklicherweise – ausgenommen in bestimmten Dingen und zu gewissen Zeiten. Meine Eltern haben mitgeteilt, daß jetzt ein solcher Zeitpunkt ist.« Simon glaubte in Jirikis Stimme einen Unterton von Zorn zu erkennen. »Aber hab keine Angst. Du und Haestan, ihr seid keine Gefangenen. Die Qanuc ehren euch. Sie werden euch gehen lassen, sobald ihr es wünscht.«

»Aber ich gehe nicht ohne Binabik.« Simon drehte seinen Mantel zwischen den Fäusten. »Und auch nicht ohne Sludig.« In der Türöffnung erschien eine kleine dunkle Gestalt und hüstelte höflich. Jiriki sah über die Schulter und nickte. Die alte Qanuc-Frau trat ein und setzte einen dampfenden Topf vor Jirikis Füße, um dann aus ihrem zeltartigen Schafspelzmantel rasch drei Schüsseln zutage zu fördern und sie im Halbkreis aufzustellen. Obwohl ihre winzigen Finger behende arbeiteten und das runzlige Gesicht mit den runden Wangen ausdruckslos blieb, erkannte Simon einen Schimmer von Furcht in ihren Augen, als sie für eine Sekunde aufsah und

seinem Blick begegnete. Sobald sie fertig war, entfernte sie sich eilig rückwärtsgehend aus der Höhle und verschwand so lautlos unter der Türklappe, wie sie hereingekommen war.

*Wovor hat sie Angst?* fragte sich Simon. *Jiriki? Aber Binabik hat gesagt, Qanuc und Sithi hätten sich immer vertragen – mehr oder weniger jedenfalls.*

Plötzlich dachte er an sich selbst: doppelt so groß wie ein Troll, rotköpfig, mit einem behaarten Gesicht, in dem der erste Männerbart sproß; dabei dürr wie ein Stecken, aber das konnte die alte Qanuc-Frau nicht wissen, in Decken eingepackt, wie er war. Welchen Unterschied gab es für das Volk von Yiqanuc zwischen ihm und einem verhaßten Rimmersmann? Hatte nicht Sludigs Volk seit Jahrhunderten mit den Trollen Krieg geführt?

»Möchtest du etwas hiervon, Seoman?« fragte Jiriki und goß eine dampfende Flüssigkeit aus dem Topf. »Man hat dir eine Schale hingestellt.«

Simon streckte die Hand aus. »Ist es wieder Suppe?«

»Es ist *Aka*, wie die Qanuc sagen – oder, wie du es nennen würdest, Tee.«

»Tee!« Begierig griff Simon nach der Schale. Judith, die Oberköchin auf dem Hochhorst, war sehr für Tee gewesen. Nach der langen Tagesarbeit pflegte sie sich mit einem großen heißen Becher des Gebräus hinzusetzen, und in der Küche breiteten sich die Dämpfe der Kräuter von den südlichen Inseln aus, die darin zogen. Wenn sie guter Laune war, hatte Simon manchmal etwas davon abbekommen. Usires, wie er seine Heimat vermißte!

»Ich hätte nie gedacht…«, begann er und nahm einen großen, tiefen Zug, nur um ihn sofort hustend wieder auszuspucken. »Was ist das?« würgte er hervor. »Das ist kein Tee!«

Vielleicht lächelte Jiriki, aber da er die Schale vor den Mund hielt und langsam daran nippte, konnte man es nicht mit Sicherheit feststellen. »Aber sicher ist es welcher«, erwiderte der Sitha. »Die Qanuc verwenden lediglich andere Kräuter als ihr Sudhoda'ya – natürlich. Wie könnte es anders sein, wenn sie so wenig Handel mit euch treiben?«

Simon wischte sich den Mund ab und verzog das Gesicht. »Aber es ist salzig!« Er schnüffelte an der Schale und schnitt eine neue Grimasse.

Der Sitha nickte und nippte wieder. »Sie tun Salz hinein, ja – und auch Butter.«

»Butter!«

»Wunderbar sind die Wege von Mezumiirus Enkeln allzumal«, intonierte Jiriki feierlich, »und ohne Ende ist ihre Vielfalt.«

Simon stellte angewidert die Schale hin. »Butter. Usires steh mir bei, was für ein elendes Abenteuer.«

Jiriki trank gelassen seinen Tee aus. Der Name Mezumiiru erinnerte Simon wieder an seinen Trollfreund, der ihm einmal nachts im Wald ein Lied über die Mondfrau vorgesungen hatte. Seine Stimmung verdüsterte sich aufs neue.

»Aber was können wir für Binabik *tun*?« fragte er. »Gibt es überhaupt eine Möglichkeit?«

Jiriki schlug gelassene Katzenaugen auf. »Wir werden morgen Gelegenheit haben, für ihn zu sprechen. Ich habe seine Missetat noch nicht herausgefunden. Nur wenige Qanuc sprechen eine andere Sprache als ihre eigene – dein Gefährte ist in der Tat ein sehr ungewohnlicher Troll –, und ich beherrsche die ihre nur mäßig. Auch lieben sie es nicht, Fremde in ihre Gedanken einzuweihen.«

»Was findet morgen statt?« fragte Simon und sank auf sein Bett zurück. Sein Kopf hämmerte. Warum fühlte er sich nur immer noch so schwach?

»Es wird eine Art … Hof gehalten werden, nehme ich an. Bei dem die Herrscher der Qanuc sich alles anhören und dann eine Entscheidung fällen.«

»Und dort werden wir für Binabik sprechen?«

»Nein, Seoman, das nicht direkt«, antwortete Jiriki sanft. Sekundenlang huschte ein sonderbarer Ausdruck über seine hageren Züge. »Wir gehen dorthin, weil du dem Drachen des Berges begegnet bist … und noch lebst. Die Herrscher der Qanuc möchten dich sehen. Ich zweifle nicht daran, daß auch die Verbrechen deines Freundes zur Sprache kommen werden, in Gegenwart seines ganzen Volkes. Nun aber ruh dich aus, du wirst es nötig haben.«

Jiriki stand auf und streckte die schlanken Glieder, wobei er den Kopf auf seine bestürzend fremdartige Weise drehte, die Bernsteinaugen ins Leere gerichtet. Simon fühlte, wie ihn am ganzen Körper ein Schauder überlief, gefolgt von schrecklicher Müdigkeit.

*Der Drache!* dachte er benommen, halb verwundert, halb entsetzt. Er hatte einen Drachen gesehen! Er, Simon der Küchenjunge, das verachtete, herumlungernde Mondkalb, hatte das Schwert gegen einen Drachen erhoben und es überlebt – sogar, als das kochende Drachenblut über ihn gespritzt war! Wie in einer Geschichte!

Er sah hinüber zu *Dorn*, das schwarzglänzend halb zugedeckt an der Wand lag und wartete wie eine schöne, tödliche Schlange. Selbst Jiriki schien wenig Lust zu haben, es in die Hand zu nehmen oder auch nur darüber zu sprechen; gelassen hatte der Sitha Simons Fragen danach abgewehrt, welcher Zauber wohl wie Blut durch Camaris' seltsames Schwert rinnen mochte. Simons kalte Finger stahlen sich an sein Kinn und zu der noch immer schmerzenden Narbe, die sich über sein Gesicht zog. Wie hatte er, ein bloßer Küchenjunge, es wagen können, ein so mächtiges Ding zu heben?

Er schloß die Augen und fühlte, wie die riesige und achtlose Welt sich langsam, ganz langsam um ihn drehte. Er hörte Jiriki durch die Höhle zur Tür gehen, spürte den schwachen Luftzug, als der Sitha an der Klappe vorbei ins Freie schlüpfte; dann zog der Schlaf ihn in die Tiefe.

Simon träumte. Wieder schwamm das Gesicht des kleinen, dunkelhaarigen Mädchens an ihm vorüber. Es war ein Kindergesicht, aber die ernsten Augen waren alt und tief wie der Brunnen auf einem verlassenen Kirchhof. Es war, als wollte sie ihm etwas sagen. Ihr Mund bewegte sich lautlos, aber als sie durch die trüben Gewässer des Schlafs davonglitt, glaubte er für eine Sekunde ihre Stimme zu hören.

Als er am nächsten Morgen erwachte, stand Haestan vor ihm. Die Zähne des Wachsoldaten waren in einem grimmigen Lächeln entblößt. Sein Bart funkelte von schmelzendem Schnee.

»Zeit zum Aufstehen, Simon, Bursche. Viel los heute, viel los.«

Es dauerte einige Zeit, aber obwohl er sich recht schwach fühlte, schaffte er es, sich anzuziehen. Haestan half ihm mit den Stiefeln, die er seit seinem Aufwachen in Yiqanuc noch nicht wieder angehabt hatte. Sie kamen ihm an den Füßen brettsteif vor, und der Stoff seiner Kleidung kratzte auf seiner merkwürdig empfindlich gewordenen Haut, aber nachdem er aufgestanden und angezogen war, fühlte er sich besser. Vorsichtig ging er ein paarmal in der Höhle auf und ab und kam sich allmählich wieder wie ein zweibeiniges Tier vor.

»Wo ist Jiriki?« fragte er und zog sich den Mantel um die Schultern. »Schon voraus«, erwiderte Haestan. »Aber hab keine Angst, du kommst schon noch rechtzeitig zur Versammlung. Ich könnte dich huckepack nehmen, zaundürr wie du bist.«

»Man hat mich hierher geschleppt«, sagte Simon und hörte, wie sich unerwartete Kälte in seine Stimme schlich, »aber das heißt nicht, daß ich nun

immer getragen werden muß.«

Der stämmige Erkynländer lachte, ohne beleidigt zu sein. »Ich bin genauso froh, wenn du läufst, Junge. Diese Trolle bauen ganz schön schmale Pfade, da hat man sowieso wenig Lust, noch jemanden mit sich herumzuschleppen.«

Am Höhleneingang mußte Simon einen Moment innehalten, um sich an das durch die hochgehobene Türklappe eindringende, grelle Licht zu gewöhnen. Als er ins Freie trat, war das spiegelnde Gleißen des Schnees selbst an diesem bedeckten Morgen fast zu viel für ihn.

Sie standen auf einerbreiten Steinterrasse, die sich beinahe zwanzig Ellen vor der Höhle erstreckte. Zu beiden Seiten setzte sie sich als Weg fort, der an der Bergwand entlangführte. Simon konnte auf ihrer ganzen Länge die rauchenden Öffnungen anderer Höhlen erkennen, bis der Weg hinter der Biegung des runden Mintahoq-Bauches verschwand. Ähnlich breite Wege liefen weiter oben quer über den Hang, eine Reihe über der anderen, die ganze Bergwand hinauf bis nach oben. Von höher gelegenen Höhlen hingen Leitern herunter, und dort, wo die Unebenheiten des Abhangs es unmöglich machten, die Pfade miteinander zu verbinden, waren viele Terrassen über tiefe Abgründe durch schwankende Brücken, die aus wenig mehr als nur Lederriemen zu bestehen schienen, miteinanderverknüpft. Während Simon dorthinauf blickte, erkannte er die winzigen, in Pelze gehüllten Gestalten von Qanuc-Kindern, die über diese schmalen Stege hüpften, in lebhaften Sprüngen wie Eichhörnchen, obwohl ein Sturz den sicheren Tod bedeutete. Bei dem bloßen Anblick drehte sich Simon der Magen um, darum machte der Junge eine Drehung, um wieder nach vorn zu schauen.

Vor ihm lag das weite Tal von Yiqanuc. Gegenüber ragten die steinernen Nachbarn des Mintahoq aus nebligen Tiefen empor und türmten sich zum grauen, schneeverhangenen Himmel auf. Sie waren mit winzigen schwarzen Löchern wie mit Punkten besetzt; winzige Gestalten, jenseits des dunklen Tales kaum erkennbar, huschten über verschlungene Pfade.

Lässig in ihren Sätteln aus gegerbtem Leder kamen auf zottigen Widdern drei Trolle den Weg heruntergeritten. Simon trat einen Schritt vor, um ihnen Platz zu machen und bewegte sich dabei langsam über die Terrasse, bis er nur noch wenige Fuß vom Rand entfernt war. Als er hinabblickte, überkam ihn einen Moment lang der gleiche Schwindel, den er auf dem Urmsheim gefühlt hatte. Unter ihm fiel der Fuß des Berges, hier und da bewachsen mit verkrüppeltem Immergrüngestrüpp, steil nach unten ab,

kreuz und quer überzogen von einem Netz weiterer Terrassen, an denen Leitern hingen wie an der, auf welcher er selbst stand. Er merkte, daß es plötzlich still geworden war, und sah sich nach Haestan um.

Die drei Widderreiter hatten mitten auf dem breiten Weg angehalten und starrten Simon mit aufgerissenem Mund staunend an. Der Wachsoldat, im Schatten des Höhleneingangs hinter ihnen kaum sichtbar, salutierte spöttisch über ihre Köpfe weg.

Zwei der Reiter trugen schüttere Kinnbärte. Über ihren schweren Mänteln lagen Halsketten aus dicken Elfenbeinperlen. In den Händen hielten sie kunstvoll geschnitzte Speere mit hakenförmigem Ende, die aussahen wie Hirtenstäbe und mit denen sie ihre krummgehörnten Reittiere lenkten. Sie waren alle größer als Binabik; in seinen wenigen Tagen in Yiqanuc hatte Simon bereits gelernt, daß Binabik zu den kleinsten Erwachsenen seines Volkes zählte. Diese Trolle wirkten auch primitiver und gefährlicher als sein Freund, gut bewaffnet und trotz ihrer kleinen Gestalt grimmig und bedrohlich.

Simon starrte die Trolle an. Die Trolle starrten auf Simon.

»Sie haben alle von dir gehört, Simon«, dröhnte Haestan. Die drei Reiter, erschreckt von der lauten Stimme, blickten auf. »Aber kaum einer hat dich bisher gesehen.«

Die Trolle musterten den langen Wachsoldaten unruhig von Kopf bis Fuß, schnalzten dann ihren Tieren etwas zu und ritten hastig weiter, bis sie hinter der Kurve des Berges verschwunden waren. »Jetzt haben sie wenigstens was zu klatschen«, feixte Haestan.

»Binabik hat mir von seiner Heimat erzählt«, sagte Simon, »aber ich konnte sie mir nicht recht vorstellen. Die Dinge sind nie wirklich so, wie man glaubt, nicht wahr?«

»Nur unser guter Herr Usires kennt alle Antworten«, nickte Haestan. »Wenn du jetzt deinen kleinen Freund sehen willst, sollten wir uns lieber auf den Weg machen. Geh vorsichtig – und nicht so nah am Rand da drüben.«

Langsam stiegen sie den gewundenen Pfad hinab, der, abwechselnd schmaler und breiter werdend, den Hang überquerte. Oben stand die Sonne hoch am Himmel, aber ein Nest rußfarbener Wolken verbarg ihr Licht, und über das Antlitz des Mintahoq pfiff ein beißender Wind. Der Berggipfel über ihnen trug eine weiße Eisdecke wie die hohen Spitzen auf der anderen Talseite, aber hier, ein Stück weiter unten, lag nicht überall Schnee. Ein paar breite Verwehungen bedeckten stellenweise den Pfad, andere

schmiegten sich in Höhleneingänge, aber es gab auch überall trockenen Fels und blanken Boden. Simon wußte nicht, ob diese Art Schnee für die ersten Tage des Tiyagar-Monats hier in Yiqanuc normal war; was er aber genau wußte, war, daß er Graupelwetter und Kälte zutiefst satt hatte. Jede Flocke, die ihm ins Auge wehte, war eine Beleidigung; das narbige Fleisch an Wange und Kinn schmerzte höllisch.

Nachdem sie den anscheinend stärker bevölkerten Teil des Berges hinter sich gelassen hatten, waren nur noch wenige Trolle zu sehen. Aus manchen Höhlenöffnungen spähten dunkle Gestalten durch den Rauch, und zwei weitere Gruppen von Reitern, die in dieselbe Richtung ritten, überholten sie, wurden langsamer, um sie anzustarren, und trabten dann so hastig weiter wie der erste Trupp.

Die beiden kamen an einem Rudel Kinder vorbei, das in einer Schneewehe spielte. Die jungen Trolle, kaum höher als Simons Knie, waren in dicke Pelzjacken und -hosen eingemummt und sahen wie kleine runde Igel aus. Als Simon und Haestan vorüberstapften, bekamen sie große Augen, und das schrille Geschnatter verstummte; aber sie rannten nicht weg und zeigten kein Zeichen von Furcht. Das gefiel Simon. Er lächelte sanft, wobei er auf seine schmerzende Wange achtete, und winkte ihnen zu.

Eine Schlinge des Pfades hatte sie weit nach der Nordseite des Berges geführt. Sie befanden sich jetzt in einem Gebiet, in dem der Lärm der Bewohner des Mintahoq ganz verstummt war und nur noch die Stimme des Windes und der wirbelnde Schnee sie umgaben.

»Gefällt mir kein Stück«, bemerkte Haestan.

»Was ist das?« Simon deutete den Hang hinauf. Auf einer Felsterrasse hoch über ihnen erhob sich ein fremdartiger, eiförmiger Bau aus sorgfältig zusammengefügten Schneeblöcken. Von der schrägen Sonne rosig gefärbt, schimmerte er matt. Davor stand eine Reihe schweigender Trolle, Speere fest in den Fausthandschuhen, die Gesichter unter den Kapuzen hart.

»Nicht mit dem Finger zeigen, Junge«, warnte Haestan und zupfte Simon leicht am Arm. Hatten einige der Wächter zu ihnen hinuntergeblickt? »Das ist was Wichtiges, hat dein Freund Jiriki gesagt. Heißt ›Eishaus‹. Die kleinen Leute regen sich zur Zeit grade fürchterlich darüber auf. Weiß nicht, warum – will's auch gar nicht wissen.«

»Eishaus?« Simon machte große Augen. »Wohnt dort jemand?«

Haestan schüttelte den Kopf. »Jiriki hat nichts davon gesagt.«

Simon betrachtete Haestan nachdenklich. »Hast du viel mit Jiriki geredet, seit du hier bist? Ich meine, weil ich ja nicht ansprechbar war?«

»Nun ja…«, meinte Haestan und stockte. »Eigentlich nicht viel. Sieht immer aus, als ob … als ob er grad über was Bedeutendes nachdenkt, verstehst du? Irgendwas Wichtiges. Aber auf seine Art ist er ganz nett. Nicht so richtig wie ein Mensch, aber in Ordnung.«

Haestan dachte weiter darüber nach. »Nicht so, wie ich mir ein Zauberwesen vorgestellt hatte. Redet ganz vernünftig, Jiriki.« Haestan lächelte. »Hält viel von dir, Junge. So wie er von dir spricht, könnte man glauben, er schuldet dir Geld.« Er gluckste in seinen Bart.

Für einen Menschen, der so geschwächt war wie Simon, erwies sich der Weg als lang und anstrengend: zuerst aufwärts, dann wieder nach unten, kreuz und quer über den ganzen Berg. Obwohl Haestan ihm jedesmal, wenn er wankte, stützend die Hand unter den Ellenbogen schob, fragte Simon sich schließlich, ob er überhaupt noch weitergehen könnte. Aber da bogen sie um einen Felsvorsprung, der in den Pfad hineinragte wie ein Stein im Fluß, und standen vor dem weiten Eingang zur großen Höhle von Yiqanuc.

Das riesige Loch, von einer Seite zur anderen mindestens fünfzig Schritte breit, gähnte im Gesicht des Mintahoq wie ein Mund, der sich gerade auftun will, um ein feierliches Urteil zu verkünden. Gleich vornean erhob sich eine Reihe mächtiger, verwitterter Standbilder: rundbäuchige, menschenähnliche Figuren, grau und gelb wie faule Zähne, gebeugt unter der Last des Tordachs. Ihre glatten Köpfe waren mit Widderhörnern gekrönt, aus den Lippen wuchsen große Hauer. Jahrhunderte rauher Witterung hatten sie so abgeschabt, daß die Gesichter fast keine Züge mehr aufwiesen. In Simons erstaunten Augen verlieh ihnen das weniger den Anschein hohen Alters als vielmehr den einer noch ungeförmten Neuheit – so, als seien sie just im Begriff, sich aus dem Urgestein selbst zu erschaffen.

»*Chidsik ob Lingit*«, sagte eine Stimme neben ihm, »das Haus des Ahnen.«

Simon machte einen Satz und drehte sich überrascht um. Aber es war nicht Haestan, der gesprochen hatte. An seiner Seite stand Jiriki und starrte hinauf zu den blinden Steingesichtern.

»Wie lange steht Ihr schon hier?« Simon schämte sich, weil er so zusammengefahren war. Er wandte den Kopf wieder dem Eingang zu. Wer hätte gedacht, daß die winzigen Trolle sich derart riesenhafte Torwächter meißeln würden?

»Ich bin dir entgegengegangen«, erklärte Jiriki. »Sei gegrüßt, Haestan.«

Der Wachsoldat brummte etwas und nickte. Erneut fragte sich Simon,

was in den langen Tagen seiner Krankheit zwischen dem Erkynländer und dem Sitha vorgegangen sein mochte. Es gab Zeiten, in denen Simon große Schwierigkeiten hatte, sich mit dem stets verschleiert und in Andeutungen redenden Prinzen zu unterhalten. Wie mußte es erst für einen Soldaten wie Haestan sein, der sich ausdrückte, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und nicht, wie Simon, gelernt hatte, mit den aufreizenden Umständlichkeiten eines Doktor Morgenes umzugehen?

»Ist dies die Wohnung des Königs der Trolle?« fragte er laut.

»Und auch die der Trollkönigin«, nickte Jiriki. »Obwohl man sie in der Qanucsprache eigentlich nicht so bezeichnet. Richtiger wäre es, sie als *Hirte* und *Jägerin* anzureden.«

»Könige, Königinnen, Prinzen, und keiner ist das, was er genannt wird«, knurrte Simon. Er war müde, alles tat ihm weh, und er fror. »Warum ist die Höhle so groß?«

Der Sitha lachte leise. Sein blasses Lavendelhaar flatterte im scharfen Wind. »Weil sie sich, wenn die Höhle kleiner wäre, bestimmt einen anderen Ort für ihr Haus des Ahnen gesucht hätten. Nun aber sollten wir hineingehen – und nicht nur, damit ihr aus der Kälte kommt.«

Jiriki führte sie zwischen den beiden mittleren Statuen hindurch auf ein flackerndes, gelbes Licht zu. Als sie zwischen den säulenartigen Beinen dahinschritten, blickte Simon zu den augenlosen Gesichtern über den glattpolierten Wölbungen der großen, runden Steinbäuche der Figuren auf. Wieder fielen ihm Doktor Morgenes' Philosophien ein.

*Der Doktor hat immer gesagt, niemand könne wissen, was ihm noch bevorstehe – »verlaß dich nicht auf Erwartungen«, das war seine ständige Rede. Wer hätte je gedacht, daß ich einmal solche Dinge sehen, solche Abenteuer erleben würde? Niemand weiß, was ihm bevorsteht …*

Er spürte ein schmerzhaftes Zucken im Gesicht, dann eine Nadel aus Kälte in den Eingeweiden. Der Doktor hatte, wie so oft, nicht mehr als die Wahrheit gesagt.

Innen war die große Höhle voller Trolle und stickig von süßlichsauren Gerüchen nach Öl und Fett. Tausend gelbe Lichter strahlten hell.

Überall in dem zerklüfteten, hochgewölbten Raum brannte in Wandnischen und sogar auf dem Boden Feuer aus kleinen Ölpfützen. Hunderte solcher Lampen, in denen überall ein Docht schwamm wie ein fetter, weißer Wurm, gaben der Höhle ein Licht, das weit heller leuchtete als draußen der graue Tag. Die Höhle wimmelte von Qanuc in Lederjacken, ein Meer schwarzhaariger Köpfe. Kleine Kinder saßen huckepack wie Möwen, die

gelassen auf den Wellen dahintreiben.

In der Mitte des Raums erhob sich aus dem Ozean des Trollvolkes eine Insel. Dort thronten auf einer erhöhten, aus dem Boden der Höhle gehauenen Felsplattform zwei kleine Gestalten in einem Teich aus Feuer.

Wie Simon gleich darauf erkannte, war es weniger ein Teich aus purer Flamme, als vielmehr ein in den grauen Felsen geschlagener, ringförmiger Graben, der mit demselben brennenden Öl gefüllt war, das auch die Lampen speiste. Die beiden Gestalten im Mittelpunkt des Feuerkreises ruhten Seite an Seite in einer Art Hängematte aus vielfach verziertem Leder, das mit Riemen an einem Elfenbeinrahmen befestigt war. Reglos nisteten die beiden in einem Hügel aus weißen und rötlichen Pelzen. Die Augen in den runden, gelassenen Gesichtern glitzerten.

»Sie heißt Nunuuika und er Uammannaq«, erklärte Jiriki leise, »und sie sind die Gebieter der Qanuc.«

Noch während er das sagte, winkte eine der kleinen Gestalten kurz mit ihrem Krummstab. Die dichtgedrängte Menge der Trolle teilte sich, indem sie sich noch enger aneinanderdrängte und einen Gang freigab, der von der Stelle, an der Simon mit seinen Gefährten stand, bis zu der steinernen Plattform reichte. Mehrere hundert kleine, erwartungsvolle Gesichter wandten sich ihnen zu. Es gab viel Getuschel. Simon starrte verlegen auf das freie Stück Höhlenboden.

»Scheint eindeutig«, brummte Haestan und versetzte ihm einen sachten Stoß. »Geh schon, Junge.«

»Wir alle«, ergänzte Jiriki und deutete mit einer seiner sonderbar gelenkigen Gebärden an, daß Simon vorangehen solle.

Sowohl das Echo des Flüsterns als auch der Geruch von gegerbtem Leder schienen zuzunehmen, als Simon auf den König und die Königin zuschritt…

… *beziehungsweise auf den Hirten und die Jägerin,* ermahnte er sich selbst. *Oder wie auch immer.*

Die Luft in der Höhle schien plötzlich zum Ersticken. Als er mühsam tief Atem holte, stolperte er und wäre um ein Haar gefallen, hätte ihn nicht Haestan hinten am Mantel gehalten. Als er den Hochsitz erreicht hatte, blieb er einen Moment stehen, schaute zu Boden und kämpfte mit dem Schwindel, bevor er zu den Gestalten auf der Plattform aufsah. Das Lampenlicht blendete ihn. Er spürte Zorn und wußte nicht, auf wen. War er nicht eigentlich heute das erste Mal richtig aufgestanden? Was erwarteten sie denn von ihm? Daß er einen Luftsprung machte und sofort ein paar

Drachen erschlug?

Das Verblüffende an Uammannaq und Nunuuika war, fand er, daß sie einander so ähnlich sahen wie Zwillinge. Nicht, daß man nicht sofort gemerkt hätte, wer wer war: Uammannaq, links von Simon, hatte einen dünnen Bart, der ihm vom Kinn herabhing und mit roten und blauen Riemen in einen langen Zopf geflochten war. Auch seine Haare waren geflochten und mit Kämmen aus schwarzglänzendem Stein in kunstvollen Schlingen auf seinem Kopf befestigt. Mit den kleinen, dicken Fingern zupfte er sich sacht den Bart. Die andere Hand hielt den Amtsstab, einen schweren, reichgeschnitzten Widderreiter-Speer mit gekrümmtem Ende.

Seine Gemahlin – falls das in Yiqanuc Brauch war – trug einen geraden Speer in der Hand, einen schlanken, tödlichen Stab mit steinerner, bis zur Durchsichtigkeit scharfgeschliffener Spitze. Ihr langes, schwarzes Haar war auf dem Kopf hochaufgetürmt und wurde von vielen Kämmen aus geschnitztem Elfenbein gehalten. Die Augen, die unter schrägen Lidern aus dem runden Gesicht hervorschimmerten, waren flach und hell wie polierter Stein. Noch nie hatte eine Frau Simon so kalt und hochmütig angeschaut. Er dachte daran, daß man sie die Jägerin nannte; es verwirrte ihn. Im Vergleich mit ihr erschien ihm Uammannaq weit weniger bedrohlich. Das schwere Gesicht des Hirten schien in losen, schläfrigen Falten zu hängen; trotzdem lag auch in seinem Blick eine Andeutung von Schlauheit.

Nach dem kurzen Moment des gegenseitigen Musterns spaltete ein breites Grinsen Uammannaqs Gesicht, wobei die vergnügt zusammengekniffenen Äuglein fast verschwanden. Er streckte den Gefährten die erhobenen Handflächen entgegen, drückte dann die kleinen Hände aneinander und sagte etwas in kehligem Qanuc.

»Er heißt dich willkommen im *Chidsik Ub Lingit* und in Yiqanuc, dem Trollgebirge«, übersetzte Jiriki. Bevor er weiterreden konnte, ergriff Nunuuika das Wort. Ihre Ansprache kam Simon gemessener als Uammannaqs vor, aber er verstand sie genausowenig. Jiriki hörte ihr aufmerksam zu.

»Auch die Jägerin grüßt dich. Sie sagt, du seist recht groß, aber wenn sie ihre Kenntnisse des Utku-Volkes nicht gänzlich täuschten, schienst du ihr jung für einen Drachentöter, trotz der weißen Stelle in deinem Haar. *Utku* ist das Trollwort für die Tiefländer«, fügte er ruhig hinzu.

Simon betrachtete die beiden königlichen Persönlichkeiten einen Augenblick. »Sagt ihnen, daß ich mich freue, von ihnen willkommen geheißen zu werden, oder was immer die richtige Antwort ist. Und bitte sagt ihnen, daß ich den Drachen nicht getötet, sondern wahrscheinlich nur ver-

letzt habe, und daß ich es nur tat, um meine Freunde zu schützen, gerade so, wie Binabik von Yiqanuc es viele Male für mich getan hat.«

Als er diesen langen Satz beendet hatte, war er außer Atem und fühlte sich jäh wieder schwindlig. Hirte und Jägerin, die ihm neugierig zugehört hatten – beide mit leichtem Stirnrunzeln, als der Name Binabik fiel –, wandten sich jetzt erwartungsvoll Jiriki zu.

Der Sitha hielt kurze Zeit inne und überlegte, um dann einen dichten Schwall zäher Trollsätze auszustoßen. Uammannaq nickte mit dem Kopf und sah verwirrt aus. Nunuuika lauschte mit unbewegter Miene. Als Jiriki geendet hatte, warf sie ihrem Gatten einen kurzen Blick zu und begann ihrerseits zu sprechen.

Der Übersetzung ihrer Antwort nach zu urteilen, hatte sie Binabiks Namen überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Sie lobte Simons Tapferkeit und erklärte, die Qanuc hätten den Berg Urmsheim – *Yijarjuk* nannte sie ihn – jahrelang als einen Ort betrachtet, von dem man sich unbedingt fernhalten sollte. Vielleicht aber, meinte sie, sei es nunmehr an der Zeit, sich wieder einmal in den westlichen Bergen umzusehen, denn wenn der Drache am Leben geblieben sei, so sei er höchstwahrscheinlich tiefer nach unten gekrochen, um dort seine Wunden zu pflegen.

Nunuuikas Rede schien Uammannaq ungeduldig zu machen. Sobald Jiriki ihre Worte zu Ende übertragen hatte, antwortete der Hirte seinerseits und erklärte, jetzt sei wohl kaum die Zeit für derartige Abenteuer, nach dem schrecklichen Winter, den man gerade erst hinter sich habe, und bei den ständigen Missetaten der bösen *Crohukuq* – der Rimmersmänner. Er beeilte sich hinzuzufügen, daß Simon und seine Gefährten, nämlich der andere Tiefländer und der hochgeschätzte Jiriki, so lange bei ihnen bleiben könnten, wie sie nur wollten, als ihre geehrten Gäste, und daß sie, wenn es etwas gebe, das er oder Nunuuika ihnen gewähren könnten, um ihren Aufenthalt noch angenehmer zu machen, nur den Wunsch danach zu äußern brauchten.

Noch ehe Jiriki alle diese Worte in die Westerlingsprache übersetzt hatte, trat Simon schon von einem Fuß auf den andern und konnte es kaum abwarten, darauf zu antworten.

»Ja«, sagte er zu Jiriki, »allerdings gibt es etwas, das sie tun können. Sie können Binabik und Sludig, unsere Gefährten, freilassen. Gebt unsere Freunde frei, wenn Ihr uns eine Gunst erweisen wollt!« erklärte er laut und an das in Pelze gehüllte Paar vor sich gewandt, das ihn verständnislos anschaute. Seine erhobene Stimme erzeugte bei einigen der Trolle, die den

steinernen Hochsitz umdrängten, unbehagliches Gemurmel. Simon fragte sich benommen, ob er zu weit gegangen sei, aber in diesem Augenblick war ihm das ganz unwichtig.

»Seoman«, begann Jiriki, »ich versprach mir selbst, daß ich dein Gespräch mit den Herrschern von Yiqanuc Wort für Wort übertragen und mich nicht einmischen würde; aber ich bitte dich jetzt, als eine Gunst mir gegenüber, verlange nicht das von ihnen. Bitte.«

»Warum nicht?«

»Bitte. Tu es für mich. Ich erkläre es dir später; ich bitte dich, mir zu vertrauen.«

Simons zornige Worte brachen aus ihm hervor, ehe er sie zurückhalten konnte. »Ihr bittet mich, um Euretwillen meine Freunde im Stich zu lassen? Habe ich Euch nicht das Leben gerettet? Bekam ich nicht den Weißen Pfeil von Euch? Wer ist dann wem einen Gefallen schuldig?« Noch während er das sagte, tat es ihm leid. Er fürchtete, zwischen dem Sithaprinzen und sich selbst plötzlich eine Kluft aufgerissen zu haben, die nicht mehr zu überbrücken war. Jirikis brennende Augen bohrten sich in die seinen. Die Zuhörer fingen an, unruhig zu werden und zu tuscheln. Sie spürten, daß etwas nicht stimmte.

Der Sitha senkte den Blick. »Seoman, ich bin beschämt. Ich verlange zu viel von dir.«

Simon war es zumute, als versinke er wie ein Stein in einem Schlammpfuhl. Zu schnell! Es war alles so unfaßlich … Er hatte nur noch einen Wunsch: sich hinzulegen und von gar nichts mehr zu wissen. »Nein, Jiriki«, platzte er heraus. »Ich bin es, der sich schämen muß. Ich schäme mich, so etwas gesagt zu haben. Ich bin ein Dummkopf. Bittet die beiden, mich morgen anzuhören. Mir ist übel.« Auf einmal war das Schwindelgefühl schreckliche Wirklichkeit; er spürte, wie die ganze Höhle sich hob. Das Licht der Öllampen flackerte wie in einer steifen Brise. Simons Knie gaben nach, und Haestan packte ihn bei den Armen und hielt ihn fest.

Rasch wandte sich Jiriki an Uammannaq und Nunuuika. Ein Murmeln gebannter Bestürzung lief durch die Trollscharen. War der rotschöpfige, storchbeinige Tiefländer tot? Vielleicht konnten derart lange, dürre Stelzen tatsächlich nicht lange sein Gewicht tragen; einige hatten das schon angedeutet. Aber warum hielten sich dann die beiden anderen Tiefländer noch aufrecht? Viele ratlose Köpfe wurden geschüttelt, viele gewisperte Vermutungen ausgetauscht.

»Nunuuika, deren Augen die schärfsten, und Uammannaq, dessen Zügel

die sichersten sind: der Junge ist noch krank und sehr schwach«, erklärte Jiriki ruhig. Die Menge, um seine leisen Worte betrogen, drängte vor. »Ich erbitte eine Gunst, um der uralten Freundschaft unserer Völker willen.«

Die Jägerin neigte mit leichtem Lächeln den Kopf. »Sprecht, Älterer Bruder«, forderte sie ihn auf.

»Ich habe kein Recht, mich in Eure Gerechtigkeit einzumischen, und es ist auch nicht meine Absicht. Ich bitte Euch aber, daß Ihr das Urteil über Binabik vom Mintahoq nicht fällt, bevor seine Gefährten – einschließlich des jungen Seoman – die Möglichkeit gehabt haben, für ihn zu sprechen. Und das gleiche soll auch für den Rimmersmann Sludig gelten. Darum bitte ich Euch im Namen der Mondfrau, unseres gemeinsamen Ursprungs.« Jiriki machte eine leichte Verbeugung, die nur den Oberkörper einbezog. Nichts deutete auf Unterwürfigkeit hin.

Uammannaq klopfte mit den Fingern auf seinen Speerschaft. Mit sorgenvoller Miene blickte er auf die Jägerin. Endlich nickte er. »Wir können es Euch nicht verweigern, Älterer Bruder. Es soll sein, wie Ihr wünscht. In zwei Tagen also, wenn der Junge kräftiger ist – doch selbst wenn dieser seltsame junge Mann uns Igjarjuks zahniges Haupt in einer Satteltasche gebracht hätte, würde es nicht ändern, was geschehen muß. Binabik, der Lehrling des Singenden Mannes, hat ein furchtbares Verbrechen begangen.«

»Ich habe es vernommen«, antwortete Jiriki. »Aber es waren nicht die tapferen Herzen der Qanuc allein, die ihnen die Hochachtung der Sithi eintrugen. Wir liebten auch die Güte der Trolle.«

Nunuuika strich mit hartem Blick über die Kämme in ihrem Haar. »Niemals dürfen gütige Herzen gerechte Gesetze zu Fall bringen, Prinz Jiriki, oder alle, die von Sedda abstammen – Sithi so gut wie Sterbliche –, werden nackt in den Schnee zurückkehren. Binabik wird sein Urteil bekommen.«

Prinz Jiriki nickte und verneigte sich noch einmal kurz, bevor er sich zum Gehen wandte. Haestan trug den stolpernden Simon mehr, als er ihn führte, als sie durch die Reihen der neugierig starrenden Trolle liefen, quer durch die ganze Höhle und wieder hinaus in den eisigen Wind.

# II

## Masken und Schatten

Das Feuer knackte und prasselte. Schneeflocken schwebten hinab in die Flammen, wo sie in Sekundenschnelle verzischten. Die Bäume ringsum zeigten noch orangerote Streifen, aber das Lagerfeuer war fast bis auf die Glut niedergebrannt. Hinter der zerbrechlichen Schranke des Feuerscheins harrten geduldig Nebel, Kälte und Finsternis.

Deornoth hielt die Hände näher an die Glut und versuchte, die ungeheure, lebendige Gegenwart des Waldes von Aldheorte zu verdrängen, der sie auf allen Seiten umgab, das Gewirr der Äste, die über ihnen die Sterne auslöschten, die in Dunst gehüllten Stämme, die sich düster im kalten, unablässigen Wind wiegten. Deornoth gegenüber saß Josua und starrte von den Flammen fort und in die unfreundliche Dunkelheit. Das eckige Gesicht des Prinzen, vom flackernden Licht des Feuers rot umspielt, war zu einer stummen Grimasse verzogen. Deornoths Herz blutete für seinen Prinzen, aber es fiel ihm schwer, den Anblick zu ertragen. Er wandte die Augen ab und knetete seine erfrorenen Finger, als könnte er damit alles Leid fortreiben – sein eigenes, das seines Herrn und das ihrer ganzen kläglichen, lahmenden Herde.

Nebenan stöhnte jemand, aber Deornoth sah nicht auf. Viele von ihnen litten Schmerzen, und bei einigen – der kleinen Dienstmagd mit der furchtbaren Halswunde etwa und Helmfest, einem der Männer des Obersten der Wachen, dem jene Geschöpfe der Finsternis die Eingeweide zerbissen hatten – glaubte er nicht, daß sie die Nacht überleben würden.

Ihre Schwierigkeiten waren nicht vorbei gewesen, als sie der Zerstörung von Josuas Burg Naglimund entkamen. Noch während der Prinz und seine Schar die letzten zerbrochenen Stufen der Steige hinuntertaumelten, griff man sie an. Nur wenige Meter vom Saum des Aldheorte entfernt war rings um sie die Erde geborsten, und die falsche, mit dem Sturm über sie gekommene Nacht hatte gegellt von zwitschernden Schreien.

Überall waren Gräber aufgetaucht – *Bukken,* wie der junge Isorn sie

nannte. Hysterisch hatte er es herausgebrüllt und mit dem Schwert um sich gehauen. Doch trotz seiner Angst hatte der Herzogssohn viele der Wesen getötet; freilich hatten ihm die scharfen Zähne der Gräber und ihre primitiven gezackten Messer auch ein Dutzend – nicht allzu tiefer – Wunden zugefügt. Das war ein weiterer Grund zur Sorge: im Wald neigten selbst kleine Verletzungen dazu, sich zu entzünden.

Deornoth bewegte sich unruhig. Auch an seinem Arm hatten die kleinen Gestalten gehangen wie Ratten. In seiner würgenden Furcht hatte er sich beinahe die Hand vom Körper abgehackt, um die schnatternden Bestien abzuschütteln. Noch jetzt drehte sich sein Magen um, wenn er daran dachte. Er rieb seine Finger und erinnerte sich.

Endlich war es Josuas bedrängter Schar gelungen, sich zu befreien. Sie hatten so lange um sich gehackt, bis sie einen jähen Ausbruch in den Wald schafften. Seltsam, die so abweisenden Bäume schienen eine Art Freistatt zu bieten. Die wimmelnden Gräber, viel zu zahlreich, um besiegt zu sein, folgten ihnen nicht.

*Gibt es eine Macht in diesem Wald, die sie daran hindert?* grübelte Deornoth. *Oder, noch wahrscheinlicher, lebt dort etwas, das noch entsetzlicher ist als sie?*

Auf der Flucht hatten sie fünf zerrissene Klumpen zurückgelassen, die einmal Menschen gewesen waren. Die überlebende Truppe des Prinzen zählte jetzt gerade noch ein Dutzend Köpfe. Nach den qualvollen, keuchenden Atemzügen des Soldaten Helmfest zu urteilen, der in seinen Mantel gewickelt dicht am Feuer lag, würden sie bald noch weniger sein.

Die Herrin Vara tupfte das Blut von Helmfests geisterbleichen Wangen. Sie hatte den abwesenden, zerstreuten Blick eines Irren, den Deornoth einmal gesehen hatte, wie er stundenlang auf dem Marktplatz des Städtchens Naglimund saß und Wasser von einer Schüssel in die andere goß, immer und immer wieder, hin und her; nie ging ein Tropfen daneben. Diesen lebendigen Toten zu versorgen, war ebenso sinnlos, davon war Deornoth überzeugt, und er sah es in Varas dunklen Augen.

Prinz Josua hatte sich nicht mehr um Vara gekümmert als um die anderen Mitglieder seiner erschöpften Schar. Trotz des Entsetzens und der Müdigkeit, die sie mit den anderen Überlebenden teilte, ließ sich nicht übersehen, daß sie über diese Nichtachtung außer sich vor Wut war. Deornoth kannte die stürmische Beziehung zwischen Josua und Vara nun schon lange, ohne je recht zu wissen, was er davon halten sollte. Manchmal ärgerte er sich über die Frau aus den Thrithingen, weil sie den Prinzen von seinen

Pflichten ablenkte oder ihn an ihrer Erfüllung hinderte; dann wieder tat Vara, deren aus dem Herzen kommende Leidenschaften oft stärker waren als ihre Geduld, ihm leid. Josua konnte die Menschen mit seiner ständigen Vorsicht und Bedachtsamkeit manchmal verrückt machen und neigte selbst in seinen besten Zeiten zur Schwarzseherei. Deornoth dachte bei sich, der Prinz müsse für eine Frau, die ihn liebte und mit ihm lebte, ein äußerst schwieriger Mann sein.

Neben Deornoth unterhielten sich der alte Narr Strupp und Sangfugol der Harfner; es klang mutlos. Der Weinschlauch des Narren lag leer und flach am Boden; es war der einzige Wein gewesen, den die Überlebenden für lange Zeit zu Gesicht bekommen würden. Strupp hatte ihn allein und in nur wenigen Schlucken ausgetrunken, was seine Kameraden zu einer Reihe von spitzen Bemerkungen veranlaßt hatte. Seine wäßrigen Äuglein hatten beim Trinken zornig gezwinkert wie die eines alten Hahns, der einen Eindringling aus dem Hühnerhof scheucht.

Die einzigen, die sich im Moment nützlich beschäftigten, waren die Herzogin Gutrun, Isgrimnurs Gemahlin, und Vater Strangyeard, der Archivar von Naglimund. Gutrun hatte ihren schweren Brokatrock vorn und hinten aufgeschlitzt und war nun dabei, die offenen Stücke zusammenzunähen, um besser durch das dichte Unterholz des Aldheorte hindurchzukommen. Strangyeard, dem diese Idee vernünftig schien, sägte mit Deornoths stumpf gewordenem Messer eifrig am Vorderteil seiner Kutte herum.

Der finstere Rimmersmann Einskaldir saß in seiner Nähe, von ihm getrennt durch eine still daliegende Gestalt, eine dunkle Erhebung im Schein des Feuers. Es war die kleine Dienstmagd, an deren Namen sich Deornoth nicht erinnern konnte. Sie war mit ihnen aus dem Wohnflügel der Burg geflohen und hatte den ganzen langen Weg die *Steige* hinauf und wieder hinab still vor sich hin geweint.

Das heißt, sie hatte geweint, bis die Gräber über sie herfielen. An ihrer Kehle hatten sie gehangen wie Terrier an einem Keiler, selbst als die Klingen der Männer, die die Kleine retten wollten, ihnen die Körper von den Hälsen gemäht hatten. Nun weinte sie nicht mehr. Sie war ganz, ganz still und hielt mühsam am Leben fest.

Deornoth fühlte eine Welle aufgestauten Grauens in sich aufsteigen. Barmherziger Usires, was hatten sie getan, um solch furchtbare Vergeltung zu verdienen? Welcher abscheulichen Sünde waren sie schuldig, daß ihre Strafe darin bestehen mußte, Naglimund von der Erde zu tilgen?

Er zwang die Panik nieder, von der er wußte, daß sie ihm unmißver-

ständlich ins Gesicht geschrieben stand, und blickte sich um. Usires sei Dank, niemand achtete auf ihn, keiner hatte seine schändliche Angst bemerkt. Denn schließlich ziemte sich ein derartiges Betragen nicht für ihn: Deornoth war ein Ritter. Stolz erfüllte ihn, weil er den Handschuh seines Prinzen auf seinem Haupte gefühlt und die Verkündung seines ritterlichen Dienstes gehört hatte. Er wünschte sich nichts als den sauberen Schrecken der Schlacht mit Feinden, die Menschen waren – keine winzigen, quiekenden Gräber oder fischweiße Nornen mit steinernen Gesichtern wie die Zerstörer von Josuas Burg. Wie konnte man mit Geschöpfen kämpfen, die aus Gruselmärchen für Kinder stammten?

Es mußte der Tag des Abwägens sein, der endlich gekommen war. Eine andere Erklärung gab es nicht. Mochten es auch lebendige Wesen sein, gegen die sie fochten – sie bluteten und starben, und konnte man das von Dämonen sagen? –, es waren dennoch Mächte der Finsternis. Die *Letzten Tage* waren nun wirklich angebrochen.

Merkwürdigerweise gab diese Vorstellung Deornoth ein wenig Kraft. Denn war es nicht die wahre Berufung eines Ritters, Herrn und Land gegen übernatürliche so gut wie gegen natürliche Gegner zu verteidigen? Hatte es der Priester vor Deornoths Ritterschlagswache nicht so gesagt? Er zwang die furchtsamen Gedanken in ihre gebührende Bahn zurück. Er war immer so stolz auf sein gelassenes Gesicht gewesen, seinen langsamen und bedächtigen Zorn; das war auch der Grund, weshalb ihm die zurückhaltende Art seines Prinzen immer so gelegen hatte. Wie konnte Josua andere führen, wenn nicht dadurch, daß er sich selbst beherrschte?

Als ihm Josua wieder einfiel, warf Deornoth dem Prinzen erneut einen verstohlenen Blick zu und merkte, daß seine Sorgen wiederkehrten. Es schien, als breche der Panzer der Geduld, den Josua so lange getragen hatte, endlich auseinander, zerspellt von Kräften, denen kein Mann widerstehen konnte.

Während sein Lehnsmann ihn so betrachtete, starrte Josua hinaus in die windverwehte Dunkelheit, und seine Lippen bewegten sich. Tonlos sprach er mit sich selbst, die Stirn in schmerzlicher Konzentration gerunzelt.

Deornoth konnte den Anblick nicht länger ertragen. »Prinz Josua!« rief er leise. Der Prinz beendete seine stumme Rede, ohne dem jungen Ritter einen Blick zu schenken. Deornoth versuchte es ein zweites Mal. »Josua?«

»Ja, Deornoth?« kam endlich die Antwort.

»Herr«, begann der Ritter und begriff, daß es nichts zu sagen gab. »Herr, mein guter Herr…«

Deornoth biß sich auf die Unterlippe und hoffte auf eine Eingebung, einen Funken für seine müden Gedanken. Da setzte sich Josua plötzlich auf und richtete den Blick, der noch eben ziellos umhergeschweift war, fest auf das Dunkel hinter dem vom Feuer geröteten Waldessaum.

»Was ist?« fragte Deornoth alarmiert. Isorn, der hinter ihm geschlummert hatte, fuhr beim Klang der Stimme seines Freundes mit einem abgerissenen Schrei in die Höhe. Deornoth tastete nach seinem Schwert und zog es, schon halb aufgesprungen, aus der Scheide.

»Ruhe.« Josua hob den Arm.

Ein Schauer des Entsetzens legte sich über das Lager. Sekunden, die immer länger wurden, verstrichen, ohne daß etwas geschah, dann vernahmen es auch die andern: unmittelbar hinter dem Ring des Lichts stampfte etwas schwerfällig durch das Unterholz.

»Die Unholde!« Varas Stimme hob sich vom Flüstern zum zitternden Aufschrei. Josua drehte sich um und packte ihren Arm. Er schüttelte sie grob, nur einmal.

»*Ruhe,* um der Liebe Gottes willen!«

Das Krachen brechender Äste kam näher. Jetzt waren auch Isorn und die Soldaten aufgesprungen. Hände umklammerten angstvoll die Schwertgriffe. Einige der anderen weinten leise und beteten.

Josua zischte: »Kein Bewohner des Waldes würde einen solchen Lärm machen.« Mit schlecht verhehlter Furcht zog er Naidel aus der Scheide. »Es ist etwas, das auf zwei Beinen geht…«

»*Helft mir!*« ertönte jetzt eine Stimme aus dem Dunkel. Die Nacht schien noch dunkler zu werden, als wollte die Schwärze sich über sie breiten und das matte Lagerfeuer ersticken.

Gleich darauf drängte sich etwas durch den Ring der Bäume. Als der Feuerschein es erfaßte, schlug es die Hände vor die Augen.

»Gott steh uns bei, Gott steh uns bei!« rief Strupp heiser.

»Seht doch, es ist ein Mann!« keuchte Isorn. »Ädon, er ist ganz voller Blut!«

Der Verwundete taumelte zwei Schritte näher ans Feuer, sank ruckartig in die Knie und wandte ihnen ein von geronnenem Blut beinahe schwarzes Gesicht zu, aus dem nur die Augen blicklos auf den Kreis verängstigter Menschen stierten.

»Helft mir«, stöhnte er wieder. Die Stimme kam langsam und zögernd; man konnte kaum erkennen, daß der Mann die Westerling-Sprache redete.

»Was soll dieser Wahnsinn, Herrin?« ächzte Strupp. Der alte Narr zupfte Herzogin Gutrun am Ärmel wie ein Kind. »Sagt mir, was ist das für ein Fluch, der auf uns liegt?«

»Ich glaube, ich kenne diesen Mann!« Deornoth schnappte nach Luft und merkte, wie die lähmende Furcht von ihm abfiel. Er sprang nach vorn, um den Zitternden beim Ellenbogen zu ergreifen und näher ans Feuer zu führen. Der Ankömmling war in zerfetzte Lumpen gehüllt. Ein Kranz aus verbogenen Ringen, alles, was von einem Panzerhemd übriggeblieben war, hing ihm an einem Kragen aus verkohltem Leder um den Hals. »Es ist der Spießkämpfer, der uns als Wache begleitet hat«, erklärte Deornoth Josua, »damals, als Ihr in dem Zelt vor den Mauern mit Eurem Bruder zusammentraft.«

Der Prinz nickte langsam. Sein Blick war aufmerksam, seine Miene undurchschaubar. »Ostrael…«, murmelte er. »War das nicht sein Name?« Er starrte den blutbespritzten jungen Spießkämpfer einen langen Augenblick an, dann traten Tränen in seine Augen, und er wandte sich ab.

»Hier, du armer Unglücklicher, hier…« Vater Strangyeard streckte dem Mann einen Wasserschlauch entgegen. Sie hatten kaum mehr Wasser als Wein, aber niemand sagte ein Wort. Das Wasser füllte Ostraels offenen Mund und floß über, bis es ihm über das Kinn rann. Anscheinend konnte er nicht schlucken.

»Die … Gräber haben ihn erwischt«, sagte Deornoth. »Ich weiß genau, daß ich gesehen habe, wie sie über ihn herfielen, dort in Naglimund.« Er fühlte die Schulter des Spießkämpfers unter seiner Berührung beben und hörte, wie der Mann pfeifend ein- und ausatmete. »Ädon, wie muß er gelitten haben!«

Ostraels Augen richteten sich auf ihn, selbst im trüben Lichtschein gelb und glasig. Wieder öffnete sich im dunkel verkrusteten Gesicht der Mund. »Helft…« Die Stimme war schmerzhaft langsam, als müßte jedes schwerfällige Wort den Hals hinauf zum Mund gehievt werden, bevor es von dort in die Luft hinausstolperte. »Es … tut mir weh«, schnaufte er. »Hohl.«

»Gottes *Baum*, was können wir nur für ihn tun?« stöhnte Isorn. »Uns tut allen etwas weh.«

Ostraels Mund stand weit offen. Er starrte mit blinden Augen nach oben.

»Wir können seine Wunden verbinden.« Isorns Mutter Gutrun hatte ihre beachtliche Haltung wiedergewonnen. »Und ihm einen Mantel geben. Wenn er bis morgen früh am Leben bleibt, sehen wir weiter.«

Josua hatte sich umgedreht und musterte den jungen Spießkämpfer noch

einmal. »Die Herzogin hat wie immer recht. Vater Strangyeard, seht nach, ob Ihr einen Mantel für ihn finden könnt. Vielleicht kann einer der leichter Verwundeten seinen entbehren.«

»Nein!« grollte Einskaldir. »Die Sache gefällt mir nicht!«

Verwirrtes Schweigen breitete sich über die Versammlung.

»Gewiß mißgönnst du doch…« fing Deornoth an und rang dann vor Schreck nach Luft, als Einskaldir einen Satz an ihm vorbei machte, den keuchenden Ostrael an den Schultern packte und grob zu Boden riß. Er hockte sich auf die Brust des jungen Spießkämpfers. Wie durch Zauber blitzte das lange Messer des bärtigen Rimmersmannes auf und lag plötzlich wie ein gleißendes Lächeln quer über Ostraels blutverschmiertem Hals.

»Einskaldir!« Josuas Gesicht war bleich. »Was soll dieser Irrsinn?«

Der Rimmersmann sah sich nach ihm um. Ein seltsames Grinsen zerschlitzte sein bärtiges Gesicht. »Das ist kein richtiger Mensch, und wenn Ihr hundertmal glaubt, ihn schon früher gesehen zu haben.«

Deornoth streckte die Hand nach Einskaldir aus, zog sie aber schnell zurück, als das Messer des Rimmersmanns an seinen ausgestreckten Fingern vorbeizischte.

»Narren! *Seht doch!*« Einskaldir deutete mit dem Messergriff nach dem Feuer.

Am Rand der Feuerstelle lag in der Glut Ostraels nackter Fuß. Das Fleisch brannte, färbte sich qualmend schwarz, aber der Spießkämpfer selbst lag fast behaglich unter Einskaldir, und seine Lungen pfiffen, während er mühsam ein- und ausatmete.

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Ein erstickender, das Mark gefrieren lassender Nebel schien sich über die Lichtung zu senken. Es war so grauenvoll unheimlich und gleichzeitig so unabänderlich wie ein Alptraum. Waren sie auf ihrer Flucht vor dem Untergang Naglimunds in das pfadlose Land des Wahnsinns geraten?

»Vielleicht sind seine Wunden…«, begann Isorn.

»Dummkopf! Er fühlt kein Feuer«, fauchte Einskaldir. »Und er hat einen Schnitt in der Kehle, der jeden umbringen würde. *Hier! Seht!*« Er zwang Ostraels Kopf nach hinten, bis die Umstehenden die zerfetzten, flatternden Wundränder sehen konnten, die von einer Kinnseite zur anderen reichten. Vater Strangyeard, der sich dicht darübergebeugt hatte, gab einen würgenden Laut von sich und wandte sich ab.

»Sagt mir nur, er wäre kein Gespenst«, fuhr der Rimmersmann fort und

wurde im selben Moment beinah zu Boden geworfen, als der Körper des Spießkämpfers sich unter ihm aufbäumte. »Haltet ihn fest!« schrie Einskaldir und versuchte sein Gesicht von Ostraels Kopf fernzuhalten, der von einer Seite auf die andere schnellte. Zähne schnappten in die leere Luft.

Deornoth stürzte vor und umklammerte einen der dünnen Arme; er war kalt und hart wie Stein, aber immer noch grausig biegsam. Auch Isorn, Strangyeard und Josua strengten sich an, den sich windenden, bockenden Leib zu bändigen. Das Halbdunkel hallte wider von panikerfüllten Flüchen. Als Sangfugol hinzukam und den letzten noch freien Fuß niederhielt, indem er sich mit beiden Armen daran hängte, wurde der Körper sekundenlang still. Trotzdem konnte Deornoth fühlen, wie sich unter der Haut die Muskeln bewegten, spannten und entspannten und Kräfte für einen neuen Angriff sammelten. Zischend sog der verzerrte Idiotenmund des Spießkämpfers Luft ein und stieß sie wieder aus.

Auf dem gereckten Hals hob sich Ostraels Kopf, und das verkohlte Gesicht drehte sich einem nach dem anderen zu. Dann schienen mit grausiger Plötzlichkeit die starren Augen schwarz zu werden und nach innen zu fallen. Gleich darauf glühte flackernd blutrotes Feuer in den leeren Höhlen auf, und der mühsame Atem verstummte. Jemand kreischte auf, ein dünner Schrei, der schnell in erstickendem Schweigen verging.

Wie der feuchtkalte, alles zerquetschende Griff einer titanischen Hand erfaßten Abscheu und nackte Angst das ganze Lager und hielten es fest, als der Gefangene sprach.

»*So*«, begann das Wesen. Nichts Menschliches lag mehr in dieser Stimme, nur der furchtbare, eisige Klang leerer Weiten; die Worte dröhnten und wehten wie schwarzer, ungebändigter Wind. »*So wäre es viel einfacher gewesen … doch ein rascher Tod im Schlaf ist euch nun nicht mehr vergönnt.*«

Deornoth fühlte sein Herz rasen wie das eines Kaninchens in der Falle; es raste, daß er dachte, es müsse ihm aus der Brust springen. Er merkte, wie ihm die Kraft aus den Fingern rann, die noch den Körper gepackt hielten, der einst Ostrael Firsframs-Sohn gewesen war. Durch das zerfetzte Hemd berührte er Fleisch, das kalt war wie ein Grabstein und dennoch von gräßlicher Lebenskraft bebte.

»Was bist du?« fragte Josua und bemühte sich, seine Stimme ruhig klingen zu lassen. »Und was hast du diesem armen Mann angetan?«

Das Unwesen lachte, beinahe heiter, wenn nicht diese furchtbare Leere

in seiner Stimme gewesen wäre. »*Ich habe diesem Geschöpf nichts angetan. Es war natürlich schon tot, oder doch fast – tote Sterbende waren bequem zu haben in den Ruinen deines Freiguts, Trümmerprinz.*«

Jemand hatte seine Fingernägel in die Haut an Deornoths Arm gebohrt, aber das verwüstete Gesicht bannte seinen Blick wie eine am Ende eines langen, schwarzen Tunnels glimmende Kerze.

»Wer bist du?« fragte Josua.

»*Ich bin einer der Herren über deine Burg … und über deinen endgültigen Tod*«, erwiderte das Unwesen mit giftiger Würde, »*keinem Sterbenden schulde ich Antwort. Hätte der Bärtige nicht so scharfe Augen, wären euch heute nacht allen lautlos die Hälse durchgeschnitten worden; das hätte uns viel Zeit und Ärger erspart. Wenn eure fliehenden Geister der einst kreischend im endlosen Dazwischen enden, dem wir entkommen sind, so wird das unser Werk sein. Wir sind die Rote Hand, Ritter des Sturmkönigs – und er ist Herrscher über alle.*«

Mit einem Zischlaut aus der zerrissenen Kehle klappte der Körper jäh zusammen wie ein Scharnier, um sich dann mit der furchtbaren Kraft einer versengten Natter wieder aufzubäumen. Deornoth merkte, wie sein Griff sich lockerte. In einem Funkenregen flackerte das zertretene Feuer auf, und irgendwo neben sich hörte er Vara schluchzen. Angstvolle Schreie der anderen erfüllten die Nacht. Deornoth begann von dem Leichnam herunterzugleiten. Isorns Gewicht schob sich über ihn. Deornoth vernahm die Schreckensrufe seiner Gefährten, die sich in sein eigenes verzweifeltes Gebet um Kraft mischten … Plötzlich ließ das Zucken nach. Der Körper unter ihm peitschte noch lange Sekunden nach allen Seiten wie ein verendender Aal und lag dann endlich still.

»Was …?« brachte Deornoth endlich hervor.

Einskaldir, nach Atem ringend, deutete mit dem Ellenbogen auf die Erde, während er den reglosen Körper weiterhin fest gepackt hielt. Abgetrennt von seinem scharfen Messer, war Ostraels Kopf eine Armlänge weit fortgerollt, fast außer Reichweite des Feuerscheins. Noch während ihn alle anstierten, verzogen sich die toten Lippen zu einem Fauchen. Das blutrote Licht erlosch, die Augenhöhlen gähnten wie leere Brunnen. Ein dünnes, wisperndes Geräusch, von einem letzten Atemhauch herausgepreßt, entrang sich dem verwüsteten Mund.

»*Kein Entkommen … Nornen finden euch … kein…*« Das Wesen verstummte.

»Beim Erzengel…« Vor Entsetzen heiser brach Strupp der Narr das

Schweigen.

Josua holte unsicher Atem. »Wir müssen dem Opfer des Dämons ein ädonitisches Begräbnis geben.« Der Prinz sprach mit fester Stimme, was jedoch, wie deutlich zu erkennen war, eine heldenhafte Willensanstrengung erforderte. Er sah sich nach Vara um, deren Mund vor Schrecken offenstand. Ihre Augen waren weit aufgerissen. »Und dann müssen wir fliehen. Sie verfolgen uns tatsächlich.« Josua machte kehrt und fing Deornoths starren Blick auf. »Ein ädonitisches Begräbnis«, wiederholte er.

»Zuerst«, keuchte Einskaldir, »schneide ich auch noch die Arme und Beine ab.« Aus einer langen Kratzwunde in seinem Gesicht strömte Blut. Er hob sein Handbeil auf und machte sich an die Arbeit. Die anderen wandten sich ab.

Die Waldnacht kroch noch näher heran.

Langsam schritt der alte Gealsgiath über das nasse, bockende Deck seines Schiffs auf die beiden in Kapuzenmäntel gehüllten Gestalten zu, die sich an die Steuerbordreling duckten. Als er näherkam, drehten sie sich um, ohne jedoch die Hände von der Reling zu lassen.

»Höllenverdammtes Scheißwetter!« brüllte der Kapitän ihnen über das Heulen des Windes zu. Die Verhüllten schwiegen. »Heute nacht werden Männer zu den Kilpa-Betten ins Große Grün hinuntersteigen und dort schlafen«, fügte der alte Gealsgiath in schreiendem Gesprächston hinzu. Sein dicker, schnarrender Hernystiri-Akzent übertönte sogar das Knattern und Knarren der Segel. »Ein Wetter zum Ersaufen ist das, jawohl.«

Die umfangreichere der beiden Gestalten schob die Kapuze zurück und schielte mit zusammengekniffenen Augen aus ihrem rosigen, vom Regen gepeitschten Gesicht.

»Sind wir in Gefahr?« schrie Bruder Cadrach.

Gealsgiath lachte, daß sein braunes Gesicht Runzeln bekam. Der Wind verschluckte die Laute seiner Erheiterung. »Nur falls Ihr schwimmen gehen wollt. Wir sind schon fast im Windschatten von Ansis Pelippé und nahe an der Hafeneinfahrt.«

Cadrach machte kehrt, um in die brodelnde Dämmerung, undurchsichtig von Regen und Nebel, hinauszustarren. »Wir sind fast da?« brüllte er und drehte sich wieder um.

Der Kapitän hob einen gekrümmten Finger, um auf einen schwärzeren Streifen Dunkelheit steuerbord vor dem Bug zu weisen.

»Der große schwarze Fleck dort, das ist der Berg von Perdruin – ›Streáwes Kirchturm‹ heißt er bei manchen. Wir werden durch das Hafentor schlüpfen, noch bevor es ganz dunkel ist. Wenn uns der Wind keinen Streich spielt. Brynioch – verflucht komisches Wetter für den Yuven-Monat.«

Cadrachs kleiner Begleiter warf einen verstohlenen Blick auf Perdruins Schatten im grauen Nebel und ließ den Kopf wieder sinken.

»Jedenfalls, Vater«, schrie Gealsgiath über die Elemente hinweg, »legen wir heute abend an und bleiben zwei Tage. Ich gehe davon aus, daß Ihr uns verlaßt, weil Ihr das Fahrgeld nur bis hierher bezahlt habt. Vielleicht habt Ihr aber Lust, mit ins Dock zu kommen und ein Glas mit mir zu trinken – sofern Euer Glaube es nicht verbietet.«

Der Kapitän grinste. Jeder, der sich in Schenken auskannte, wußte, daß ädonitischen Mönchen die Freuden starker Getränke nicht fremd waren.

Bruder Cadrach musterte kurze Zeit die wogenden Segel und richtete dann die seltsamen, merkwürdig kalten Augen auf den Seefahrer. Sein rundes Gesicht legte sich in lächelnde Falten.

»Seid bedankt, Kapitän, aber die Antwort ist nein. Der Junge und ich werden nach dem Anlegen noch eine Weile an Bord bleiben. Er fühlt sich nicht wohl, und ich habe es nicht eilig, ihn von hier fortzutreiben. Wir haben bis zum Kloster noch einen weiten Weg vor uns, und das meistens auch noch bergauf.« Die kleine Gestalt langte nach oben und zupfte absichtsvoll an Cadrachs Ellenbogen, aber der Mönch achtete nicht darauf.

Gealsgiath zuckte die Achseln und zog seine formlose Stoffmütze tiefer in die Stirn. »Das wißt Ihr selbst am besten, Vater. Ihr habt Eure Fahrt bezahlt und Eure Arbeit an Bord getan, obwohl ich sagen würde, daß Euer Junge den Löwenanteil davon geleistet hat. Ihr könnt jederzeit aufbrechen, bevor wir die Segel nach Crannhyr setzen.« Er machte kehrt, winkte mit der Hand, an der die Knöchel wie Knoten hervortraten, und entfernte sich über die schlüpfrigen Planken, wobei er noch rief: »Aber wenn sich der Bursche nicht wohl fühlt, würde ich ihn lieber rasch nach unten bringen!«

»Wir haben nur etwas frische Luft geschöpft!« brüllte Cadrach ihm nach. »Höchstwahrscheinlich werden wir morgen früh an Land gehen! Habt Dank, wackerer Kapitän!«

Während der alte Gealsgiath davonstapfte, bis er in Regen und Nebel verschwunden war, drehte sich Cadrachs Begleiter um und sah dem Mönch ins Gesicht.

»Warum bleiben wir an Bord?« wollte Miriamel wissen, in deren hüb-

schen, scharfgeschnittenen Zügen sichtlicher Zorn stand. »Ich will herunter von diesem Schiff! Jede Stunde ist von Bedeutung!« Der Regen war selbst durch ihre dicke Kapuze gedrungen und klebte ihr das schwarze Haar in triefenden Stachelsträhnen an die Stirn.

»Psst, Herrin, psst.« Bruder Cadrachs Lächeln wirkte jetzt eine Spur aufrichtiger. »Natürlich gehen wir von Bord – und zwar beinahe sofort nach der Landung. Macht Euch keine Sorgen.«

»Und warum habt Ihr ihm dann gesagt …?« Miriamel war erbost.

»Weil Seeleute gern reden, und ich wette, daß keiner lauter und länger schwatzt als unser Kapitän. Es gab aber keine Möglichkeit, ihn daran zu hindern, Sankt Muirfath weiß es. Hätten wir ihm Geld gegeben, damit er den Mund hält, würde er sich jetzt nur noch schneller vollaufen lassen und noch mehr Reden halten. Wenn sich nun aber jemand nach Neuigkeiten über uns umhört, glaubt er wenigstens, wir wären noch auf dem Schiff. Vielleicht verhält man sich dann ruhig und wartet so lange auf unser Herauskommen, bis das Schiff wieder in See sticht, zurück nach Hernystir. Inzwischen sind wir dann in Ansis Pelippé unauffällig an Land gegangen.« Cadrach schnalzte befriedigt mit der Zunge.

»Oh.« Miriamel dachte einen Augenblick schweigend nach. Wieder einmal hatte sie den Mönch unterschätzt. Seitdem sie in Abaingeat Gealsgiaths Schiff bestiegen hatten, war Cadrach nüchtern. Kein Wunder freilich, denn auf der Reise war ihm mehrfach heftig übel geworden. Aber hinter dem runden Gesicht verbarg sich ein scharfer Verstand. Wieder, und, davon war sie überzeugt, nicht zum letzten Mal, fragte sie sich, was wohl wirklich in Cadrach vorging.

»Tut mir leid«, meinte sie endlich. »Das war ein guter Einfall. Glaubt Ihr tatsächlich, daß man nach uns sucht?«

»Es wäre töricht von uns, etwas anderes anzunehmen, Herrin.« Der Mönch nahm ihren Ellenbogen und führte sie in den spärlichen Schutz des Unterdecks zurück.

Als sie Perdruin dann schließlich zu Gesicht bekam, schien es, als sei ein riesiges Schiff aus dem unruhigen Meer aufgestiegen und erhebe sich nun jäh vor ihrem kleinen, zerbrechlichen Fahrzeug. Eben noch war da nichts weiter gewesen als die dichte Schwärze vor ihrem Bug; im nächsten Augenblick, als habe jemand einen letzten Vorhang aus verhüllendem Nebel fortgezogen, ragte es über ihnen auf wie der Schnabel eines mächtiger Seglers.

Durch den Nebel glänzten tausend Lichter, winzig wie Glühwürmchen,

die den gewaltigen Felsen in der Nacht funkeln ließen. Als Gealsgiaths Frachter durch die Hafenrinne glitt, stieg über ihnen die Insel immer weiter in die Höhe, ihr gebirgiger Rücken ein Keil aus Dunkelheit, der endlos nach oben stieß und sogar den nebelverhangenen Himmel zudeckte.

Cadrach hatte es vorgezogen, unter Deck zu bleiben. Dagegen hatte Miriamel nicht das geringste einzuwenden. Sie stand an der Reling und hörte zu, wie die Matrosen in der laternengespickten Dunkelheit riefen und lachten, während sie die Segel einrollten. Stimmen erhoben sich zu rauhem Gesang, nur um abrupt in Flüche und neues Gelächter überzugehen.

Hier im Windschatten der Hafengebäude wehte der Wind sachter. Miriamel spürte, wie ihr ungewohnte Wärme vom Rücken bis in den Nacken stieg, und sie wußte, ohne nachzudenken, was das bedeutete: sie war glücklich. Sie war frei und folgte ihrem selbstgewählten Weg; das war, solange sie zurückdenken konnte, nicht mehr der Fall gewesen.

Sie hatte Perdruin nicht mehr betreten, seit sie ein kleines Mädchen gewesen war, aber dennoch empfand sie in gewisser Weise, als wäre sie nach Hause gekommen. In ganz früher Jugend hatte ihre Mutter Hylissa sie hierher mitgebracht, anläßlich eines Besuchs bei Hylissas Schwester, der Herzogin Nessalanta, in Nabban. Sie hatten in Ansis Pelippé Station gemacht, um Graf Streáwe einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Miriamel konnte sich kaum daran erinnern – sie war wirklich noch sehr klein gewesen –, aber da hatte es einen alten Mann gegeben, der ihr eine Mandarine geschenkt hatte, und einen von hohen Mauern umfriedeten Garten mit einem gepflasterten Weg. Miriamel war hinter einem langschwänzigen, wunderschönen Vogel hergelaufen, und ihre Mutter hatte Wein getrunken und gelacht und sich mit anderen Erwachsenen unterhalten.

Der freundliche alte Mann mußte der Graf gewesen sein, entschied sie. Ganz bestimmt war es der Garten eines reichen Mannes gewesen, in dem sie gesessen hatten, ein in einem Schloßhof verstecktes, sorgsam gehegtes Paradies. Es hatte blühende Bäume gegeben und herrliche silberne und goldene Fische, die in einem Teich schwammen, den man mitten in den Weg hineingesetzt hatte …

Der Hafenwind nahm an Stärke zu und zerrte an ihrem Mantel. Die Reling unter ihren Fingern war kalt. Sie steckte die Hände unter die Arme.

Der Besuch in Ansis Pelippé hatte noch nicht lange zurückgelegen, als ihre Mutter auf eine andere Reise gegangen war, diesmal ohne Miriamel. Onkel Josua hatte Hylissa zu Miriamels Vater Elias bringen wollen, der mit seinem Heer im Felde stand. Es war die Reise gewesen, die Josua zum

Krüppel gemacht hatte und von der Hylissa niemals zurückgekehrt war. Elias, fast stumm vor Gram, zu zornig, um mit ihr über den Tod zu sprechen, hatte seiner kleinen Tochter nur erzählt, ihre Mutter könne nie wieder zu ihr kommen. Mit ihrem kindlichen Verstand hatte sich Miriamel ihre Mutter als Gefangene vorgestellt, irgendwo in einem ummauerten Garten, einem wunderschönen Ort, den Hylissa niemals mehr verlassen durfte, nicht einmal, um ihre Tochter zu besuchen, die doch so große Sehnsucht nach ihr hatte…

Viele Nächte hatte diese Tochter wach gelegen, lange nachdem sie von ihren Dienerinnen zu Bett gebracht worden war, hatte hinauf in die Dunkelheit gestarrt und Pläne geschmiedet, ihre verlorene Mutter aus einem blühenden, von endlosen, gepflasterten Wegen durchzogenen Gefängnis zu befreien…

Seitdem war nichts mehr gewesen, wie es sein sollte. Es war, als hätte ihr Vater nach dem Tod ihrer Mutter ein schleichendes Gift getrunken, ein furchtbares Gift, das in ihm schwärte und ihn langsam zu Stein werden ließ.

Wo war er? Was tat Hochkönig Elias in diesem Augenblick?

Miriamel blickte zu der schattendunklen Berginsel auf und spürte, wie ihre Sekunde Glück von ihr fortgerissen wurde, als zerre der Wind ihr ein Tuch aus der Hand. Jetzt, in diesem Moment, belagerte ihr Vater Naglimund und tobte an den Mauern von Josuas Burg seinen schrecklichen Zorn aus. Isgrimnur, der alte Strupp, sie alle kämpften um ihr Leben, während sie hier auf dem düsteren, glatten Rücken des Ozeans an den Lichtern des Hafens vorüberglitt. Und der Küchenjunge Simon mit dem roten Haar, der so ungeschickt war und es so gut mit ihr meinte, mit seiner unverhehlten Sorge und Verwirrung – beim Gedanken an ihn durchzuckte sie ein stechender Schmerz. Er und der kleine Troll waren in den pfadlosen Norden geritten und würden vielleicht nie zurückkehren.

Sie richtete sich auf. Der Gedanke an ihre einstigen Gefährten erinnerte sie an ihre Pflicht. Sie spielte die Rolle eines Mönchsschülers, und zwar eines kranken. Sie gehörte unter Deck. Das Schiff würde bald anlegen.

Miriamel lächelte bitter. So viele Täuschungen! Befreit vom Hofe ihres Vaters, spielte sie doch immer noch den Menschen etwas vor. Das traurige Kind in Nabban und Meremund hatte oft so getan, als sei es glücklich. Die Lüge war besser gewesen als eine Antwort auf die gutgemeinten Fragen, auf die es doch keine Antwort gab. Als ihr Vater sich von ihr zurückzog, hatte sie vorgegeben, es mache ihr nichts aus, obwohl ihr zumute gewesen

war, als fresse sie etwas bei lebendigem Leib auf.

Wo war Gott, hatte sich die jüngere Miriamel gefragt; wo war er, als Liebe sich allmählich zu Gleichgültigkeit verhärtete und aus Fürsorge Pflichterfüllung wurde? Wo war Gott, als ihr Vater Elias den Himmel um Antworten anflehte, während seine Tochter in den Schatten vor seinem Gemach atemlos lauschte?

*Vielleicht hat Er meine Lügen geglaubt,* dachte sie gallig und stieg die vom Regen glitschigen Holztreppen zum Unterdeck hinunter. *Vielleicht wollte Er sie ja glauben, damit Er sich wichtigeren Dingen zuwenden konnte.*

Die Stadt auf dem Berghang war hell erleuchtet und die regnerische Nacht voller maskierter Feiernder. Es war Mittsommerfest in Ansis Pelippé, und trotz des für die Jahreszeit unpassenden Wetters herrschte in den engen, krummen Gassen lärmende Fröhlichkeit.

Miriamel trat einen Schritt zurück, als ein halbes Dutzend als angekettete Affen verkleideter Männer rasselnd und stolpernd an ihr vorbeigeführt wurde. Einer der betrunkenen Spieler sah sie im dunklen Torweg eines der Häuser mit den geschlossenen Fensterläden stehen und drehte sich nach ihr um. Sein unechter Pelz war vom Regenwasser verklebt, und er blieb stehen, als wollte er ihr etwas sagen. Statt dessen jedoch rülpste der Affenmensch nur, lächelte entschuldigend durch die Mundöffnung seiner schiefsitzenden Maske und heftete dann den bekümmerten Blick wieder auf das unebene Kopfsteinpflaster vor seinen Füßen.

Während die Affen davontorkelten, tauchte auf einmal Cadrach wieder neben ihr auf.

»Wo wart Ihr?« fragte sie. »Fast eine Stunde seid Ihr fortgeblieben.«

»Nicht so lange, Herrin, gewiß nicht.« Cadrach schüttelte den Kopf. »Ich habe verschiedenes herausgefunden, das uns nützlich sein wird. Sehr nützlich.« Er schaute sich um. »Ach, was für eine wilde Nacht das doch ist, nicht wahr?«

Miriamel zog Cadrach wieder auf die Straße hinaus. »Hier käme man nie auf den Gedanken, daß im Norden Krieg geführt wird und Menschen sterben«, erklärte sie mißbilligend. »Auch nicht darauf, daß der Krieg vielleicht auch Nabban schon bald erreichen wird, und dabei liegt es gleich auf der anderen Seite der Bucht.«

»Natürlich nicht, Herrin«, schnaufte Cadrach und paßte seine kürzeren Schritte so gut er konnte den ihren an. »Das ist typisch Perdruinesisch, von solchen Dingen eben gerade nichts zu wissen. So gelingt es ihnen, sich

fröhlich aus fast allen Auseinandersetzungen herauszuhalten und sowohl den schließlichen Sieger als auch den am Ende Besiegten zu bewaffnen und zu versorgen – *und* dabei noch einen beachtlichen Gewinn herauszuschlagen.« Er grinste und rieb sich das Wasser aus den Augen. »Und das ist etwas, für das selbst die Leute von Perdruin in den Krieg ziehen würden: wenn es darum geht, ihren Profit zu verteidigen.«

»Dann überrascht es mich nur, daß noch niemand diese Insel überfallen hat.« Die Prinzessin wußte selbst nicht, warum die Unbekümmertheit der Bürger von Ansis Pelippé sie so aufbrachte, aber jedenfalls fühlte sie sich aufs äußerste gereizt.

»Überfallen? Das Wasserloch trüben, aus dem alle trinken?«

Cadrach betrachtete sie verblüfft. »Meine liebe Miriamel – verzeiht, mein lieber *Malachias* (ich darf das nicht vergessen, denn wir werden uns bald in einer Umgebung bewegen, in der Euer wahrer Name nicht unbekannt ist) – mein lieber Malachias also, Ihr müßt noch viel von der Welt lernen.« Er schwieg einen Moment, während eine neue Schar Kostümierter vorüberhüpfte und sich laut und betrunken über die Worte irgendeines Liedes zankte. »Da«, meinte der Mönch und machte eine Gebärde hinter ihnen her, »da habt Ihr ein Beispiel dafür, daß das, was Ihr meint, nie eintreten wird. Habt Ihr den kleinen Streit verfolgt?«

Miriamel zog die Kapuze tiefer, um sich vor dem schräg einfallenden Regen zu schützen. »Zum Teil«, erwiderte sie, »kommt es darauf an?«

»Wichtig ist nicht das *Was* der Auseinandersetzung, sondern das *Wie*. Diese Leute waren sämtlich aus Perdruin, wenn mich mein Ohr für Akzente nach soviel Meeresrauschen nicht täuscht. Aber gestritten haben sie sich in der Westerlingsprache.«

»Und?«

»Nun ja.« Cadrach kniff die Augen zusammen, als suche er etwas auf der überfüllten, von Laternen erhellten Gasse, redete dabei aber ständig weiter. »Ihr und ich, wir sprechen Westerling, aber mit Ausnahme Eurer erkynländischen Landsleute – und von ihnen auch nicht alle – spricht niemand diese Sprache zu Hause unter seinesgleichen. Die Rimmersmänner in Elvritshalla gebrauchen die Rimmerspakk; wir Hernystiri reden in Crannhyr oder Hernysadharc in unserer eigenen Zunge. Nur die Perdruineser haben die Staatssprache Eures Großvaters König Johan angenommen, und für sie ist sie jetzt wirklich die Hauptsprache.«

Miriamel blieb mitten auf der regennassen Straße stehen, so daß die feiernde Menge sich wie in einem Strudel an ihr vorbeidrängen mußte. Tau-

send Öllampen ließen eine falsche Morgendämmerung über den Giebeln der Häuser aufsteigen. »Ich bin müde und hungrig, Bruder Cadrach, und ich verstehe nicht, worauf Ihr hinauswollt.«

»Ganz einfach. Die Perdruineser sind, wie sie sind, weil sie anderen gefallen wollen – oder, um es deutlicher zu sagen, sie wissen, wohin der Wind weht, und folgen dieser Richtung, damit sie ihn immer im Rücken haben. Wären wir Hernystiri ein Volk von Eroberern, dann würden die Kaufleute und Seefahrer von Perdruin ihr Hernystiri aufpolieren. ›Wenn ein König Appetit auf Äpfel hat‹, sagen die Nabbanai, ›pflanzt Perdruin Obstgärten.‹ Töricht wäre es von jedem anderen Volk, einen so willigen Freund und hilfreichen Verbündeten anzugreifen.«

»Das heißt, Ihr meint, daß die Seelen dieser Perdruineser käuflich sind?« wollte Miriamel wissen. »Daß sie nur dem Starken treu sind?« Cadrach lächelte. »Das klingt verächtlich, Herrin, aber so scheint es mir präzise formuliert, ja.«

»Dann sind sie nicht besser –«, sie blickte sich vorsichtig um und kämpfte gegen ihre Wut, »– nicht besser als Huren!«

Das wettergegerbte Gesicht des Mönchs nahm einen kühlen, abweisenden Ausdruck an; sein Lächeln war eine reine Formalität. »Nicht jeder kann sich hinstellen und den Helden spielen, Prinzessin«, antwortete er ruhig. »Manche ziehen es vor, sich ins Unvermeidliche zu fügen und ihr Gewissen mit dem Geschenk des Überlebens zu beruhigen.«

Als sie weitergingen, dachte Miriamel über die offenkundige Wahrheit von Cadrachs Worten nach und konnte nicht begreifen, warum diese Wahrheit sie so unaussprechlich traurig stimmte.

Die kopfsteingepflasterten Gassen von Ansis Pelippé waren nicht nur eng und winklig, sondern kletterten vielfach auch über ausgehauene Steinstufen steil am Berghang hinauf, um dann in Windungen wieder nach unten zu führen, kreuz und quer und hin und her, in merkwürdigen Krümmungen ineinander verschlungen wie ein Korb voller Schlangen. Zu beiden Seiten standen die Häuser dicht an dicht, die meisten mit verdunkelten Fenstern wie Schläfer mit geschlossenen Augen, andere grell erleuchtet und voller Musik. Die Grundmauern der Häuser lehnten sich schräg über die Straßen, und alle Gebäude klebten gefährlich am Hang, so daß ihre Obergeschosse sich über die verstopften Gäßchen zu neigen schienen. Miriamel, allmählich schwindlig vor Hunger und Erschöpfung, hatte manchmal das Gefühl, wieder unter den tief zur Erde gebeugten Bäumen des Waldes von Aldheorte umherzuwandern.

Perdruin bestand aus einer Gruppe kleinerer Erhebungen rund um Sta Mirore, den in der Mitte liegenden Gipfel. Fast übergangslos stiegen die krummen Buckel aus den felsigen Rändern der Insel empor und blickten hinaus auf die Bucht von Emettin. Perdruins Umriß erinnerte darum an ein Mutterschwein mit saugenden Ferkeln. Flaches Land gab es kaum, lediglich auf den Sätteln, wo sich die Schultern der hohen Berge berührten, so daß die Dörfer und Städtchen von Perdruin an den Berghängen klebten wie Möwennester. Sogar Ansis Pelippé, der große Seehafen und Wohnsitz des Grafen Streáwe, war auf den steilen Abhängen eines Vorgebirges erbaut, das seine Bewohner Hafenstein nannten. An vielen Stellen konnten die Bürger von Ansis Pelippé auf einer der dicht an die Bergwand geschmiegten Straßen stehen und ihren Nachbarn auf der Gasse direkt darunter zuwinken.

»Ich muß etwas essen«, verkündete Miriamel endlich schwer atmend. Sie standen in der Ausbuchtung einer der vielen gewundenen Straßen, von der aus man zwischen zwei Gebäuden auf die Lichter des nebligen Hafens hinunterschauen konnte. Der stumpfe Mond hing am wolkigen Himmel wie ein Knochenplättchen.

»Ich will auch nicht mehr weiter, Malachias«, ächzte Cadrach.

»Wie weit ist es noch bis zu diesem Kloster?«

»Es gibt kein Kloster, oder falls doch, gehen wir jedenfalls nicht dorthin.«

»Aber warum habt Ihr dann dem Kapitän … oh.« Miriamel schüttelte den Kopf und fühlte die schwere Nässe von Kapuze und Mantel. »Natürlich. Und wohin gehen wir dann?«

Cadrach blickte zum Mond empor und lachte leise. »Wohin wir wollen, verehrte Freundin. Soweit ich weiß, liegt am oberen Ende dieser Straße eine Schenke von einigem Ruf; ich muß gestehen, daß ich uns ungefähr in diese Richtung geführt habe. Und das gewiß nicht, weil es mir Freude macht, auf diesen *goirach* Bergen herumzuklettern.«

»Eine Schenke? Warum keine Herberge, in der wir nach dem Essen auch ein Bett finden können?«

»Weil es, mit Verlaub, nicht das Essen ist, das mir am Herzen liegt. Ich war länger auf diesem gräßlichen Schiff, als ich mir vorstellen mag. Ausruhen werde ich erst dann, wenn ich meinen Durst gestillt habe.« Cadrach wischte sich mit der Hand über den Mund und grinste. Der Ausdruck in seinen Augen gefiel Miriamel nicht sonderlich.

»Aber weiter unten war doch eine Schenke neben der anderen…«, begann sie.

»Genau. Schenken voll von betrunkenen Klatschmäulern, die sich um anderer Leute ungelegte Eier kümmern. An einem solchen Ort kann ich meine wohlverdiente Ruhe nicht finden.« Er wandte dem Mond den Rükken zu und stapfte weiter die Straße hinauf. »Kommt, Malachias. Ich bin sicher, es ist nur noch ein kleines Stück.«

Anscheinend gab es so etwas wie eine nicht überfüllte Schenke während des Mittsommerfestes in ganz Perdruin nicht. Aber wenigstens hockten die Zecher im *Roten Delphin* nicht Wange an Wange wie in den Hafenkneipen, sondern nur Ellenbogen an Ellenbogen. Dankbar rutschte Miriamel auf eine Bank an der hinteren Wand und ließ sich von den Wogen der Gespräche und Gesänge überspülen. Cadrach legte Sack und Wanderstab ab und entfernte sich, um einen Becher *Wanderers Lohn* zu holen. Gleich darauf kam er aber zurück.

»Guter Malachias, ich hatte vergessen, wie nahezu mittellos ich bin, nachdem ich unsere Überfahrt bezahlt habe. Verfügt Ihr über ein paar Cintis-Stücke, die ich zum Löschen unseres Durstes verwenden könnte?«

Miriamel wühlte in ihrer Börse und förderte eine Handvoll Kupfermünzen zutage. »Bringt mir ein wenig Brot und Käse mit«, sagte sie und schüttete dem Mönch die Münzen in die ausgestreckte Hand.

Während sie dasaß und sich wünschte, den nassen Mantel ausziehen zu können und zu feiern, daß sie dem Regen entronnen war, polterte eine neue Schar kostümierter Festteilnehmer zur Tür herein, schüttelte sich das Wasser aus dem Putz und rief nach Bier. Einer der Lautesten trug eine Maske, die wie ein Hund mit roter Zunge aussah. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, und sein rechtes Auge begegnete sekundenlang Miriamels und schien an ihr haften zu bleiben. Jähe Furcht überwältigte sie, und sie erinnerte sich plötzlich an eine andere Hundemaske und an Feuerpfeile, die den Waldschatten zerfetzten.

Aber dieser Hund hier drehte sich gleich wieder zu seinen Kumpanen um, grölte einen Witz und warf lachend den Kopf in den Nacken, daß die Stoffohren flogen.

Miriamel preßte die Hand auf die Brust, als wollte sie ihr rasendes Herz zum Langsamwerden zwingen.

*Ich muß die Kapuze aufbehalten,* ermahnte sie sich. *Es ist die Nacht des Festes, wer wird schon zweimal hinsehen? Jedenfalls besser so, als daß jemand mein Gesicht erkennt, so unwahrscheinlich das auch sein mag.*

Cadrach blieb überraschend lange fort. Miriamel wollte gerade unruhig werden und fragte sich, ob sie aufstehen und ihn suchen sollte, als er zurückkam, in jeder Hand einen Bierkrug. Zwischen den Krügen eingeklemmt trug er ein halbes Brot und ein Stück Käse.

»Heute abend kann man hier verdursten, während man auf sein Bier wartet«, erklärte der Mönch.

Miriamel aß gierig und nahm einen tiefen Zug von dem Bier, das bitter und dunkel auf ihrer Zunge lag. Den Rest des Kruges überließ sie Cadrach, der nichts dagegen einzuwenden hatte.

Als sie sich die letzten Krümel von den Fingern leckte und nachsann, ob sie hungrig genug wäre, noch eine Taubenpastete zu verspeisen, fiel auf die Bank, die sie mit dem Mönch teilte, ein Schatten.

Unter einer schwarzen Kapuze hervor starrte sie das nackte Knochengesicht des Todes an.

Miriamel schnappte nach Luft, und Cadrach spuckte Bier über seine graue Kutte, aber der Fremde in der Schädelmaske rührte sich nicht vom Fleck.

»Ein reizender Scherz, Freund«, bemerkte Cadrach erbost, »und auch Euch einen fröhlichen Mittsommer.« Er wischte sich die Vorderseite seines Gewandes ab.

Der Mund bewegte sich nicht. Die flache, gelassene Stimme klang zwischen den gefletschten Zähnen hervor. »*Ihr kommt mit mir.*«

Miriamel spürte, wie ihr Gänsehaut in den Nacken stieg. Das gerade verzehrte Mahl lag ihr bleischwer im Magen.

Cadrach kniff die Augen zusammen. An Hals und Fingern konnte sie sehen, wie angespannt er war. »Und wer mögt Ihr sein, Vermummter? Wärt Ihr wirklich Bruder Tod, dürftet Ihr wohl vornehmer gekleidet sein.« Der Mönch zeigte mit leicht zitterndem Finger auf den zerlumpten schwarzen Mantel der Gestalt.

»Steht auf und kommt mit mir«, befahl die Erscheinung. »Ich habe ein Messer. Wenn Ihr schreit, wird es Euch ungemein übel ergehen.« Bruder Cadrach warf Miriamel einen Blick zu und schnitt eine Grimasse. Die beiden erhoben sich, die Prinzessin mit wackligen Knien. Der Tod gebot ihnen mit einer Geste, durch das Gedränge der Schenkengäste vorauszugehen.

Miriamel schossen allerlei wirre Gedanken durch den Kopf. Sollte sie um ihre Freiheit rennen? Aus der Menge an der Tür lösten sich unauffällig

zwei weitere Gestalten. Die eine trug eine blaue Maske und stilisierte Seemannstracht, die andere war als derber Landmann mit übergroßem Hut gekleidet. Der düstere Blick der beiden Neuankömmlinge paßte nicht zu den grellen Kostümen.

Zwischen Seemann und Bauer folgten Cadrach und Miriamel dem schwarzverhüllten Tod langsam auf die Straße. Schon nach kaum drei Dutzend Schritten bog die kleine Karawane in ein Gäßchen ein und stieg eine Treppe in die darunterliegende Straße hinab. Miriamel glitt für einen Moment auf den regennassen Steinstufen aus.

Grauen überlief sie, als ihr schädelgesichtiger Ergreifer die Hand ausstreckte, um sie zu stützen. Die Berührung war flüchtig, und sie konnte ihr nicht ausweichen, ohne zu stürzen, darum ertrug sie sie schweigend. Gleich darauf hatten sie die Treppe hinter sich gelassen, traten schnell in eine andere Gasse, liefen eine Rampe hinauf und bogen um eine neue Ekke.

Obwohl der matte Mond über ihr stand und aus der Schenke weiter oben und vom Hafen weiter unten die Rufe später Festgäste herüberschollen, verlor Miriamel rasch jede Orientierung. Wie ein Rudel heimlich umherstreunender Katzen durchquerten sie winzige Hintergassen, duckten sich in verborgene Höfe und rebenüberwucherte Durchlässe und verließen sie wieder. Von Zeit zu Zeit hörten sie Stimmengemurmel aus verdunkelten Häusern und einmal das Weinen einer Frau.

Endlich kamen sie an einen Torbogen inmitten einer hohen Steinmauer. Der Tod zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Schloß. Sie traten in einen überwucherten Hof mit einem Dach aus Weidenbäumen, von deren herabhängenden Zweigen das Regenwasser auf die zersprungenen Pflastersteine tropfte. Der Anführer wandte sich zu seinen Begleitern und machte eine knappe Gebärde mit dem Schlüssel. Dann bedeutete er Miriamel und Cadrach, vor ihm herzugehen, hinüber zu einer halb im Dunkel verborgenen Tür.

»Bis hierher sind wir Euch gefolgt, Mann«, sagte der Mönch und flüsterte dabei, als sei auch er ein Verschwörer. »Es bringt uns jedoch keinen Vorteil, in einen Hinterhalt zu laufen. Warum wollen wir es nicht hier draußen mit Euch ausfechten und unter freiem Himmel sterben, wenn es denn schon sein muß?«

Der Tod neigte sich wortlos nach vorn. Cadrach fuhr zurück, aber der Mann mit der Schädelmaske beugte sich nur an ihm vorbei und klopfte mit schwarzbehandschuhten Knöcheln an die Tür, um sie dann nach innen auf-

zustoßen. Lautlos glitt sie in geölten Angeln.

Im Inneren des Torbogens brannte ein mattes, warmes Licht. Miriamel schritt an dem Mönch vorüber durch die Tür. Cadrach, düster vor sich hin murmelnd, folgte gleich darauf. Als letzter von allen kam Schädelgesicht und schob die Tür hinter sich zu.

Es war ein kleiner Wohnraum, nur erleuchtet von einem Kaminfeuer und einer einzigen Kerze, die neben einer Karaffe mit Wein in einer Schale auf dem Tisch brannte. Schwere Samtgobelins bedeckten die Wände. Im Feuerschein konnte man ihre Muster nur als Farbwirbel erkennen. Am Tisch saß in einem hochlehnigen Sessel eine Gestalt, die mindestens ebenso seltsam war wie ihre Begleiter: ein hochgewachsener Mann im rostbraunen Mantel, auf dem Kopf eine Fuchsmaske mit scharfen Zügen.

Der Fuchs beugte sich vor und deutete mit anmutigem Winken seiner in Samt gehüllten Finger auf zwei Stühle.

»Nehmt Platz.« Die Stimme war dünn, aber melodisch. »Setzt Euch, Prinzessin Miriamel. Ich würde mich erheben, wenn meine verkrüppelten Beine es gestatteten.«

»Das ist doch Wahnsinn«, schnaubte Cadrach, wobei er wohlweislich das schädelgesichtige Gespenst neben sich nicht aus den Augen ließ. »Ihr irrt Euch, Herr – es ist ein Knabe, mit dem Ihr sprecht, mein Zögling…«

»Bitte.« Der Fuchs bat mit liebenswürdiger Handbewegung um Stillschweigen. »Es ist Zeit für uns, die Masken abzulegen. Ist das nicht stets das Ende der Mittsommernacht?«

Er hob das Fuchsgesicht in die Höhe und enthüllte einen weißen Haarschopf und ein vor Alter runzliges Gesicht. Als seine unmaskierten Augen im Feuerschein glitzerten, verzogen sich die faltigen Lippen zu einem Lächeln. »Nachdem Ihr nun wißt, wer ich bin…«, begann er, aber Cadrach unterbrach ihn.

»Wir kennen Euch nicht, Herr, und Ihr müßt uns verwechselt haben!«

Der Alte lachte trocken. »Nun kommt schon. Ihr und ich sind uns vielleicht noch nicht begegnet, guter Mann, aber die Prinzessin und ich sind alte Freunde. Tatsächlich war sie sogar schon einmal mein Gast … vor sehr, sehr langer Zeit.«

»Ihr seid … Graf Streáwe?« hauchte Miriamel.

»Kein anderer.« Der Graf nickte. Hinter ihm an der Wand drohte sein Schatten. Er lehnte sich zu ihr hinüber und ergriff mit seiner Samtklaue ihre nasse Hand. »Der Gebieter von Perdruin und von dem Moment an, als

Ihr beide den Fuß auf den Felsen setztet, über den ich herrsche, auch der Eure.«

# III

# Eidbrecher

Später am Tag seiner Begegnung mit dem Hirten und der Jägerin, als die Sonne hoch am Himmel stand, fühlte Simon sich stark genug, ins Freie zu gehen und sich auf die Felsterrasse vor seiner Höhle zu setzen. Er wickelte sich einen Zipfel seiner Decke um die Schultern und stopfte den Rest der schweren Wolle als Kissen zwischen sich und die steinerne Haut des Berges. Mit Ausnahme des königlichen Lagers im *Chidsik Ub Lingit* schien es so etwas wie einen Stuhl in ganz Yiqanuc nicht zu geben.

Längst hatten die Hirten ihre Schafe aus den geschützten Tälern geführt, in denen sie schliefen, und sie auf Futtersuche die Berge hinuntergetrieben. Von Jiriki hatte Simon gehört, daß der hartnäckige Winter die jungen Triebe, von denen die Tiere sich sonst ernährten, fast völlig vernichtet hatte. Simon schaute einer der Herden zu, die sich tief unter ihm auf einem Hang zusammendrängte, winzig wie Ameisen. Ein dünnes, klickendes Geräusch drang zu ihm nach oben: die Widder stießen das Gehörn gegeneinander und kämpften um die Herrschaft über die Herde.

Die Trollfrauen mit den schwarzhaarigen Kleinkindern, die sie in Beuteln aus feingesticktem Leder auf den Rücken geschnallt trugen, hatten schlanke Speere zur Hand genommen und waren auf die Jagd gegangen. Sie pirschten nach Murmel- und anderen Tieren, mit deren Fleisch sich das Hammelfleisch ergänzen ließ. Binabik hatte oft erzählt, der wahre Reichtum des Qanuc-Volkes bestehe in den Schafen und es würden nur diejenigen Tiere aus den Herden gegessen, die zu nichts anderem mehr taugten, die alt waren und unfruchtbar.

Murmeltiere, Kaninchen und anderes Kleinwild waren jedoch nicht der einzige Grund dafür, daß die Trollfrauen Speere trugen. Einer der Pelze, in die sich Nunuuika so auffällig gehüllt hatte, war der eines Schneeleoparden gewesen; die dolchscharfen Krallen glänzten noch. Wenn er an die wilden Augen der Jägerin dachte, bezweifelte Simon kaum, daß Nunuuika diese Beute selbst erlegt hatte.

Aber nicht nur den Frauen drohte Gefahr; ebenso gefährlich war die Arbeit der Hirten, denn es gab viele große Raubtiere, vor denen die kostbaren Schafe geschützt werden mußten. Binabik hatte Simon einmal gesagt, daß die Wölfe und Leoparden zwar bedrohlich, jedoch kaum mit den Schneebären zu vergleichen seien, von denen die größten so schwer waren wie zwei Dutzend Trolle. So mancher Qanuc-Hirte, hatte Binabik erzählt, finde ein jähes und unangenehmes Ende zwischen den Klauen und Zähnen eines weißen Bären.

Simon unterdrückte ein unwillkürliches unbehagliches Schlottern bei dieser Vorstellung. Hatte er nicht dem Drachen Igjarjuk gegenübergestanden, bei weitem gewaltiger und tödlicher als jedes gewöhnliche Tier?

So saß er da, während der Vormittag in den Nachmittag überging, und sah dem Leben auf dem Mintahoq zu, das sich vor ihm entfaltete, hektisch und zugleich wohlgeordnet wie in einem Bienenstock. Die Alten, deren Jagd- und Hütejahre vorbei waren, hielten von einer Terrasse zur anderen ihre Schwätzchen oder hockten in der Sonne, schnitzten Knochen oder Horn, schnitten und nähten gegerbte Häute zu allen möglichen Gegenständen. Kinder, die zu groß waren, von ihren Müttern noch zur Jagd mitgeschleppt zu werden, spielten unter der verträumten Aufsicht der Alten bergauf und bergab ihre Spiele, sausten die schmalen Leitern hinauf oder schaukelten und kobolzten auf den schwankenden Riemenbrücken, unbekümmert um die tödlichen Abgründe, die unter ihnen gähnten. Simon hatte nicht geringe Schwierigkeiten, diesem gefährlichen Zeitvertreib zuzuschauen, aber den ganzen langen Nachmittag lang widerfuhr keinem einzigen Trollkind ein Mißgeschick. Obwohl die Einzelheiten fremdartig und ungewohnt waren, empfand er, daß Ordnung herrschte. Der bedächtige Pulsschlag des Lebens schien ihm stark und fest wie der Berg selbst.

In dieser Nacht träumte Simon wieder einmal von dem großen Rad. Diesmal fand er sich, wie in grausamer Verhöhnung des Leidens von Usires, dem Sohne Gottes, hilflos auf das Rad geflochten, ein Glied in jedem Viertel des schweren Rades. Es zog ihm nicht nur den Kopf nach unten, wie es einst dem Herrn Usires am Baum geschehen war, sondern es wirbelte ihn inmitten einer erdenlosen Leere aus schwarzem Himmel herum und immer wieder herum. Der fahle Glanz der Sterne verschwamm vor ihm wie Kometenschweife. Und irgend etwas anderes – etwas Schattenhaftes, Eisiges, mit einem Lachen wie leeres Fliegengesumm – tanzte gerade außerhalb seines Gesichtsfeldes und verspottete ihn.

Wie so oft in diesen schrecklichen Träumen rief er, aber kein Laut drang

aus seiner Kehle. Er zappelte, aber seine Glieder waren ohne Kraft. Wo war Gott, von dem die Priester behaupteten, er sehe alles, was vorging? Warum ließ er Simon in den Klauen dieser entsetzlichen Finsternis schmachten?

Langsam schien sich aus den bleichen, ermattenden Sternen etwas zu formen; eine gräßliche Ahnung erfüllte Simons Herz. Aber was da aus der kreisenden Leere auftauchte, war nicht das erwartete rotäugige Grauen, sondern ein kleines, ernsthaftes Gesicht: das kleine dunkelhaarige Mädchen, das ihm schon in früheren Träumen begegnet war.

Sie öffnete den Mund. Das tolle Wirbeln des Himmels schien sich zu verlangsamen.

Sie sprach seinen Namen.

Es klang, als komme der Laut einen langen Gang entlang, und Simon verstand, daß er sie schon einmal gesehen hatte. Er kannte dieses Gesicht – aber wer … wo …?

»Simon«, wiederholte sie, jetzt irgendwie deutlicher. Ihre Stimme war drängend. Aber noch etwas anderes griff nach ihm – etwas Näheres. Etwas ganz Nahes …

Er erwachte.

Jemand suchte ihn. Simon setzte sich auf seinem Lager auf, atemlos, wachsam auf jedes Geräusch lauschend. Bis auf das endlose Seufzen der Bergwinde und das leise Schnarchen Haestans, der in seinen dicken Mantel gewickelt neben den Kohlen des abendlichen Feuers schlief, herrschte Stille in der Höhle.

Jiriki war nicht da. Hatte der Sitha draußen vor der Höhle nach Simon gerufen? Oder war es nur ein Überrest seines Traumes? Simon zitterte vor Kälte und erwog, die Pelzdecke wieder über die Ohren zu ziehen. Im Schein der Glut stand sein Atem als trübe Wolke.

Nein, da draußen wartete jemand auf ihn. Er wußte nicht, woher er das wußte, aber er war seiner Sache sicher; er fühlte sich straff und leise bebend wie eine Harfensaite. Die Nacht schien zum Zerreißen gespannt. Und wenn nun wirklich jemand auf ihn wartete? Vielleicht war es jemand – *etwas* –, vor dem man sich besser versteckte?

Gedanken, die nichts änderten. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, er müsse nach draußen. Jetzt war das ein dringendes Verlangen, das sich nicht ignorieren ließ.

*Meine Wange tut sowieso schrecklich weh,* sagte er sich. *Ich könnte ohnehin nicht einschlafen.*

Verstohlen zog er seine Hose unter dem Schlafmantel hervor, der sie in der bitterkalten Nacht von Yiqanuc warmhielt, und zwängte sich, so leise er konnte, hinein, um dann die Stiefel über die kalten Füße zu streifen. Er überlegte kurz, ob er das Panzerhemd anziehen sollte, aber mehr als die Überzeugung, hier in Sicherheit zu sein, bewog ihn der Gedanke an die kalten Ringe, darauf zu verzichten. Er wickelte sich in den Mantel und stelzte lautlos an dem schlafenden Haestan vorbei, durch das Türleder hinaus in die Kälte.

Die Sterne über dem hohen Mintahoq leuchteten in erbarmungsloser Klarheit. Verblüfft starrte Simon zu ihnen hinauf und spürte ihre Ferne, die unfaßliche Endlosigkeit des Nachthimmels. Der Mond, noch nicht ganz voll, schwebte niedrig über fernen Gipfeln. In sein scheues Licht gebadet glänzte der Schnee auf den Höhen. Alles andere lag in tiefem Schatten.

Er hatte eben den Blick gesenkt und war einige Schritte nach rechts gegangen, vom Höhleneingang weg, als ein tiefes Grollen ihn jäh zum Stehen brachte. Vor ihm auf dem Pfad erhob sich im Umriß eine seltsame Gestalt, mondscheinschimmernd am Rand, tiefschwarz im Kern. Von neuem ertönte das tiefe Grollen. Augen funkelten grün im Mondlicht.

Einen Augenblick blieb Simon der Atem in der Kehle stecken, bis er sich erinnerte.

»Qantaqa?« fragte er leise.

Aus dem Grollen wurde ein sonderbares Winseln. Die Wölfin senkte den Kopf.

»Qantaqa? Bist du das?« Er versuchte, sich ein paar von Binabiks Trollworten ins Gedächtnis zurückzurufen, aber ihm fiel nichts ein. »Bist du verletzt?« Stumm verfluchte er sich. Mit keinem einzigen Gedanken hatte er an die Wölfin gedacht, seit sie ihn vom Drachenberg hierhergeschafft hatten, obwohl sie doch seine Gefährtin gewesen war, in gewisser Weise sogar eine Freundin.

*Selbstsüchtig!* schalt er sich.

Binabik lag gefangen, und wer wußte, was Qantaqa alles angestellt hatte? Man hatte ihr den Freund und Herrn fortgenommen, genauso, wie man Simon Doktor Morgenes geraubt hatte. Die Nacht schien auf einmal kälter und leerer, ein Schauplatz der rücksichtslosen Grausamkeit der Welt.

»Qantaqa? Hast du Hunger?« Er trat einen Schritt näher, und die Wölfin wich zurück. Wieder knurrte sie, aber es klang eher aufgeregt als böse. Sie

machte ein paar tänzelnde Schritte, im Schimmern des grauen Fells fast unsichtbar, grollte dann erneut und sprang davon. Simon folgte ihr.

Während er vorsichtig über die nassen, steinigen Pfade stapfte, kam ihm der Gedanke, daß er eine Dummheit machte. Das Gewirr der Steige des hohen Mintahoq war kein Ort für einen Mitternachtsspaziergang, schon gar nicht ohne eine Fackel. Selbst die doch dort geborenen Trolle waren vernünftiger: die Höhleneingänge zeigten sich lichtlos und still, die Pfade leer. Simon war es, als sei er aus einem Traum erwacht, nur um in einen neuen Traum überzugehen, auf dieser schattenhaften Pilgerfahrt unter dem fernen und achtlosen Mond. Qantaqa schien ihr Ziel zu kennen. Wenn Simon zu weit hinter ihr blieb, trottete sie zurück und blieb gerade außer Reichweite stehen, bis er sie eingeholt hatte. Ihr heißer Atem bewölkte die Luft. Hatte er sich ihr dann auf Armlänge genähert, lief sie weiter und führte ihn wie ein Geist aus dem Jenseits fort von den Feuern seiner eigenen Art.

Erst als sie einige Zeit gelaufen waren und die Biegung des Berges hinter den Schlafhöhlen weit hinter ihnen lag, kam Qantaqa den ganzen Weg bis zu Simon zurückgesprungen. Dieses Mal blieb sie nicht kurz vor ihm stehen. Ihr großer Körper stieß ihn so überraschend an, daß er, obwohl sie ihn nur leicht berührt hatte, rücklings auf den Hosenboden fiel. Einen Augenblick stand sie über ihm, das Gesicht in seinen Hals vergraben. Ihre kalte Nase wühlte neben seinem Ohr und kitzelte ihn. Simon griff nach oben, um ihre Ohren zu kraulen und fühlte noch durch den dicken Pelz ihr Zittern. Gleich darauf, als sei ihr Bedürfnis nach Trost nun befriedigt, sprang sie auf und wartete leise winselnd, bis er sich erhoben hatte, sich das Steißbein rieb und ihr wieder nachkam.

Es sah aus, als hätte Qantaqa Simon um den halben Mintahoq herumgeführt. Jetzt stand sie am Rande einer großen Finsternis und japste vor Erregung. Simon ging vorsichtig weiter und tastete sich dabei mit der rechten Hand an der kahlen Steinwand des Berges entlang. Qantaqa, offensichtlich ungeduldig, trabte hin und her.

Die Wölfin stand an der Kante einer großen Grube, die sich neben dem Weg tief in den Berg hinein erstreckte. Der Mond, niedrig am Himmel dahinsegelnd wie eine überladene Karacke, einer jener großen Lastkähne, schaffte es nur, das Gestein zu versilbern, das die Öffnung des Lochs umgab. Wieder bellte Qantaqa mit kaum gezügelter Begeisterung.

Zu Simons fassungsloser Überraschung ertönte von unten der dünne Widerhall einer Stimme.

»Hau ab, Wolf! Nicht einmal Schlaf gönnt man mir, Ädons Fluch über

alle!«

Simon warf sich auf den kalten Kies und kroch auf Ellenbogen und Knien vorwärts, bis er endlich, mit dem Kopf über blindem Nichts hängend, zum Halten kam. »Wer ist dort?« rief er. Seine Worte fanden ein Echo, als legten sie große Entfernungen zurück. »Sludig?«

Eine Pause entstand. »Simon? Bist du es, der da ruft?«

»Ja! Ja, ich bin es! Qantaqa hat mich hergeführt. Ist Binabik bei dir? Binabik! Ich bin es, Simon!«

Ein Augenblick verstrich schweigend, dann sprach Sludig wieder.

Simon konnte die Anstrengung in der Stimme des Rimmersmanns hören. »Der Troll will nicht reden. Er ist hier, aber er will nicht sprechen – mit mir nicht, nicht mit Jiriki, als er hier war, mit niemandem.«

»Ist er krank? Binabik, hier ist Simon! Warum antwortest du mir nicht?«

»Ich glaube, sein Herz ist krank«, erwiderte Sludig. »Er sieht aus wie immer – dünner vielleicht, aber das ist bei mir auch so –, aber er benimmt sich, als ob er schon tot wäre.« Ein scharrendes Geräusch, als Sludig, oder ein anderer, sich in der Tiefe bewegte. »Jiriki sagt, sie werden uns töten«, fuhr der Rimmersmann gleich darauf mit ausdrucksloser, schicksalsergebener Stimme fort. »Der Sitha hat für uns gesprochen, nicht hitzig oder zornig, soweit ich das beurteilen kann, aber trotzdem hat er für uns gesprochen. Er sagt, das Trollvolk war seinen Gründen nicht zugänglich, sondern bestand auf Gerechtigkeit.« Er lachte bitter. »Schöne Gerechtigkeit, einen Mann umzubringen, der ihnen niemals etwas Böses getan hat, und dazu einen ihrer eigenen Leute, die alle beide eine Menge für das Wohl der Allgemeinheit gelitten haben, Trolle eingeschlossen. Einskaldir hatte recht. Bis auf diesen stillen Kleinen hier neben mir sind sie alle Höllenwichte.«

Simon setzte sich auf und hielt sich mit den Händen den Kopf. Der Wind wehte unbekümmert über die Höhen. Hilflosigkeit begann von ihm Besitz zu ergreifen.

»Binabik!« rief er und beugte sich wieder hinunter. »Qantaqa wartet auf dich! Neben dir leidet Sludig! Niemand kann dir helfen, wenn du dir nicht selber hilfst! Warum willst du nicht mit mir sprechen?«

Aber nur Sludig gab Antwort. »Ich sage dir, es hat keinen Sinn. Er hat die Augen geschlossen. Er hört dich nicht, und er will überhaupt nichts sagen.«

Simon knallte die Hand gegen den Felsen und fluchte. Er merkte, daß ihm Tränen in die Augen stiegen.

»Ich werde euch helfen, Sludig«, erklärte er endlich. »Ich weiß noch nicht wie, aber ich werde es tun.« Er richtete sich auf. Qantaqa stupste ihn mit der Nase und winselte. »Kann ich euch etwas bringen? Essen? Wasser?«

Sludig lachte dumpf. »Nein. Sie füttern uns, wenn auch nicht so, daß wir platzen. Ich würde dich um Wein bitten, aber ich weiß nicht, wann sie uns holen kommen. Ich will nicht mit vom Trinken benebeltem Kopf gehen. Nur, bitte, bete für mich. Und für den Troll auch.«

»Ich werde mehr als das tun, Sludig, das schwöre ich.« Er stand auf.

»Du warst sehr tapfer da oben auf dem Berg, Simon«, rief Sludig ihm leise nach. »Ich bin froh, dich gekannt zu haben.«

Die Sterne glänzten kalt über der Grube, als Simon fortging. Er kämpfte darum, sich gerade zu halten und nicht mehr zu weinen.

Eine Weile wanderte er so unter dem Mond dahin, versunken in den Strudel seiner verwirrten Gedanken, bis er merkte, daß er wieder Qantaqa folgte. Die Wölfin, die ängstlich am Rande des Lochs hin und her gelaufen war, während Simon mit Sludig redete, trabte jetzt zielstrebig auf dem Pfad vor ihm her. Sie gab ihm keine Chance, sie einzuholen, wie auf dem Hinweg, und er mußte sich sehr anstrengen, mit ihr Schritt zu halten.

Das Mondlicht war gerade hell genug, Simon erkennen zu lassen, wohin er ging, der Pfad eben so breit, daß ein gelegentlicher Fehltritt ohne Folgen blieb. Trotzdem fühlte sich der Junge ausgesprochen matt. Mehr als einmal fragte er sich, ob er sich nicht einfach hinsetzen und auf die Morgendämmerung warten sollte. Qantaqa jedoch, voller wölfischer Hartnäckigkeit, trottete weiter. Simon, der das Gefühl hatte, ihr eine gewisse Treue zu schulden, bemühte sich nach Kräften, ihr nachzukommen.

Bald bemerkte er mit einiger Unruhe, daß sie oberhalb des Hauptweges weiterzusteigen schienen und auf einem steileren, schmaleren Pfad schräg an der Wand des Mintahoq hinaufkletterten. Die Wölfin führte ihn immer weiter nach oben. Sie kreuzten eine Reihe horizontal verlaufender Wege, und die Luft kam Simon dünner vor. Er wußte, daß er in Wirklichkeit noch nicht so hoch und das Gefühl eine Folge seiner Erschöpfung war, aber trotzdem kam es ihm vor, als gelange er jetzt aus den sicheren Gefilden weiter unten in die gefährliche Region der Gipfel. Die Sterne schienen zum Greifen nahe.

Er überlegte, ob diese kalten Sterne nicht vielleicht die luftlosen Spitzen anderer, unglaublich weit entfernter Berge sein könnten, gewaltiger, in

tiefer Finsternis versunkener Gebilde, auf deren schneebemützten Häuptern sich schimmerndes Mondlicht spiegelte. Doch nein, das war Torheit. Wo hätten sie stehen sollen, daß man sie bei Tage im hellen Sonnenschein nicht sah?

Tatsächlich hätte die Luft nicht dünner sein können; aber dafür wuchs zweifellos die Kälte, die sich trotz seines dicken Mantels nicht wegleugnen ließ und allmählich überall eindrang. Bibbernd beschloß er umzukehren und wieder auf den Hauptweg zurückzugehen, ganz gleich, was für eine Art Mondscheinvergnügen Qantaqa so verlockend fand. Gleich darauf merkte er jedoch erstaunt, daß er den Pfad verlassen hatte und der Wölfin auf einen schmalen Vorsprung gefolgt war, der an der Bergwand entlangführte.

Die Felsterrasse, gesprenkelt mit Flecken aus mattschimmerndem Schnee, erstreckte sich vor einer großen, schwarzen Spalte. Qantaqa trabte voraus und blieb schnüffelnd davor stehen. Dann drehte sie sich um und schaute Simon an. Den zottigen Kopf schiefgeneigt, bellte sie einmal fragend und schlüpfte ins Dunkel hinein. Simon dachte, daß es dort, in den Schatten verborgen, wohl eine Höhle geben mußte. Während er noch erwog, ob er ihr folgen sollte (sich von einer Wölfin zu einer törichten Bergwanderung verführen zu lassen, war eine Sache, aber daß sie ihn mitten in der Nacht in eine unbekannte Höhle locken wollte, eine ganz andere), tauchte aus der Schwärze der Klippenwand vor ihm ein Trio kleiner schwarzer Gestalten auf. Simon erschrak so, daß er fast rückwärts von der Steinterrasse gefallen wäre.

*Gräber!* dachte er wild und tastete auf dem kahlen Boden nach etwas, das sich als Waffe verwenden ließ. Eine der Gestalten trat vor und hob ihm, wie als Warnung, einen schlanken Speer entgegen. Es war natürlich ein Troll – sie waren ein ganzes Stück größer als die unterirdischen Bukken, wenn man sie mit Ruhe betrachtete –, aber Simon hatte trotzdem Angst. Diese Qanuc waren klein, aber gut bewaffnet; er war ein Fremder, der hier nachts herumgeisterte, vielleicht sogar an irgendeinem heiligen Ort.

Der nächststehende Troll schob die pelzverbrämte Kapuze zurück. Blasses Mondlicht schien ins Gesicht einer jungen Frau. Simon konnte von ihren Zügen wenig mehr erkennen als das Weiß der Augen, aber bestimmt war ihre Miene wild und gefährlich. Ihre beiden Gefährten traten jetzt neben sie und murmelten mit anscheinend zorniger Stimme. Simon machte einen Schritt zurück, den Pfad hinunter, wobei er vorsichtig nach einem

sicheren Halt für seine Füße tastete.

»Es tut mir leid. Ich wollte gerade gehen«, sagte er und begriff, noch während er sprach, daß sie ihn nicht verstehen konnten. Er verfluchte sich, daß er sich von Binabik oder Jiriki nicht wenigstens ein paar Worte der Trollsprache hatte beibringen lassen. Immer tat ihm irgend etwas leid, immer war es zu spät! Mußte er denn auf ewig ein Mondkalb bleiben? Er hatte diese Aufgabe satt. Sollte sie doch jemand anders übernehmen!

»Ich wollte gerade gehen«, wiederholte er. »Ich bin der Wölfin gefolgt. Der … Wölfin … gefolgt.« Er sprach langsam und versuchte seine Stimme trotz der zusammengeschnürten Kehle freundlich klingen zu lassen. Ein Mißverständnis, und schon müßte er sich vielleicht einen dieser bösartig aussehenden Speere aus den Rippen klauben.

Die Trollfrau musterte ihn. Sie sagte etwas zu einem ihrer Begleiter. Der Angeredete machte ein paar Schritte auf den schattendunklen Höhleneingang zu. Irgendwo in der hallenden Tiefe begann Qantaqa drohend zu knurren, und der Troll beeilte sich davonzuhuschen.

Simon tat erneut einen Schritt bergab. Die Trolle beobachteten ihn schweigend, kleine, dunkle Gestalten voll gespannter Wachsamkeit, versuchten jedoch nicht, ihn zu hindern. Langsam drehte er ihnen den Rücken zu und hangelte sich den Steig hinunter; zwischen den in Silber getauchten Felsen suchte er seinen Weg. Gleich darauf lagen die drei Trolle, Qantaqa und die geheimnisvolle Höhle hinter ihm und waren nicht mehr zu sehen.

Allein im träumenden Mondlicht fand er seinen Weg hangabwärts. Auf halber Strecke zum Hauptweg mußte er haltmachen und sich setzen, die Ellbogen auf den zitternden Knien. Er wußte, daß seine Erschöpfung und sogar die Furcht irgendwann einmal nachlassen würden, aber daß auch seine Einsamkeit je aufhören würde, konnte er sich nicht vorstellen.

»Es tut mir aufrichtig leid, Seoman, aber es gibt keine Möglichkeit. Gestern abend bei Sonnenuntergang hat sich am Horizont Reniku gezeigt, der Stern, den wir *Sommerlaterne* nennen. Ich bin schon viel zu lange hiergeblieben; ich kann mich nicht länger aufhalten.«

Jiriki hockte mit untergeschlagenen Beinen auf einem Felsblock auf der weitläufigen Terrasse vor der Höhle und starrte hinunter in den Nebelteppich des Tals. Im Gegensatz zu Simon und Haestan trug er keine dicke Winterkleidung. Der Wind zupfte an den Ärmeln seines glänzenden Hemdes.

»Aber was geschieht mit Binabik und Sludig?« Simon warf einen Stein in die Tiefe und hoffte dabei halb, er werde einen unten im Nebel verbor-

genen Troll treffen. »Wenn Ihr nichts unternehmt, wird man sie töten!«

»Es gibt nichts, das ich für sie tun könnte, wie immer man es dreht und wendet«, erwiderte Jiriki ruhig. »Die Qanuc haben ein Recht auf ihre Gerechtigkeit. Als Mann von Ehre kann ich mich nicht einmischen.«

»Ehre? Zum Henker mit dieser Ehre! Binabik weigert sich, auch nur ein Wort zu sprechen! Wie kann er sich da verteidigen?«

Der Sitha seufzte, aber sein Falkengesicht verriet keine Regung. »Vielleicht gibt es keine Verteidigung. Vielleicht weiß Binabik, daß er sich gegen sein Volk vergangen hat.«

Haestan schnaubte angewidert. »Wir kennen ja nicht einmal das Verbrechen, das der Kleine begangen haben soll.«

»Eidbruch, hat man mir gesagt«, versetzte Jiriki milde. Er wandte sich an Simon. »Ich muß gehen, Seoman. Die Nachricht, daß der Jäger der Nornenkönigin die Zida'ya angreift, hat mein Volk sehr beunruhigt. Man wünscht meine Heimkehr. Es gibt vieles zu besprechen.« Jiriki strich sich eine Haarsträhne aus den Augen. »Außerdem ist mir durch den Tod meines Verwandten An'nai, der jetzt auf dem Urmsheim begraben liegt, eine Aufgabe zugefallen. Sein Name muß mit allen dazugehörigen Zeremonien in das Buch der Tanzenden Jahre eingetragen werden. Ich bin der letzte meines Volkes, der sich dieser Verantwortung entziehen dürfte. Schließlich war es Jiriki i-Sa'onserei und kein anderer, der ihn an den Ort führte, an dem er den Tod fand – und es hatte viel mit mir und meinem Eigensinn zu tun, daß er überhaupt mitkam.« Die Stimme des Sitha wurde hart, und er ballte die braunen Finger zur Faust. »Begreifst du nicht? Ich kann An'nais Opfer nicht einfach übergehen.«

Simon war verzweifelt. »Ich weiß nichts von Eurem Tanzenden Buch – aber Ihr habt gesagt, wir würden für Binabik sprechen dürfen. Das haben sie Euch versichert!«

»Ja. Hirte und Jägerin waren damit einverstanden.«

»Nun, und wie sollen wir das tun, wenn Ihr fort seid? Wir sprechen die Trollsprache nicht, und sie verstehen unsere nicht.«

Simon kam es vor, als sehe er sekundenlang einen Ausdruck der Verwirrung über das unerschütterliche Antlitz des Sitha huschen, aber er verschwand so schnell, daß er sich nicht sicher war. Jirikis Goldflockenaugen fingen seinen Blick auf und hielten ihn fest. Lange Momente starrten sie einander so an.

»Du hast recht, Seoman«, stellte Jiriki langsam fest. »Ehre und Erbe haben mich schon früher in schwierige Situationen gebracht, aber noch nie so

eindeutig.« Er senkte den Kopf und sah auf seine Hände, um dann allmählich den Blick zum grauen Himmel zu heben. »An'nai und meine Familie müssen mir verzeihen. *J'asu pra-peroihin!* So soll das Buch der Tanzenden Jahre meine Schande verzeichnen.« Er holte tief Atem. »Ich werde hierbleiben, bis der Tag für Binabiks Gerichtsverhandlung kommt.«

Simon hätte jubeln sollen, aber er empfand nur Leere. Sogar für einen Sterblichen war unübersehbar, daß der Sithaprinz sich zutiefst unglücklich fühlte: Jiriki brachte ein furchtbares Opfer, das Simon nicht nachvollziehen konnte. Doch welche Möglichkeit hätte es sonst gegeben? Sie alle waren auf diesem hohen Felsen jenseits der bekannten Welt gestrandet, allesamt Gefangene zumindest der Umstände. Sie waren unwissende Helden, Eidbrecher-Freunde …

Ein kalter Schauer lief Simon über den Rücken. »Jiriki!« keuchte er und wedelte mit beiden Händen, als wollte er seiner plötzlichen Eingebung einen Weg bahnen.

Würde es funktionieren? Und selbst wenn – würde es auch helfen?

»Jiriki«, wiederholte er, schon etwas ruhiger, »ich glaube, mir ist etwas eingefallen, das Euch erlauben wird, zu tun, was Ihr müßt, und trotzdem Binabik und Sludig zu helfen.«

Haestan, der hörte, wie angespannt Simons Stimme klang, legte den Stock hin, an dem er geschnitzt hatte, und beugte sich vor. Jiriki hob erwartungsvoll die Brauen.

»Ihr braucht nur eines zu tun«, erklärte Simon. »Ihr müßt mit mir zum König und der Königin gehen – zum Hirten und zur Jägerin.«

Nachdem sie mit Nunuuika und Uammannaq gesprochen und die widerwillig gewährte Zustimmung der beiden zu ihrem Vorschlag erlangt hatten, verließen Simon und Jiriki in der Bergdämmerung das Haus des Ahnen und traten den Rückweg an. Im Gesicht des Sitha stand ein schwaches Lächeln.

»Immer wieder überraschst du mich, junger Seoman. Das ist ein kühner Streich. Ich weiß nicht, ob du deinem Freund damit hilfst, aber auf jeden Fall ist es ein Anfang.«

»Sie hätten niemals eingewilligt, wenn Ihr sie nicht gebeten hättet, Jiriki. Ich danke Euch.«

Der Sitha vollführte eine komplizierte Geste mit den langen Fingern. »Noch immer besteht ein zerbrechliches Gefüge gegenseitiger Achtung zwischen den Zida'ya und manchen Kindern des Sonnenuntergangs – insbesondere den Hernystiri und den Qanuc. Fünf verzweifelte Jahrhunderte

können nicht einfach Jahrtausende der Harmonie zerstören. Und doch haben die Dinge sich geändert. Ihr Sterblichen – Lingits Kinder, wie die Trolle sagen – befindet euch im Aufstieg. Es ist nicht mehr die Welt meines Volkes.« Im Gehen streckte er die Hand aus und berührte leicht Simons Arm. »Außerdem gibt es ein Band zwischen dir und mir, Seoman. Das habe ich nicht vergessen.«

Simon, der neben einem Unsterblichen herstapfte, fiel keine Antwort darauf ein.

»Ich bitte dich nur, dieses zu verstehen: meine Sippe und ich, wir sind jetzt nur noch sehr wenige. Ich schulde dir mein Leben – zweimal sogar, zu meinem großen Leidwesen –, aber weit schwerer fällt ins Gewicht, was ich meinem Volk schulde, schwerer noch als der Wert meines eigenen Weiterlebens. Es gibt Dinge, die man nicht einfach fortwünschen kann, junger Sterblicher. Natürlich hoffe ich, daß Binabik und Sludig am Leben bleiben … aber ich bin ein Zida. Ich muß die Geschichte der Ereignisse auf dem Drachenberg zu Hause verkünden: den Verrat von Utuk'kus Schergen und An'nais Tod.«

Er blieb plötzlich stehen, drehte sich um und sah Simon an. In den violett getönten Abendschatten, mit wehendem Haar, schien er ein Geist der wilden Berge zu sein. Sekundenlang las Simon in Jirikis Augen sein unermeßliches Alter, und fast war ihm, als könne er das Gewaltige, Unfaßliche begreifen: die ungeheure Lebensdauer der Rasse des Prinzen, die Jahre ihrer Geschichte, die so zahlreich waren wie Sand am Meer.

»Die Dinge lassen sich nicht so schnell zu Ende bringen, Seoman«, sagte Jiriki langsam, »auch nicht durch meinen Aufbruch. Eine höchst unmagische Weisheit verkündet mir, daß wir einander wiedersehen werden. Die Schulden der Zida'ya fließen tief und dunkel. Sie tragen den Stoff der Mythen in sich. So ist es auch mit meiner Schuld an dich.« Wieder spreizte Jiriki seine Finger zu einem sonderbaren Zeichen. Dann griff er in sein dünnes Hemd und holte einen flachen, runden Gegenstand hervor.

»Du hast das schon gesehen, Seoman«, erklärte er. »Es ist mein Spiegel – eine Schuppe des Urdrachens, wie die Legenden behaupten.«

Seoman nahm den Spiegel aus der entgegengestreckten Hand des Sitha und staunte über sein verblüffend geringes Gewicht. Der geschnitzte Rahmen war kühl unter seinen Fingern. Einmal hatte ihm dieser Spiegel Miriamels Abbild gezeigt; ein anderes Mal hatte Jiriki die Waldstadt von Enki-e-Shao'saye aus seiner Tiefe gezaubert. Heute starrte nur Simons eigenes Spiegelbild ihn an, verschwommen im Zwielicht.

»Ich schenke ihn dir. Er ist ein Talisman meiner Familie gewesen, seit Jenjiyana von den Nachtigallen im Schatten Sení Anzi'ins ihre duftenden Gärten hegte. Ohne meine Gegenwart wird er weiter nichts als ein Spiegel wie alle anderen sein.« Jiriki hob die Hand. »Nein, das stimmt nicht ganz. Wenn du mit mir sprechen mußt oder mich brauchst – *mich wirklich brauchst* –, dann sag es dem Spiegel. Ich werde es hören und wissen.« Jiriki deutete mit strengem Finger auf den sprachlosen Simon. »Aber glaube nicht, du könntest mich in einer Rauchwolke zu dir beschwören wie in einer von den Koboldgeschichten deines Volkes. Ich verfüge nicht über Zauberkräfte dieser Art. Ich kann dir nicht einmal versprechen, daß ich tatsächlich zu dir kommen kann. Aber wenn ich erfahre, daß du in Not bist, werde ich tun, was in meiner Macht steht, um dir zu helfen. Die Zida'ya sind nicht gänzlich ohne Freunde, auch nicht in dieser kecken jungen Welt der Sterblichen.«

Simons Mund zuckte einen Augenblick. »Danke«, brachte er schließlich hervor. Der kleine graue Spiegel erschien ihm plötzlich zentnerschwer. »Danke.«

Jiriki zeigte lächelnd einen Streifen weißer Zähne. Wieder wirkte er wie das, was er in seinem eigenen Volke war: ein Jüngling. »Und außerdem hast du ja noch deinen Ring.« Er deutete auf Simons andere Hand, auf den dünnen Goldreif mit dem Fischsymbol. »Was schwatzen wir da von Koboldgeschichten, Seoman! Der Weiße Pfeil, das schwarze Schwert, ein goldener Ring und ein Sithi-Spiegel – du bist mit bedeutsamer Beute so reich beladen, daß du beim Laufen klirrst.« Der Prinz lachte, ein Trillern zischender Musik.

Simon betrachtete den Ring, aus der Vernichtung von Doktor Morgenes' Heim für ihn gerettet, die Weiterleitung an Binabik eine der letzten Taten des Doktors. Schmierig vom Öl der Handschuhe, die Simon getragen hatte, saß der Ring wenig kleidsam an seinem schmutzgeschwärzten Finger.

»Ich weiß immer noch nicht, was die Schrift innen bedeutet«, meinte er. Aus einer Laune heraus drehte er den Ring ab und reichte ihn dem Sitha. »Binabik konnte sie auch nicht lesen, nur irgend etwas über Drachen und Tod.« Plötzlich kam ihm ein Einfall. »Hilft er vielleicht dem, der ihn trägt, Drachen zu töten?« Es war eine seltsam bedrückende Vorstellung, vor allem, weil er nicht glaubte, daß es ihm wirklich gelungen war, den Eiswurm zu töten. War vielleicht doch alles nur Zauberei gewesen? Während er langsam seine Kräfte zurückgewann, war er auf seine Tapferkeit im Angesicht des entsetzlichen Igjarjuk immer stolzer geworden.

»Was immer auf dem Urmsheim geschah, war eine Angelegenheit zwischen dir und dem Kind Hidohebhis der Uralten, Seoman. Es gab keine Magie dabei.« Jirikis Lächeln war verschwunden. Er schüttelte feierlich den Kopf und reichte Simon den Ring zurück. »Aber über den Ring kann ich dir auch nicht mehr sagen. Wenn der weise Morgenes nicht dafür gesorgt hat, daß du verstandest, was es damit auf sich hat, als er ihn dir schickte, werde ich mir nicht anmaßen, Erklärungen darüber abzugeben. Vielleicht habe ich dir während unserer kurzen Bekanntschaft ohnehin schon zu viel aufgebürdet; ungerecht von mir. Allzuviel Wahrheiten machen selbst die tapfersten der Sterblichen krank.«

»Ihr könnt lesen, was darin steht?«

»Ja. Es ist in einer der Sprachen der Zida'ya geschrieben – und zwar, ungewöhnlich für solch sterblichen Tand, in einer der weniger gebräuchlichen. Und dieses eine will ich dir sagen: Wenn ich den Sinn der Worte recht verstehe, so betrifft er dich zur Zeit nicht unmittelbar, und es würde dir keinen greifbaren Nutzen bringen, ihn jetzt zu erfahren.«

»Und das ist alles, was Ihr mir sagen wollt?«

»Für den Augenblick, ja. Vielleicht werde ich, wenn wir uns wiedersehen, besser verstehen, warum du den Ring bekommen hast.« Das Gesicht des Sitha war sorgenvoll. »Viel Glück, Seoman. Du bist ein rätselhafter Junge – selbst für einen Sterblichen.«

In diesem Moment hörten sie Haestan rufen und sahen den Erkynländer den Weg zu ihnen heraufkommen. Er schwenkte etwas – einen Schneehasen, den er gefangen hatte. Das Feuer, rief er erfreut, sei bereit zum Kochen.

Selbst mit einem Magen, der von gebratenem Fleisch und Kräutern angenehm gefüllt war, brauchte Simon in dieser Nacht lange Zeit zum Einschlafen. Er lag auf seinem Strohsack, starrte zu den flackernden roten Schatten an der Höhlendecke auf, und in seinem Kopf überstürzten sich die Ereignisse, diese wahnwitzige Geschichte, in die er hineingeraten war.

*Ich bin in einer Art Geschichte, ganz wie Jiriki gesagt hat. Wie eine von diesen Geschichten, die Shem immer erzählt hat – oder ist es Geschichte wie das, was Doktor Morgenes mich damals gelehrt hat? Aber nie hat mir jemand beigebracht, wie furchtbar es ist, mitten in einer Geschichte drin zustecken und das Ende nicht zu kennen …*

Endlich fiel er doch in Schlaf, nur um wenig später jäh wieder zu erwachen. Haestan grunzte und seufzte wie immer in seinen Bart, tief im

Schlummer. Von Jiriki war nichts zu sehen. Irgendwie sagte die seltsame Leere der Höhle Simon, daß der Sitha tatsächlich fort war, den Berg hinunter, auf dem Weg in seine Heimat.

Obwohl dicht neben ihm der Wachsoldat wie betäubt vor sich hin schnarchte, schnitt Simon die Einsamkeit so jäh ins Herz, daß er anfing zu weinen. Er tat es leise, weil er sich dieses Versagens seiner Männlichkeit schämte, aber er konnte dem Tränenfluß so wenig Einhalt gebieten, wie er sich den gewaltigen Mintahoq hätte auf den Buckel laden können.

Simon und Haestan fanden sich zu der Zeit, die Jiriki ihnen angegeben hatte, im *Chidsik Ub Lingit* ein – eine Stunde nach der Morgendämmerung. Die Kälte war schlimmer geworden. Leitern und Riemenbrücken schwankten im eisigen Wind, von niemandem benutzt. Die steinernen Stege des Mintahoq waren noch trügerischer als sonst, an vielen Stellen von dünner Eisschicht überzogen.

Die beiden Fremden drängten sich durch eine Horde schnatternder Trolle, Simon schwer auf Haestans pelzumhüllten Ellenbogen gestützt. Er hatte nicht gut geschlafen, nachdem der Sitha fort war; durch seine Träume geisterten die Schatten von Schwertern und die faszinierende, jedoch unerklärliche Gestalt des kleinen, dunkeläugigen Mädchens. Das Trollvolk ringsum war wie zum Fest gekleidet, viele mit glänzenden Halsketten aus geschnitzten Hauern und Knochen, das schwarze Haar der Frauen mit Kämmen aus Vogel- und Fischschädeln aufgesteckt. Sowohl Männer als auch Frauen ließen Schläuche mit Hochlandschnaps kreisen und lachten und gestikulierten beim Trinken. Haestan sah dem Treiben düster zu.

»Hab einen überredet, mich mal dran nippen zu lassen«, erläuterte der Wachsoldat. »Geschmack wie Pferdepisse, ehrlich. Was gäb ich nicht für einen Tropfen roten Perdruin!«

In der Mitte des Raums, gleich hinter dem Graben mit unangezündetem Öl, erkannten Simon und Haestan vier kunstvoll gearbeitete Hocker aus Bein mit Sitzen aus gespanntem Leder, die dem leeren Podest gegenüber aufgestellt waren. Da die herumwimmelnden Trolle es sich überall bequem gemacht, diese Sitze jedoch leer gelassen hatten, vermuteten die Eindringlinge, daß zwei der Hocker für sie bestimmt sein mußten. Kaum aber hatten sie Platz genommen, als das um sie versammelte Volk von Yiqanuc sich erhob. Ein seltsames Geräusch entstand und hallte von den Höhlenwänden wider – ein volltönendes, summendes Singen. Unverständliche Qanucworte tauchten wie über Bord geworfene Spieren, schwimmend auf

unruhiger See, an der Oberfläche auf und gingen wieder im stetigen Stöhnen unter. Es waren fremdartige und aufwühlende Töne.

Kurze Zeit dachte Simon, der Gesang habe etwas mit seinem und Haestans Hereinkommen zu tun, aber die dunklen Augen der versammelten Trolle waren auf eine Tür in der hinteren Höhlenwand gerichtet.

Durch sie herein traten jedoch am Ende nicht, wie Simon erwartet hatte, die Herrscher von Yiqanuc. Statt ihrer erschien eine Gestalt, die noch viel fremdartiger war als das Volk rundum. Der Neuankömmling war ein Troll oder hatte zumindest Trollgröße. Sein muskulöser kleiner Körper war eingeölt und glänzte im Licht der Lampen. Er trug einen Fransenrock aus Leder. Das Gesicht war hinter einer Maske verborgen, bestehend aus einem Widderschädel, den man verziert, geschnitzt und ausgehöhlt hatte, bis der Knochen kaum mehr als ein zartes Geflecht war, ein weißer Korb, der die schwarzen Augenhöhlen säumte. Zwei riesige, gekrümmte Hörner, bis fast zur Durchsichtigkeit ausgeschabt, standen von den Schultern ab. Unter der Knochenmaske wehte ein Mantel aus weißen und gelben Federn, tanzte eine Halskette aus gebogenen schwarzen Klauen. Simon wußte nicht, ob der Mann ein Priester, Tänzer oder einfach ein Herold des königlichen Paares war. Als er mit dem glänzenden Fuß aufstampfte, brüllte die Menge begeistert. Als er die Spitzen seiner Hörner berührte und dann die Handflächen zum Himmel hob, schnappte das Trollvolk nach Luft und nahm hastig seinen Gesang wieder auf. Lange Augenblicke setzte der Mann auf dem erhöhten Podest seine Bocksprünge fort, vertieft in seine Arbeit wie jeder ernsthafte Handwerker. Endlich hielt er wie lauschend inne. Das Murmeln der Menge verstummte. Vier weitere Gestalten erschienen in der Türöffnung – drei von Trollgröße, eine, die die anderen überragte.

Binabik und Sludig wurden nach vorn gebracht. Auf jeder Seite nahm eine Trollwache Aufstellung, die scharfen Speerspitzen stets unmittelbar am Rückgrat der Gefangenen. Simon wollte aufstehen und rufen, aber Haestans breite Hand fiel auf seinen Arm und drückte ihn auf den Hocker.

»Ruhig, Junge. Sie kommen hierher. Warte, bis sie da sind. Wir wollen diesem Pack kein Schauspiel geben.«

Sowohl der Troll als auch der blondhaarige Rimmersmann waren erheblich magerer als beim letzten Mal, als Simon sie gesehen hatte. Sludigs Gesicht mit dem buschigen Bart war gerötet und schälte sich, als habe er sich zu lange in der Sonne aufgehalten. Binabik war blasser als sonst, die einstmals braune Haut jetzt bleich wie Haferbrei; seine Augen schienen eingesunken, von Schatten umgeben.

Die beiden bewegten sich langsam. Sludig sah sich trotzig im Raum um, bis er Simon und Haestan erkannte und ihnen ein grimmiges Lächeln schenkte. Als sie über den Graben in den inneren Kreis schritten, streckte der Rimmersmann die Hand aus und klopfte Simon auf die Schulter; gleich darauf stöhnte er vor Schmerz, als einer der dicht hinter ihm gehenden Wächter ihn mit der Speerspitze in den Arm stach.

»Hätte ich nur ein Schwert«, murmelte Sludig, ging weiter und nahm vorsichtig auf einem der Hocker Platz. Binabik nahm den Sitz ganz außen. Er hatte noch nicht einmal den Blick gehoben, um den Augen seiner Gefährten zu begegnen.

»Hier braucht's mehr als Schwerter, Freund«, flüsterte Haestan. »Klein sind sie, aber hart – und sieh dir ihre Usires-verfluchte Menge an!«

»Binabik!« sagte Simon, der sich über Sludig gebeugt hatte, eindringlich. »Binabik! Wir sind hier, um für dich zu sprechen!«

Der Troll schaute auf. Sekundenlang schien es, als wollte er etwas sagen, aber die dunklen Augen hielten Abstand. Ganz leicht, ganz sanft schüttelte er den Kopf und richtete dann den Blick wieder auf den Höhlenboden. Simon fühlte Zorn in sich brennen. Binabik mußte doch um sein Leben kämpfen! Statt dessen hockte er da wie Rim, der alte Ackergaul, und wartete geduldig ab, bis der tödliche Schlag fiel.

Das immer lauter gewordene Summen erregter Stimmen verstummte jäh. Zwei weitere Gestalten zeigten sich in der Türöffnung. Sie näherten sich mit gemessenen Schritten: Nunuuika die Jägerin und Uammannaq der Hirte, in vollem Zeremonialornat aus Pelzen, Elfenbein und polierten Steinen. Auf lautlosen, weichsohligen Stiefeln folgte ihnen ein dritter Troll, eine junge Frau, die großen Augen ausdruckslos, der Mund fest zusammengepreßt. Ihr verschlossener Blick streifte die Reihe der Hocker und wandte sich wieder ab. Der Mann mit dem Widdergehörn tanzte vor den dreien her, bis sie das Podest erreicht hatten und zu ihrem Diwan aus Fellen und Pelzgewändern emporgestiegen waren. Die unbekannte Trollfrau saß unmittelbar vor dem königlichen Paar, eine Stufe unter der höchsten Stelle des Diwans. Der bockspringende Herold – oder was er auch sein mochte, Simon wußte es immer noch nicht – stieß einen Kienspan in eine der Wandlampen und tauchte ihn dann in den Ring aus Öl, der zischend und auflodernd Feuer fing. Flammen rasten um den Kreis, gefolgt von schwarzem Rauch. Schon bald zog dieser Rauch jedoch nach oben und löste sich in den schattendunklen Winkeln der Höhlendecke auf. Simon und die anderen waren umgeben von einem Ring aus Feuer.

Der Hirte neigte sich nach vorn, hob den Krummspeer und schwenkte ihn nach Binabik und Sludig. Als er zu sprechen begann, intonierte die Menge von neuem ihren Singsang, nur wenige Worte, und verstummte gleich wieder, während Uammannaq weiterredete. Seine Gemahlin und die junge Frau sahen ihm zu. Die Augen der Jägerin schienen Simon durchdringend und voller Abneigung zu sein. Die Einstellung der anderen Frau war nicht so leicht zu erkennen.

Die Rede dauerte einige Zeit. Simon fragte sich bereits, ob die Herrscher von Yiqanuc ihr Versprechen gegenüber Jiriki vergessen hätten, als der Hirte innehielt, mit seinem Speer auf Binabik deutete und dann mit zorniger Geste auf dessen Gefährten wies. Simon sah Haestan an, der eine Augenbraue hob, als wolle er sagen: *Nun mal schön abwarten*.

»Es ist ein seltsames Ding, Simon.«

Binabik war es, der da sprach, die Augen noch immer vor sich zu Boden gesenkt. Seine Stimme klang Simon so wohllautend in den Ohren wie Vogelzwitschern oder Regen auf dem Dach. Der Junge wußte, daß er über das ganze Gesicht strahlte wie ein Einfältiger, aber das war ihm jetzt ganz gleichgültig.

»Es scheint«, fuhr Binabik fort – und seine Stimme, so lange Zeit ungenutzt, war rauh –, »daß du und Haestan die Gäste meiner Gebieter seid und ich alles, was hier vorgeht, in eine Sprache übersetzen soll, die ihr versteht, weil niemand sonst hier beider Zungen mächtig ist.«

»Wir können nicht für euch sprechen, wenn keiner uns versteht«, meinte Haestan leise.

»Wir wollen euch helfen, Binabik«, betonte Simon nachdrücklich, »aber dein Schweigen nützt niemandem.«

»Dies, wie ich sagte, ist eine Seltsamkeit«, krächzte Binabik. »Man verurteilt mich wegen Ehrlosigkeit, doch um der Ehre willen muß ich meine Untaten für Fremde übersetzen, weil sie geehrte Gäste sind.« Der Anflug eines bissigen Lächelns umspielte seine Mundwinkel. »Hochgeschätzter Gast, Drachentöter, der sich in anderer Leute Angelegenheiten mischt – irgendwie habe ich das Gefühl, daß es deine Finger sind, die in dieser Sache stecken, Simon.« Er kniff die Augen zu und streckte dann einen kurzen, stämmigen Finger aus, als wollte er Simons Gesicht berühren. »Du trägst eine wackere Narbe, Freund.«

»Was hast du getan, Binabik? Oder was denken sie, das du getan hast?«

Das Lächeln des kleinen Mannes verschwand. »Ich habe meinen Eid gebrochen.«

Nunuuika machte eine scharfe Bemerkung. Binabik sah auf und nickte. »Die Jägerin sagt, ich hätte Zeit genug zum Erklären gehabt. Nun müssen meine Verbrechen ans Licht gezerrt werden, damit jeder sie sehen kann.«

Nachdem Binabik die Verhandlung in die Westerlingsprache zu übertragen begonnen hatte, schien auf einmal alles viel schneller zu gehen. Manchmal sah es so aus, als wiederhole er alles Gesprochene Wort für Wort, manchmal wurden lange Reden in schneller Zusammenfassung erledigt. Obwohl Binabik beim Übersetzen etwas von seiner vertrauten Energie zurückzugewinnen schien, bestand jedoch an der Gefährlichkeit seiner Lage kein Zweifel.

»Binabik, Lehrling des Singenden Mannes, des großen Ookequk, man nennt dich einen Eidbrecher.« Uammanaq der Hirte beugte sich vor und zwirbelte verdrießlich den dünnen Bart, als sei das ganze Verfahren ihm unangenehm. »Bestreitest du den Vorwurf?«

Als Binabik die Frage des Hirten zu Ende übersetzt hatte, trat ein langes Schweigen ein. Schließlich wandte Binabik sich von seinen Freunden ab, um den Herrschern von Yiqanuc in die Augen zu sehen. »Ich bestreite nichts«, sagte er. »Aber ich möchte die volle Wahrheit berichten, wenn Ihr mir zuhören wollt, Scharfäugigster und Zügelsicherster.«

Nunuuika lehnte sich in den Kissen zurück. »Dafür wird Zeit sein.« Sie sah ihren Gatten an. »Er leugnet nicht.«

»Das«, erklärte Uammannaq gewichtig, »ist Binabiks Anklage. Du, Crohuck«, er drehte den runden Kopf nach Sludig, »wirst beschuldigt, einem gesetzlosen Volk anzugehören, das seit unvordenklichen Zeiten die Unseren überfällt und ihnen Schaden zufügt. Daß du ein Rimmersmann bist, kann niemand bestreiten, darum bleibt die Anklage gegen dich bestehen, wie sie ausgesprochen wurde.«

Als ihm die Worte des Hirten übersetzt wurden, wollte Sludig zornig etwas erwidern, aber Binabik hob die Hand, damit er schwieg. Erstaunlicherweise gehorchte Sludig.

»Es kann wohl keine wahre Gerechtigkeit zwischen alten Feinden geben«, murmelte der Nordmann zu Simon. Sein grimmiger Blick machte einem unglücklichen Stirnrunzeln Platz. »Und doch gibt es Trolle, die in den Händen meiner Gesippen weniger Glück gehabt haben, als ich hier habe.«

»Laßt nun jene sprechen, die zur Anklage Grund haben«, verkündete Uammannaq.

Eine Art erwartungsvoller Stille erfüllte die Höhle. Mit klappernden und

bebenden Halsketten trat der Herold vor. Aus den Augen seines Widderschädels musterte er Binabik mit unverhohlener Verachtung, hob dann die Hand und sprach mit schwerer, rauher Stimme.

»Qangolik der Geisterrufer erklärt, daß der Singende Mann Ookequk am Winter-Letzttag nicht im Eishaus erschien, wie es bei unserem Volke Gesetz ist, seit Sedda uns diese Berge schenkte«, übersetzte Binabik. Seine Stimme hatte etwas vom abstoßenden Tonfall seines Anklägers angenommen. »Qangolik erklärt, daß auch Binabik, der Schüler des Singenden Mannes, nicht zum Eishaus kam.«

Simon konnte den Haß zwischen seinem Freund und dem maskierten Troll fast körperlich spüren. Es gab kaum einen Zweifel, daß zwischen den beiden seit langem Rivalitäten oder Streitigkeiten bestanden.

Der Geisterrufer fuhr fort. »Da nun Ookequks Lehrling nicht da war, um seine Pflicht zu erfüllen – das Ritual des Neuen Lebens zu singen –, ist das Eishaus noch immer nicht geschmolzen. Weil das Eishaus nicht geschmolzen ist, will der Winter nicht aus Yiqanuc weichen. Durch seinen Verrat hat Binabik das Unheil einer bitteren Jahreszeit über sein Volk gebracht. Der Sommer will nicht kommen, und viele werden sterben. Qangolik nennt Binabik Eidbrecher.«

Überall in der Höhle wurden zornige Stimmen laut. Der Geisterrufer hatte sich längst wieder niedergehockt, als Binabik mit der Übertragung seiner Worte in die Westerlingsprache fertig war.

Nunuuika blickte sich mit ritueller Bedächtigkeit nach allen Seiten um. »Ist noch jemand hier, der Binbinaqegabenik anklagt?«

Die unbekannte junge Frau, die Simon vor der wilden Wut in Qangoliks Worten beinahe vergessen hatte, erhob sich langsam von ihrem Sitz auf der obersten Stufe. Ihre Augen waren schüchtern gesenkt, ihre Stimme klang ruhig. Sie sprach nur wenige kurze Sekunden.

Binabik erläuterte nicht sofort, was sie gesagt hatte, obwohl es unter den versammelten Trollen großes Raunen und Getuschel hervorrief. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck angenommen, wie Simon ihn noch nie zuvor bei seinem Freund bemerkt hatte: unendliches, tiefes Unglück. Mit grimmiger Starrheit betrachtete Binabik die junge Frau, als beobachte er ein schreckliches Ereignis, an das sich zu erinnern und es später genau wiederzugeben dennoch seine Pflicht sei.

Gerade als Simon dachte, Binabik sei von neuem verstummt, diesmal vielleicht für immer, sprach der Troll – so ausdruckslos, als erzähle er von einer alten, inzwischen längst unbedeutenden Wunde.

»Sisqinanamook, jüngste Tochter der Jägerin Nunuuika und des Hirten Uammannaq, klagt Binabik vom Mintahoq ebenfalls an. Obwohl er seinen Speer vor ihrer Tür aufrichtete und neun mal neun Tage danach vergingen, war er, als der zur Hochzeit bestimmte Tag anbrach, verschwunden. Weder Botschaft sandte er noch Erklärung. Und als er zurückkehrte in unsere Berge, kam er nicht zu den Wohnungen seines Volkes, sondern wanderte mit Crohuck und Utku zu dem von allen gemiedenen Gipfel Yijarjuk. Er hat Schande gebracht über das Haus des Ahnen und über seine einstige Verlobte. Sisqinanamook nennt ihn Eidbrecher.«

Wie vom Donner gerührt starrte Simon auf Binabiks niedergeschlagenes Gesicht, als der Troll seine Übersetzung herunterleierte. Heirat! Die ganze Zeit, während Simon und der kleine Mann sich nach Naglimund durchgeschlagen und sich ihren Weg durch die Weiße Wüste gesucht hatten, hatte Binabiks Volk darauf gewartet, daß er sein Heiratsversprechen erfüllte. Und mit einem Kind des Hirten und der Jägerin war er verlobt gewesen! Nie hatte er auch nur das geringste davon angedeutet!

Simon warf einen genaueren Blick auf Binabiks Anklägerin. Sisqinanamook, wenn auch für Simon so klein wie alle anderen ihres Volkes, schien in Wirklichkeit ein kleines Stückchen größer zu sein als Binabik. Ihr glänzendschwarzes Haar war zu beiden Seiten des Gesichtes geflochten; unter dem Kinn vereinigten sich die beiden Flechten zu einem breiten Zopf, in den ein himmelblaues Band eingeknüpft war. Sie trug, vor allem im Vergleich zu ihrer ehrfurchtgebietenden Mutter, der Jägerin, nur wenig Schmuck. Ein einziger, tiefblauer Edelstein funkelte auf ihrer Stirn, gehalten von einem schmalen schwarzen Lederband.

Die braunen Wangen waren leicht gerötet. Obwohl ihr Blick, sei es von Zorn, sei es von Furcht, umwölkt war, fand Simon, ihr erhobenes Kinn deute auf Willensstärke und Trotz und sie habe einen scharfen Blick – nicht das Auge ihrer Mutter Nunuuika, schneidend wie eine Klinge, sondern den Blick eines Menschen, der weiß, was er will. Sekundenlang war es Simon, als könne er sie sehen wie ein Mann ihres eigenen Volkes – keine sanfte, schmiegsame Schönheit, sondern eine ansehnliche und kluge junge Frau, deren Bewunderung nicht leicht zu erringen sein würde.

Unvermittelt wurde ihm klar, daß sie es war, die in der letzten Nacht vor Qantaqas Höhle gestanden und ihn mit dem Speer bedroht hatte. Irgend etwas Undefinierbares in ihren Gesichtszügen verriet es ihm. Als er sich daran erinnerte, begriff er, daß sie trotz aller Andersartigkeit doch eine Jägerin war, so wie ihre Mutter.

Armer Binabik! Vielleicht war es nicht einfach, ihre Bewunderung zu erlangen, aber Simons Freund hatte sie trotzdem für sich gewonnen, zumindest schien es so. Allerdings richteten sich Intelligenz und Entschlossenheit, die Binabik so gefallen haben mußten, nunmehr gegen ihn.

»Ich habe keinen Streit mit Sisqinanamook, Tochter vom Hause des Mondes«, antwortete Binabik endlich. »Daß sie überhaupt den Speer eines so Unwürdigen, wie es der Schüler des Singenden Mannes war, annahm, war ein Wunder für mich.«

Bei diesen Worten verzog Sisqinanamook wie angewidert den Mund, aber Simon schien ihre Verachtung nicht ganz überzeugend zu sein.

»Groß ist meine Scham«, fuhr Binabik fort. »Neun mal neun Nächte, es ist die Wahrheit, stand mein Speer vor ihrer Tür. Ich kam nicht zur Hochzeit, als die Nächte vergangen waren. Es gibt nichts, das ich sagen könnte, um diese Wunde zu heilen oder meine Schuld zu mindern. Eine Wahl mußte ich treffen, wie es immer wieder geschieht, hat man erst einmal den Pfad des Mannes oder der Frau beschritten. Ich befand mich in einem fremden Land; tot war mein Meister. Ich traf meine Wahl; müßte ich dieselbe Entscheidung noch einmal treffen, so würde ich – und es schmerzt mich, das zu sagen – ebenso wählen.«

Die Menge summte noch vor Entsetzen und Verwirrung, als Binabik mit der Übersetzung seiner Worte für die Gefährten geendet hatte. Er drehte sich zu der jungen Frau um, die vor ihm stand, und sagte etwas zu ihr, leise und hastig, wobei er sie »Sisqi« anstatt bei ihrem vollen Namen nannte. Schnell wandte sie das Gesicht ab, als könne sie seinen Anblick nicht ertragen. Er übersetzte das zuletzt Gesagte nicht, sondern wandte sich traurig wieder ihren Eltern zu.

»Und was«, erkundigte Nunuuika sich verächtlich, »hattest du so Wichtiges zu entscheiden? Welche Wahl konnte dich zum Eidbrecher werden lassen – dich, der schon so weit über seinen angestammten Schnee hinausgeklettert war, dessen Verlobungsspeer eine Frau angenommen hatte, die hoch über ihm stand?«

»Mein Meister Ookequk hatte Doktor Morgenes vom Hochhorst, einem großen Weisen aus Erkynland, ein Versprechen gegeben. Mein Meister war tot, und ich fand, daß es an mir sei, sein Versprechen zu halten.«

Uammannaqs Bart bebte vor Überraschung und Empörung. »Du hieltest ein einem Tiefländer gegebenes Versprechen für wichtiger als die Hochzeit mit einem Kind aus dem Haus des Ahnen oder das Holen des Sommers? Wahrlich, Binabik, sie hatten recht, die da sagten, du habest am Rockzipfel

des dicken Ookequk den Wahnsinn erlernt! Du hast dich von deinem Volke abgewendet … wegen ein paar *Utku*?«

Binabik schüttelte hilflos den Kopf. »Es war mehr als das, Uammannaq, Hirte der Qanuc. Mein Meister fürchtete große Gefahr, nicht allein für Yiqanuc, sondern auch für die ganze Welt unter den Bergen. Ookequk fürchtete, ein Winter werde kommen, um vieles schlimmer als alle, die wir bisher erlebt hätten, ein Winter, der das Eishaus für tausend schwarze Jahre hartgefroren lassen würde. Und es war noch weit mehr als nur böses Wetter, was Ookequk voraussah, Morgenes, der Alte in Erkynland, teilte seine Ängste. Diese Gefahren waren es, die sein Versprechen so wichtig erscheinen ließen. Und sie sind auch der Grund, weshalb ich – weil ich glaube, daß die Sorgen meines Meisters berechtigt waren – meinen Eid noch einmal brechen müßte, wenn mir keine andere Wahl bliebe.«

Sisqinanamook hatte ihren Blick wieder auf Binabik gerichtet. Simon hoffte, ihre Miene würde milder werden, doch noch immer war ihr Mund zu einem festen, bitteren Strich zusammengepreßt. Ihre Mutter Nunuuika schlug mit der flachen Hand auf das stumpfe Ende ihres Speers.

»Das ist überhaupt keine Begründung!« rief die Jägerin aus. »Es ist gar nichts. Soll ich denn nie mehr meine Höhle verlassen, nur weil ich Schnee auf den oberen Pässen fürchte, auch wenn meine Kinder verhungern? Was du da sagst, ist so, als erklärtest du, daß dir dein Volk und die Bergheimat, die dich genährt hat, nichts mehr gelten.

Du bist ärger als der Trunkenbold, der wenigstens sagt ›ich sollte besser nicht trinken‹ und dann aus Schwäche wieder in sein Laster zurückfällt. *Du* stehst hier vor uns, kühn wie ein Räuber fremder Satteltaschen, und erklärst: ›Ich werde es wieder tun. Mein Eid bedeutet mir nichts.‹« Vor Wut schüttelte sie ihren Speer. Die versammelten Trolle zischten Beifall. »Du solltest unverzüglich hingerichtet werden. Wenn dein Wahnsinn andere ansteckt, wird der Wind in leeren Höhlen heulen, noch ehe eine Generation vergangen ist.«

Noch während Binabik in ausdruckslosem Ton diese letzten Worte wiedergab, war Simon zornbebend aufgesprungen. Sein Gesicht schmerzte an der Stelle, wo sich die Narbe quer über seine Wange gebrannt hatte, und jeder Stich erinnerte ihn an Binabik, wie er sich am Rücken des Eisdrachen festgeklammert und Simon zugeschrien hatte, er solle weglaufen und sich retten, während der Troll allein weiterkämpfte.

»Nein!« schrie Simon, außer sich vor Empörung, und überraschte damit selbst Haestan und Sludig, die ganz betäubt auf jede unverständliche Ein-

zelheit des Wortwechsels gelauscht hatten. »Nein!« Simon hielt sich an seinem Hocker fest. Ihm schwindelte. Pflichtgetreu drehte sich Binabik zu seinen Herrschern und seiner Verlobten um und fing an zu erläutern, was der rothaarige Tiefländer weiter sagte.

»Ihr begreift überhaupt nicht, um was es hier geht«, begann Simon, »oder was Binabik getan hat. Hier oben in den Bergen ist der Rest der Welt sehr fern – aber es gibt Gefahren, die auch Euch erreichen können. In der Burg, in der ich einst lebte, kam es mir immer vor, als sei das Böse etwas, von dem nur die Priester schwatzten, und als ob sogar sie nicht wirklich daran glaubten. Jetzt weiß ich es besser. Überall ringsum lauern Gefahren, und sie werden täglich größer. Versteht Ihr denn nicht? Binabik und ich sind gejagt worden; durch den ganzen großen Wald und quer über die Schneefelder am Fuß dieser Berge hat uns das Böse gehetzt. Sogar auf den Drachenberg ist es uns gefolgt!«

Simon hielt einen Augenblick inne; alles um ihn drehte sich und er rang nach Luft. Ihm war, als halte er etwas gepackt, das zappelte und sich seinem Griff zu entwinden versuchte.

*Was kann ich nur sagen? Ich muß mich anhören wie ein Verrückter. Seht nur, Binabik erklärt ihnen, was ich gesagt habe, und sie glotzen mich an, als würde ich bellen wie ein Hund! Ich werde bestimmt schuld sein, wenn sie Binabik töten!*

Simon stöhnte leise und fing noch einmal an, wobei er sich große Mühe gab, seine kaum zu bändigenden Gedanken in Ordnung zu halten. »Wir alle sind in Gefahr. Eine furchtbare Macht wohnt im Norden – das heißt, nein, wir sind ja hier im Norden…« Er ließ den Kopf hängen und strengte sich an nachzudenken. »Im Norden, aber westlich von hier. Ein hoher Berg aus Eis steht dort. Er ist die Wohnung des Sturmkönigs – der kein lebendiges Wesen ist. Ineluki ist sein Name. Habt Ihr von ihm gehört? *Ineluki?* Er ist entsetzlich.«

Simon beugte sich vor und begann sofort das Gleichgewicht zu verlieren. Er stierte in die verstörten Gesichter des Hirten, der Jägerin und ihrer Tochter Sisqinanamook.

»Er ist entsetzlich«, wiederholte er und sah der Trolljungfrau starr in die dunklen Augen.

*Binabik hat sie Sisqi genannt,* dachte er zusammenhanglos. *Er muß sie geliebt haben…*

Etwas schien nach seinem Geist zu greifen und ihn zu schütteln wie ein Hund eine Ratte. Plötzlich taumelte er vornüber in einen tiefen, wirbelnden

Schacht. Sisqinanamooks dunkle Augen wurden immer tiefer und größer und verwandelten sich. Gleich darauf war die Trollin verschwunden, zugleich mit ihren Eltern, Simons Freunden und dem ganzen *Chidsik Ub Lingit*. Nur die Augen blieben, nun zu einem anderen, ernsten Blick geworden, der langsam Simons Gesichtsfeld ausfüllte. Diese braunen Augen gehörten einem Wesen seiner eigenen Art … dem Kind, das ihn in seinen Träumen verfolgt hatte … einem Kind, das er jetzt endlich wiedererkannte.

*Leleth,* dachte er. *Das kleine Mädchen, das wir im Waldhaus zurückließen, weil ihre Wunden so schrecklich waren. Das Mädchen, das wir bei ihr ließen, bei…*

»*Simon*«, sagte sie, und ihre Stimme hallte sonderbar in seinem Kopf wider, »*dies ist die letzte Möglichkeit, die ich habe. Bald wird mein Haus fallen, und ich werde in den Wald fliehen – aber vorher muß ich dir noch etwas sagen.*«

Simon hatte das Mädchen Leleth nie sprechen hören. Die dünnen Töne schienen zu einem Kind ihres Alters zu passen – aber etwas stimmte nicht an dieser Stimme: sie war zu feierlich, zu artikuliert und zu schwer von Selbsterkenntnis. Redeweise und Ausdruck klangen nach einer erwachsenen Frau, nach…

»*Geloë?*« fragte er. Obwohl er nicht wirklich zu sprechen glaubte, hörte er das Echo seiner Stimme irgendwo in der Leere.

»*Ja. Mir bleibt keine Zeit mehr. Ich hätte dich nicht erreichen können, aber das Kind Leleth verfügt über Fähigkeiten … sie ist wie ein Brennglas, durch das ich meinen Willen konzentrieren kann. Ein rätselhaftes Kind ist sie, Simon.*« Tatsächlich schien das beinahe ausdruckslose Kindergesicht, das diese Worte sprach, auf unklare Weise anders zu sein als die Gesichter anderer sterblicher Kinder. Etwas lag in diesen Augen, das durch ihn hindurchsah, über ihn hinaus, als sei er selbst körperlos wie Nebel.

»*Wo seid Ihr?*«

»*In meinem Haus, aber nicht mehr lange. Meine Zäune sind umgeworfen, und mein See ist voll dunkler Wesen. Zu stark sind die Mächte vor meiner Tür. Anstatt gegen solche Sturmböen anzukämpfen, werde ich fliehen, um ein andermal den Kampf fortzusetzen.*

*Was ich dir sagen muß, ist folgendes: Naglimund ist gefallen. Elias hat den Tag gewonnen – aber der wirkliche Sieger ist Er, den wir beide kennen, der Dunkle aus dem Norden. Doch Josua lebt.*«

Simon spürte, wie ihm eine eiskalte Furcht den Magen zusammenkrampfte. »*Und Miriamel?*«

»*Sie, die Marya war – und auch Malachias? Ich weiß nur, daß sie Naglimund verlassen hat; mehr können mir freundliche Augen und Ohren nicht sagen. Jetzt aber muß ich dir noch etwas mitteilen, das du in deinem Gedächtnis bewahren mußt und nicht vergessen darfst; denn Binabik von Yiqanuc hat sich vor mir verschlossen. Ihr müßt zum* Stein des Abschieds *gehen. Er ist der einzig sichere Ort im heraufziehenden Sturm, Zumindest für eine kleine Weile. Geht zum* Stein des Abschieds.«

»*Was? Wo ist dieser Stein?*« Naglimund gefallen? Simon fühlte, wie Verzweiflung sein Herz ergriff. Dann war wirklich alles verloren.

»*Wo ist der Stein, Geloë?*« Ohne Warnung riß ihn eine schwarze Woge mit, jäh wie der Hieb einer Riesenhand. Das Gesicht des kleinen Mädchens war fort, zurück blieb nur graue Leere. In Simons Kopf klangen Geloës Abschiedsworte nach.

»*Es ist der einzig sichere Ort … Flieht! … Der Sturm bricht los!*«

Das Grau wich zurück, wie Wellen den Strand hinablaufen. Als er zu sich kam, starrte er in das schimmernde, durchsichtig gelbe Licht eines Teichs aus brennendem Öl. Er lag in der Höhle des *Chidsik Ub Lingit* auf den Knien. Dicht über ihn neigte sich Haestans angstvolles Gesicht.

»Was plagt dich, Junge?« fragte der Wachsoldat und stützte mit der Schulter Simons schweren Kopf, während er ihm auf einen Hocker half. Simon war es zumute, als bestehe sein Körper aus Lumpen und grünen Zweigen.

»Geloë hat gesagt … sie sprach von einem Sturm … und dem *Stein des Abschieds.* Wir müssen zum Stein des Ab…« Simon verstummte und sah aufblickend Binabik vor dem Podest knien. »Was tut Binabik dort?« fragte er.

»Wartet auf den Spruch«, erwiderte Haestan barsch. »Als du ohnmächtig umfielst, hat er gesagt, er wollte nicht länger kämpfen. Hat eine Zeitlang mit König und Königin geredet, und jetzt wartet er.«

»Aber das ist unrecht!« Simon wollte aufstehen, aber seine Beine gaben unter ihm nach. Sein Kopf summte wie ein Eisentopf nach einem Hammerschlag. »Un … recht.«

»Gottes Wille ist es«, murmelte Haestan unglücklich.

Nach einer geflüsterten Zwiesprache mit seiner Gemahlin wandte Uammannaq sich ab und musterte den knienden Binabik. Er sagte etwas in der kehligen Qanuc-Sprache, das die Zuschauer zu pfeifendem Stöhnen veranlaßte. Der Hirte hob die Hände an das Gesicht und bedeckte in einer stilisierten Geste langsam seine Augen. Die Jägerin wiederholte feierlich die-

selbe Bewegung. Simon fühlte, wie sich Kälte niedersenkte, schwerer und hoffnungsloser als Winterkälte. Er wußte über jeden Zweifel hinaus, daß man seinen Freund zum Tode verurteilt hatte.

# IV

## Eine Schale Calamint-Tee

Sonnenlicht sickerte durch aufgeplusterte Wolken und fiel gedämpft auf eine zahlreiche Schar von Rossen und Gepanzerten, die die Mittelgasse hinauf und zum Hochhorst zogen. Unregelmäßige Schatten trübten die Helligkeit ihrer leuchtenden Banner, und der Schlamm der Straße erstickte das Klappern der Pferdehufe, als ritte das tapfere Heer lautlos am Grunde des Meeres. Viele der Soldaten hielten den Blick gesenkt. Andere spähten aus dem Schatten ihrer Helme hervor wie Männer, die sich davor fürchten, daß man sie erkennt.

Allerdings machten nicht alle einen so niedergeschlagenen Eindruck. Graf Fengbald – demnächst Herzog – ritt an der Spitze der königlichen Schar. Über ihm wehten Elias' grünschwarzes Drachenbanner und sein eigener Silberfalke. Über den Rücken flutete Fengbald das lange, schwarze Haar, zusammengehalten nur von einem scharlachroten Band, das er sich um die Stirn geknotet hatte. Er lächelte und winkte mit der im Streithandschuh steckenden Faust, was die mehreren Hundert Zuschauer, die die Straße säumten, in Hochrufe ausbrechen ließ.

Dicht hinter ihm folgte Guthwulf von Utanyeat, der mühsam einen finsteren Blick unterdrückte. Auch er besaß einen Grafentitel und vermutlich auch die königliche Gunst; aber er wußte mit völliger Sicherheit, daß das alles sich seit der Belagerung von Naglimund geändert hatte.

Immer hatte er sich den Tag ausgemalt, an dem sein alter Kamerad Elias als König herrschen und er selbst, Guthwulf, an seiner Seite stehen würde. Ja, Elias *war* jetzt König, aber der Rest der Geschichte hatte sich irgendwie anders entwickelt. Nur ein dickköpfiger junger Trottel wie Fengbald konnte so töricht sein, das nicht zu merken … oder so ehrgeizig, daß es ihn nicht kümmerte.

Guthwulf hatte sich vor Beginn der Belagerung das ergrauende Haar dicht am Kopf abscheren lassen. Nun saß ihm der Helm lose. Und obwohl er ein starker Mann und noch in den besten Jahren war, hatte er fast das

Gefühl, als schrumpfe er in seiner Rüstung und werde immer kleiner und kleiner.

War er denn der einzige, der sich Sorgen machte, fragte er sich. Vielleicht war er in den vielen Jahren, in denen er kein Schlachtfeld mehr zu Gesicht bekommen hatte, weich und weibisch geworden.

Aber das konnte nicht stimmen. Gewiß, vor vierzehn Tagen bei der Belagerung hatte sein Herz schneller geschlagen, aber das war der jagende Puls der Kampfbegeisterung gewesen, keine Furcht. Gelacht hatte er, als die Feinde sich auf ihn stürzten. Mit einem einzigen Hieb seines Langschwertes hatte er einem Mann das Rückgrat gebrochen und seinerseits so manchen Schlag eingesteckt, ohne aus dem Sattel zu fallen, mit dem Pferd so gewandt wie vor zwanzig Jahren, oder noch besser. Nein, verweichlicht war er nicht. Nicht auf diese Art.

Er wußte auch, daß er nicht der einzige war, an dessen Gemüt wachsende Unruhe nagte. Auch wenn hier eine jubelnde Menge stand – zum größten Teil bestand sie aus den jungen Schlägern und Trunkenbolden der Stadt. Eine beträchtliche Anzahl der Fenster, die auf die Mittelgasse von Erchester hinausgingen, war mit Läden versperrt; von den übrigen zeigten nicht wenige nur einen Streifen Dunkelheit, durch den die Bürger lugten, die es nicht danach gelüstete, herunterzukommen und ihrem König zuzujauchzen.

Guthwulf drehte den Kopf, um nach Elias zu sehen, und ein unangenehmer Schauder überlief ihn, als er erkannte, daß der König ihn seinerseits anstarrte – ein in sich versunkener, grüner Blick. Fast wider Willen nickte Guthwulf. Der König erwiderte die Geste steif und musterte dann mürrisch das Volk von Erchester, wie es ihn willkommen hieß. Elias, der unter den Schmerzen einer nicht näher erklärten, jedoch unbedeutenden Erkrankung litt, hatte seinen Planwagen erst ungefähr eine Achtelmeile vor ihrer Ankunft am Stadttor verlassen, um sein schwarzes Schlachtroß zu besteigen. Dennoch ritt er gut und verbarg erfolgreich alle Beschwerden, die ihm zusetzen mochten. Der König war magerer als in früheren Jahren, die feste Linie seines Kinnes sehr deutlich erkennbar. Bis auf die fahle Haut – im fleckigen Licht des Nachmittags nicht so auffällig wie sonst manchmal – und den zerstreuten, finsteren Blick sah Elias schlank und kraftvoll aus, wie es sich für einen königlichen Krieger gehört, der im Triumph von einer erfolgreichen Belagerung nach Hause kommt.

Heimlich warf Guthwulf einen besorgten Blick auf das graue Schwert mit dem doppelten Stichblatt, dessen Scheide gegen die Hüfte des Königs

schlug. Verfluchtes Ding! Wie sehr er doch wünschte, Elias möge die verdammte Klinge in den nächsten Brunnen werfen. Guthwulf wußte über jeden Zweifel hinaus, daß etwas an dem Schwert nicht stimmte. Auch in der Menge schienen einige offenbar das Gefühl des Unbehagens zu spüren, das von der Klinge ausging, aber nur Guthwulf hatte sich oft genug im Umkreis von *Leid* aufgehalten, um die wahre Ursache dieses Unwohlseins zu erkennen.

Auch war das Schwert nicht das einzige, das den Menschen von Erchester Sorgen bereitete. So wie der König, jetzt am Nachmittag hoch zu Roß, vormittags noch ein kranker Mann in einem Wagen gewesen war, so war auch die Niederwerfung von Naglimund im Grunde nicht der glorreiche Sieg eines Königs über seinen thronräuberischen Bruder. Guthwulf wußte, daß selbst hier, so fern vom Schauplatz der Ereignisse, die Bürger von Erchester und dem Hochhorst davon gehört hatten, wie sonderbar und grauenvoll das Los von Josuas Burg und seinen Gefolgsleuten ausgefallen war. Und selbst wenn sie es nicht wußten, die eher angewiderten Mienen und hängenden Köpfe eines Heeres, das jubelnd und im Vollgefühl seines Sieges hätte Einzug halten sollen, verkündeten, daß nicht alles so war, wie es sein sollte.

Es war mehr als nur Scham, dachte Guthwulf, und mehr als nur das Gefühl von Entmutigung – bei ihm wie bei den Soldaten. Was sie empfanden und nicht völlig verbergen konnten, war Furcht. War der König von Sinnen? Hatte er Unheil über sie alle gebracht? Gott scheute weder einen Kampf noch ein paar Blutspritzer, das wußte der Graf – mit solcher Tinte schreibt Gott seinen Plan, hatte ein Philosoph einst gesagt. Aber, Usires' Fluch darüber, das hier war anders, oder nicht?

Erneut warf er einen verstohlenen Blick auf den König, und der Magen drehte sich ihm um. Elias lauschte aufmerksam seinem Ratgeber, dem rotgewandeten Pryrates. Der haarlose Schädel des Priesters hüpfte neben dem Ohr des Königs auf und ab wie ein mit Haut überzogenes Ei.

Guthwulf hatte erwogen, Pryrates zu töten, war aber zu dem Ergebnis gekommen, daß das vielleicht alles nur noch schlimmer machen könnte; so als töte man den Hundeführer, wenn einem die Hunde schon an der Kehle saßen. Vielleicht war Pryrates der einzige, der den König noch lenken konnte – wenn es nicht, wovon der Graf von Utanyeat manchmal überzeugt war, dieser sich in alles einmischende Priester selbst war, der Elias ins Verderben führte. Wer sollte das wissen, Gott verdamme sie alle miteinander! Wer sollte es wissen?

Vielleicht als Antwort auf eine Bemerkung von Pryrates entblößte Elias lächelnd die Zähne, während er über das kleine Häuflein jubelnder Menschen hinblickte. Es war nicht, Guthwulf sah es wohl, die Miene eines glücklichen Mannes.

»Ich bin äußerst erzürnt. Diese Undankbarkeit erschöpft meine Geduld.«

Der König hatte auf seinem Thron Platz genommen, dem gewaltigen Drachenbeinthron seines Vaters Johan.

»Euer Monarch kehrt mit der Nachricht von einem großen Sieg aus dem Krieg heim, und alles, was ihn begrüßt, ist elender Pöbel.« Elias verzog den Mund und starrte auf Vater Helfcene, einen schmächtigen Priester, der zugleich als Kanzler des mächtigen Hochhorstes fungierte. Helfcene kniete zu Füßen des Königs, die Oberseite seines kahlen Schädels dem Thron entgegengestreckt wie einen armseligen und unzureichenden Schild. »Warum hat niemand mich willkommen geheißen?«

»Aber es war doch jemand da, Herr, da war doch jemand«, stotterte der Kanzler. »Empfing ich Euch nicht am Nerulagh-Tor mit allen Angehörigen Eures Haushaltes, die auf dem Hochhorst zurückgeblieben waren – allesamt beglückt, Eure Majestät bei guter Gesundheit vorzufinden, und voller Ehrfurcht vor Eurem Triumph!«

»Meine kriecherischen Leibeigenen unten in Erchester schienen mir weder sonderlich begeistert noch gar von Ehrfurcht erfüllt zu sein.«

Elias griff nach seinem Becher. Der stets wachsame Pryrates reichte ihm das Gefäß, wobei er sorgsam darauf achtete, die dunkle Flüssigkeit nicht über den Rand schwappen zu lassen. Der König tat einen tiefen Zug und schnitt eine Grimasse, so bitter schmeckte der Trank. »Guthwulf, fandest du, daß die Untertanen des Königs ihm echte Lehenstreue bezeigt haben?«

Der Graf holte tief Atem, bevor er langsam begann: »Vielleicht waren sie … vielleicht hatten sie Gerüchte vernommen…«

»Gerüchte? Worüber? Haben wir die Feste meines verräterischen Bruders in Naglimund geschleift oder nicht?«

»Gewiß, mein König.« Guthwulf hatte das Gefühl, am äußersten Ende eines dünnen Astes zu sitzen. Elias starrte ihn mit seegrünen Augen an, voll von wahnwitziger Neugier wie der Blick einer Eule. »Gewiß«, wiederholte der Graf, »aber unsere … Verbündeten … boten auf jeden Fall Anlaß zu Gerüchten.«

Elias wandte sich an Pryrates. Die bleiche Stirn des Königs war gerun-

zelt, als stehe er tatsächlich vor einem Rätsel. »Wir haben mächtige Freunde gewonnen, nicht wahr, Pryrates?«

Der Priester nickte seidenweich. »Mächtige Freunde, Majestät.«

»Und doch haben sie nach unserem Willen gehandelt, oder nicht? Sie haben ausgeführt, was wir von ihnen wünschten?«

»Ganz genauso, wie Ihr es vorhattet, König Elias.« Pryrates warf Guthwulf einen verstohlenen Blick zu. »Sie handelten nach Eurem Willen.«

»Nun also.« Befriedigt drehte Elias sich um und sah wieder nach unten zu Vater Helfcene. »Euer König ist in den Krieg gezogen und hat seine Feinde vernichtet. Er ist als Verbündeter eines Reiches zurückgekehrt, das noch älter ist als das uralte, untergegangene Imperium von Nabban.« Seine Stimme schwankte gefährlich. »Warum drücken sich meine Untertanen in den Ecken herum wie geprügelte Hunde?«

»Es sind unwissende Bauern, Gebieter«, antwortete Helfcene. Auf seiner Nase stand ein Schweißtropfen.

»Ich glaube, jemand hat Unruhe gestiftet, während ich fort war«, erklärte Elias mit schrecklicher Bedächtigkeit. »Ich möchte gern wissen, wer hier Geschichten verbreitet. Hört Ihr mich, Helfcene? Ich muß herausfinden, wer da besser zu wissen glaubt, was für Osten Ard gut ist, als der Hochkönig. Geht nun, und wenn ich Euch das nächste Mal sehe, solltet Ihr mir etwas zu berichten haben.« Zornig zupfte er an seiner Gesichtshaut herum. »Ein paar von diesen verdammten, drückebergerischen Edelleuten sollten wohl einmal den Schatten des Galgens im Genick spüren! Vielleicht fällt ihnen dann wieder ein, wer dieses Land regiert.«

Der Schweißtropfen fiel endlich von Helfcenes Nase herunter und zerplatzte auf den Steinplatten des Bodens. Der Kanzler nickte lebhaft, und mehrere weitere Tropfen, erstaunlich zahlreich für einen so kühlen Nachmittag, sprangen ihm vom Gesicht.

»Natürlich, Herr. Es ist gut, so gut, Euch wieder bei uns zu haben.« Er erhob sich zu halb geduckter Stellung, verneigte sich nochmals, machte kehrt und verließ eilig den Thronsaal.

Das Krachen der großen Tür, die ins Schloß fiel, hallte bis an die Dekkenbalken und gezackten Banner. Elias lehnte sich in den riesenhaft gespreizten Brustkorb aus vergilbten Knochen zurück und rieb sich mit den kraftvollen Handrücken die Augen.

»Guthwulf, komm her«, sagte er mit undeutlicher Stimme. Der Graf von Utanyeat trat vor. Er spürte den unerklärlichen, aber heftigen Drang, aus

dem Raum zu fliehen. Dicht neben Elias' Ellenbogen verharrte Pryrates, das Gesicht glatt und regungslos wie Marmor.

Im selben Augenblick, als Guthwulf den Drachenbeinthron erreichte, ließ Elias die Hände in den Schoß sinken. Die blauen Ringe unter seinen Augen erweckten den Eindruck, der Blick des Königs sei tiefer in seinen Kopf zurückgewichen. Einen Moment lang schien es dem Grafen beinahe, als spähe der König aus einem dunklen Loch hervor wie aus einer Falle, in die er hineingestürzt war.

»Du mußt mich vor Verrat schützen, Guthwulf.« Ein rauher Unterton von Verzweiflung klang aus Elias' Worten. »Noch bin ich verwundbar, aber es stehen große Dinge bevor. Dieses Land wird ein Goldenes Zeitalter erleben, wie es sich die Philosophen und Priester bisher nur erträumt haben – aber dazu muß ich am Leben bleiben. Ich *muß* überleben, oder alles wird zerstört. Alles wird zu Asche.« Elias griff mit Fingern, so kalt wie Fischschwänze, nach Guthwulfs schwieliger Hand.

»Du mußt mir helfen, Guthwulf.« Die Stimme kam mühsam, hatte aber einen kraftvollen Beiklang. Sekundenlang hörte der Graf seinen Kameraden in vielen Schlachten und ebenso vielen Schenken so, wie er ihn in Erinnerung hatte, und das machte die Worte des Königs nur noch schmerzlicher. »Fengbald und Godwig und die anderen sind Narren«, sagte Elias. »Helfcene ist ein Angsthase. Du bist der einzige auf der ganzen Welt, dem ich trauen kann – außer Pryrates natürlich. Ihr seid die einzigen, die mir ganz und gar treu sind.«

Der König sank zurück und bedeckte von neuem die Augen, wobei er die Zähne zusammenbiß, als leide er Schmerzen. Er winkte Guthwulf Entlassung zu. Der Graf sah nach Pryrates, aber der rote Priester schüttelte nur den Kopf und wandte sich ab, um Elias' Pokal neu zu füllen.

Als er die Tür des Saales aufstieß und in den von Lampen erleuchteten Korridor hinaustrat, fühlte Guthwulf, wie sich ein schwerer Stein aus lauter Furcht auf seinen Magen legte. Langsam machte er sich daran, über das Undenkbare nachzusinnen.

Miriamel befreite ihre Hand aus Graf Streáwes Griff und riß sich los. Sie tat einen jähen Schritt rückwärts und fiel in einen Stuhl, den der Mann mit der Schädelmaske hinter sie geschoben hatte. Einen Augenblick blieb sie so sitzen, völlig überrumpelt.

»Woher wußtet Ihr, daß ich es war?« erkundigte sie sich dann. »Daß ich hierherkommen würde?«

Der Graf lachte leise, streckte einen verkrümmten Finger aus und klopfte auf die Fuchsmaske, die er abgelegt hatte. »Die Starken verlassen sich auf Stärke«, meinte er. »Die weniger Starken müssen schlau und schnell sein.«

»Ihr habt meine Frage nicht beantwortet.«

Streáwe hob eine Braue. »Ach ja?« Er wandte sich zu seinem Helfer mit dem Schädelgesicht. »Du kannst gehen, Lenti. Warte mit deinen Männern draußen.«

»Es regnet«, erklärte Lenti klagend, und sein knochenweißes Gesicht hüpfte auf und nieder, während aus den schwarzen Höhlen die Augen lugten.

»Dann wartet oben, Narr!« versetzte der Graf ärgerlich. »Wenn ich euch brauche, werde ich läuten.«

Lenti deutete eine Verbeugung an, warf einen schnellen Blick auf Miriamel und ging hinaus.

»Ach, der«, seufzte Streáwe, »manchmal ist er wie ein Kind. Aber immerhin, er tut, was man ihm sagt. Das ist mehr, als ich von vielen sagen kann, die mir dienen.« Der Graf schob den Weinkrug zu Bruder Cadrach hinüber, der mißtrauisch daran roch, offensichtlich hin- und hergerissen zwischen Furcht und Gier. »Trinkt nur getrost«, bemerkte der Graf bissig. »Glaubt Ihr, ich würde mich so anstrengen, Euch durch ganz Ansis Pelippé zu schleifen, nur um Euch dann in einem meiner eigenen Häuser zu vergiften? Wenn ich Euch hätte töten wollen, lägt Ihr mit dem Gesicht nach unten im Hafen, bevor Ihr noch das Ende der Landeplanke erreicht hättet.«

»Das beruhigt mich kein bißchen«, erklärte Miriamel, die langsam wieder zu sich kam und mehr als nur ein bißchen zornig war. »Wenn Eure Absichten ehrenhaft sind, Graf, warum hat man uns dann mit Messern bedroht, um uns hierher zu bringen?«

»Hat Lenti Euch gesagt, er hätte ein Messer?« fragte Streáwe.

»Allerdings«, versetzte Miriamel schnippisch. »Wollt Ihr damit sagen, er habe gar keines?«

Der alte Mann kicherte. »Gesegnete Elysia, natürlich hat er! Dutzende von den Dingern, alle Formen, alle Längen, manche zweischneidig geschliffen, manche gegabelt, mit einer Doppelklinge – Lenti hat mehr Messer als Ihr Zähne habt.« Wieder brach Streáwe in Gelächter aus. »Nein, es ist nur, daß ich ihm immer sage, er solle es nicht dauernd ausposaunen. In der ganzen Stadt nennen sie ihn Lenti ›Avi Stetto‹.« Streáwe hörte einen Moment auf zu lachen und schnaufte leicht.

Miriamel wandte sich erklärungsheischend an Cadrach, aber der Mönch war in einen Pokal mit dem Wein des Grafen vertieft, der – zu diesem Entschluß war er offenbar gekommen – doch keine Gefahren barg. »Was bedeutet ›Avi Stetto‹?« fragte sie endlich.

»Es heißt auf Perdruinesisch: ›Ich habe ein Messer.‹« Streáwe schüttelte liebevoll den Kopf. »Aber der Bursche weiß auch, wie man mit solchem Spielzeug umgeht.«

»Und wie habt Ihr nun von uns erfahren, Herr?« fragte Cadrach und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab.

»Und was habt Ihr mit uns vor?« fiel Miriamel ein.

»Was das erste betrifft«, begann Streáwe, »ist es, wie ich Euch gesagt habe. Mein Perdruin ist kein Land, dessen Macht andere Länder zittern läßt, deshalb brauchen wir statt dessen gute Spione. Jeder Hafen in Osten Ard ist ein offener Markt für Wissen, und alle von den besten Maklern stehen in meinem Sold. Ich wußte, daß Ihr Naglimund verlassen hattet, bevor Ihr noch am Grünwatefluß ankamt; seitdem war immer jemand da, der auf Euer Vorankommen achtete.« Aus einer Schale auf dem Tisch nahm er eine rötliche Frucht und fing an, sie mit zittrigen Fingern zu schälen. »Und hinsichtlich des zweiten«, fuhr er fort, »nun, das ist in der Tat eine hübsche Frage.«

Er kämpfte mit der harten Schale der Frucht. Miriamel, in der ein plötzliches und unerwartetes Gefühl der Zuneigung zu dem alten Grafen aufstieg, streckte die Hand aus und nahm sie ihm sanft ab.

»Laßt mich das tun«, sagte sie.

Streáwe hob überrascht die Brauen. »Danke, meine Liebe. Sehr freundlich. Nun denn, die Frage, was ich mit Euch anfangen soll. Hm … ja … ich muß zugeben, als ich von Eurem … vorübergehenden Zustand der … äh … Absonderung erfuhr, kam mir der Gedanke, daß es vielleicht nicht wenige Personen gäbe, die für Nachrichten über Euren Verbleib Geld bezahlen würden. Später dann, als mir klar wurde, daß Ihr hier in Ansis Pelippé das Schiff wechseln würdet, sah ich ein, daß Leute, für die schon bloße Nachrichten wertvoll wären, bereit sein könnten, für eine wirklich greifbare Prinzessin noch weit mehr zu bezahlen. Euer Vater oder Onkel beispielsweise.«

Wutentbrannt warf Miriamel die halbgeschälte Frucht wieder in die Schale zurück. »Ihr würdet mich meinen Feinden verkaufen?«

»Nun, nun, Herzchen«, meinte der Graf besänftigend, »wer redet denn von so etwas? Und wen bezeichnet Ihr überhaupt als Feind? Euren Vater,

den König? Euren Euch liebenden Onkel Josua? Wir sprechen doch nicht davon, Euch für ein paar Kupferstücke an nascadische Sklavenhändler zu verhökern! Außerdem«, fügte er hastig hinzu, »kommt diese Möglichkeit inzwischen ohnehin nicht mehr in Betracht.«

»Was meint Ihr?«

»Ich meine, daß ich Euch an gar niemanden verkaufen werde«, erklärte Streáwe. »Bitte macht Euch also darüber keine Gedanken.«

Miriamel griff wieder nach der Frucht. Jetzt war es *ihre* Hand, die zitterte. »Was also wird aus uns?«

»Vielleicht wird der Graf sich gezwungen sehen, uns zu unserem eigenen Schutz in seinen tiefen, dunklen Weinkeller zu sperren«, bemerkte Cadrach und betrachtete zärtlich den fast leeren Krug. Er schien gänzlich und wundervoll betrunken. »Ach, und wäre das nicht ein gräßliches Schicksal?«

Sie drehte ihm angewidert den Rücken. »Nun?« fragte sie Streáwe.

Der alte Mann nahm ihr die glitschige Frucht aus der Hand und biß vorsichtig hinein. »Sagt mir etwas«, meinte er. »Wolltet Ihr nach Nabban?«

Miriamel zögerte. Sie rang mit sich. »Ja«, erwiderte sie schließlich. »Ja, das wollte ich.«

»Warum?«

»Und warum sollte ich Euch das sagen? Ihr habt uns nichts getan, aber Ihr habt Euch auch noch nicht als Freund erwiesen.«

Streáwe betrachtete sie. Langsam breitete sich ein Lächeln über den unteren Teil seines Gesichtes. Die rotumränderten Augen behielten ihre Schärfe. »Ah, ich liebe junge Frauen, die wissen, was sie wollen«, sagte er. »Osten Ard ist randvoll von Gefühlen und ungenauen Vorstellungen – es ist nicht die Sünde, wißt Ihr, sondern das törichte Gefühl, das die Engel vor Verzweiflung stöhnen läßt. Ihr aber, Miriamel, saht schon als kleines Kind aus wie jemand, der in dieser Welt etwas ausrichten wird.« Er entzog Cadrach den Krug und füllte seinen eigenen Pokal neu. Der Mönch sah traurig hinterher wie ein Hund, dem man den Knochen gestohlen hat.

»Ich habe gesagt, niemand würde Euch verkaufen«, sprach Graf Streáwe endlich weiter. »Nun, das stimmt nicht ganz – schaut mich doch nicht so giftig an, Herrin! Wartet, bis Ihr alles gehört habt. Ich habe einen … Freund, würdet Ihr wohl sagen, obwohl wir uns nicht persönlich nahestehen. Er ist ein frommer Mann, der sich jedoch auch in anderen Kreisen bewegt – die beste Art Freund, die ich mir wünschen könnte, denn sein

Wissen ist groß und sein Einfluß bedeutend. Die einzige Schwierigkeit ist, daß er ein Mann von höchst aufreizender sittlicher Rechtschaffenheit ist. Trotzdem hat er Perdruin und mir viele Male seine Hilfe gewährt, und, um es ganz einfach auszudrücken, ich bin ihm mehr als nur einen Gefallen schuldig.

Hinzu kommt, daß ich nicht der einzige bin, der von Eurer Abreise aus Naglimund weiß. Auch dieser Mann, dieser Fromme, hat es aus seinen eigenen privaten Quellen erfahren…«

»Er auch?« fragte Miriamel. Wütend drehte sie sich zu Cadrach um. »Was ist, habt Ihr einen Herold ausgesandt, die Neuigkeit zu verkünden?«

»Kein Wort kam über meine Lippen, Herrin«, verteidigte der Mönch sich undeutlich. Bildete sie es sich nur ein, oder war er gar nicht so betrunken, wie er tat?

»Bitte, Prinzessin.« Streáwe hob eine unsichere Hand. »Wie ich bereits erwähnte, ist dieser Freund ein Mann von Einfluß. Selbst die Menschen seiner Umgebung ahnen nicht, wie weit sein Arm reicht. Sein Nachrichtendienst, obwohl kleiner als der meine, verfügt über eine Tiefe und Ausdehnung, die mich oft verblüfft den Kopf schütteln läßt.

Was ich aber sagen wollte, ist folgendes: Als mir mein Freund seine Botschaft sandte (wir haben jeder einen kleinen Schwarm abgerichteter Vögel, die unsere Briefe hin und her tragen), berichtete er mir von Euch. Das war etwas, wovon ich schon wußte. Er wiederum wußte nichts von meinen Plänen für Euch – den Plänen, von denen ich vorhin gesprochen habe.«

»Mich zu verhökern, meint Ihr.«

Streáwe hüstelte entschuldigend. Einen Augenblick wurde ein wirklicher Husten daraus. Als er wieder zu Atem gekommen war, fuhr er fort: »Und, wie gesagt, ich schulde diesem Mann den einen oder anderen Gefallen. Darum hatte ich, als er mich bat, Euch an der Weiterreise nach Nabban zu hindern, wirklich keine andere Wahl…«

»*Worum* hat er Euch gebeten?« Miriamel traute ihren Ohren nicht. Würde sie sich der aufdringlichen Einmischung anderer Leute denn überhaupt nicht mehr entziehen können?

»Er wünscht nicht, daß Ihr nach Nabban segelt. Es ist nicht die rechte Zeit dafür.«

»Nicht die rechte Zeit? Wer ist dieser ›er‹, und mit welchem Recht…«

»Er? Er ist ein guter Mensch – einer der wenigen, auf die dieser Begriff

anwendbar ist. Ich selbst habe für diese Art Leute wenig übrig. Das ›Recht‹, sagt er, ist die Rettung Eures Lebens, oder doch wenigstens Eurer Freiheit.«

Die Prinzessin merkte, daß ihr die Haare an der Stirn klebten. Der Raum war warm und feucht, und der undurchsichtige alte Mann auf der anderen Seite des Tischs lächelte wieder, so glücklich wie ein Kind, das ein neues Kunststück gelernt hat.

»Ihr wollt mich hier festhalten?« erkundigte sie sich langsam. »Ihr wollt meine Freiheit schützen, indem Ihr mich einsperrt?«

Graf Streáwe griff zur Seite und zog an einem dunkelfarbigen Strick, der fast unsichtbar vor einem zerknitterten Wandteppich hing. Irgendwo oben im Haus läutete eine Glocke. »Ich fürchte, so ist es, Liebes«, erklärte er. »Ich muß Euch festhalten, bis mein Freund mir eine anderslautende Botschaft schickt. Schuld ist Schuld, und einen Gefallen muß man erwidern.« Draußen auf der Türschwelle hörte man das Geräusch von Stiefeln. »Es ist wirklich zu Eurem Besten, Prinzessin, auch wenn Ihr es vielleicht noch nicht begreift.«

»Das laßt mich beurteilen«, fauchte Miriamel. »Wie könnt Ihr! Wißt Ihr denn nicht, daß sich ein Krieg zusammenbraut? Daß ich Herzog Leobardis wichtige Nachrichten bringe?« Sie *mußte* zum Herzog vordringen und ihn überzeugen, sich Josua anzuschließen. Sonst würde ihr Vater Naglimund zerstören und sein Wahnsinn niemals ein Ende finden.

Der Graf keckerte. »Ach, mein Kind, Pferde reisen um so vieles langsamer als Vögel – selbst Vögel, die die Last schwerwiegender Neuigkeiten tragen. Wißt, Leobardis und sein Heer sind schon vor fast einem Monat nach Naglimund aufgebrochen. Wärt Ihr nicht so eilig, heimlich und verstohlen durch die Städte von Hernystir hindurchgeritten, hättet Ihr nur mit einigen wenigen Menschen gesprochen, hättet Ihr es erfahren.«

Miriamel sank wie vom Donner gerührt in ihrem Stuhl zusammen. Der Graf klopfte laut mit den Knöcheln auf den Tisch. Die Tür ging auf, und Lenti und seine beiden Helfershelfer, die noch ihre Kostüme trugen, traten ins Zimmer. Lenti hatte seine Totenmaske abgenommen; die mürrischen Augen spähten aus einem Gesicht, das rosiger, aber nicht wesentlich lebendiger war als das abgelegte.

»Sorg für ihre Bequemlichkeit, Lenti«, befahl Streáwe. »Danach schließ die Tür hinter dir zu und komm wieder hierher, um mir in meine Sänfte zu helfen.«

Während der vor sich hin nickende Cadrach vom Stuhl hochgezogen

wurde, wandte Miriamel sich noch einmal an den Grafen. »Wie konntet Ihr so etwas tun!« stieß sie hervor. »Ich hatte Euch stets in liebevoller Erinnerung – Euch und Euren verräterischen Garten!«

»Ach ja, der Garten«, antwortete Streáwe. »Ja, den möchtet Ihr wiedersehen, nicht wahr? Zürnt mir nicht, Prinzessin. Wir werden noch miteinander sprechen – ich habe Euch viel zu erzählen. Unser Wiedersehen entzückt mich. Der Gedanke, daß die blasse, schüchterne Hylissa ein so wildes Kind zur Welt gebracht hat!«

Als Lenti und die anderen sie in den Regen hinausdrängten, erhaschte Miriamel einen letzten Blick auf Streáwe. Der Graf saß da und starrte auf das Tor, wobei er langsam mit dem weißhaarigen Kopf nickte.

Sie brachten sie in ein hohes Haus, das voll war von staubigen Wandbehängen und uralten, knarrenden Treppen. Streáwes Schloß, hoch oben auf einem Vorsprung des Sta Mirore, war leer bis auf eine Handvoll schweigender Diener und Dienerinnen und ein paar unruhig wirkende Boten, die ein- und ausschlüpften wie Wiesel durch ein Zaunloch.

Miriamel bekam ein Zimmer für sich allein. Vielleicht war es einst hübsch gewesen, vor langer, langer Zeit. Jetzt zeigten die verschossenen Gobelins nur noch matte Gespenster von Menschen und Orten, und das Matratzenstroh war so alt und spröde und trocken, daß es ihr die ganze Nacht Geschichten zuflüsterte.

Morgens zog sie sich mit Hilfe einer grobgesichtigen Frau an, die verkniffen lächelte und kaum sprach. Cadrach hatte man an irgendeinen anderen Ort gesteckt, so daß sie den lieben langen Tag keinen Menschen hatte, mit dem sie hätte reden können. Sie hatte kaum etwas anderes zu tun, als in einem alten Buch Ädon zu lesen, dessen Illustrationen so verblaßt waren, daß man die Tiere, die sich darin tummelten, nur noch in Umrissen erkannte, so als wären sie aus Kristall geschnitten.

Von dem Augenblick an, als man sie in Streáwes Haus geschafft hatte, schmiedete Miriamel Pläne und träumte davon, wie sie sich befreien könnte; aber so muffig und unbenutzt der verfallende Palast des Grafen auch wirkte, es war schwerer, aus ihm zu entkommen, als aus den tiefsten, feuchtesten Verliesen des Hochhorstes. Die Eingangstür des Flügels, in dem sie untergebracht war, blieb stets fest verschlossen. Ebenso versperrt waren die vom Korridor abgehenden Räume. Ein breitknochiger und ernst blickender Wärter ließ die Frau, die Miriamel ankleidete, und die übrige Dienerschaft hinein und wieder hinaus. Von allen möglichen Fluchtwegen war nur die Tür am anderen Ende des langen Korridors jemals geöffnet.

Hinter dieser Tür lag Streáwes von Mauern umschlossener Garten, und dort verbrachte Miriamel die meiste Zeit.

Der Garten war kleiner, als sie ihn in Erinnerung hatte, aber das konnte sie nicht überraschen, denn sie war noch sehr jung gewesen, als sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Auch er schien gealtert, so als ob die bunten Blumen und das grüne Laub ein wenig müde geworden wären.

Beete mit roten und gelben Rosen säumten den Garten, aber sie wurden allmählich von üppig wuchernden Rebenranken verdrängt, deren wundervolle, glockenförmige Blüten blutrot leuchteten und deren betäubendes Parfüm sich mit einer unendlichen Vielzahl anderer süßer und trauriger Düfte vermengte. Akeleien klammerten sich an Mauern und Türrahmen, und ihre Sporenblüten strahlten in der Dämmerung wie sanft schimmernde Sterne. Hier und da blitzten zwischen den Ästen der Bäume und den blühenden Büschen noch wildere Farbstreifen hervor – die Schweife schrillstimmiger, onyxäugiger Vögel von den Südlichen Inseln.

Nach oben hin stand der von hohen Mauern umringte Garten dem Himmel offen. An ihrem ersten Morgen im Freien versuchte Miriamel über die Mauer zu klettern, merkte aber schnell, daß die Steine zu glatt waren, um Halt zu bieten, die Ranken zu dünn, um sich darauf zu stützen. Als wollten sie sie daran erinnern, wie nah die Freiheit war, schwirrten durch das Fenster zum Himmel immer wieder winzige Vögel von den Bergen herunter, die von Ast zu Ast hüpften, bis sie irgend etwas erschreckte und sie wieder steil hinauf in die Luft stoben. Ab und zu flatterte auch eine Möwe herein, die es vom fernen Meer hierher verschlagen hatte; sie stolzierte vor den farbenprächtigen Bewohnern des Gartens umher und plusterte sich auf, um dabei wie ein Gassenjunge ständig die Augen nach ein paar Abfällen von Miriamels Mahlzeiten offenzuhalten. Doch obwohl der freie Himmel, an dem die Wolken dahinwogten, ihnen so nahe war, blieben die Inselvögel mit ihrem leuchtendbunten Gefieder, wo sie waren, und krächzten nur erbost aus den grünen Schatten hervor.

An manchen Abenden kam Streáwe zu ihr in den Garten. Der mürrische Lenti trug ihn herein und setzte ihn in einen hochlehnigen Sessel. Eine buntgemusterte Schoßdecke bedeckte die nutzlosen, verdorrten Beine des Grafen. Miriamel, unglücklich in der Gefangenschaft, gab absichtlich kaum Antwort, wenn er versuchte, sie mit lustigen Geschichten, Seemannsklatsch und Hafengerüchten zu erheitern. Trotzdem stellte sie fest, daß sie den alten Mann auch nicht wirklich hassen konnte.

Als ihr klar wurde, daß Fluchtversuche keinen Sinn hatten und die ver-

streichenden Tage die Schneide ihrer Verbitterung stumpf werden ließen, fand sie unerwarteten Trost darin, im Garten zu sitzen, wenn der Spätnachmittag in den Abend überging. Am Ende des Tages, wenn sich der Himmel über ihr langsam von Blau zu Zinngrau und dann zu Schwarz färbte und die Kerzen in den Leuchtern herunterbrannten, flickte Miriamel Kleidung, die sie auf ihrer Reise nach Süden zerrissen hatte. Während die Nachtvögel ihre ersten zögernden Töne sangen, trank sie Calamint-Tee und tat so, als höre sie den Geschichten des alten Grafen nicht zu. War endlich die Sonne untergegangen, hüllte sie sich in ihren Reitermantel. Der Yuven-Monat war ungewöhnlich kalt gewesen, und selbst in dem geschützten Garten waren die Nächte kühl.

Als Miriamel beinahe eine Woche in Streáwes Burg gefangengesessen hatte, kam er traurig zu ihr und berichtete vom Tod ihres Onkels Herzog Leobardis im Kampf vor den Mauern von Naglimund. Der älteste Sohn des Herzogs, Benigaris – ein Vetter, für den Miriamel nie viel übrig gehabt hatte – war nach Hause zurückgekehrt, um vom Thron der Sancellanischen Mahistrevis aus über Nabban zu herrschen. Vermutlich, dachte Miriamel, mit Hilfe seiner Mutter Nessalanta, einer weiteren Verwandten, die nicht zu Miriamels besonderen Lieblingen gehörte. Die Nachricht bekümmerte sie: Leobardis war ein freundlicher Mann gewesen. Außerdem bedeutete sein Tod, daß Nabban das Schlachtfeld verlassen hatte und Josua ohne Verbündete dastand.

Drei Tage später, als der Abend des ersten Tages im Tiyagar-Monat hereindämmerte, goß Streáwe ihr mit eigener, zitternder Hand eine Schale Tee ein und teilte ihr mit, daß Naglimund gefallen war. Es gab Gerüchte über ein furchtbares Gemetzel, das nur wenige überlebt hätten.

Ungeschickt hielt er die Schluchzende in den zaundürren Armen.

Das Licht schwand. Die Stücke Himmel, die in der dunklen Stickerei des Laubes sichtbar waren, zeigten das ungesunde Blau geprellten Fleisches.

Deornoth stolperte über eine Wurzel, die er übersehen hatte, und Sangfugol und Isorn stürzten neben ihm zu Boden. Im Fallen ließ Isorn den Arm des Harfners los. Sangfugol rollte noch ein Stück weiter und blieb stöhnend liegen. Frisches Blut rötete den Verband an seiner Wade, dünne Stoffetzen aus dem Unterrock einer der Frauen. »Ach, der Arme«, sagte Vara und hinkte auf ihn zu. Sie hockte sich nieder, breitete den Rock ihres zerlumpten Kleides aus und nahm Sangfugols Hand. Die Augen des Harfners waren qualvoll starrend auf die Baumäste über ihm gerichtet.

»Wir müssen haltmachen, Herr«, erklärte Deornoth. »Es wird zu dunkel, man sieht nichts mehr.«

Josua drehte sich langsam zu ihm um. Das dünne Haar des Prinzen war in Unordnung, sein Gesicht abwesend. »Wir sollten weitergehen, bis es ganz finster ist, Deornoth. Jede Sekunde Helligkeit ist kostbar.«

Deornoth schluckte. Es bereitete ihm fast körperliche Übelkeit, seinem Lehnsherrn zu widersprechen. »Wir *müssen* einen Ort für die Nacht finden und sicher machen, mein Prinz. Das wird schwer sein, wenn es schon dunkel ist. Und die Gefahr für die Verwundeten wird nur größer, wenn wir unseren Weg jetzt fortsetzen.«

Josua blickte zu Sangfugol hinunter. Seine Miene war kühl. Deornoth gefiel die Veränderung nicht, die er an seinem Prinzen bemerkte. Josua war stets ein zurückhaltender Mann gewesen, der vielen merkwürdig erschien, aber trotzdem hatte er sich als Anführer bewährt, der Entscheidungen fällte – sogar in diesen letzten, schrecklichen Wochen, ehe Naglimund fiel. Jetzt aber sah es aus, als habe er zu gar nichts mehr Lust, ganz gleich, ob es um große oder um kleine Dinge ging. »Nun gut«, meinte der Prinz endlich, »wenn das deine Ansicht ist, Deornoth.«

»Vergebt mir, aber können wir diesen … diesen Hang nicht noch ein kleines Stückchen weiter hinaufsteigen?« fragte jetzt Vater Strangyeard. »Es sind nur wenige Schritte, und es scheint mir sicherer, als ein Lager am Grunde der Schlucht – oder?« Er schaute Josua erwartungsvoll an, aber der Prinz brummte nur etwas. Der Archivar wandte sich an Deornoth. »Meint Ihr nicht auch?«

Deornoth betrachtete die abgerissene Schar, die weißen, verängstigten Augen in den schmutzverkrusteten Gesichtern. »Eine gute Idee, Vater«, antwortete er, »so wollen wir es halten.«

In einer flüchtig ausgescharrten, mit Steinen umlegten Grube zündeten sie ein winziges Feuer an, mehr um Licht zu haben als aus irgendeinem anderen Grund. Hitze wäre allen höchst willkommen gewesen – mit Einbruch der Nacht wurde die Luft im Walde bitterkalt –, aber etwas so Auffälliges konnten sie nicht wagen. Zu essen gab es ohnehin nichts. Sie waren viel zu sehr in Eile gewesen, als daß Zeit zum Jagen geblieben wäre.

Vater Strangyeard und Herzogin Gutrun reinigten gemeinsam Sangfugols Wunde und legten ihm den Verband neu an. Der weißschwarz gefiederte Pfeil, der den Harfner gestern am späten Nachmittag niedergestreckt hatte, schien den Knochen getroffen zu haben. So sorgfältig man ihn auch entfernt hatte, ein Teil der Pfeilspitze war steckengeblieben. Sobald Sang-

fugol wieder sprechen konnte, klagte er darüber, das Gefühl in seinem Bein sei fast völlig verschwunden. Jetzt lag er in seichtem, unruhigem Schlaf. Vara stand neben ihm und musterte ihn besorgt. Sie war Josua unmißverständlich aus dem Weg gegangen, was ihm allerdings nicht viel auszumachen schien.

Deornoth verfluchte innerlich seinen dünnen Mantel. *Hätte ich doch gewußt,* jammerte er, *daß wir uns hier im offenen Wald durchschlagen müßten, dann hätte ich meinen Reitermantel mit der Kapuze mitgenommen.* Er lächelte grimmig über seine eigenen Gedanken und lachte plötzlich laut auf, ein kurzes Aufbellen von Heiterkeit, das die Aufmerksamkeit des in der Nähe hockenden Einskaldir erregte.

»Was ist so komisch?« fragte der Rimmersmann mit gerunzelter Stirn, während er seine Handaxt über einen kleinen Wetzstein führte. Er hielt sie in die Höhe, prüfte mit dem schwieligen Daumen die Klinge und legte sie dann wieder an den Stein.

»Eigentlich nichts. Ich habe nur gerade gedacht, wie töricht wir doch gewesen sind – wie ahnungslos.«

»Zeitverschwendung, solches Geflenne«, knurrte Einskaldir, den Blick unverwandt auf die Klinge geheftet, die er jetzt ins rote Licht des Feuers hob. »Kämpfen und leben, kämpfen und sterben – Gott wartet auf alle.«

»Das ist es nicht.« Deornoth hielt einen Moment inne und überlegte. Was als müßiger Einfall begonnen hatte, war zu etwas Größerem geworden; plötzlich bekam er Angst, es könne ihm entgleiten. »Wir sind geschoben worden und gezerrt«, sagte er zögernd, »getrieben und gezogen. Seit drei Tagen, seit wir aus Naglimund geflohen sind, jagt man uns, und es gibt kaum einen Augenblick ohne Furcht.«

»Was gibt es da zu fürchten?« fragte Einskaldir rauh und zupfte sich am schwarzen Bart. »Wenn sie uns erwischen, töten sie uns. Es gibt Schlimmeres als den Tod.«

»Aber das ist es ja gerade!« rief Deornoth. Sein Herz hämmerte. »Genau das ist es!« Er merkte, daß er die Stimme fast zum Aufschrei erhoben hatte und beugte sich vor. Einskaldir hatte aufgehört, die Klinge seines Beils zu schärfen, und glotzte ihn an. »Und das eben frage ich mich«, fuhr Deornoth ruhiger fort. »Warum haben sie uns *nicht* umgebracht?«

Einskaldir warf ihm einen Blick zu und brummte: »Sie haben es versucht.«

»Nein.« Deornoth war auf einmal seiner Sache sicher. »Die Gräber … die *Bukken,* wie dein Volk sie nennt … die haben es versucht. Die Nornen

nicht.«

»Du bist verrückt, Erkynländer«, versetzte Einskaldir angewidert.

Deornoth unterdrückte eine Antwort und kroch um die Feuergrube herum zu Josua.

»Ich muß mit Euch sprechen, mein Prinz.«

Josua, wieder in einer seiner Stimmungen und ganz weit weg, erwiderte nichts. Er saß da und starrte auf Strupp. Der alte Narr hatte den Rücken an einen Baum gelehnt und schlief. Sein kahler Kopf nickte auf der Brust. Deornoth konnte nichts besonders Interessantes am Schlummer des alten Mannes feststellen und drängte sich deshalb zwischen den Prinzen und den Gegenstand von dessen Aufmerksamkeit. Josuas Gesicht war kaum zu erkennen, doch ging von der Feuergrube immerhin soviel Glut aus, daß Deornoth zu sehen glaubte, wie Josuas Augenbrauen sich in mildem Erstaunen hoben.

»Nun, Deornoth?«

»Mein Prinz, Euer Volk braucht Euch. Warum seid Ihr so sonderbar?«

»Mein Volk ist sehr klein geworden, findet Ihr nicht?«

»Dennoch bleibt es Euer Volk – und es braucht Euch jetzt nötiger denn je, weil die Gefahr so groß ist.«

Deornoth hörte Josua Atem holen, als sei er überrascht oder im Begriff, eine zornige Antwort zu geben. Aber als der Prinz sprach, klang seine Stimme gelassen. »Wir leben in üblen Zeiten, Deornoth. Jeder wird damit fertig, so gut er kann. War es das, worüber du mit mir reden wolltest?«

»Nicht ganz, Herr.« Deornoth kroch ein wenig näher heran, bis ihn nur noch eine Armlänge von dem Prinzen trennte. »Was wollen die Nornen, Prinz Josua?«

Josua lachte kummervoll. »Ich möchte meinen, daß das klar genug ist. Uns töten.«

»Und warum haben sie es noch nicht getan?«

Einen Moment lang herrschte Stille. »Was willst du damit sagen?«

»Genau das, was ich Euch gefragt habe. Warum haben sie uns nicht getötet? Gelegenheit dazu hatten sie oft genug.«

»Wir fliehen vor ihnen – seitdem wir…«

Deornoth packte Josua impulsiv beim Arm. Der Prinz war erschreckend mager. »Glaubt Ihr denn, Herr, die Nornen – die Schergen des Sturmkönigs, sie, die Naglimund dem Erdboden gleichgemacht haben – könnten nicht auch ein Dutzend hungriger und verwundeter Männer und Frauen

überwältigen?«

Er fühlte, wie Josuas Arm sich spannte. »Und das bedeutet?«

»Ich weiß es nicht!« Deornoth ließ den Prinzen los und nahm einen Stock vom Boden auf. Unruhig zupfte er mit den Fingernägeln an der Borke. »Aber ich kann nicht glauben, daß sie uns nicht hätten stellen können, wenn sie es gewollt hätten.«

»Usires am Baum!« hauchte Josua. »Ich schäme mich, daß du die Verantwortung übernehmen mußtest, die *meine* rechtmäßige Aufgabe ist, Deornoth. Du hast recht. Es liegt kein Sinn darin.«

»Vielleicht gibt es etwas Wichtigeres für sie als unseren Tod«, sagte Deornoth nachdenklich. »Wenn sie wollen, daß wir sterben – warum haben sie uns dann nicht eingekesselt? Wenn uns ein wandelnder Leichnam überfallen konnte, ehe wir uns noch recht besannen, weshalb nicht die Nornen?«

Josua sann eine kleine Weile nach. »Vielleicht sind sie es, die uns fürchten?« Wieder schwieg der Prinz. »Ruf die anderen«, befahl er endlich. »Das ist zu schwerwiegend, um es für uns zu behalten.«

Als auch die übrigen versammelt waren und alle um das kleine Feuer kauerten, sah Deornoth, wie gering ihre Zahl war, und schüttelte den Kopf. Josua, er selbst, Einskaldir und Isorn, Strupp, noch ganz schlaftrunken, Herzogin Gutrun; mit Strangyeard, der sich gerade einen Platz suchte, und Vara, die Sangfugol versorgte, waren es alle. Nur noch neun Überlebende – war das möglich? Helmfest und die junge Magd hatten sie vor zwei Tagen begraben. Gamwold, ein älterer Wachsoldat mit grauem Schnurrbart, war bei dem Angriff, der Sangfugol niedergestreckt hatte, tief abgestürzt und daran gestorben. Sie hatten seinen Leichnam nicht bergen, geschweige denn begraben können. Widerwillig hatten sie ihn auf einem Vorsprung des kahlen Berghangs liegen lassen müssen, Wind und Regen preisgegeben.

*Nur noch neun,* dachte er, *Josua hat recht – es ist in der Tat ein sehr kleines Königreich.*

Der Prinz hatte seine Erklärungen beendet. Strangyeard ergriff zögernd das Wort.

»Es ist mir in der Seele zuwider, so etwas auch nur auszusprechen«, begann er, »aber … vielleicht spielen sie ja nur mit uns wie eine Katze mit einer in die Enge getriebenen Maus.«

»Was für ein gräßlicher Gedanke!« meinte Gutrun. »Aber es sind Heiden, bei denen alles möglich ist.«

»Sie sind mehr als Heiden, Herzogin«, erklärte Josua, »sie sind unsterblich. Viele von ihnen haben schon gelebt, ehe noch Usires Ädon über die Berge von Nabban wandelte.«

»Sie können sterben«, bemerkte Einskaldir. »Ich weiß es.«

»Aber sie sind entsetzlich«, sagte Isorn. Seine breiten Schultern bebten. »Ich weiß jetzt, daß sie es waren, die von Norden her zu uns kamen, als man uns in Elvritshalla gefangenhielt. Sogar ihre Schatten sind kalt, kalt wie ein Wind aus *Huelheim*, dem Land der Toten.«

»Einen Augenblick«, unterbrach ihn Josua. »Das erinnert mich an etwas. Isorn, du hast einmal erzählt, daß einige von deinen Mitgefangenen damals gefoltert wurden.«

»Ja. Ich werde es niemals vergessen.«

»Wer hat das getan?«

»Die Schwarz-Rimmersmänner, sie, die im Schatten von Sturmspitze leben. Sie waren Skali von Kaldskrykes Verbündete, obwohl ich, wie ich Euch wohl bereits gesagt habe, Prinz Josua, nicht daran glaube, daß Skalis Männer bekamen, was sie sich vorgestellt hatten. Zum Schluß waren sie beinahe genauso verängstigt wie wir Gefangenen.«

»Aber es waren die Schwarz-Rimmersmänner, die euch folterten. Was taten die Nornen?«

Isorn überlegte einen Moment. Sein breites Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. »Nein…«, meinte er langsam, »ich schätze nicht, daß die Nornen etwas damit zu tun hatten. Sie waren eigentlich nur schwarze Schatten in Kapuzenmänteln, die nach Elvritshalla kamen und wieder von dort verschwanden. Sie schienen kaum auf ihre Umgebung zu achten – wobei wir sie allerdings nur selten zu Gesicht bekamen; dafür war ich sehr dankbar.«

»Also«, fuhr Josua fort, »scheint es, als hätten die Nornen an Folterungen kein Interesse.«

»Es scheint ihnen aber auch nicht viel auszumachen«, knurrte Einskaldir. »Und Naglimund hat gezeigt, daß sie uns nicht lieben.«

»Und dennoch glaube ich einfach nicht, daß sie uns aus reinem Vergnügen durch den ganzen Wald von Aldheorte nachlaufen.« Der Prinz runzelte grübelnd die Stirn. »Ich wüßte kaum, weshalb sie uns fürchten sollten – eine so elende Schar. Aber was sonst könnten sie wollen?«

»Uns in Käfige stecken«, brummte Strupp mißmutig und rieb sich die schmerzenden Beine, Der lange Tagesmarsch war härter für ihn gewesen

als für alle anderen außer Sangfugol. »Uns für sie tanzen lassen.«

»Schweig, Alter«, grollte Einskaldir.

»Kommandier ihn nicht herum«, sagte Isorn und warf Einskaldir einen entschlossenen Blick zu, was in Anbetracht der fast vollständigen Dunkelheit recht schwierig war.

»Ich glaube, Strupp hat recht«, bemerkte Strangyeard auf seine ruhige, entschuldigende Art.

»Was meint Ihr?« fragte Josua.

Der Archivar räusperte sich. »Es scheint mir einleuchtend«, begann er, »ich meine natürlich nicht, daß sie uns tanzen sehen möchten.«

Er versuchte ein Lächeln. »Aber uns in Käfige stecken. Vielleicht wollen sie uns einfangen.«

Deornoth war erregt. »Ich glaube, Strangyeard hat die Lösung! Sie haben uns nicht getötet, obwohl sie es konnten. Sie müssen uns lebendig haben wollen.«

»Oder zumindest *einige* von uns«, warf Josua vorsichtig ein. »Vielleicht haben sie deshalb den Leichnam dieses armen jungen Spießkämpfers so mißbraucht – um sich ungehindert einzuschleichen und dann einen oder mehrere von uns fortzulocken.«

»Nein.« Deornoths Erregung war jäh verflogen. »Denn warum haben sie uns dann nicht umzingelt, als sie die Möglichkeit dazu hatten? Ich habe mich das vorhin schon gefragt und immer noch keine Antwort gefunden.«

»Wenn sie nur … einen von uns fangen wollten«, schlug Strangyeard vor, »dann hatten sie vielleicht Angst, daß gerade derjenige bei einem Gefecht ums Leben kommen könnte.«

»In diesem Fall«, bemerkte Herzogin Gutrun, »bin ich es bestimmt nicht, auf die sie es abgesehen haben. Ich bin kaum jemandem nützlich, nicht einmal mir selber. Sie wollen Prinz Josua.« Sie schlug das Zeichen des *Baumes* auf ihrer Brust.

»Natürlich«, fiel Isorn ein und legte seiner Mutter den starken Arm um die Schultern. »Elias hat sie geschickt, um Josua zu ergreifen. Er will Euch lebendig haben, Herr.«

Josua machte ein unbehagliches Gesicht. »Kann sein. Aber weshalb schießen sie dann jetzt mit Pfeilen nach uns?« Er deutete hinüber zu Sangfugol, der am Boden lag. Vara stützte dem Harfner den Kopf und flößte ihm Wasser ein. »Eigentlich ist doch jetzt, nachdem wir auf der Flucht sind, die Gefahr eher größer, daß sie ihr Ziel versehentlich töten.«

Niemand wußte eine Antwort darauf. Eine lange Weile saßen sie ungemütlich zusammen und lauschten den Geräuschen der feuchten Nacht. »Wartet«, fing Deornoth wieder an. »Ich glaube, wir machen alles nur noch verwirrter. Wann haben sie uns angegriffen?«

»Am frühen Morgen nach der Nacht, in der … der junge Spießkämpfer zu uns ans Feuer kam«, versetzte Isorn.

»Und wurde jemand verletzt?«

»Nein«, antwortete Isorn, nachdem er nachgedacht hatte. »Aber wir hatten Glück, daß wir ihnen entwischten. Viele der Pfeile verfehlten uns nur um Haaresbreite.«

»Einer davon hat mir die Kappe heruntergerissen!« beschwerte sich Strupp nörgelnd. »Meine beste Kappe! Dahin!«

»Schade, daß es nicht deine beste Klappe war«, knurrte Einskaldir bissig.

»Und doch sind die Nornen ausgezeichnete Bogenschützen«, fuhr Deornoth fort, ohne auf den Rimmersmann und den alten Narren zu achten. »Und wann wurde sonst jemand getroffen?«

»Gestern!« erklärte Isorn kopfschüttelnd. »Du mußt dich doch erinnern – Gamwold tot, Sangfugol schwer verwundet.«

»*Aber Gamwold traf kein Pfeil.*«

Alle drehten sich nach Josua um. In der Stimme des Prinzen lag eine plötzliche Kraft, die Deornoth heiß über den Rücken fuhr.

»Gamwold ist abgestürzt«, sagte der Prinz. »Alle von uns, die getötet wurden, Gamwold ausgenommen, fanden ihr Ende im Kampf mit den Gräbern. Deornoth hat recht! Die Nornen jagen uns schon drei Tage – drei volle Tage! – und haben viele Male auf uns geschossen. Sangfugol wurde als einziger getroffen.«

Der Prinz stand auf, wodurch sein Gesicht dem Feuerschein entzogen wurde. Die andern konnten ihn herumwandern hören. »Aber warum? Wieso haben sie bei dieser Gelegenheit den Schuß gewagt? Wir müssen etwas getan haben, das sie erschreckt hat. Etwas getan –« Er stockte. »Oder in eine Richtung gegangen…«

»Was meint Ihr, Prinz Josua?« fragte Isorn.

»Wir sind in östlicher Richtung gelaufen – auf das Herz des Waldes zu.«

»Richtig!« Deornoth erinnerte sich. »Seitdem wir von Naglimund die *Steige* herunterkamen, haben wir uns immer nach Süden gehalten. Das war das erste Mal, daß wir nach Osten zu gehen versuchten, tiefer in den Wald

hinein. Und als dann der Harfner angeschossen wurde und Gamwold abstürzte, zogen wir uns wieder bergab zurück, und danach sind wir am Außenrand des Aldheorte weiter nach Süden gewandert.«

»Sie treiben uns«, stellte Josua langsam fest. »Wie unwissende Tiere.«

»Und zwar deshalb, weil wir etwas getan haben, das sie in Unruhe versetzte«, fiel Deornoth ein. »Sie wollen uns daran hindern, ostwärts weiterzugehen.«

»Und wir wissen immer noch nicht recht, wieso«, meinte Isorn. »Treibt man uns in die Gefangenschaft?«

»Wohl eher zur Schlachtbank«, erwiderte Einskaldir. »Sie wollen nur das Schlachten zu Hause erledigen. Ein Fest feiern. Gäste einladen.«

Als Josua sich wieder hinsetzte, lächelte er sogar. Im Licht des Feuers blitzten flüchtig weiße Zähne.

»Ich habe beschlossen«, erklärte er, »die Einladung nicht anzunehmen.«

Ein paar Stunden vor Morgengrauen kam Vater Strangyeard zu Deornoth und klopfte ihm leicht auf die Schulter. Deornoth hatte den Archivar in der Dunkelheit herumtappen hören, aber die Hand auf der Schulter ließ ihn trotzdem jäh in die Höhe fahren.

»Nur ich, Herr Deornoth«, flüsterte Strangyeard hastig. »Ich bin mit Wachen an der Reihe.«

»Es ist nicht nötig. Ich glaube ohnehin nicht, daß ich schlafen werde.«

»Nun, dann können wir vielleicht … zusammen wachen. Wenn Euch mein Geschwätz nicht stört.«

Deornoth lächelte in sich hinein. »Ganz und gar nicht, Vater. Und Ihr braucht mich nicht ›Herr‹ zu nennen. Es ist schön, einmal eine ruhige Stunde zu haben – wir hatten in letzter Zeit äußerst selten Ruhe.«

»Wahrscheinlich ist es sogar besser, wenn ich nicht allein Wache stehen muß«, meinte Strangyeard. »Ich sehe nicht sehr gut, wißt Ihr – und das betrifft das einzige Auge, das ich noch habe.« Er lachte entschuldigend. »Es gibt nichts Erschreckenderes, als die Wörter in meinen geliebten Büchern Tag für Tag blasser werden zu sehen.«

»Nichts Erschreckenderes?« fragte Deornoth sanft.

»Nichts.« Strangyeard blieb fest. »Oh, nicht daß ich nicht auch vor anderen Dingen Angst hätte, aber der Tod, nur als Beispiel – nun, der Herr wird mich rufen, wenn er weiß, daß es an der Zeit ist. Aber meine letzten Jahre in Finsternis zuzubringen und die Schriften nicht lesen zu können, die auf dieser Erde mein Lebenswerk sind…« Der Archivar hielt verlegen inne.

»Es tut mir leid, Deornoth, ich fasele von unwichtigen Dingen. Es liegt an dieser Nachtstunde. Zu Hause in Naglimund wache ich oft um dieselbe Zeit auf, kurz bevor die Sonne kommt…« Wieder stockte der Priester. Beide Männer dachten stumm an das Schicksal des Ortes, an dem sie gelebt hatten.

»Wenn wir in Sicherheit sind, Strangyeard«, begann Deornoth plötzlich, »und Ihr dann nicht lesen könnt, werde ich kommen und Euch vorlesen. Meine Augen sind nicht so schnell wie Euer Auge und mein Kopf ist es auch nicht, aber ich bin hartnäckig wie ein Pferd, das man nicht gefüttert hat. Mit einiger Übung werde ich auch besser. Ich lese Euch vor.«

Der Archivar seufzte und wurde dann still. »Das ist sehr freundlich von Euch«, meinte er nach kurzer Zeit. »Aber Ihr werdet Wichtigeres zu tun haben, wenn wir erst in Sicherheit sind und Josua auf dem hohen Thron von Osten Ard sitzt – weit schwerwiegendere Dinge, als einem alten Bücherwurm vorzulesen.«

»Nein. Nein, das glaube ich nicht.« Lange saßen sie da und lauschten dem Wind.

»Dann werden wir uns also heute … nach Osten halten?«

»Ja. Und ich denke, daß die Nornen über diesen Plan nicht erbaut sein werden. Ich fürchte, daß sie noch mehr von uns verwunden oder töten. Aber wir müssen unser Schicksal selbst in die Hand nehmen. Prinz Josua, dem Guten Gott sei Dank, hat das begriffen.«

Strangyeard seufzte. »Wißt Ihr, ich habe nachgedacht. Es kommt mir wirklich … ganz albern vor, so etwas zu sagen, aber…« Er verstummte allmählich.

»Was?«

»Vielleicht ist es gar nicht Josua, den sie fangen wollen. Vielleicht … bin ich es.«

»Vater Strangyeard!« Deornoth war ganz überrascht. »Warum denn?«

Der Priester senkte beschämt den Kopf. »Ich weiß, daß es töricht klingt, aber ich muß es erwähnen. Seht Ihr, ich war es, der Morgenes' Handschrift studiert hat, in der er von den *Drei Großen Schwertern* spricht – und ich bin es auch, der diese Handschrift jetzt bei sich trägt.« Er klopfte auf die Tasche seiner geräumigen Kutte. »Zusammen mit Jarnauga habe ich nach dem Verbleib des Schwertes *Minneyar* – Fingils Schwert – gesucht und geforscht. Jetzt, da er tot ist – nun ja, ich möchte gewiß nicht den Anschein erwecken, als wollte ich meine eigene Wichtigkeit ausposaunen – aber…« Er hielt Deornoth einen kleinen, an einer Kette baumelnden Gegenstand

hin, der im zunehmenden Licht schwach erkennbar war. »Jarnauga gab mir seine Schriftrolle, das Abzeichen des Bundes. Vielleicht macht mich das zu einer Gefahr für die anderen. Wenn ich mich auslieferte, würden sie den Rest vielleicht gehen lassen?«

Deornoth lachte. »Wenn Ihr es seid, den sie am Leben lassen wollen, ist es ein Glück für uns, Euch bei uns zu wissen, denn sonst hätte man uns schon aufgerieben und abgeschlachtet wie die Tauben. Bleibt nur schön bei uns.«

Strangyeard schien unsicher. »Wenn Ihr meint, Deornoth…«

»Allerdings meine ich das. Ganz abgesehen davon, daß wir Euren klugen Kopf dringender brauchen als alles andere, vom Prinzen einmal abgesehen.«

Der Archivar lächelte schüchtern. »Das ist sehr freundlich.«

»Wenn wir freilich«, ergänzte Deornoth und merkte, wie seine Stimmung sich verdüsterte, »den morgigen Tag überleben wollen, brauchen wir mehr als kluge Köpfe. Es wird auch eine gehörige Portion Glück nötig sein.«

Nachdem er noch eine ganze Weile so mit dem Archivar gesessen hatte, beschloß Deornoth, sich einen bequemeren Ort zu suchen, um vor Anbruch der Dämmerung doch noch ein Stündchen Schlaf zu ergattern. Er stieß Strangyeard an, dem der Kopf auf die Brust gesunken war.

»Ich überlasse Euch den Rest, Vater.«

»Mmmmm …? Oh! Gewiß, Herr Deornoth.« Der Priester nickte energisch, um zu beweisen, wie munter er war. »Gewiß. Legt Euch nur schlafen.«

»Die Sonne wird bald aufgehen, Vater.«

»So ist es.« Strangyeard lächelte.

Deornoth entfernte sich nur wenige Dutzend Schritte, um sich dann auf einer ebenen Stelle im Windschatten eines umgestürzten Baumes niederzulegen. Ein bitterkalter Wind strich über den Waldboden, als sei er auf der Jagd nach warmen Körpern. Deornoth wickelte sich in seinen Mantel und versuchte es sich bequem zu machen. Nach einer langen, kalten Weile kam er zu dem Ergebnis, daß die Möglichkeit zum Einschlafen für ihn äußerst gering war. Leise vor sich hin brummend, um die anderen Schläfer in der Nähe nicht zu wecken, stand er schließlich auf und schnallte den Schwertgurt fest, um sich wieder zu Vater Strangyeards Wachtpostenstellung zurückzubegeben.

»Ich bin's, Vater«, sagte er leise, als er zwischen den Bäumen auf die kleine Lichtung hinaustrat. Verblüfft blieb er stehen. Ein abschreckend weißes Gesicht starrte mit schmalen schwarzen Augen zu ihm auf. Strangyeard, schlafend oder besinnungslos, hing in den Armen seines dunkelgewandeten Angreifers. Am entblößten Hals des Priesters lag eine Messerklinge, wie der Dorn einer großen Rose aus Ebenholz.

Noch während Deornoth einen Satz nach vorn machte, erkannte er in den nächtlichen Schatten zwei weitere bleiche, schlitzäugige Gesichter und rief sie bei ihrem alten Namen.

»*Weißfüchse!*« schrie er. »*Die Nornen! Sie greifen uns an!*«

Brüllend schlug er nach dem blaßhäutigen Wesen und umschlang es mit beiden Armen. Sie stürzten, der Archivar mitten darunter, so daß Deornoth sekundenlang in einem Gewirr um sich schlagender Glieder verloren war. Er fühlte das Wesen nach ihm greifen, die dünnen Glieder voll schlüpfriger Kraft. Hände tasteten nach seinem Gesicht und preßten sein Kinn zurück, um den Hals freizulegen. Deornoths Faust schoß vor und landete auf etwas Knochenhartem. Ein zischender Schmerzensschrei belohnte ihn. Jetzt konnte er auch überall ringsum unter den Bäumen Krachen und Schreie hören. Er fragte sich unklar, ob das hieß, daß dort noch mehr Feinde steckten, oder ob seine Freunde endlich aufgewacht waren.

*Mein Schwert!* dachte er. *Wo ist mein Schwert?*

Aber das steckte in der Scheide fest, die sich an seinem Gürtel verdreht hatte. Jäh schien das Mondlicht grell aufzustrahlen. Wieder stand das weiße Gesicht vor ihm auf, die Lippen hochgezogen, die Zähne gefletscht wie bei einem ersaufenden Köter. Die Augen, die sich in seine bohrten, waren so kalt und unmenschlich wie Steine im Meer. Deornoth suchte mit den Fingern nach seinem Dolch. Der Norne packte ihn mit der einen Hand an der Kehle; die andere Hand, ein bleicher Schatten, hob sich.

*Er hat ein Messer!* Seltsamerweise hatte Deornoth das Gefühl, auf einem breiten Fluß zu schwimmen, getrieben von einer gemächlichen und großzügigen Strömung, während gleichzeitig panikerfüllte Gedanken in seinem Kopf herumsurrten wie Grasfliegen. *Verflucht, ich vergaß sein Messer!*

Einen weiteren, unendlichen Augenblick starrte er den Nornen an, die schmalen Züge eines Gesichtes aus einer anderen Welt, das weiße Spinnwebhaar, das an der Stirn klebte, die farblosen, eng an das rote Zahnfleisch gepreßten Lippen. Dann stieß Deornoth den Kopf nach vorn und ließ seine Stirn in das leichenfahle Antlitz krachen. Bevor er den ersten Schock überhaupt gespürt hatte, warf er sich in einem zweiten roten Anprall vor. Wie

eine Wolke stieg ein riesiger Schatten in ihm auf. Schreie und Nachtwind verblaßten zu einem gedämpften, verebbenden Summen, und klebrige Finsternis ergoß sich über den Mond.

Als er wieder denken konnte, fiel sein Blick auf Einskaldir, der auf ihn zuzuschwimmen schien, mit kreisenden Armen wie Windmühlenflügel, die Streitaxt ein schimmernder Strich. Der Mund des Rimmersmanns stand offen, als schreie er laut, aber Deornoth vernahm keinen Ton. Unmittelbar dahinter folgte Josua. Deornoths beide Gefährten stürzten sich auf zwei weitere Schattengestalten. Klingen wirbelten und blinkten, zerschnitten das Dunkel wie Streifen gespiegelten Mondlichts. Deornoth wollte sich erheben und ihnen helfen, aber eine Last lag auf ihm, ein formloses, nicht abzuschüttelndes Gewicht. Er bäumte sich auf und fragte sich, wo seine Stärke geblieben war, bis endlich die Bürde von ihm abfiel und er schutzlos im beißenden Wind lag.

Noch immer bewegten sich vor ihm Josua und Einskaldir, ihre Gesichter unheimliche Masken in der blauen Nacht. Nach und nach tauchten aus dem Schatten des Waldes neue, zweibeinige Gestalten auf, aber Deornoth konnte nicht sagen, ob es Freunde oder Feinde waren. Sein Blick schien getrübt – etwas war in seinen Augen, das brannte. Suchend fuhr er mit den Händen über sein Gesicht. Es war naß und klebrig. Als er die Finger in die Höhe hielt, damit das Licht darauf fiel, waren sie schwarz von Blut.

Ein langer, feuchter Tunnel führte durch den Berghang nach unten. In seinem Inneren gab es eine schmale, von Fackeln erhellte Treppe, ein Halbtausend bemooste, jahrhundertealte Stufen, die sich durchs tiefste Herz von Sta Mirore hinabschlängelten, von Graf Streáwes großem Haus zu einem kleinen, verborgenen Ankerplatz. Miriamel überlegte, daß der Tunnel wohl schon früher für so manchen Edelmann Rettung bedeutet hatte, wenn er gezwungen gewesen war, bei Nacht und Nebel aus seinem prächtigen Wohnsitz zu fliehen, weil das Landvolk unerwartet aufsässig wurde oder anfing, die Vorrechte der Privilegierten in Zweifel zu ziehen.

Am Ende der Reise unter den wachsamen Augen von Lenti und einem anderen Bediensteten des Grafen, der ebenfalls keine Miene verzog, fanden sich Miriamel und Cadrach mit müden Füßen unter einem überhängenden Klippenvorsprung, und die schiefergrauen Gewässer des Hafens breiteten sich vor ihnen aus wie ein unordentlicher Teppich. Direkt unter ihnen tanzte ein kleines Ruderboot am Ende seines Haltetaus.

Schon bald erschien auch Streáwe, den vier kräftige Männer in See-

mannstracht in seiner geschnitzten, von Vorhängen verschlossenen Sänfte auf einem anderen Weg die gewundenen Klippenstraßen hinuntergetragen hatten. Der alte Graf war zum Schutz gegen den Nachtnebel mit einem dicken Mantel und Schal verhüllt. Miriamel dachte, das trübe Licht der Dämmerung lasse ihn uralt aussehen.

»So«, sagte er und winkte den Trägern, ihn auf der steinernen Plattform abzusetzen, »unsere Zeit miteinander ist beendet.« Er lächelte wehmütig. »Ich empfinde tiefes Bedauern über Euer Fortgehen – nicht zuletzt deshalb, weil der Sieger von Naglimund, Euer geliebter Vater Elias, für Eure sichere Rückkehr viel Geld bezahlen würde.« Er schüttelte den Kopf und hustete. »Dennoch, ich bin ein ehrenwerter Mann, und eine unbezahlte Schuld ist wie ein unerlöstes Gespenst, wie wir hier in Perdruin sagen. Grüßt meinen Freund, wenn Ihr ihn seht. Bestellt ihm meine Empfehlungen.«

»Ihr habt uns nicht mitgeteilt, wer dieser ›Freund‹ ist«, erwiderte Miriamel unwirsch. »Der, dem Ihr uns ausliefert.«

Streáwe winkte ab. »Wenn er will, daß Ihr seinen wirklichen Namen erfahrt, wird er ihn Euch schon sagen.«

»Und Ihr wollt uns übers offene Meer nach Nabban schicken – in diesem winzig kleinen *Isgbahta*«, knurrte Cadrach, »diesem Fischerkahn?«

»Es ist kaum einen Steinwurf weit«, bedeutete ihm der Graf. »Außerdem habt Ihr Lenti und Alespo bei Euch, die Euch vor *Kilpa* und ähnlichem schützen.« Mit einer Geste der zitternden Hand deutete er auf die beiden Diener. Lenti kaute mürrisch auf irgend etwas herum. »Ihr glaubt doch wohl nicht, daß ich Euch allein reisen lassen würde?« lächelte Streáwe. »Wie könnte ich je sicher sein, daß Ihr meinen Freund erreicht und meine Schuld ablöst?«

Er gab den Dienern ein Zeichen, die Sänfte zu heben. Miriamel und Cadrach wurden in das schwankende Boot genötigt und nebeneinander in den engen Bug gequetscht.

»Gedenkt meiner nicht unfreundlich, Miriamel und Padreic, ich bitte Euch«, rief Streáwe, während seine Diener ihn mühsam die glatten Stufen hinaufbeförderten. »Meine kleine Insel hat ein empfindliches Gleichgewicht zu wahren, ein sehr empfindliches Gleichgewicht. Manchmal erscheinen die erforderlichen Anpassungen grausam.« Er zog den Vorhang zu.

Der von Streáwe Alespo Genannte löste das Tau, und Lenti griff nach dem Ruder, um das kleine Holzboot damit von der Mole abzustoßen. Wäh-

rend sie langsam am Licht der Laternen auf dem Landungssteg vorbeitrieben, wurde Miriamel schwer ums Herz. Sie fuhren nach Nabban, einem Ort, an dem es jetzt kaum noch Hoffnung für sie gab. Cadrach, ihr einziger Verbündeter, hatte, seitdem sie wieder zusammen waren, nur finster geschwiegen – und wie hatte Streáwe ihn genannt? Wo hatte sie diesen Namen schon gehört? Jetzt schickte man sie zu irgendeinem unbekannten Freund Graf Streáwes, ein Faustpfand in einem sonderbaren Handel. Und jeder Mensch, von den Edelleuten bis hinab zum bescheidensten Bauer, schien von ihren Angelegenheiten mehr zu wissen als sie selbst. Wie sollte das noch enden?

Miriamel stieß vor Kummer und ohnmächtigem Zorn einen Seufzer aus.

Lenti, der ihr gegenübersaß, erstarrte. »Versucht jetzt keinen Unfug«, brummte er. »Ich habe ein Messer.«

# V

## Im Haus des Singenden Mannes

Simon schlug mit der Hand auf die kalte, steinerne Höhlenwand, daß es krachte, und empfand eine seltsame Befriedigung über den Schmerz. »Beim blutigen Usires!« fluchte er. »Blutiger Usires, der am *Baum* blutet!« Er hob den Arm, um noch einmal auf die Wand zu schlagen, ließ ihn dann aber sinken und kratzte sich wütend mit den Fingernägeln am Hosenbein. »Immer mit der Ruhe, Junge«, mahnte Haestan. »War doch nichts zu machen.«

»Ich lasse nicht zu, daß sie ihn umbringen!« Flehend wandte er sich an seinen Kameraden. »Außerdem hat Geloë gesagt, wir müßten zum Stein des Abschieds. Ich weiß nicht einmal, wo das ist!«

Haestan schüttelte bekümmert den Kopf. »Was immer das für ein Stein sein soll. Ich hab dich nicht mehr richtig verstanden, seit du heute nachmittag hingefallen bist und dir den Kopf geprellt hast. Seitdem redest du wie ein Mondsüchtiger. Aber was den Troll betrifft und den Rimmersmann – was können wir tun?«

»Ich weiß nicht!« bellte Simon. Er streckte die schmerzende Hand aus und stützte sich an die Wand. Draußen vor dem Türleder heulte der Nachtwind. »Sie befreien«, meinte er endlich. »Alle beide befreien – Binabik und Sludig.« Die Tränen, die er mühsam unterdrückt hatte, waren jäh versiegt. Auf einmal fühlte er sich kaltblütig und voller Kraft.

Haestan wollte etwas antworten, ließ es dann aber bleiben. Er betrachtete die bebenden Fäuste des Jungen und den Streifen der leichenblassen Narbe auf seiner Wange. »Und wie?« erkundigte er sich gelassen. »Zwei gegen den ganzen Berg?«

Simon blitzte ihn erbost an. »Es muß einen Weg geben!«

»Das einzige Seil haben die Trolle mitgenommen, als sie Binabiks Rucksack holten. Die beiden stecken in einem tiefen Loch, Junge. Rundrum Wächter.«

Nach einer langen Weile drehte Simon sich um und ließ sich auf den Höhlenboden gleiten. Den Schaffellteppich schob er zur Seite, um der erbarmungslosen Felswand so nahe wie möglich zu sein.

»Wir können sie nicht einfach sterben lassen, Haestan. Wir können es einfach nicht. Binabik hat gesagt, sein Volk würde sie von den Klippen stürzen. Wie können sie so sein … wie die Dämonen?«

Haestan hockte sich nieder und stocherte mit dem Messer in den Kohlen. »Von Heiden und solchem Pack versteh ich nichts«, sagte der bärtige Wachsoldat. »Durchtriebene Bande. Warum sperren sie die anderen ein und lassen uns frei herumlaufen, noch dazu mit unseren ganzen Waffen?«

»Weil wir kein Seil haben«, antwortete Simon bitter und schauderte. Jetzt fing er auch an, die Kälte zu spüren. »Außerdem, selbst wenn wir die Wachen töteten, was würde es nützen? Dann würden sie uns auch den Berg hinunterwerfen, und es wäre niemand mehr da, der Josua *Dorn* brächte.« Er dachte nach. »Vielleicht können wir ein Seil stehlen?«

Haestan sah bedenklich aus. »Im Dunkeln, an einem unbekannten Ort? Wahrscheinlich würden wir nur die Wachen wecken und von ihren Speeren aufgespießt werden.«

»Verflucht und zugenäht! Wir *müssen* etwas tun, Haestan! Sind wir denn Feiglinge? Wir können nicht einfach daneben stehen.« Ein scharfer Windstoß pfiff am Türvorhang vorbei ins Innere. Simon schlug die Arme eng um seine Brust. »Das Allermindeste ist, daß ich diesem Hirten seinen widerlichen kleinen Kopf abreiße. Dann können sie mich auch totschlagen, und es ist mir ganz gleich.«

Der Wachsoldat lächelte traurig. »Ach, Junge, du redest Unsinn. Hast doch selber gesagt, daß einer Prinz Josua das schwarze Schwert zurückbringen muß.« Er deutete auf das in Tücher gehüllte an der Höhlenwand liegende *Dorn*. »Wenn der Prinz das Schwert nicht kriegt, sind Ethelbearn und Grimmric umsonst gestorben. Das wäre eine elende Schande. Zu viele Hoffnungen, auch wenn sie nur gering sein mögen, ruhen auf der Klinge dort.« Haestan lachte. »Und dann, Junge, glaubst du, sie würden einen von uns verschonen, wenn der andere ihren König umbringt? Du würdest mich nur mit ins Verderben reißen.« Wieder stocherte Haestan im Feuer. »Nein, nein, du bist noch naß hinter den Ohren und kennst die Welt nicht. Warst noch nicht im Krieg, Junge, so wie ich – hast nicht gesehen, was ich gesehen hab. Zwei von meinen eigenen Kameraden – hab ich sie nicht sterben sehen, in der kurzen Zeit, die wir von Naglimund weg sind? Der Gute Gott hebt sich seine Gerechtigkeit und was da sonst noch ist für den Tag des

Abwägens auf. Bis dahin müssen wir uns selber um alles kümmern.« Er beugte sich vor und erwärmte sich langsam für sein Thema. »Jeder muß sein Bestes tun, aber man kann nicht immer alles ins Lot bringen, Simon…«

Plötzlich stockte er und starrte nach der Tür. Simon bemerkte den Ausdruck des Erstaunens im breiten Gesicht des Soldaten und fuhr herum. Jemand hatte sich an der Lederklappe vorbeigeschoben.

»Das Trollmädchen«, hauchte Haestan so leise, als könne sie jäh erschrecken und davonspringen wie ein junges Reh. Sisqinanamooks Augen waren angstvoll aufgerissen, aber Simon sah auch, daß sie entschlossen die Zähne zusammenbiß. Ihm schien sie eher zum Kampf bereit als zur Flucht.

»Bist du gekommen, um dich an unserem Kummer zu weiden?« erkundigte er sich zornig.

Sisqinanamook erwiderte standhaft seinen Blick. »Helfen mir«, sagte sie endlich.

»Elysia, Mutter Gottes!« keuchte Haestan. »Sie kann reden!«

Die Trolljungfrau schrak vor dem Ausbruch des Wachsoldaten zurück, blieb aber tapfer stehen. Simon richtete sich vor ihr auf die Knie auf. Kniend war er immer noch größer als Binabiks einstige Verlobte.

»*Kannst* du unsere Sprache sprechen?«

Einen Augenblick musterte sie ihn ratlos und machte dann ein Zeichen mit ihren gekreuzten Fingern. »Wenig«, erklärte sie. »Wenig sprechen. Lernen von Binabik.«

»Das hätte ich mir denken können«, bemerkte Simon. »Seit ich ihn kenne, versucht er mir auch Sachen einzutrichtern.«

Haestan schnaubte. Simon forderte Sisqinanamook mit einer Gebärde zum Näherkommen auf. Sie glitt von der Türklappe fort und kauerte sich mit dem Rücken an die Wand in die Nähe des Höhleneingangs. Über ihrem Kopf ringelte sich eine aus dem Stein herausgeschnittene Schlange wie ein Heiligenschein.

»Warum sollten wir dir helfen?« fragte Simon. »Und wobei?«

Sie betrachtete ihn verständnislos. Er wiederholte die Worte langsamer. »Binbinaqegabenik helfen«, antwortete sie nach einer Weile. »Mir helfen, Binabik helfen.«

»Binabik helfen?« zischte Haestan überrascht. »Du selbst hast ihn doch in die Patsche gebracht!«

»Wie?« fragte Simon weiter. »Wie Binabik helfen?«

»Fortgehen«, erwiderte Sisqinanamook. »Binabik fortgehen Mintahoq.« Sie griff unter ihre dicke Felljacke. Einen Moment lang fürchtete Simon irgendeine Hinterlist – hatte sie genug von ihren Worten verstanden, um zu begreifen, daß sie über einen Rettungsplan sprachen? –, aber als ihre kleine Hand wieder zum Vorschein kam, lag ein Knäuel aus dünnem grauem Seil darin. »Binabik helfen«, wiederholte sie. »Ihr helfen, ich helfen.«

»Barmherziger Ädon«, sagte Simon.

Hastig rafften sie ihre Habseligkeiten zusammen und stopften sie, ohne dabei groß auf Ordnung zu achten, in zwei Rucksäcke. Als sie fertig waren und sich die pelzgefütterten Mäntel übergeworfen hatten, trat Simon hinüber in die Ecke des Raumes, in der das schwarze Schwert *Dorn* lag – Gegenstand so vieler Hoffnungen, hatte Haestan gesagt, fruchtloser und anderer. Im matten Schein des Feuers schien es nur eine schwertförmige Vertiefung in seinem Nest aus Fellen. Simon drückte die Finger auf die kalte Oberfläche und erinnerte sich, wie es sich angefühlt hatte, als er es gegen den heranstürmenden Igjarjuk erhob. Sekundenlang schien es sich unter seiner Hand zu erwärmen. Jemand berührte sein Knie.

»Nein, nicht töten«, sagte Sisqinanamook. Sie deutete stirnrunzelnd auf das Schwert und zupfte ihn dann sanft am Ärmel. Simon umfaßte *Dorns* schnurumwickelten Griff und zog. Es war so schwer, daß er es nur mit beiden Händen heben konnte. Mühsam richtete er sich auf und sagte zu der Trolljungfrau: »Ich nehme es nicht mit, um jemanden zu töten. Aber das hier ist der Grund, weshalb wir die Fahrt zum Drachenberg unternommen haben. Nicht töten.«

Sie starrte ihn an und nickte dann.

»Gib es mir, Junge«, schlug Haestan vor. »Ich bin ausgeruht.«

Simon unterdrückte eine unwirsche Antwort und reichte ihm das Schwert. In den Händen des stämmigen Wachsoldaten wirkte es nicht leichter, aber auch nicht schwerer. Haestan griff über seinen Kopf nach hinten und ließ *Dorns* schwarze Länge vorsichtig in ein paar dicke Schlingen an der Hinterseite seines Rucksacks gleiten.

*Es ist nicht mein Schwert*, rief Simon sich ins Gedächtnis zurück. *Das habe ich doch gewußt. Und Haestan hat recht, daß er es nimmt – ich bin zu schwach.* Er merkte, wie seine Gedanken anfingen zu wandern. *Es gehört niemandem. Einst war Herr Camaris sein Besitzer, aber der ist tot. Fast als hätte es einen eigenen Willen…*

Nun, wenn *Dorn* von diesem gottverfluchten Berg wegwollte, würde es eben mit ihnen gehen müssen.

Sie löschten das Feuer und traten schweigend durch die Türklappe ins Freie. Simons Kopf pochte in der kalten Nachtluft. Er blieb in der Türöffnung stehen.

»Haestan«, flüsterte er, »du mußt mir etwas versprechen.«

»Was denn, Junge?«

»Ich fühle mich nicht besonders … kräftig. Wo immer wir jetzt hingehen, es wird ein langer Marsch werden, und auch noch im Schnee. Darum … wenn mir etwas zustößt…«, er zögerte einen Augenblick, »wenn mir etwas zustößt, dann bitte, begrab mich an einer Stelle, wo es warm ist.« Er zitterte. »Ich habe das Frieren satt.«

Kurze Zeit hatte Simon das peinliche Gefühl, Haestan könnte in Tränen ausbrechen. Das bärtige Gesicht des Wachsoldaten verzog sich zu einer seltsamen Grimasse, als er sich zu Simon hinüberbeugte, um ihn scharf anzusehen. Aber dann grinste er, obwohl dieses Grinsen etwas gezwungen wirkte, und legte Simon einen seiner Bärenarme um die bibbernden Schultern. »Na komm, Junge, so redet man nicht«, schalt er leise. »Wird ein langer Marsch sein, ja, und kalt auch, ganz sicher – aber nicht so schlimm, wie du dir das jetzt vorstellst. Wir kommen schon alle durch.« Haestan warf einen verstohlenen Blick auf Sisqinanamook, die von der Terrasse vor der Höhle ungeduldig zu ihnen hinüberstarrte. »Jiriki hat uns Pferde dagelassen«, zischte er Simon ins Ohr, »unten am Fuß der Berge, in einem Höhlenstall. Hat mir gesagt, wo. Also hab keine Angst, Junge, hab keine Angst. Wenn wir nur erst wissen, wo wir hinmüssen – dann sind wir schon so gut wie dort!«

Die Augen vor dem grimmigen Wind zusammengekniffen, der das Gesicht des Mintahoq abschabte wie ein Rasiermesser, schoben sie sich hinaus auf den Felspfad. Die Nebel waren davongeweht. Ein katzenaugengelber Mondsplitter glotzte böse auf Berg und schattendunkles Tal. Stolpernd unter ihrer schweren Last wandten sie sich dem kleinen Schatten zu, der Sisqinanamook war, und folgten ihr.

Es war ein langer, schweigender Marsch um die Flanke des Mintahoq herum. Sie stolperten unter dem Anprall des Windes. Schon nach wenigen hundert Schritten merkte Simon, wie seine Füße langsamer wurden. Wie sollte er es je schaffen, den Berg ganz hinunterzuklettern? Und warum wurde er diese verfluchte Schwäche so gar nicht wieder los?

Endlich bedeutete ihnen die Trolljungfrau stehenzubleiben und führte sie in eine Spalte, die vom Pfad abzweigte und sich im Schatten verlor. Für ihre umfangreichen Rucksäcke war der Eingang fast zu schmal, aber mit

Hilfe von Sisqinanamooks kleinen Händen gelang es ihnen, sich hindurchzuzwängen. Gleich darauf war das Trollmädchen verschwunden. Die beiden standen eingeklemmt da und sahen ihrem Atem zu, der die Öffnung der Spalte füllte und im Mondlicht glänzte.

»Was sie wohl vorhat?« flüsterte Haestan nach einer Weile.

»Weiß nicht.« Simon war schon zufrieden, daß er sich an den Fels lehnen konnte. Im Windschatten fühlte er sich plötzlich erhitzt und schwindlig. Der Weiße Pfeil, die Gabe Jirikis, stach durch das dicke Tuch seines Rucksacks in sein Rückgrat.

»Wie die Karnickel werden sie uns hier schnappen, da gibt's kein Vertun«, fing Haestan an. Stimmengeräusch auf dem Pfad ließ ihn verstummen. Die Stimmen wurden lauter. Simon hielt den Atem an.

Eine Dreiergruppe von Trollen stampfte den Pfad hinunter und an der Spalte vorüber. Sorglos ließen sie die Enden ihrer Speere über die Steine schleifen und unterhielten sich in ihrer leisen, grollenden Sprache. Alle drei trugen Schilde aus gespannten Häuten. Am Gürtel des einen baumelte ein Widderhorn; Simon zweifelte nicht daran, daß ein Ruf auf diesem Instrument schwerbewaffnete Trolle aus allen Höhlen in der Runde hervorquellen lassen würde wie Ameisen aus einem gestörten Nest.

Der Hornträger machte eine Bemerkung, und die Gruppe kam unmittelbar vor dem Versteck zum Stehen. Simon mühte sich, auch weiterhin die Luft anzuhalten, und merkte, wie es sich in seinem Kopf drehte. Gleich darauf brachen die Trolle in einen Sturm unterdrückten Gelächters aus, als die Geschichte zu Ende war, und setzten dann ihren Weg um die Bergflanke herum fort. Sekunden später war ihre leise Unterhaltung nicht mehr zu hören.

Simon und Haestan warteten lange, bevor sie aus der Felsenöffnung hinausspähten. Zu beiden Seiten dehnte sich der mondbeschienene Pfad. Niemand war zu sehen. Haestan wand sich aus dem schmalen Eingang und half Simon beim Herausklettern.

Der Mond war am Schlund der Grube vorbeigeglitten und hatte die Gefangenen wieder in fast vollständige Dunkelheit versenkt. Sludig atmete ruhig und ohne zu schlafen. Binabik lag auf dem Rücken, die kurzen Beine ausgestreckt, und starrte hinauf zu den dahinrollenden Sternen. Über die Öffnung ihres Gefängnisses schnob geräuschvoll der Wind.

Am Rand des Lochs erschien ein Kopf. Gleich darauf zischte ein aufgerolltes Seil in die Tiefe und landete klatschend auf dem Felsboden. Binabik erstarrte, regte sich jedoch nicht und blickte angespannt nach dem schat-

tenhaften Umriß über sich.

»Was ist los?« grollte Sludig aus der Finsternis. »Wartet man an diesem barbarischen Ort nicht einmal die Dämmerung ab? Müssen sie uns um Mitternacht töten, um ihre Tat vor der Sonne zu verbergen? Gott wird es auch so erfahren.« Er streckte die Hand aus und zog an dem Seil. »Warum sollten wir daran hochklettern? Bleiben wir doch hier sitzen. Vielleicht schikken sie ein paar Wächter herunter, um uns zu holen.« Der Rimmersmann stieß ein unangenehmes Lachen aus. »Dann kann ich wenigstens noch ein paar Hälse brechen. Zumindest müssen sie uns in unserem Loch aufspießen wie die Bären.«

»Bei Qinkipas Augen!« zischte eine Stimme in der Trollsprache. Binabik fuhr in die Höhe. »Nimm das Seil, du Dummkopf!«

»Sisqi?« keuchte Binabik. »Was hast du vor?«

»Etwas, das ich mir nie verzeihen werde – so wenig, wie ich mir verzeihen würde, wenn ich es nicht täte. Jetzt halt den Mund und fang an zu klettern!«

Binabik zerrte vorsichtig an dem Seil. »Aber wie kannst du es halten? Man kann es nirgends festbinden, und der Rand ist glatt.«

»Mit wem redest du?« fragte Sludig, den die Qanucsprache verwirrte.

»Ich habe Verbündete mitgebracht!« rief Sisqinanamook leise. »Hoch mit euch! Wenn Sedda die Spitze des Sikkihoq berührt, werden die Wachen zurückkehren!«

Binabik erklärte Sludig hastig das Nötigste und schickte ihn am Seil nach oben. Der Rimmersmann, von der Gefangenschaft geschwächt, kletterte langsam in die Höhe und verschwand über dem Rand in der Finsternis. Aber Binabik folgte nicht.

Wieder wurde Sisqi an der Kante sichtbar. »Beeil dich, bevor ich meine Torheit bereue! Klettere!«

»Ich kann nicht. Ich will nicht davonlaufen vor der Gerechtigkeit meines Volkes.« Binabik setzte sich wieder hin.

»Bist du von Sinnen? Was soll das? Die Wächter werden schon bald wieder hier sein!« Sisqis Stimme verriet Angst. »Mit deiner Narrheit wirst du deinem Tieflandfreund den Tod bringen!«

»Nein, Sisqi, bring du sie fort. Hilf ihnen von hier wegzukommen. Ich werde dir dankbar sein. Ich bin es bereits.«

Sisqi trat zitternd und angstvoll von einem Bein aufs andere. »Ach, Binabik, du bist ein Fluch für mich! Zuerst beschämst du mich vor unserem

ganzen Volk, und nun redest du Wahnsinn vom Boden einer Grube! Komm jetzt herauf! Komm herauf!«

»Ich werde keinen zweiten Eid brechen.«

Sisqinanamook starrte zum Mond empor. »Qinkipa Schneejungfrau, rette mich! Binabik, warum bist du so dickschädlig! Willst du sterben, nur um zu beweisen, daß du recht hattest?«

Zu ihrem Erstaunen brach Binabik in Gelächter aus. »Und willst du mir das Leben retten, nur um zu beweisen, daß ich im Unrecht war?« Am Rande des Lochs tauchten zwei weitere Köpfe auf. »Verdammt, Troll«, knurrte Sludig, »worauf wartest du? Bist du verletzt?« Der Rimmersmann kniete nieder, als wollte er das Seil wieder hinunterklettern.

»Nein!« rief Binabik in der Sprache der Westerlinge. »Wartet nicht auf mich. Sisqinanamook kann euch an einen Ort der Sicherheit bringen, von dem aus ihr den Abstieg beginnen könnt. Bei Sonnenaufgang könnt ihr die Grenzen von Yiqanuc hinter euch haben.«

»Was hält dich zurück?« fragte Sludig verblüfft.

»Mein Volk hat mich verurteilt«, antwortete Binabik. »Ich habe meinen Schwur gebrochen. Ich will es nicht noch einmal tun.«

Verwirrt und zornig murmelte Sludig vor sich hin. Die dunkle Gestalt neben ihm beugte sich vor. »Binabik«, sagte sie. »Ich bin es, Simon. Wir müssen fort von hier. Wir müssen den Stein des Abschieds finden. So hat Geloë es gesagt. Wir müssen *Dorn* dorthin bringen.«

Wieder lachte der Troll, aber es klang hohl. »Und ohne mich kein Weggehen, kein Stein des Abschieds?«

»Ja!« Simons Verzweiflung war unmißverständlich. Die Zeit wurde knapp. »Wir haben keine Ahnung, wo der Stein ist. Geloë hat gesagt, du müßtest uns führen. Naglimund ist gefallen. Vielleicht sind wir Josuas letzte Hoffnung – und auch die einzige Hoffnung *deines* Volkes!«

Stumm saß Binabik auf dem Boden der Grube und dachte nach. Endlich ergriff er das herabbaumelnde Seil und machte sich daran, die steile, glatte Wand hochzuklettern. Als er oben ankam, stolperte er in Simons heftige Umarmung. Sludig klopfte dem kleinen Mann auf die Schulter, ein kameradschaftlicher Hieb, der Binabik fast wieder in den Abgrund zurückgeworfen hätte. Haestan, in dessen Bart der Atem dampfte, stand daneben. Die dicken Hände rollten eilig das Tau wieder auf.

Binabik löste sich von Simon. »Du siehst nicht besonders gut aus, Freund. Deine Wunden werden dir Schmerzen bereiten.« Er seufzte. »Ach,

grausam ist das alles. Ich kann dich nicht der Gnade meines Volkes überlassen, aber es ist auch nicht mein Wunsch, einen weiteren Schwur zu brechen. Ich weiß nicht, was ich beginnen soll.« Er wandte sich der vierten Gestalt zu. »Also gut«, sagte er in der Trollsprache, »du hast mich gerettet – oder doch wenigstens meine Gefährten. Warum hast du deine Meinung geändert?«

Sisqinanamook, die Arme eng um den Körper geschlungen, sah ihn an. »Ich weiß noch nicht, ob ich das getan habe«, versetzte sie. »Ich hörte, was dieser Seltsame mit der weißen Strähne gesagt hat.« Sie deutete auf Simon, der in verständnislosem Schweigen zuhörte. »Es hatte den Klang der Wahrheit – das heißt, ich glaubte ihm, daß es wirklich etwas gab, das dir wichtiger erscheinen konnte als unser Versprechen.« Sie warf ihm einen finsteren Blick zu. »Ich bin keine liebeskranke Närrin, die dir alles nachsieht, aber ich bin auch kein rachsüchtiger Dämon. Du bist frei. Nun geh.«

Binabik trat unbehaglich auf der Stelle. »Das, was mich von dir fernhielt«, erklärte er, »ist nicht nur für mich selbst von Bedeutung, sondern für uns alle. Eine furchtbare Gefahr droht uns. Es besteht nur eine sehr geringe Hoffnung, ihr widerstehen zu können, aber diese geringe Hoffnung müssen wir nähren.« Er schlug die Augen nieder, sah dann zu ihr auf und begegnete kühn ihrem Blick. »Meine Liebe zu dir ist stark wie die felsigen Gebeine des Gebirges, seitdem ich dich zum ersten Mal sah, am Tag, als du zur Frau wurdest, lieblich und anmutig wie ein Schneeotterweibchen unter den Sternen des Berges Chugik. Aber selbst um dieser Liebe willen könnte ich nicht tatenlos zusehen, wie ein schwarzer Winter, der kein Ende hat, diese ganze Welt vernichtet.« Er nahm ihren Arm in der dicken Jacke.

»Nun sage *du* mir, was du tun willst, Sisqi? Du hast die Wächter fortgeschickt. Die Gefangenen sind entflohen. Genausogut könntest du deine Namensrune in den Schnee ritzen.«

»Das geht nur mich und meine Eltern an«, erwiderte sie zornig und riß sich los. »Ich habe getan, was du wolltest. Du bist frei. Warum vergeudest du diese Freiheit mit dem Versuch, mich von deiner Unschuld zu überzeugen? Warum rufst du mir den Chugik ins Gedächtnis? Geh!«

Sludig verstand zwar die Sprache nicht, begriff jedoch Sisqis Gebärden.

»Wenn sie will, daß wir gehen, Binabik, hat sie recht. Ädon! Wir müssen uns beeilen.«

Binabik bewegte abwehrend die Hand. »Geht nur, ich werde euch bald einholen.« Seine Freunde rührten sich nicht, als er sich wieder seiner einstigen Verlobten zuwandte. »Ich werde hierbleiben«, sagte er. »Sludig ist

unschuldig, und es ist sehr gütig von dir, daß du ihm hilfst. Ich aber werde bleiben und den Willen meines Volkes ehren. Ich habe im Kampf gegen den Sturmkönig schon getan, was ich konnte…«, er warf einen Blick nach Westen, wo der Mond in einem trüben Meer tintenschwarzer Wolken versunken war, »… nun können andere die Last weitertragen. Komm mit, wir wollen die Wachen irreführen, damit meinen Freunden die Flucht gelingt.«

Auf Sisqis rundes Gesicht trat ein Ausdruck der Furcht. »Verflucht sollst du sein, Binabik, warum gehst du nicht? Ich will nicht, daß sie dich töten!« Tränen des Zorns standen in ihren Augen. »Bist du nun zufrieden? Noch immer empfinde ich für dich, obwohl du mir das Herz in Stücke gerissen hast!«

Binabik machte von neuem einen Schritt auf sie zu und faßte sie bei den Armen. Er zog sie eng an sich. »Dann komm mit mir!« sagte er, und seine Stimme war plötzlich voll wilder Verheißung. »Ich will nicht länger von dir getrennt sein. Flieh mit mir, und der Teufel hole den gebrochenen Eid! Du kannst die Welt sehen – selbst in diesen dunklen Zeiten gibt es Dinge jenseits unserer Berge, über die du staunen wirst!«

Sisqinanamook löste sich von ihm und drehte ihm den Rücken zu. Sie schien zu weinen.

Ein langer Augenblick verging, bis Binabik sich wieder den anderen zuwandte. »Ganz gleich, was nun geschieht«, erklärte er in der Westerlingsprache, und in seinem Gesicht glänzte ein sonderbares, unsicheres Lächeln, »ob wir bleiben oder gehen, fliehen oder kämpfen – zuerst müssen wir die Höhle meines Meisters aufsuchen.«

»Wieso?« fragte Simon.

»Wir haben meine Wurfknöchel nicht mehr, und auch andere Dinge fehlen. Vermutlich hat man sie in die Höhle geworfen, in der ich einst mit Ookequk, meinem Meister, wohnte; denn mein Volk würde nicht zu zerstören wagen, was Eigentum des Singenden Mannes war. Aber von noch größerer Wichtigkeit ist, daß ich in den Schriftrollen suchen muß, denn sonst ist die Möglichkeit gering, daß ich euren Stein des Abschieds finde.«

»Dann los, Troll«, brummte Haestan. »Ich weiß nicht, wie deine Freundin die Wächter weggelockt hat, aber bestimmt kommen sie bald wieder.«

»Du hast recht.« Binabik machte Simon ein Zeichen. »Komm, Simon-Freund, wieder müssen wir davonlaufen. So, will mir scheinen, liegt es im Wesen unserer Kameradschaft.« Er winkte der Trolljungfrau. Wortlos trat sie zu ihnen und führte sie den Pfad weiter hinauf. Sie folgten dem Haupt-

weg zuerst ein Stück zurück. Aber nach wenigen Dutzend Ellen verließ Sisqi plötzlich den Pfad und leitete sie über einen Steig, der so schmal war, daß er selbst bei Tageslicht kaum erkennbar gewesen wäre, in eine enge Schlucht, die den breiten Hang des Mintahoq in scharfem Winkel nach oben schnitt. Der Weg war kaum mehr als eine Kerbe im Fels, und obwohl es genügend Festhaltemöglichkeiten gab, kamen sie in der fast völligen Finsternis nur mit quälender Langsamkeit voran. Simon stieß sich an vielen Steinen schmerzhaft das im Stiefel steckende Schienbein.

Der Steig führte aufwärts, überquerte zwei weitere, gewundene Spiralen des Hauptweges und bog dann, wieder in scharfem Winkel, in die Gegenrichtung um, immer weiter nach oben. Die bleiche Sedda glitt am Himmel entlang auf die dunkle Masse eines dem Mintahoq benachbarten Berges zu, so daß Simon sich fragte, wie sie überhaupt noch etwas erkennen sollten, wenn der Mond endgültig verschwunden wäre. Er rutschte aus und ruderte mit beiden Armen, bis er das Gleichgewicht zurückerlangt hatte. Sofort fiel ihm ein, daß sie gerade alle einen schmalen Steig am Hang eines ungemein finsteren Berges hinaufkletterten. Er blieb stehen, krallte sich krampfhaft fest und schloß die Augen. Sekundenlang war es wirklich kohlschwarz um ihn, während er Haestans angestrengtem Atem hinter sich lauschte. Noch immer spürte er die Schwäche, unter der er in seiner ganzen Zeit in Yiqanuc gelitten hatte. Wunderbar müßte es sein, sich jetzt hinzulegen und zu schlafen, aber das war eine eitle Hoffnung. Er machte das Zeichen des *Baumes* und setzte seinen Weg fort.

Endlich erreichten sie ebenen Boden, die flache Terrasse vor einer kleinen Höhle, die in einer tiefen Spalte des Berghanges, ein Stück zurückgesetzt, lag. Simon kamen die Art, wie das Mondlicht einfiel, und die Formen der Steine bekannt vor. Gerade, als ihm einfiel, daß dies der Ort war, an den ihn Qantaqa einmal in der Dunkelheit gebracht hatte, schoß aus dem Höhleneingang eine grauweiße Gestalt.

»*Sosa*, Qantaqa!« rief Binabik leise. Gleich darauf überrollte ihn eine Lawine aus Pelz. Seine Gefährten standen hilflos daneben, während die dampfende Zunge der Wölfin ihn von oben bis unten abschleckte. »*Muqang*, Freundin«, japste der Troll endlich, »das reicht! Ich weiß ja, daß du Ookequks Haus tapfer bewacht hast.« Er richtete sich mühsam auf. Qantaqa, vor Wonne am ganzen Leib zitternd, ließ von ihm ab. »Die Begrüßungen meiner Freunde bringen mich in größere Gefahr als die Speere der Feinde«, grinste Binabik. »Schnell, in die Höhle. Sedda eilt bereits dem Westen zu.«

Er trat aufrecht gehend ein, gefolgt von Sisqi. Simon und die anderen mußten sich bücken, die Türöffnung war für sie zu niedrig. Qantaqa, entschlossen, sich nicht aussperren zu lassen, drängte sich mit einem energischen Satz an Simons und Haestans Beinen vorbei und brachte sie beinahe zu Fall.

Einen Augenblick blieben sie in einer Dunkelheit stehen, die von Qantaqas Moschusgeruch und einer Fülle anderer, fremdartigerer Düfte geschwängert war. Binabik schlug Funken aus einem Feuerstein, bis eine kleine Blume gelben Feuers aufblühte und an der Spitze einer ölgetränkten Fackel rasch größer wurde.

Die Höhle des Singenden Mannes war ein höchst ungewöhnlicher Ort. Im Gegensatz zum niedrigen Eingang reichte die gewölbte Decke weit nach oben und verlor sich in Schatten, die die Fackel nicht durchdringen konnte. Die Wände waren wie in einem Bienenstock mit Tausenden von Nischen besetzt, die tief in den Felsen der Höhle gemeißelt zu sein schienen. In jeder Nische lag etwas. Enthielt die eine nur die vertrockneten Reste einer einzigen kleinen Blume, so waren andere vollgepropft mit Stäben und Knochen und zugedeckten Töpfen. Die meisten aber steckten voller zusammengerollter Lederhäute, vielfach so enggedrängt, daß einige der Rollen daraus hervorragten wie flehentlich erhobene Bettlerhände.

Qantaqas wochenlanger Aufenthalt hatte seine Spuren hinterlassen.

Mittendrin, auf dem Boden nahe der breiten Feuergrube, lagen die Überbleibsel von etwas, das einmal ein kompliziertes, kreisrundes, ganz aus kleinen bunten Steinen zusammengesetztes Bild gewesen war. Die Wölfin hatte es offenbar zum Rückenkratzen benutzt, denn das Muster zeigte deutliche Spuren des Herumwälzens. Verblieben war lediglich ein Stück der mit Runen umschriebenen Kante und der Rand von etwas Weißem unter einem mit wirbelnden roten Sternen besetzten Himmel.

Auch zahlreiche andere Gegenstände hatten offenbar Qantaqas Aufmerksamkeit erregt. Sie hatte einen großen Haufen Kleidungsstücke in die äußerste Ecke der Höhle gezerrt und alles zu einem gemütlichen Wolfsnest zusammengescharrt. Neben diesem Bett lagen verschiedene, stark zerkaute Reste, darunter einige Pergamentrollen – Fragmente, vollgekritzelt mit einer Schrift, die Simon nicht kannte – neben Binabiks Wanderstab.

»Ich hätte gewünscht, du fändest etwas anderes zum Kauen, Qantaqa«, sagte der Troll stirnrunzelnd und hob den Stock auf. Die Wölfin legte den Kopf schief und winselte unbehaglich. Dann trottete sie hinüber zu Sisqi, die dabei war, einige der Nischen zu untersuchen und den dicken Kopf der

Wölfin zerstreut fortschob. Qantaqa ließ sich flach auf den Boden fallen und fing betrübt an, sich zu kratzen. Binabik hielt seinen Wanderstab ins Licht der Fackel. Die Zahnspuren waren nicht tief.

»Mehr wegen Trost von Binabik-Geruch zerkaut als aus anderer Ursache«, lächelte der Troll. »Ein Glück.«

»Was willst du suchen?« drängte Sludig. »Wir müssen von hier fort, solange es noch dunkel ist.«

»Ja, du sprichst die Wahrheit«, erwiderte Binabik und steckte den Stab unter seinen Gürtel. »Komm, Simon, hilf mir. Wir wollen schnell alles durchforschen.«

Mit Unterstützung von Haestan und Sludig zog Simon die Schriftrollen aus den Nischen, an die Binabik selbst nicht herankam. Sie bestanden aus dünngeklopfter Tierhaut, so durch und durch eingefettet, daß sie sich schmierig anfühlten; die Runen, die sie bedeckten, waren wie mit einem heißen Schüreisen unmittelbar in das Leder eingebrannt. Simon reichte sie Binabik eine nach der anderen hinunter, und der Troll warf einen schnellen Blick hinein, um sie dann auf einen von mehreren Haufen zu werfen, die immer höher wuchsen.

Während er sich in der großen steinernen Bienenwabe umschaute und die vielen Schriftrollen betrachtete, war Simon voller Staunen über die ungeheure Arbeit, die es erfordert hatte, eine derartige Bibliothek zu schaffen, denn genau das, soviel begriff er, war es – das gleiche wie Vater Strangyeards Archiv in Naglimund oder Morgenes' Werkstatt mit ihren schweren Bänden, auch wenn es sich bei den Büchern hier um lederne Rollen handelte, mit Feuer beschrieben anstatt mit Tinte.

Endlich hatte Binabik einen Stapel von etwa einem Dutzend Rollen zusammen, die ihn zu interessieren schienen. Er breitete sie flach auf dem Boden aus, um sie dann zu einem einzigen, gewichtigen Bündel zusammenzurollen, das er in seinen Rucksack stopfte, den er am Höhleneingang gefunden hatte.

»Können wir jetzt gehen?« wollte Sludig wissen. Haestan rieb sich die Hände, um sie warm zu halten. Er hatte seine ungefügen Handschuhe ausgezogen, um mit den Schriftrollen zu helfen.

»Sobald wir das alles hier wieder in die Löcher gesteckt haben.« Der Troll wies auf die großen Haufen ausgesonderter Häute.

»Bist du verrückt?« fragte Haestan hitzig. »Warum kostbare Zeit damit verschwenden?«

»Weil es seltene, kostbare Dinge sind«, versetzte Binabik gelassen, »und

wenn wir sie hier auf dem kalten Boden liegen lassen, werden sie in Kürze zerstört sein. ›Wer seine Herde zur Nacht nicht in Sicherheit bringt, verschenkt das Hammelfleisch‹, sagen wir Qanuc. Es wird nur einen Augenblick dauern.«

»Bei Usires' verdammtem *Baum*!« fluchte Haestan. »Hilf mir, Simon, mein Junge!« brummte er und bückte sich nach dem Haufen, »sonst sind wir immer noch hier, wenn es dämmert.«

Binabik zeigte Simon, wie er ein paar der leeren oberen Nischen füllen sollte. Sludig schaute einen Augenblick ungeduldig zu und legte dann ebenfalls mit Hand an. Sisqi hatte in der Zwischenzeit wortlos in den Nischen herumgestochert, bis auch sie einen Stoß von Pergamentrollen zusammenhatte, die sie dann aufrollte und unter ihre Jacke schob. Plötzlich fuhr sie herum und rief etwas in hastigem Qanuc. Binabik drängte sich durch einen Stapel unordentlicher Felle und trat neben sie.

Sie hielt ihm eine Rolle entgegen, die mit einem schwarzen Lederriemen verschnürt war. Die Schnur war nicht nur um die Mitte der Rolle gewunden, sondern verschloß auch beide Enden. Binabik nahm sie Sisqi ab und berührte dabei mit einer fast ehrfürchtigen Gebärde mit zwei Fingern seine Stirn.

»Das ist Ookequks Knoten«, erklärte er Simon ruhig. »Es gibt daran keinen Zweifel.«

»Es ist ja auch Ookequks Höhle, oder nicht?« fragte Simon verwirrt. »Was ist dann Überraschendes an seinem Knoten?«

»Dieser Knoten verrät uns, daß wir etwas Wichtiges gefunden haben«, erläuterte Binabik. »Und zwar etwas, das ich nie zuvor gesehen habe – etwas, das vor mir verborgen wurde oder das mein Meister unmittelbar vor unserem Aufbruch zu der Reise schrieb, auf der er starb. Und dieser Knoten, so denke ich, wurde nur für Dinge von großer Macht verwendet, für Botschaften und Zaubersprüche, die ausschließlich für ganz bestimmte Augen gedacht waren.« Wieder strich er mit den Fingern über den Knoten, die Stirn sinnend in Falten gelegt. Sisqi starrte mit glänzenden Augen auf die Schriftrolle.

»So, das ist das letzte von den Mistdingern«, bemerkte Haestan. »Wenn es etwas ist, das du brauchst, Kleiner, dann nimm es mit. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.«

Binabik zögerte einen Augenblick, strich liebevoll über den Knoten, während er sich noch einmal in der Höhle umschaute, und schob dann die verschnürte Rolle in seinen Ärmel. »An der Zeit ist es, jawohl«, stimmte er

zu. Er machte den anderen ein Zeichen, ihm zum Höhlenausgang voranzugehen, löschte in einer Mulde des Felsbodens die Fackel und folgte ihnen nach draußen.

Da standen die Gefährten des Trolls, vor der Höhle zusammengedrängt wie eine Herde vom Wind verschreckter Schafe. Sedda, der Mond, war schon längst im Westen hinter dem Sikkihoq verschwunden, aber die Nacht strahlte plötzlich von hellem Licht.

Ihnen entgegen kam ein großer Trolltrupp, grimmige Gesichter unter den Kapuzen, Speere und Brandfackeln in den Händen. Sie hatten Ookequks Höhle umringt und versperrten jetzt auf beiden Seiten den Pfad. Trotz ihrer großen Zahl verhielten sie sich so still, daß Simon das zischende Brennen ihrer Fackeln hören konnte, bevor auch nur das Geräusch eines einzigen Schrittes an sein Ohr drang. »Bei Chukkus Eiern«, sagte Binabik trübe. Sisqi trat zurück und nahm seinen Arm, ihre Augen riesig im Fackelschein, die Lippen grimmig zusammengepreßt.

Uammannaq der Hirte und Nunuuika die Jägerin lenkten ihre Widder nach vorn. Sie trugen gegürtete Gewänder und Stiefel. Das schwarze Haar floß frei, als hätten sie sich in aller Eile angekleidet. Als Binabik ihnen entgegenschritt, schwenkten bewaffnete Trolle hinter ihm ein und umzingelten die Gefährten mit einem Dickicht aus Speeren. Sisqinanamook durchbrach den Ring und stellte sich mit trotzig erhobenem Kinn neben ihn. Uammannaq wich dem Blick seiner Tochter aus und starrte statt dessen auf Binabik hinab.

»Nun, Binbinaqegabenik«, begann er, »willst du doch nicht bleiben und dich der Gerechtigkeit deines Volkes stellen? Ich hatte höher von dir gedacht, auch wenn du von niedriger Geburt bist.«

»Meine Freunde sind ohne Schuld«, erwiderte Binabik. »Ich habe deine Tochter als Geisel genommen, bis der Rimmersmann Sludig und die anderen in Sicherheit sein würden.«

Nunuuika ritt vor, bis ihr Tier mit dem ihres Gemahls Schulter an Schulter stand. »Bitte billige auch uns ein wenig Verstand zu, Binabik, wenn auch keiner von uns so weise ist, wie dein Meister es war. Wer hat die Wachen fortgeschickt?« Sie sah Sisqi scharf an. Das Gesicht der Jägerin war kalt, zeigte jedoch einen Anflug von rauhem Stolz. »Tochter, ich hielt dich für eine Närrin, als du dich dafür entschiedst, diesen jungen Zauberer zum Mann zu nehmen. Jetzt – nun, ich will zumindest zugeben, daß du eine treue Närrin bist.« Und wieder zu Binabik: »Glaube nicht, daß du deinem Urteil entgehst, weil du meine Tochter von neuem bezaubert hast. Das Eis-

haus ist ungeschmolzen. Der Winter tötete den Frühling. Das Ritual des Neuen Lebens wurde nicht vollzogen – und du kehrst mit kindischen Märchen zu uns zurück. Nun willst du in der Höhle deines Meisters, die dein zahmer Wolf für dich gehütet hat, wieder neues, teuflisches Blendwerk ausbrüten.« Wachsender Zorn sprach aus Nunuuikas Worten. »Dein Urteil ist gesprochen, Eidbrecher. Man wird dich zu den Eisklippen des Abgrundes von Ogohak bringen und von dort hinunterstürzen!«

»Tochter, kehre in unser Haus zurück«, knurrte Uammannaq. »Du hast großes Unrecht getan.«

»Nein!« Sisqis Aufschrei brachte unruhige Bewegung in die zuschauenden Trolle. »Ich habe auf mein Herz gehört, ja, aber ich habe auch der Weisheit gelauscht, die ich gelernt habe. Die Wölfin hat uns von Ookequks Haus ferngehalten – aber sie tat es nicht, um Binabik zu nützen.« Sie zog Binabik die riemenverschnürte Schriftrolle aus dem Ärmel und streckte sie den beiden hin. »Das habe ich dort gefunden. Keiner von uns ist auf den Gedanken gekommen, nachzusehen, was Ookequk zurückließ.«

»Nur ein Dummkopf durchstöbert allzuschnell die Besitztümer eines Singenden Mannes«, antwortete Uammannaq, aber seine Miene hatte sich kaum merklich verändert.

»Aber Sisqi«, bemerkte Binabik verwundert, »wir wissen doch gar nicht, was die Rolle enthält! Es könnte ein höchst gefährlicher Zauberspruch sein, oder…«

»Ich habe eine ziemlich genaue Vorstellung«, versetzte Sisqi grimmig. »Erkennst du, wessen Knoten das ist?« fragte sie und reichte die Rolle ihrer Mutter.

Die Jägerin warf einen kurzen Blick darauf und vollführte eine wegwerfende Geste. Sie gab die Rolle ihrem Gatten weiter. »Das ist Ookequks Knoten, ja.«

»Und du weißt auch sehr wohl, welche Sorte Knoten, Mutter.« Sisqi wandte sich an ihren Vater. »Ist der Knoten unversehrt?«

Uammannaq runzelte die Stirn. »O ja.«

»Gut. Vater, ich bitte dich, öffne ihn und lies, was in der Rolle steht.«

»Jetzt?«

»Wann, wenn nicht jetzt? Nachdem der Mann, dem ich mich versprochen habe, hingerichtet worden ist?«

Sisqis Atem blieb in der Luft stehen, so zornig war ihre Antwort. Uammannaq löste vorsichtig den Knoten und wickelte den schwarzen Riemen

ab. Dann winkte er einem der Fackelträger näherzutreten und entrollte langsam den Pergamentbogen.

»Binabik«, rief Simon hinter dem Ring der Speerspitzen, »was geht hier vor?«

»Wartet, ihr alle, und unternehmt zunächst nichts«, antwortete Binabik auf Westerling. »Ich werde euch alles erzählen, sobald ich kann.«

»*Wisset*«, las Uammannaq, »*daß ich Ookequk bin, Singender Mann des Mintahoq, des Chugik, Tutusik, Rinsenatuq, Sikkihoq und Namyet und aller anderen Berge von Yiqanuc.*«

Der Hirte las langsam, mit langen Pausen, in denen er sich mit zusammengekniffenen Augen anstrengte, den Sinn der geschwärzten Runen zu entziffern.

»*Ich trete eine lange Reise an, und in Zeiten wie diesen kann man nicht wissen, ob ich jemals zurückkehre. Darum schreibe ich mein Todeslied auf dieses Leder, auf daß es meine Stimme sei, wenn ich von euch gegangen bin.*«

»Kluge, kluge Sisqi«, sagte Binabik leise, während ihr Vater mit eintöniger Stimme weiterlas. »Du hättest Ookequks Schülerin sein sollen, nicht ich. Wie konntest du das wissen?«

Mit der Hand winkte sie ihm Schweigen zu. »Ich bin eine Tochter des *Chidsik Ub Lingit*, wohin von allen Bergen die Bittschriften um Urteile kommen. Meinst du, ich würde den Knoten nicht erkennen, mit dem man ein Testament bindet?«

»*Warnen aber muß ich die, die nach mir bleiben werden*«, setzte Uammannaq Ookequks Worte fort, »*daß ich eine große, kalte Finsternis hereinbrechen gesehen habe, wie mein Volk sie noch niemals erlebt hat. Ein schrecklicher Winter ist es, der aus dem Schatten des Vihyuyaq kommen wird, des Berges der unsterblichen Wolkenkinder. Das Land von Yiqanuc wird er verheeren wie ein schwarzer Wind aus dem Reich der Toten und selbst den Fels unserer Berge mit grausamen Fingern zerbrechen…*«

Als der Hirte diese Worte las, schrien mehrere der lauschenden Trolle laut auf, und ihre heiseren Stimmen hallten vom nachtumhüllten Berghang wider. Andere wankten, so daß das Fackellicht zu flackern begann.

»*Meinen Schüler Binbinaqegabenik werde ich mit auf die Reise nehmen. In der Zeit, die mir noch bleibt, will ich ihn in den kleinen Dingen und den langen Geschichten unterweisen, die unserem Volk in dieser üblen Zeit vielleicht noch helfen können. Es gibt noch andere, fern von Yiqanuc, die Lampen bereitet haben, um uns gegen den Ansturm dieser Finsternis zu*

*schützen. Ich breche auf, um mein Licht mit dem ihren zu vereinen, so klein es auch gegen den drohenden Sturm anleuchten mag. Kann ich nicht zurückkehren, soll der junge Binbinaqegabenik es an meiner Stelle tun. Ich fordere euch auf, ihn zu ehren, wie ihr mich ehren würdet, denn er lernt mit großem Eifer, und vielleicht wird er eines Tages ein größerer Singender Mann, als ich es bin.*

*Damit ende ich mein Totenlied. Bergen und Himmel sage ich Lebewohl. Es war schön, gelebt zu haben. Es war schön, eines von Lingits Kindern zu sein und mein Leben auf dem herrlichen Berg Mintahoq zu verbringen.*«

Blinzelnd ließ Uammannaq die Schriftrolle sinken. Unter den Zuhörern stiegen leise Klagerufe auf, eine Antwort auf das Abschiedslied des Singenden Mannes Ookequk.

»Er hatte nicht mehr genug Zeit«, murmelte Binabik. In seinen Augen standen Tränen. »Zu schnell wurde er dahingerafft, nichts sagte er mir – oder doch nicht genug. Ach, Ookequk, wie sehr wirst du uns fehlen! Wie konntest du dein Volk verlassen, ohne einen anderen Schutz und Schirm zwischen ihm und dem Sturmkönig als ein unerfahrenes, kaum erst entwöhntes Kind wie Binabik!« Er sank in die Knie und preßte die Stirn in den Schnee.

Unbehagliches Schweigen breitete sich aus, nur unterbrochen vom Klagen des Windes.

»Nehmt die Tiefländer mit«, befahl Nunuuika den Speerträgern und richtete einen starren, schmerzlichen Blick auf ihre Tochter. »Wir wollen alle zum Haus des Ahnen gehen. Es gibt vieles, über das wir nachdenken müssen.«

Simon erwachte allmählich. Lange starrte er in die wandernden Schatten an der zerklüfteten Decke des *Chidsik Ub Lingit* und versuchte sich zu erinnern, wo er war. Er fühlte sich etwas besser, klarer im Kopf, aber die Narbe auf seiner Wange brannte wie Feuer.

Er setzte sich auf. Sludig und Haestan lehnten ein Stückchen weiter an der Wand und teilten einen Schlauch mit irgendeinem Getränk und ein gemurmeltes Gespräch. Simon befreite sich aus dem Gewirr seines Mantels und schaute sich nach Binabik um. Sein Freund befand sich nahe dem Mittelpunkt des Raums, vor dem Hirten und der Jägerin hockend wie ein Bittsteller. Einen Augenblick befiel Simon Furcht, aber es hockten noch andere dort, Sisqinanamook unter ihnen. Er lauschte dem Heben und Senken der kehligen Stimmen und kam zu dem Ergebnis, daß es mehr nach

einer Beratung als nach einer Aburteilung klang. Hier und da waren in den tiefen Schatten andere kleine Trollgruppen zu erkennen, überall in der riesigen steinernen Höhle in kleinen Kreisen zusammengekauert. Ein paar verstreute Lampen brannten wie helle Sterne an einem Himmel voller Gewitterwolken.

Simon rollte sich wieder zusammen und rutschte hin und her, um eine ebene Stelle am Boden zu finden. Wie seltsam war es doch, sich an einem solchen Ort aufzuhalten! Würde er jemals wieder ein Zuhause haben, ein Heim, wo er jeden Morgen im selben Bett aufwachen könnte, ohne sich wundern zu müssen, daß er gerade dort war? Langsam sank er von neuem in einen Halbschlaf, einen Traum von kalten Bergpässen und roten Augen.

»Simon-Freund!« Es war Binabik, der ihn sanft rüttelte. Der Troll machte einen erschöpften Eindruck. Die Ringe unter seinen Augen waren selbst in dem matten Licht zu sehen, aber er lächelte. »Zeit zum Aufwachen.«

»Binabik«, stöhnte Simon benommen. »Was geht hier eigentlich vor?«

»Ich habe dir eine Schale Tee und ein paar Neuigkeiten mitgebracht. Wie es den Anschein hat, steht mir kein unglücklicher Absturz mehr bevor«, grinste der Troll. »Sludig und ich sollen nun nicht mehr in den Abgrund des Ogohak geworfen werden.«

»Aber das ist ja wundervoll!« Simon rang nach Luft. Er fühlte, wie ihm das Herz in der Brust weh tat, ein wilder Ruck plötzlich nachlassender Spannung. Er fuhr in die Höhe, um den kleinen Mann zu umarmen, und der jähe Satz brachte den Troll zu Fall. Der Tee ergoß sich als Pfütze auf den Stein.

»Du hast zu lange mit Qantaqa Umgang gehabt«, lachte Binabik und strampelte sich frei. Er sah erfreut aus. »Du hast dir ihre Vorliebe für überschwengliche Begrüßungen zu eigen gemacht.«

Andere Köpfe in der Höhle drehten sich nach dem sonderbaren Schauspiel um. Viele Qanuc-Zungen murmelten erstaunt über den verrückten, schlaksigen Tiefländer, der Trolle umarmte, als gehöre er zum Stamm. Simon, der die Blicke bemerkte, duckte sich verlegen. »Was haben sie gesagt?« erkundigte er sich. »Können wir gehen?«

»Mit Einfachheit gesprochen: ja, wir können gehen.« Binabik setzte sich neben ihn. Er hatte seinen aus Knochen geschnitzten Wanderstab bei sich, den er aus Ookequks Höhle mitgenommen hatte. Beim Sprechen untersuchte er den Stab und runzelte die Stirn über die zahlreichen Zahnspuren, die Qantaqa darauf hinterlassen hatte. »Aber es ist noch viel zu beschließen. Ookequks Schriftrolle hat den Hirten und die Jägerin von der Wahr-

heit meiner Erzählungen überzeugt.«

»Aber was gibt es da zu beschließen?«

»Vielerlei. Wenn ich mit dir gehe, um *Dorn* zu Josua zu bringen, bleibt mein Volk wiederum ohne Singenden Mann. Aber ich glaube, daß ich dich begleiten *muß.* Wenn Naglimund tatsächlich gefallen ist, sollten wir Geloës Worten folgen. Sie ist vielleicht die letzte, die von den Wesen großer Weisheit noch übrig ist. Auch scheint es mir immer gewisser, daß unsere einzige Hoffnung darin liegt, die beiden anderen Schwerter an uns zu bringen, *Minneyar* und *Leid*. Nicht umsonst bleiben darf deine Tapferkeit auf dem Drachenberg.«

Binabik deutete auf *Dorn,* das nahe der Stelle, wo Haestan und Sludig saßen, an der Wand lehnte. »Wird der Erhebung des Sturmkönigs nicht Einhalt geboten«, fuhr er fort, »dann wird auch mein Verbleib auf dem Mintahoq keinen Nutzen bringen, denn nichts von all der Kunst, die Ookequk mich lehrte, kann den Winter fernhalten, vor dem wir uns fürchten.« Der kleine Mann machte eine weit ausgreifende Handbewegung. »Mit anderen Worten: ›Wenn die Lawine dein Haus fortreißt‹, wie wir vom Trollvolk sagen, ›dann halte dich nicht mit der Suche nach Topfscherben auf.‹ Ich habe meinem Volk mitgeteilt, daß sie den Berg hinabziehen sollen, hinunter nach den Frühlingsjagdgründen – auch wenn es dort keinen Frühling geben wird und wenig Wild.«

Er stand auf und zog den Saum seiner dicken Jacke gerade.

»Ich wollte dich wissen lassen, daß für Sludig und mich jetzt keine Gefahr mehr besteht.« Ein schiefes Grinsen. »Ein übler Scherz. Wir alle, das kann niemand übersehen, befinden uns in furchtbarer Gefahr. Aber diese Gefahr kommt nicht mehr von meinem eigenen Volk.« Er legte Simon die kleine Hand auf die Schulter. »Schlaf weiter, wenn du kannst. Wahrscheinlich werden wir im Morgengrauen aufbrechen. Ich will nun mit Haestan und Sludig sprechen, und dann wird es heute nacht noch viel zu planen geben.« Er drehte sich um und ging zur anderen Seite der Höhle hinüber. Simon sah der kleinen Gestalt nach, die in den Schatten verschwand und wieder auftauchte.

*Es ist überhaupt schon viel geplant worden,* dachte er verärgert, *und man hat mich so gut wie nie aufgefordert, dabei mitzumachen. Immer hat irgend jemand einen Plan, und am Ende laufe ich hinterher und ein anderer entscheidet, wohin es gehen soll. Ich komme mir vor wie ein Karren, ein alter, klappriger Karren, der schon auseinanderfällt. Wann werde ich endlich für mich selbst entscheiden dürfen?*

Darüber grübelte er und wartete auf den Schlaf.

Am Ende stand die Sonne dann schon hoch am grauen Himmel, als die letzten Vorbereitungen getroffen wurden – eine Zeitspanne, die Simon verschlief, worüber er mehr als glücklich war.

Simon, seine Gefährten und eine große Schar von Trollen marschierten über die kleinen Pfade des Mintahoq und folgten im seltsamsten Zug, den Simon je gesehen hatte, dem Hirten und der Jägerin. Während sie so durch die am meisten bevölkerten Gebiete des Mintahoq zogen, standen Hunderte von Trollen auf den schaukelnden Brücken oder kamen aus ihren Höhlen gerannt, um den Trupp vorbeikommen zu sehen. Staunend harrten sie im wirbelnden Qualm ihrer Kochfeuer aus, und viele kletterten sogar die Riemenleitern hinunter und schlossen sich der Prozession an.

Der Weg führte zumeist bergan, und die große Menge, die sich auf dem schmalen Pfad drängte, erschwerte das Vorwärtskommen. Es schien recht lange zu dauern, bis der Weg um den Berg herum nach der Nordseite zurückgelegt war. Während sie so vor sich hin stapften, merkte Simon, wie er in eine Art betäubten Wachtraum verfiel. In der grauen Leere unterhalb des Pfades tanzte Schnee; auf der Talseite gegenüber ragten die anderen Gipfel von Yiqanuc empor wie Zähne.

Endlich fand der Marsch auf einer langgestreckten Steinterrasse ein Ende, hoch oben auf einer Bergnase, die über den nördlichen Abschnitt des Yiqanuc-Tals hinausragte. Unter ihnen führte ein anderer Weg, eng an die Flanke des Berges geschmiegt, nach unten; noch weiter unten stürzten die Felswände des Mintahoq steil in die Tiefe, hinab in undurchsichtiges Weiß, hier und da mit hellem Sonnenlicht gefleckt. Als er dort hinunterstarrte, überkam Simon die Erinnerung an einen Traum von einem verschwommenen, weißen Turm, an dem Flammen leckten. Er wandte den Blick von der Aussicht ab, die ihn beunruhigte, und fand das Felsband, auf dem er stand, von dem hohen, eiförmigen Gebäude aus Schnee beherrscht, das er schon am ersten Tag, als er die Höhle verließ, wahrgenommen hatte. Jetzt stand er näher daran und konnte sehen, mit welcher wundersamen Sorgfalt die dreieckigen Schneeblöcke ausgeschnitten und aneinandergefügt worden waren; er erkannte die kühnen Schnitzereien, die bis tief ins Innere der Blöcke hineinzureichen schienen, so daß das Eishaus so voller Facetten war wie ein geschliffener Diamant, mit Wänden voller verborgener Innenwinkel wie Prismen, die kornblumenblau und rosenfarbig funkelten.

Die Reihe bewaffneter Trolle, die das Eishaus bewachte, wich respekt-

voll zur Seite, als Nunuuika und Uammannaq an ihnen vorüberschritten, um zwischen den Pfeilern aus festgefügtem Schnee Aufstellung zu nehmen, die den Türrahmen bildeten. Vom Inneren des Eishauses konnte Simon nur eine blaugraue Höhle hinter der Türöffnung erkennen. Binabik und Sisqi postierten sich auf der eisigen Stufe darunter, Hand in Hand in ihren dicken Fausthandschuhen. Qangolik der Geisterrufer kletterte zu ihnen hinauf. Obwohl sein Gesicht hinter der Widderschädelmaske versteckt war, kam Simon der muskulöse Troll recht niedergeschlagen vor. Der Geisterrufer, der vor dem Urteilsspruch im *Chidsik Ub Lingit* umherstolziert war wie ein balzender Auerhahn, stand jetzt so gebeugt wie ein müder Tagelöhner nach der Ernte.

Der Hirte erhob den Krummspeer und sprach. Binabik übersetzte seinen Gefährten aus dem Tiefland die Worte.

»Seltsame Zeiten sind über uns gekommen.« Uammannaqs Augen waren voll tiefer Schatten. »Wir wußten, daß nicht alles so war, wie es sein sollte. Zu eng verwurzelt sind wir mit dem Berg, der zu den Gebeinen der Erde gehört, um nicht zu spüren, wie unruhig das Land ist, das uns umgibt. Das Eishaus steht noch immer. Es ist nicht geschmolzen.« Der Wind wurde stärker und pfiff, als wollte er die Worte unterstreichen. »Der Winter will nicht weichen. Zuerst gaben wir Binabik die Schuld. Der Singende Mann oder sein Schüler haben stets das Ritual des Neuen Lebens gesungen; und immer kam der Sommer. Jetzt aber erfahren wir, daß es nicht der Ausfall des Rituals ist, der den Sommer vor uns verborgen hält. Seltsame Zeiten. Alles ist anders geworden.« Er schüttelte schwerfällig den Kopf, und sein Bart bebte.

»Wir müssen mit der Überlieferung brechen«, fügte Nunuuika die Jägerin hinzu. »Das Wort der Weisen sollte Gesetz für die sein, die weniger Weisheit besitzen. Ookequk hat gesprochen, als weilte er noch unter uns. Wir wissen nun mehr über das, was wir gefürchtet haben, ohne es mit Namen nennen zu können. Mein Gemahl spricht die Wahrheit: seltsame Zeiten sind über uns gekommen. Einst diente uns die Überlieferung, nun aber wird sie zur Fessel. Darum erklären Jägerin und Hirte, daß Binabik seiner Strafe ledig ist. Toren wären wir, den Mann zu töten, der danach strebte, uns vor dem Sturm zu schützen, von dem Ookequk sprach. Schlimmer als Toren wären wir, das ist uns jetzt bewußt, den einzigen zu töten, der Ookequks Herz kannte.«

Nunuuika hielt inne und wartete, bis Binabik alles weitergegeben hatte. Dann strich sie sich in einer rituellen Gebärde mit der Hand über die Stirn

und fuhr fort: »Der Rimmersmann Sludig stellt uns vor eine noch ungewöhnlichere Frage. Er ist kein Qanuc und darum auch nicht des Eidbruchs schuldig, den wir Binabik zum Vorwurf machten. Aber er gehört zu einem Volk, das unser Feind ist, und wenn es wahr ist, was unsere am weitesten vorgedrungenen Jäger uns berichten, so hat die Grausamkeit der Rimmersmänner im Osten nur noch zugenommen. Und doch versichert uns Binabik, dieser Sludig sei anders, und er kämpfe denselben Kampf wie Ookequk. Wir wissen es nicht mit Sicherheit, aber in diesen Tagen des Wahnsinns können wir auch das Gegenteil nicht behaupten. Darum erklären wir auch Sludig für frei von jeder Strafe, und er kann Yiqanuc verlassen, sobald er will – der erste Crohuck, der solche Gnade erfährt, seit der Schlacht im Huhinka-Tal zur Zeit meiner Urgroßmutter, als der Schnee rot war von Blut. Wir rufen die Geister der hohen Gipfel an, Sedda die Bleiche und Qinkipa vom Schnee, Morag Ohneaug, Chukku den Kühnen und alle übrigen, unserem Volk ihren Schutz zu gewähren, wenn unser Urteil irrt.«

Als die Jägerin geendet hatte, trat Uammannaq neben sie und streckte die Hände weit aus, als breche er etwas entzwei und werfe es von sich. Die zuschauenden Trolle gaben eine einzige, scharfe Silbe von sich und verfielen dann in erregtes Flüstern.

Simon drehte sich um und ergriff Sludigs Hand. Der Nordmann lächelte verkrampft, das Kinn grimmig unter dem gelben Bart. »Das kleine Volk sagt die Wahrheit«, meinte er. »Seltsame Zeiten, in der Tat.«

Uammannaq hob die Hand, um das Gemurmel und Gerede zu beenden. »Die Tiefländer werden uns nun verlassen. Binbinaqegabenik, der unser neuer Singender Mann sein wird, wenn er zurückkehrt, darf sie begleiten, um dieses merkwürdige Zauberding« – er deutete auf *Dorn*, das Haestan vor sich aufgerichtet hielt – »ins Tiefland zu denen zu bringen, von denen er sagt, daß sie mit seiner Hilfe den Winter vertreiben könnten. Mit ihnen senden wir eine Schar Jäger, angeführt von unserer Tochter Sisqinanamook, die sie begleiten werden, bis sie das Land der Qanuc verlassen. Die Jäger werden dann weiter zur Frühlingsstadt am Blauschlammsee ziehen und die Ankunft der übrigen Stammesmitglieder vorbereiten.« Uammannaq winkte, und einer der Trolle trat mit einem Lederbeutel vor, der fast vollständig mit zierlichen Mustern aus farbiger Stickerei bedeckt war. »Wir haben Geschenke, die wir euch geben möchten.«

Binabik führte seine Freunde nach vorn. Die Jägerin beschenkte Simon mit einer Scheide aus geschmeidigem Leder, kunstvoll gearbeitet und mit Steinperlen von der Farbe des Frühlingsmondes besetzt. Danach gab ihm

der Hirte das Messer dazu, eine herrliche, bleiche Klinge aus einem einzigen Knochenstück. Den Griff zierten glattpolierte Vogelschnitzereien.

»Ein Tiefländer-Zauberschwert ist ausgezeichnet, wenn man mit Schneedrachen kämpft«, sagte Nunuuika zu ihm, »aber ein schlichtes Qanuc-Messer läßt sich leichter verbergen und im Nahkampf nützlicher einsetzen.«

Simon dankte ihnen höflich und trat zur Seite. Haestan erhielt einen umfangreichen Trinkschlauch, mit Bändern und Stickereien geschmückt und bis zum Stöpsel mit Qanuc-Schnaps gefüllt. Der Wachsoldat, der am Abend zuvor genug von dem sauren Zeug geschluckt hatte, um einen gewissen Geschmack daran zu finden, verbeugte sich, murmelte ein paar Dankesworte und zog sich zurück.

Sludig, der als Gefangener nach Yiqanuc gekommen war und es nun mehr oder weniger als Gast verließ, bekam einen Speer mit tödlich scharfer, aus glänzendschwarzem Stein gehauener Spitze. Das Heft trug keine Schnitzereien, weil es in Eile gefertigt worden war – die Trolle hatten keine Speere in passender Länge –, aber der Speer war gut ausgewogen und konnte auch als Wanderstab von Nutzen sein. »Wir hoffen, daß du auch das Geschenk deines Lebens zu schätzen weißt«, erklärte Uammannaq, »und nicht vergißt, daß die Gerechtigkeit der Qanuc streng, aber nicht grausam ist.«

Sludig überraschte sie, indem er rasch auf ein Knie sank. »Ich werde stets daran denken«, sagte er nur.

»Binbinaqegabenik«, begann nun Nunuuika wieder, »du hast das größte Geschenk, das wir vergeben können, bereits erhalten. Wenn sie dich noch haben will, erneuern wir unsere Erlaubnis für dich, unsere jüngste Tochter zu heiraten. Wenn im nächsten Jahr das Ritual des Neuen Lebens wieder vollzogen werden kann, sollt ihr vereint werden.«

Binabik und Sisqi faßten einander bei der Hand und verneigten sich auf der Stufe vor dem Hirten und der Jägerin, die Worte des Segens sprachen. Der widdergesichtige Geisterrufer trat vor. Er psalmodierte und sang, während er ihre Stirnen mit Öl betupfte, machte dabei allerdings, wie Simon fand, einen recht unzufriedenen Eindruck. Als Qangolik fertig und mürrisch die Stufen des Eishauses hinabstolziert war, galt die Verlobung wieder wie früher.

Jägerin und Hirte nahmen von der Gesellschaft noch kurz Abschied. Binabik übersetzte ihre Worte. Obwohl sie lächelte und mit ihren kleinen, kräftigen Fingern seine Hand berührte, kam Nunuuika Simon noch immer

so kalt und hart wie Stein vor, scharf und gefährlich wie ihre eigene Speerspitze. Er mußte sich zwingen, zurückzulächeln und sich, nachdem sie geendet hatte, nur langsam zu entfernen.

Qantaqa erwartete sie, vor dem *Chidsik Ub Lingit* in einem Nest aus Schnee zusammengeringelt. Die Mittagssonne war hinter einem langsam aufsteigenden Nebel verschwunden. Der Wind ließ Simon mit den Zähnen klappern.

»Jetzt geht es bergab, Freund«, meinte Binabik. »Wünschen würde ich, daß du und Haestan und Sludig nicht so groß wärt, denn es gibt keine Widder, die stark genug sind, von euch geritten zu werden. So werden wir langsamer vorankommen, als ich es gern sähe.«

»Aber wohin gehen wir?« fragte Simon. »Wo ist dieser Stein des Abschieds?«

»Alles zu seiner Zeit«, erwiderte der Troll. »Wenn wir heute abend unser Lager aufgeschlagen haben, werde ich in meinen Schriftrollen forschen; jetzt aber sollten wir möglichst schnell aufbrechen. Die Bergpässe werden trügerisch sein. Ich rieche weiteren Schnee im Wind.«

»Weiteren Schnee«, wiederholte Simon und schulterte seinen Rucksack. Noch mehr Schnee.

# VI

## Die namenlosen Toten

Maegwin sang.

»*So fand sie Drukhi,*
*geliebte Nenais'u, Tänzerin, Windfuß,*
*auf grünem Rasen, schweigend wie Stein,*
*die dunklen Augen zum Himmel offen.*
*Schimmerndes Blut allein gab ihm Antwort,*
*ohne Kissen ihr Haupt, das Schwarzhaar gelöst.*«

Maegwin fuhr sich mit der Hand über die Augen, um sie vor dem beißenden Wind zu schützen. Dann bückte sie sich, um die Blumen auf dem Grabhügel ihres Vaters neu zu ordnen. Längst hatte der Wind die Veilchen über die Steine verstreut; auf Gwythinns Grab, das gleich daneben lag, waren nur ein paar verwelkte Blütenblätter übriggeblieben. Was war aus dem trügerischen Sommer geworden? Und wann würden wieder Blumen blühen, damit sie die Ruhestätten ihrer Lieben pflegen konnte, wie es ihnen gebührte? Der Wind schüttelte die skelettdürren Birken. Maegwin sang weiter.

»*So hielt er sie lange,*
*durch Grauschattenabend, durch schamvolle Nacht,*
*so lange, wie sie allein dort gelegen.*
*Mit hellen Augen, ohne zu blinzeln,*
*sang Drukhi Lieder vom Licht des Ostens,*
*flüsterte: Komm, wir harren der Sonne.*

*Dämmerung kam mit goldenen Händen,*
*konnte der Nachtigall Kind doch nicht wärmen.*
*Heimatlos, hastig Nenais'us Geist floh.*
*Eng hielt Drukhi sie in den Armen,*
*durch Wald und Wildnis scholl seine Stimme.*
*Ein Herz nur schlug noch, wo zwei einst klopften.…*«

Sie brach ab und überlegte zerstreut, ob sie wohl den Rest der Worte früher gekannt hatte. Sie erinnerte sich noch an ihre Kinderfrau, die sie ihr vorgesungen hatte, als Maegwin noch klein war, ein trauriges Lied über das Sithivolk, »die Friedlichen«, wie ihre Ahnen sie genannt hatten. Maegwin kannte die Sage nicht, die dem Lied zugrunde lag. Sie bezweifelte auch, daß die alte Kinderfrau sie gekannt hatte. Es war nicht mehr als das, ein trauriges Lied aus glücklicheren Tagen, aus ihrer Kindheit im Taig … bevor Vater und Bruder starben.

Sie stand auf, klopfte sich den Schmutz von den Knien ihres schwarzen Rocks und streute ein paar letzte verdorrte Blumen zwischen die schlanken Grasspeere, die auf Gwythinns Hügel sproßten. Als sie sich umdrehte und den Pfad hinaufging, den Mantel eng geschlossen gegen den nagenden Wind, fragte sie sich noch einmal, warum sie eigentlich nicht wie ihr Bruder und Lluth, ihr Vater, hier in Frieden am Berghang ruhte. Was hatte das Leben ihr noch zu bieten?

Sie wußte, was Eolair ihr darauf antworten würde. Der Graf von Nad Mullach würde ihr erzählen, daß ihr Volk jetzt niemanden mehr als Maegwin besaß, der ihm Mut einflößen und es anführen konnte. »Hoffnung«, sagte Eolair oft in seiner ruhigen, aber fuchsschlauen Art, »ist wie der Bauchgurt am Sattel eines Königs – ein schmales Ding, aber wenn es reißt, steht die Welt auf dem Kopf.«

Beim Gedanken an den Grafen durchzuckte sie ein seltener Zornesblitz. Was wußte er schon – was konnte jemand, der so lebendig war wie Eolair, den das Leben ein Geschenk der Götter dünkte, schon vom Tod wissen? Wie konnte er die schreckliche Last kennen, die es bedeutete, jeden Tag mit dem Bewußtsein aufzuwachen, daß die Menschen, die sie am meisten geliebt hatte, nicht mehr da waren und ihr Volk entwurzelt war und freundlos, zum langsamen, demütigenden Aussterben verdammt? Welche Gabe der Götter war die graue Bürde des Schmerzes wert, das unendliche, immer wiederkehrende Einerlei ihrer trüben Gedanken?

Eolair von Nad Mullach kam oft zu ihr in diesen Tagen und sprach zu

ihr wie zu einem Kind. Einst, vor langer Zeit, hatte Maegwin ihm ihr Herz geschenkt, ohne jedoch jemals den törichten Gedanken zu hegen, er könne diese Liebe erwidern. Hochgewachsen wie ein Mann, ungeschickt und ungeschliffen von Rede, einer Bauerntochter weit ähnlicher als einer Prinzessin – wer sollte sich schon in Maegwin verlieben? Jetzt freilich, da sie und ihre verstörte junge Stiefmutter Inahwen alles waren, was noch von Lluth-ubh-Llythinns Haus übrigblieb, jetzt sorgte Eolair sich um sie.

Gewiß nicht aus niederen Beweggründen. Sie lachte laut auf – ein Geräusch, das ihr selbst mißfiel. O ihr Götter, niedere Beweggründe? Nicht bei dem ehrenwerten Grafen Eolair. Das war es ja gerade, was sie mehr als alles andere an ihm haßte: seine unwandelbare Freundlichkeit und Ehrenhaftigkeit. Sie hatte sein Mitleid zum Erbrechen satt.

Außerdem, selbst wenn er – und das war unvorstellbar – überhaupt je daran gedacht hätte, in einer Zeit wie dieser seinen persönlichen Vorteil zu suchen, was könnte es ihm nützen, sein Schicksal an das ihre zu knüpfen? Maegwin war die letzte Tochter eines gestürzten Hauses, die Herrscherin eines vernichteten Volkes. Wilde Tiere waren die Hernystiri geworden, die in den Waldungen des Grianspog hausten, in ihre uralten Höhlen zurückgetrieben vom Wirbelsturm der Zerstörung, die Hochkönig Elias und sein Werkzeug Skali von Kaldskryke, der Rimmersmann, über sie gebracht hatten.

Vielleicht hatte Eolair ja wirklich recht. Vielleicht gehörte ihr Leben ihrem Volk. Sie war die letzte von Lluths Blut – ein dünnes Bindeglied an eine glücklichere Vergangenheit, aber das einzige, das den Überlebenden von Hernysadharc verblieben war. Also würde sie weiterleben – doch wer hätte je gedacht, daß das bloße Dasein zu einer so lästigen Pflicht werden könnte! Als Maegwin den steilen Pfad entlangstapfte, berührte etwas Nasses ihr Gesicht. Sie blickte auf. Vor dem bleiernen Himmel tanzte eine Wolke winziger Fleckchen. Wieder streifte sie ein Tropfen Feuchtigkeit.

*Schnee.* Die Erkenntnis ließ ihr kaltes Herz noch kälter werden. *Schnee im Hochsommer, mitten im Tiyagar-Monat. Brynioch von den Himmeln und alle anderen Götter hatten sich wirklich von den Hernystiri abgewendet.*

Ein einziger Posten, ein Knabe von kaum zehn Sommern, mit roter Triefnase, begrüßte sie am Eingang zum Lager. Ein paar in Felle gehüllte Kinder spielten auf den bemoosten Felsen vor der Höhle und versuchten, die jetzt dichter fallenden Schneeflocken mit der Zunge aufzufangen. Mit großen Augen wichen sie zur Seite, als sie an ihnen vorüberging. Ihre

schwarzen Röcke flatterten im Wind.

*Sie wissen, daß die Prinzessin verrückt ist,* dachte Maegwin mürrisch. *Jeder weiß es. Die Prinzessin redet mit sich selbst, aber manchmal tagelang mit keinem anderen. Die Prinzessin spricht nur vom Tod. Natürlich ist die Prinzessin wahnsinnig.*

Sie überlegte, ob es Sinn hatte, den ängstlich blickenden Kindern zuzulächeln. Aber als sie die schmutzigen Gesichter und die zerfetzten Lumpen ihrer Kleidung ansah, fürchtete sie, daß ein solcher Versuch die Kleinen vielleicht erst recht erschrecken würde. An ihnen vorbei eilte sie in die Höhle.

*Bin ich denn wirklich verrückt?* fragte sie sich plötzlich. *Ist diese Last, die mich zu Boden drückt, der Wahnsinn? Diese schwarzen Gedanken, die meinen Kopf schwer machen wie die Arme eines ertrinkenden Schwimmers, mühsam rudernd, mit versagender Kraft?*

Die große Höhle war fast leer. Der alte Craobhan, der sich nur langsam von den Wunden erholte, die er sich bei der sinnlosen Verteidigung von Hernysadharc zugezogen hatte, lag am kleingehaltenen Feuer und redete leise mit Arnoran, der einer der Lieblingsharfner ihres Vaters Lluth gewesen war. Als sie näherkam, blickten die beiden auf. Sie merkte, wie sie prüfend nach ihr schauten, um ihre Stimmung herauszufinden. Arnoran wollte aufstehen, aber sie winkte ihm sitzenzubleiben. »Es schneit«, sagte sie.

Craobhan zuckte die Achseln. Der betagte Ritter war bis auf einige wenige weiße Haarsträhnen fast kahl, die Kopfhaut ein Irrgarten feiner blauer Adern. »Nicht gut, Herrin. Ungut ist das. Wir besitzen kaum Vieh, aber in diesen wenigen Höhlen ist es jetzt schon sehr eng, obwohl sich die meisten von uns tagsüber im Freien aufhalten.«

»Noch enger.« Arnoran schüttelte den Kopf. Er war erheblich jünger als Craobhan, aber noch viel schwächer. »Noch mehr gereizte Menschen.«

»Kennt Ihr ›Der Stein des Abschieds‹?« fragte Maegwin den Harfner unvermittelt. »Es ist ein altes Lied über die Sithi, über jemanden namens Nenais'u und sein Sterben.«

»Mir ist, als hätte ich es einst gekannt, vor langer Zeit«, erwiderte Arnoran, kniff die Augen zusammen und starrte nachdenklich ins Feuer. »Es ist ein sehr altes Lied – ur-ur-alt.«

»Ihr braucht die Worte nicht zu singen«, erklärte Maegwin und setzte sich mit untergeschlagenen Beinen neben ihn. Der Rock zwischen ihren Knien war straff wie ein Trommelfell. »Spielt mir nur die Melodie vor.«

Arnoran tastete nach seiner Harfe und entlockte ihr ein paar suchende Töne. »Ich weiß nicht, ob es mir noch einfällt…«

»Das macht nichts. Versucht es nur.« Maegwin wünschte sich, ihr fiele ein Satz ein, der ein Lächeln auf ihre Gesichter zaubern würde, und sei es nur für einen Augenblick. Hatte ihr Volk es verdient, sie stets nur in Trauer zu sehen? »Es wird uns guttun«, sagte sie endlich, »einmal an andere Zeiten zu denken.«

Arnoran nickte und zupfte kurz an seinen Saiten. Er hielt die Augen geschlossen – im Dunkeln fand er seine Beute am leichtesten. Endlich begann er eine zarte Weise, voll seltsamer Noten, stets hart am Rande eines Mißklangs, ohne doch je diese Grenze zu überschreiten. Während er spielte, schloß auch Maegwin die Augen. Wieder hörte sie die Stimme ihrer Kinderfrau von einst, die ihr die Geschichte von Nenais'u und Drukhi erzählte – welche seltsamen Namen sie doch in diesen alten Balladen hatten! –, von ihrer Liebe und ihrem tragischen Tod, der Feindschaft ihrer Sippen.

Die Musik dauerte lange. In Maegwins Gedanken wirbelten Bilder aus ferner und weniger ferner Vergangenheit. Sie konnte den bleichen Drukhi sehen, kummergebeugt, Rache schwörend – doch er trug das gequälte Gesicht ihres Bruders Gwythinn. Und Nenais'u, leblos dahingestreckt auf grünem Rasen – war sie nicht Maegwin selbst?

Arnoran hatte geendet. Maegwin öffnete die Augen und wußte nicht, wie lange die Musik schon verstummt war.

»Als Drukhi sein Weib rächte und dabei den Tod fand«, sagte sie, als setze sie ein zuvor begonnenes Gespräch fort, »konnte seine Sippe nicht länger mit Nenais'us Sippe zusammenleben.«

Arnoran und Craobhan tauschten einen Blick. Sie achtete nicht darauf und sprach weiter.

»Ich erinnere mich jetzt wieder an die Geschichte. Meine Kinderfrau hat mir das Lied immer vorgesungen. Drukhis Sippe floh vor ihren Feinden, weit fort, um einsam zu leben.« Nach einer Pause sah sie Craobhan an. »Wann werden Eolair und die anderen von ihrem Streifzug zurückkommen?«

Der alte Mann zählte an den Fingern ab. »Sie müßten bei Neumond wieder hier sein – in nicht ganz vierzehn Tagen.«

Maegwin stand auf. »Manche dieser Höhlen reichen bis tief ins Herz des Berges«, meinte sie. »Stimmt das nicht?«

»Es hat immer Orte der Tiefe im Grianspog gegeben.« Craobhan nickte langsam und versuchte zu verstehen, was sie meinte.

»Und manche wurden sogar noch tiefer ausgegraben, um dort zu schürfen.«

»Dann werden wir morgen früh bei Tagesanbruch damit anfangen, diese Orte zu erkunden. Wenn der Graf und seine Männer zurück sind, können wir umzugsbereit sein.«

»Umzug?« Craobhan machte vor Überraschung schmale Augen. »Umzug wohin, Maegwin, Herrin?«

»Tiefer ins Gebirge«, erwiderte sie. »Es fiel mir ein, als Arnoran sang. Wir Hernystiri sind wie Drukhis Sippe: wir können hier nicht länger leben.« Sie rieb sich die Hände, um die Höhlenkälte zu vertreiben. »König Elias hat seinen Bruder Josua vernichtet. Jetzt gibt es nichts und niemanden mehr, der Skali von hier vertreiben kann.«

»Aber Herrin!« Arnoran war so erschrocken, daß er ihr ins Wort fiel. »Wir haben doch noch Eolair und viele andere tapfere Männer der Hernystiri mit ihm!«

»Es gibt niemanden, der Skali vertreiben kann«, fuhr sie rauh fort, »und für den Than von Kaldskryke werden die Wiesen von Hernystir unzweifelhaft ein gastlicheres Heim in diesem eisigen Sommer sein als seine eigenen Ländereien in Rimmersgard. Wenn wir hierbleiben, wird man uns zuletzt in der Falle haben und vor unseren Höhlen abschlachten wie die Kaninchen.« Ihre Stimme wurde kräftiger. »Aber wenn wir tiefer in den Berg gehen, werden sie uns *niemals* finden. Dann wird Hernystir überleben, fern von Elias und Skali und den anderen, fern von ihrem Wahnsinn!«

Der alte Craobhan sah besorgt zu ihr auf. Sie wußte, daß er sich dasselbe fragte wie alle übrigen, nämlich ob Maegwin über allem, was sie verloren hatte – was sie *alle* verloren hatten –, auch den Verstand eingebüßt hatte.

*Vielleicht ist es so,* dachte sie, *aber nicht in dieser Hinsicht. Ich bin sicher, daß ich hier recht habe.*

»Aber, Maegwin, Herrin«, wandte der alte Ratgeber ein, »wovon sollen wir leben? Wo finden wir Stoffe, Getreide …?«

»Ihr habt es selbst gesagt«, versetzte sie. »Dieses Gebirge ist voller Tunnel. Wenn wir sie finden und untersuchen, können wir tief im Gestein leben, sicher vor Skali, trotzdem aber nach oben kommen, wann immer wir wollen – zum Jagen, zum Vorrätesammeln und sogar, wenn uns danach zumute ist, zum Überfallen der Lager von Kaldskryke!«

»Aber … aber…« Der alte Mann wandte sich hilfesuchend an Arnoran, aber der Harfner konnte ihm keine Unterstützung bieten. »Aber was wird Eure Mutter Inahwen von solch einem Plan halten?« meinte er endlich.

Maegwin schnaubte verächtlich. »Meine Stiefmutter verbringt ihre Tage, indem sie bei den anderen Frauen sitzt und jammert, wie hungrig sie ist. Inahwen ist nutzloser als ein Kind.«

»Und was wird Eolair denken? Was ist mit dem tapferen Grafen?«

Maegwin starrte auf Craobhans zittrige Hände, in die trüben alten Augen. Einen Moment lang tat er ihr leid, aber das besänftigte ihren Zorn nicht. »Was der Graf von Nad Mullach denkt, mag er uns mitteilen – doch bedenkt, Craobhan, daß er mir keine Befehle zu geben hat. Er hat dem Geschlecht meines Vaters den Eid geleistet. Eolair wird tun, was *ich* sage.«

Sie schritt davon und ließ die beiden Männer flüsternd am Feuer zurück. Die schneidende Kälte vor der Höhle konnte ihr erhitztes Gemüt nicht kühlen, obwohl sie lange Zeit in Wind und Schneetreiben dort stehenblieb.

Graf Guthwulf von Utanyeat erwachte und hörte, wie die Mitternachtsglocke des Hochhorstes hoch oben im Grünengelturm bebend verstummte.

Guthwulf schloß die Augen und wartete auf das Wiedereinschlafen; aber der Schlummer wollte sich nicht einstellen. Bild auf Bild trat vor seine geschlossenen Lider; Bilder von Schlachten und Turnieren, dürre Wiederholungen höfischer Zeremonien, das wilde Durcheinander der Jagd. Stets stand König Elias' Gesicht an vorderster Stelle – das Aufblitzen von Erleichterung inmitten von Panik, das Guthwulf empfing, als er in den Thrithing-Kriegen einen Ring von Angreifern durchbrach, um seinen Freund zu retten; das leere, schwarze Starren, mit dem Elias die Nachricht vom Tode seiner Gemahlin Hylissa entgegengenommen hatte; und am beunruhigendsten von allen der rätselhaft vergnügte und gleichzeitig beschämte Blick, den der König bei jeder Begegnung mit Guthwulf auf ihn richtete.

Fluchend setzte der Graf sich im Bett auf. Der Schlaf hatte ihn im Stich gelassen und würde nicht so schnell zurückkehren.

Er entzündete die Lampe nicht, sondern verließ sich auf die Spur von Sternenlicht, das durch das schmale Fenster drang, um sich im Dunkeln anzukleiden und nicht auf seinen Diener zu treten, der dösend auf dem Boden vor dem Fußende von Guthwulfs Bett lag. Über sein Nachthemd warf er einen Mantel und fuhr in ein Paar Pantoffeln. Dann schlüpfte er hinaus auf den Gang. Wenn soviel närrische, besorgte Gedanken ihm den Kopf verwirrten, fand er, konnte er ebensogut ein Stündchen spazierengehen.

Die Hallen des Hochhorstes waren leer, kein Wächter oder Dienstbote ließ sich blicken. Hier und da flackerten unruhige Fackeln in ihren Wandhalterungen, fast bis zum Stumpf heruntergebrannt. Die Hallen schienen

unbewohnt, und doch klang ein leises Murmeln durch die dunklen Gänge – die Stimmen der Mauerposten, entschied Guthwulf, die die Entfernung körperlos und geisterhaft machte.

Guthwulf schauderte. *Was ich brauche, ist eine Frau,* dachte er. *Ein warmer Körper im Bett, eine Plapperstimme, die schweigt, wenn ich es wünsche, und die Stille ausfüllt, wenn ich es ihr erlaube. Dieses Mönchs dasein macht jeden Mann zum Schwächling.*

Er drehte sich um und stapfte den Gang hinunter nach den Unterkünften der Dienstboten. Dort wohnte eine kecke, lockenköpfige Kammermagd, die nicht nein sagen würde – hatte sie ihm nicht erzählt, ihr Zukünftiger sei am Stierrückenberg umgekommen und sie nun ganz allein?

*Wenn die Trauer trägt – ha! Dann werde ich wirklich zum Mönch!*

Die große Tür zum Quartier der Dienerschaft war versperrt. Guthwulf stieß ein wütendes Knurren aus, zog und zerrte, aber der Riegel war von innen vorgeschoben. Er erwog, mit der Faust gegen die schwere Eiche zu donnern, bis jemand kam und öffnete – jemand, der Utanyeats Zorn sofort zu spüren bekommen würde –, entschloß sich dann aber, darauf zu verzichten. Irgend etwas schwebte über den schweigenden Gängen des Hochhorstes, das es ihm nicht geraten erscheinen ließ, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Außerdem, sagte er sich, war es die lockenhaarige Dirne nicht wert, daß man ihretwegen die Türen einschlug.

Er trat zurück, rieb sich das stoppelige Kinn und bemerkte etwas Bleiches, das am Rande seines Gesichtsfeldes, dort, wo der Gang eine Biegung machte, vorbeihuschte. Erschrocken fuhr er herum, konnte jedoch nichts feststellen. Er ging ein paar Schritte vorwärts und sah um die Ecke. Der Korridor dahinter war leer. Durch den Gang wehte ein atemloses Wispern – die leise Stimme einer Frau, die vor sich hin murmelte, als litte sie Schmerzen. Guthwulf machte auf dem Absatz kehrt und marschierte zu seinem Zimmer zurück.

*Nächtlicher Spuk,* knurrte er vor sich hin. *Verschlossene Türen, leere Korridore – das ganze verdammte Schloß, beim blutigen Usires, sieht aus, als ob es ausgestorben wäre!*

Plötzlich blieb er stehen und sah sich um. Was war das für ein Gang? Er erkannte die polierten Fliesen und die sonderbar geformten Banner, die im Schatten der düsteren Mauer hingen, nicht wieder. Wenn er nicht irgendwo falsch abgebogen war und sich verlaufen hatte, mußte dies die Wandelhalle der Kapelle sein. Er ging wieder zurück bis an die Stelle, wo der Gang sich gabelte und nahm diesmal den anderen Weg. Der neue Korridor hatte zwar

keine Merkmale bis auf ein paar Fensterschlitze, aber Guthwulf war sicher, daß er die Richtung wiedergefunden hatte.

Er griff hinauf in einen der Fensterrahmen und zog sich mit kräftigen Armen nach oben. Draußen mußte entweder die Vorder- oder die Seitenfront des Kapellenhofs liegen…

Betroffen ließ Guthwulf los und rutschte das kurze Stück hinunter auf den Boden. Seine Knie knickten ein, und er fiel hin. Hastig rollte er sich wieder auf die Füße. Sein Herz hämmerte, als er erneut in den Fensterschlitz griff, um sich noch einmal nach oben zu ziehen.

Da lag der Kapellenhof, in tiefe Nacht getaucht, ganz wie es sein mußte.

Aber was war es dann, was er beim ersten Mal gesehen hatte? Weiße Mauern und der Wald hochragender Turmspitzen, die er zunächst für Bäume gehalten hatte – ein Wald aus schlanken Minaretten, Nadeln aus Elfenbein, in denen sich das Mondlicht fing und die glühten, als seien sie von oben bis unten von diesem Licht erfüllt. Solche Türme gab es auf dem ganzen Hochhorst nicht.

Aber jetzt! Seine Augen bewiesen ihm, daß alles richtig und wie gewöhnlich aussah. Da lagen der Hof, die Kapellentür mit ihrem Vordach, die Büsche, die an den Wegrändern standen wie schläfrige Schafe. Dahinter war gerade noch der mondbeschienene Umriß des Grünengelturms zu erkennen – ein einsam gen Himmel deutender Finger dort, wo er noch vor einem Augenblick ein Dutzend flehend erhobener Hände wahrgenommen hatte.

Er ließ sich auf die Füße fallen und lehnte sich an den kalten Stein. Was hatte er nur beim ersten Mal gesehen? Nächtlichen Spuk? Nein, das war mehr! Das war Krankheit … oder Wahn … oder Hexerei!

Guthwulf riß sich zusammen. *Ruhig jetzt, Dummkopf.* Kopfschüttelnd stand er auf. *Das sind keine Wahnvorstellungen, sondern Dinge, die vom allzu vielen Grübeln kommen, von zuviel weibischer Besorgtheit. Mein Vater saß nachts wach und starrte mit aufgerissenen Augen ins Feuer, in dem er Geister zu sehen behauptete. Trotzdem war er durchaus klar im Kopf, bis er starb, und er ist volle siebzig Sommer alt geworden. Nein, es ist das viele Sinnieren über den König, das an mir zehrt. Vielleicht sind wir ja wirklich überall von schwarzer Hexerei umstrickt – weiß Gott, ich bin der letzte, der das bestreitet, nach allem, was ich in diesem verfluchten Jahr erlebt habe –, aber doch nicht hier. Nicht hier auf dem Hochhorst!*

Guthwulf wußte, daß die Burg einst dem Schönen Volk gehört hatte, vor vielen Hunderten von Jahren, jetzt aber so mit Zaubersprüchen und Amu-

letten vor ihm bewahrt war, daß es gewiß keinen Fleck auf Erden gab, an dem die Schönen weniger willkommen waren.

*Nein,* dachte er, *es ist die Art, wie der König sich verändert hat, die mir so sonderbare Gedanken eingibt: wie Elias von einem Augenblick zum anderen zwischen tobender Wut und kindischer Ängstlichkeit schwankt.*

Er ging zu der Tür am Ende des Korridors und trat hinaus auf den Hof. Alles war so, wie er es zuletzt gesehen hatte. In einem Fenster auf der anderen Seite des Gartens, dort, wo die Privatgemächer des Königs lagen, brannte ein einsames Licht.

*Elias ist wach.* Guthwulf überlegte einen Moment. *Er hat nicht mehr ruhig geschlafen, seit Josua mit seiner Verschwörung gegen ihn begann.*

Guthwulf schritt über den Hof auf die Wohnung des Königs zu. Ein kleiner, kalter Wind, für die Jahreszeit unpassend, spielte um seine bloßen Knöchel. Er würde mit seinem alten Freund Elias reden, jetzt in den leeren Stunden der Nacht, in denen die Menschen die Wahrheit sagten. Er würde verlangen, daß Elias ihm alles erzählte, über Pryrates und das Heer des Grauens, das der König herbeigerufen hatte, die Horden, die über Naglimund hergefallen waren wie ein Schwarm weißer Heuschrecken. Guthwulf und der König waren zu lange Waffengefährten gewesen, als daß der Graf jetzt zusehen konnte, wie ihre Freundschaft auseinanderbröckelte wie eine verrostete Rüstung, ohne etwas dagegen zu unternehmen. Heute nacht würden sie sich aussprechen. Guthwulf würde herausfinden, welche schweren Sorgen der Grund für das sonderbare Benehmen seines Freundes waren. Es würde die erste Möglichkeit in einem ganzen Jahr sein, sich miteinander zu unterhalten, ohne daß Pryrates an ihnen klebte, sie mit seinen schwarzen Frettchenaugen belauerte, jedem Wort lauschend.

Die Hoftür war verschlossen, aber der große Schlüssel, den Elias ihm bei seiner Thronbesteigung verliehen hatte, hing noch immer an einer Schnur um Guthwulfs Hals. Seine soldatisch-praktische Denkweise hatte ihm nicht gestattet, den Schlüssel abzulegen, auch wenn es bereits viele Monate her war, daß Elias ihn zuletzt mit einer geheimen Mission beauftragt hatte.

Die Schlösser waren nicht ausgewechselt worden. Lautlos schwang die schwere Tür nach innen. Guthwulf war dankbar dafür, ohne zu wissen warum. Als er die Stufen zu den Gemächern des Königs hinaufstieg, sah er mit Staunen, daß nicht ein einziger Posten Wache vor der inneren Tür stand. War Elias seiner Macht so sicher, daß er nicht einmal vor Mordanschlägen Angst hatte? Aber das paßte doch überhaupt nicht zu seinem Benehmen nach der Rückkehr von der Belagerung Naglimunds?

Oben auf dem Treppenabsatz vernahm Guthwulf gedämpfte Stimmen. Jäh erfüllt von bösen Vorahnungen, beugte er sich vor und lehnte das Ohr ans Schlüsselloch.

Er runzelte die Stirn. *Ich hätte es wissen müssen,* dachte er. *Pryrates' Schakalgebell würde ich überall herauserkennen. Verflucht soll er sein, dieser unnatürliche Bastard! Kann er den König denn nie in Frieden lassen!*

Während er noch überlegte, ob er klopfen sollte, hörte er das leise Murmeln des Königs. Eine dritte Stimme ließ Guthwulfs Hand in der Luft erstarren, die Knöchel unmittelbar am Türrahmen.

Diese letzte Stimme war hoch und süß, aber es lag etwas Fremdartiges in ihrem Klang, etwas Unmenschliches in ihrer Melodie. Sie wirkte auf Guthwulfs Sinne wie ein Sprung ins kalte Wasser, ließ ihm die Haare an den Armen zu Berge stehen und seinen Atem erbeben. Er glaubte die Worte »Schwert« und »Berge« zu verstehen, bevor ihn lähmende Furcht überwältigte. So schnell trat er von der Tür zurück, daß er um ein Haar die Treppe hinuntergefallen wäre.

*Sind diese Höllenwichte nun auch hier?* schoß es ihm durch den Kopf. Er wischte sich die schweißnassen Handflächen am Nachthemd ab und stieg eine Stufe vom Treppenabsatz nach unten.

*Was für ein Teufelswerk ist das? Hat Elias den Verstand verloren? Oder seine Seele?*

Die Stimmen wurden lauter, dann quietschte die Tür, als jemand den Innenriegel anhob. Jeder Gedanke daran, Elias gegenüberzutreten, war dem Grafen von Utanyeat vergangen. Er wußte nur, daß er nicht als Lauscher am Schlüsselloch ertappt werden und dem Wesen, das so seltsam sprach, nicht begegnen wollte. Ratlos sah er sich nach einem Versteck um, aber das Treppenhaus war eng. Mit einem Satz sprang er die Stufen hinunter, hatte aber kaum die Außentür erreicht, als er oben auf dem Treppenabsatz Stimmen hörte. Guthwulf duckte sich in den Winkel unter der Treppe. Tief drückte er sich in den Schatten. Die Stufen knarrten. Zwei Gestalten, die eine deutlicher zu erkennen als die andere, kamen herunter und blieben in der Türöffnung stehen.

»Der König ist erfreut über diese Nachricht«, erklärte Pryrates. Die dunklere Gestalt neben ihm sagte nichts. In den Tiefen ihrer dunklen Kapuze glomm ein Streifen weißen Gesichtes. Pryrates trat aus der Tür. Seine scharlachroten Gewänder leuchteten im Mondlicht tief veilchenblau, als er den Kahlkopf in alle Richtungen drehte und vorsichtig um sich spähte. Ein

Schatten folgte ihm hinaus in den Garten.

Jäher Zorn stieg in Guthwulf auf, stärker noch als seine unvernünftige Angst. Sollte sich der Gebieter von Utanyeat unter eine Treppe ducken – vor etwas, das dieser verdammte Priester so vertraulich behandelte wie seinen Onkel vom Land?

»Pryrates!« rief Guthwulf und trat unter den Stufen hervor. »Auf ein Wort!«

Die in Pantoffeln steckenden Füße des Grafen kamen knirschend auf dem Kies zum Stehen. Der Priester stand vor ihm, mitten auf dem Weg, allein. In den Hecken seufzte der Wind, aber da war kein anderes Geräusch, keine andere Bewegung als das sachte Beben der Blätter.

»Graf Guthwulf!« sagte Pryrates und runzelte in scheinbarer Überraschung die haarlose Stirn, »was tut Ihr hier draußen? Und zu dieser Stunde!« Er musterte Guthwulfs Aufzug von oben bis unten. »Konntet Ihr nicht schlafen?«

»Ja … nein … verdammt, Priester, das ist doch unwichtig! Ich war gerade auf dem Weg zum König.«

Pryrates nickte. »Aha. Nun, ich komme soeben von seiner Majestät. Er hat seinen Schlaftrunk genommen, so daß alles, was Ihr mit ihm besprechen wolltet, bis morgen warten sollte.«

Guthwulf sah zu dem spöttischen Mond auf und blickte sich dann im Hof um. Der war bis auf ihn und Pryrates leer. Der Graf fühlte sich schwindlig, als hätten die eigenen Sinne ihm einen Streich gespielt. »Ihr wart allein beim König?« fragte er endlich.

Der Priester starrte ihn an. »Bis auf seinen neuen Mundschenk, ja. Und ein paar Leibdiener in den Vorzimmern. Warum?«

Der Graf fühlte, wie ihm der letzte Rest Boden unter den Fußen schwand. »Mundschenk? Ich wollte eigentlich nur wissen … ich dachte…« Mühsam rang Guthwulf um Haltung. »Es steht kein Wachtposten vor dieser Tür.« Er deutete mit dem Finger darauf.

»Wenn ein so wackerer Kämpe wie Ihr durch die Gärten pirscht«, lächelte Pryrates, »wird wohl kaum einer gebraucht – aber Ihr habt recht; ich werde mit dem Obersten der Wache darüber sprechen. Wenn Ihr mich nun entschuldigen wollt, edler Herr, ich muß mein karges Lager aufsuchen. Ich habe einen langen, anstrengenden Tag voller Staatskunst hinter mir. Gute Nacht.«

Mit einem Rauschen seines Gewandes drehte der Priester sich um und

schritt davon, bis er in einem Nest von Schatten am anderen Ende des Hofes verschwand.

Der Verstand des Reisenden kehrte zu ihm zurück, während er so durch den endlosen Schnee dahinritt; nicht aber sein Name. Er konnte sich nicht erinnern, wie er auf dieses Pferd gekommen war oder ob das Tier ihm gehörte. Er wußte auch nicht, wo er sich vorher aufgehalten oder was ihm die furchtbaren Schmerzen zugefügt hatte, die seinen ganzen Körper durchzogen und ihm die Glieder verrenkten und verkrüppelten. Er wußte nur, daß er bis zu einem Ort weiterreiten mußte, der hinter dem Horizont lag, immer einem gebogenen Saum aus Sternen nach, die nachts am nordwestlichen Himmel brannten. Er konnte sich nicht erinnern, was er dort vorfinden würde.

Nur selten machte er Rast, um zu schlafen; der Ritt selbst war eine Art Wachtraum, ein langer weißer Tunnel aus Wind und Eis, der kein Ende zu haben schien. Geister begleiteten ihn, eine unendliche Schar heimatloser Toter, die neben seinen Steigbügeln herliefen. Einige davon hatte er selbst erschlagen – oder so schien es zumindest nach dem vorwurfsvollen Ausdruck ihrer bleichen Gesichter –, andere waren die lästigen Geister derer, für die er getötet hatte. Doch keiner von ihnen besaß jetzt noch Macht über ihn. Ohne seinen Namen war er genauso ein Gespenst wie sie.

So reisten sie gemeinsam, der unbenannte Mann und die namenlosen Toten: ein einsamer Reiter und eine raunende, körperlose Horde, die ihn umspülte wie Schaum, den eine Meereswoge vor sich herträgt.

Jedesmal, wenn die Sonne starb und der Halbmond aus Sternen am schimmernden Nordwesthimmel aufblühte, schnitt er mit dem Messer eine Kerbe ins Leder seines Sattels. Manchmal, wenn die Sonne verschwand, erfüllte der Wind den dunklen Himmel mit Graupeln, und die Sterne kamen nicht zum Vorschein. Trotzdem markierte er den Sattel. Der Anblick der blassen Schwielen im öldunklen Leder beruhigte ihn, bewies, daß etwas sich verändern konnte im ewigen Einerlei von Bergen und Steinen und verschneiter Ebene, deutete an, daß er nicht nur sinnlos im Kreis herumkroch wie ein blindes Insekt am Rand einer Tasse. Das einzige andere Maß vergehender Zeit war sein Hunger, der jetzt selbst den schlimmsten seiner anderen Schmerzen überschrie. Und auch das war ihm sonderbarer Trost, denn hungrig zu sein bedeutete Leben. Tot würde er sich vielleicht dazu verdammt finden, sich der Schar wispernder Schatten beizugesellen, die ihn rings umgaben, verurteilt, auf ewig in dieser leblosen Öde herumzuflat-

tern und zu seufzen. Solange er lebte, bestand zumindest eine schwache, kalte Hoffnung – auch wenn er sich nicht recht erinnern konnte, was es war, auf das er vielleicht hoffen konnte.

Elf Kerben zeigte sein Sattel, als das Pferd starb. Eben noch stapften sie vorwärts, mitten hinein in eine frische Schneewehe; da sank das Roß langsam in die Knie und stürzte zitternd vornüber, eine stumme Gischt aus Weiß rings um sich aufwirbelnd. Nach einer Weile arbeitete er sich unter ihm vor, sein Schmerz eine so ferne Stimme wie die Sterne, denen er folgte. Er richtete sich mühsam auf und begann unsicher zu laufen.

Zwei weitere Sonnen stiegen und sanken, während er marschierte. Selbst seine Gespenster verließen ihn endlich, fortgefegt vom heulenden Schnee. Ihm war, als würde das Wetter kälter, aber er wußte nicht mehr genau, was Kälte eigentlich bedeutete.

Als die nächste Sonne emporkletterte, war der Himmel eisig und schiefergrau. Der Wind hatte sich gelegt, der tanzende Schnee sich in fedrigen Wehen gesammelt. Vor ihm, zerklüftet und spitz wie ein Haifischzahn vor dem Horizont aufragend, stand der Berg. Eine grimmige Krone aus eisengrauen Wolken hing über seinem finsteren Gipfel, genährt von Rauch und Dampf aus Rissen in seinen eisigen Flanken. Als der Reisende den Berg sah, fiel er auf die Knie und sprach ein stummes Dankgebet. Noch immer kannte er seinen Namen nicht, aber er wußte, daß dies der Ort war, den er gesucht hatte.

Nach einer weiteren Finsternis und einem weiteren Licht war er dem Schatten des Berges nähergekommen und wanderte nun durch ein Land voller eisiger Hügel und düsterer Täler. Hier lebten Sterbliche, Männer und Frauen mit fahlem Haar und mißtrauischen Augen, zusammengedrängt in Stammeshäusern aus lehmverschmierten Steinen und schweren schwarzen Balken. Er durchquerte ihre öden Dörfer nicht, obwohl sie ihm vage bekannt vorkamen. Wenn die Bewohner ihn grüßten und herankamen, nicht näher, als ihr Aberglaube es zuließ, achtete er nicht auf sie, sondern stolperte weiter.

Ein neuer Tag, den er sich mühsam dahinschleppte, brachte ihn über die Behausungen der Falbhaarigen hinaus. Hier verdeckte der Berg den Himmel, so daß selbst die Sonne klein schien und fern und eine Art ständiger Abend über dem Land lag. Halb stolpernd, halb kriechend erklomm er die Stufen der ururalten Straße durch die Vorberge am Fuß des großen Gipfels, mitten durch die silbrigen, frostverschleierten Ruinen einer längst ausgestorbenen Stadt. Pfeiler durchbohrten die Schneekruste wie zerbrochenes

Gebein. Von den finsteren Graten des Berges hoben sich Mauerbögen ab wie leere Augenhöhlen von Schädeln.

Seine Kraft war endlich erschöpft, so nahe vor dem Ziel. Die bröckelnde, eisglatte Straße endete an einem gewaltigen Tor im Angesicht des Berges, einem Tor, höher als ein Turm, gefügt aus Chalzedonquarz, schimmerndem Alabaster und Hexenholz, das in Angeln aus schwarzem Granit hing. Seltsame Figuren und noch seltsamere Runen waren darauf eingraviert. Vor diesem Tor blieb er stehen, und aus dem gequälten Körper rann die letzte Neige seines Lebens. Als die Schwärze des Endes sich über ihn zu senken begann, öffnete sich das ungeheure Tor. Eine Schar weißer Gestalten kam heraus, herrlich wie Eis in der Sonne, schrecklich wie der Winter selbst. Sie hatten ihn kommen sehen, hatten jeden seiner versagenden Schritte durch die weiße Wildnis beobachtet. Nun, da ihre unergründliche Neugier befriedigt schien, trugen sie ihn endlich in die Festung des Berges.

Der namenlose Reisende erwachte in einer großen Säulenhalle tief im blaulichtigen Herzen des Gipfels. Rauch und Dampf aus dem riesigen Brunnen im Mittelpunkt der Felskammer stiegen in die Höhe und vermischten sich mit dem Schnee, der unter der unermeßlich hohen Decke tanzte. Lange Zeit konnte der Reisende nur daliegen und in die wirbelnden Wolken hinaufstarren. Als es ihm gelang, die Augen ein Stück weiter zu bewegen, sah er vor sich einen gewaltigen Thron aus schwarzem Fels, von einer Patina aus Frost über und über umhüllt.

Darauf saß eine weißgekleidete Gestalt, deren Silbermaske wie eine azurblaue Flamme loderte und das Licht widerspiegelte, das aus dem unendlichen Brunnen strömte. Plötzliche Seligkeit erfüllte den Mann, zugleich aber auch furchtbare, grausame Scham.

»Gebieterin!« rief er, als seine Erinnerung in einer Flutwelle zurückkehrte, »zerstört mich, Gebieterin! Vernichtet mich, denn ich habe versagt!«

Die silberne Maske neigte sich in seine Richtung. Ein wortloser Gesang stieg aus den Schatten der Halle, und die Augen unzähliger Beobachter glitzerten auf ihn herunter, als seien die Geister, die ihn durch die Öde begleitet hatten, nun hier zusammengetroffen, um über ihn zu richten und Zeugen seines Untergangs zu sein.

»Schweig«, befahl Utuk'ku. Ihre schreckliche Stimme packte ihn mit unsichtbaren Händen und legte einen Zauber aus Eiseskälte über ihn, der bis in sein innerstes Herz reichte und ihn zu Stein werden ließ. »Ich will herausfinden, was ich zu wissen begehre.«

Nach seinen furchtbaren Wunden und der schaurigen Reise durch die

Schneefelder war er so voller Schmerzen gewesen, daß er ganz vergessen hatte, daß es noch andere Gefühle gab. Er hatte die Qual so achtlos ertragen wie seine Namenlosigkeit, aber es war nur eine Pein des Körpers gewesen. Jetzt wurde er – wie die meisten, die nach Sturmspitze kamen – daran erinnert, daß es Qualen gab, deren Ausmaß jede Verletzung des Leibes unendlich weit übertraf, und ein Leid, das von keiner Aussicht auf Erlösung durch den Tod gemildert wurde.

Utuk'ku, die Herrin des Berges, war unfaßbar alt und hatte vieles erfahren. Vielleicht hätte sie, was sie von ihm wissen wollte, auch herausbekommen können, ohne ihn so entsetzlich zu foltern. Falls jedoch eine solche Barmherzigkeit möglich war, verzichtete sie auf deren Anwendung.

Er schrie und schrie. Die riesige Kammer hallte wider davon.

Die eisigen Gedanken der Nornenkönigin krochen durch ihn hindurch, zerrten mit kalten, achtlosen Klauen an seinem tiefsten Inneren. Es war eine Qual, die alles überstieg, jenseits von Furcht und Vorstellungsvermögen. Utuk'ku leerte ihn, und er sah hilflos zu. Alles, was geschehen war, alle seine Erlebnisse, sprangen aus ihm heraus; seine intimsten Gedanken, sein ureigenstes Ich rissen sich los und stellten sich zur Schau; es war, als hätte sie ihn aufgeschlitzt wie einen Fisch und seine sich windende Seele ans Licht gezerrt.

Noch einmal erlebte er die Verfolgungsjagd auf dem Berg Urmsheim, die Entdeckung des Schwertes, das sie gesucht hatten, durch die, denen sie folgten, seinen eigenen Kampf mit den Sterblichen und den Sithi. Wieder sah er die Ankunft des Schneedrachen und seine eigene, schreckliche Verwundung, als er zerquetscht und blutend unter jahrhundertealten Eisblökken begraben lag. Dann, als beobachte er einen Fremden, beobachtete er ein todwundes Wesen, das sich über die Schneefelder nach Sturmspitze durchkämpfte, ein namenloses, elendes Geschöpf, das seine Jagdbeute, seine Gefährten und sogar den Hundehelm verloren hatte, der es als ersten Sterblichen kennzeichnete, der jemals *Jäger der Königin* geworden war.

Endlich verblaßte das Bild seiner Schande.

Wieder nickte Utuk'ku, und ihre Silbermaske schien in das Gebrodel der Nebel über dem Brunnen der Atmenden Harfe hinaufzustarren.

»Es steht dir keine Entscheidung darüber zu, ob du versagt hast oder nicht, Sterblicher«, meinte sie nach einer Weile. »Doch wisse dies: Ich bin nicht unzufrieden. Viel Nützliches habe ich heute erfahren. Noch immer dreht sich die Welt, aber sie dreht sich in unsere Richtung.«

Sie hob die Hand. In den Schatten der Halle schwoll der Gesang. Etwas

Ungeheuerliches schien sich in den Tiefen des Brunnens zu rühren und die Dämpfe tanzen zu lassen. »Ich gebe dir deinen Namen zurück, Ingen Jegger«, sagte Utuk'ku. »Du bist noch immer der *Jäger der Königin*.« Von ihrem Schoß hob sie einen neuen Helm von glänzendem Weiß, dem Kopf eines witternden Hundes nachgebildet, Augen und heraushängende Zunge aus blutrotem Stein, die zackigen Zähne Dolche aus Elfenbein im aufgesperrten Rachen. »Und dieses Mal will ich dir eine Beute geben, wie noch kein Sterblicher sie gejagt hat!«

Eine Woge aus Strahlen sprang aus dem Brunnen der Harfe und schlug an die hohen Säulen. Ein Aufbrüllen wie Donner erschütterte die Halle so tief, als wollte es die Grundfesten des Berges selbst erbeben lassen. Brausend fühlte Ingen Jegger seine Lebensgeister erwachen. Tausend wortlose Versprechen gab er seiner herrlichen Gebieterin.

»Zuerst aber mußt du tief schlafen und gesunden«, fuhr die Silbermaske fort, »denn du bist weiter in das Reich des Todes eingedrungen, als es den Sterblichen für gewöhnlich gestattet ist, wenn sie zurückkehren wollen. Du wirst noch stärker werden als zuvor, denn es ist eine harte Aufgabe, die dir bevorsteht.«

Jäh erlosch das Licht, als hätte eine dunkle Wolke sich über den Mann gelegt.

Der Wald lag noch in tiefer Nacht. Nach all dem Geschrei schien die Stille in Deornoths Ohren zu dröhnen, als der stämmige Einskaldir ihm auf die Beine half.

»Usires am Baum, schau dort!« sagte der Rimmersmann keuchend. Noch halb betäubt sah Deornoth sich um und fragte sich, was er getan hatte, daß Einskaldir ihn so sonderbar anstarrte.

»Josua!« rief der Rimmersmann. »Kommt her!«

Der Prinz ließ Naidel in die Scheide zurückgleiten und kam zu ihnen herüber. Deornoth sah die anderen Gefährten herandrängen.

»Dieses eine Mal haben sie nicht zugeschlagen und sich dann in Luft aufgelöst«, erklärte Josua grimmig. »Bist du wohlauf, Deornoth?«

Der Ritter, noch immer verwirrt, schüttelte den Kopf. »Mir brummt der Schädel«, sagte er. *Wonach schauten sie nur alle?*

»Es … es hat mir ein Messer an die Kehle gesetzt«, berichtete Vater Strangyeard verwundert. »Herr Deornoth hat mich gerettet.«

Josua beugte sich zu Deornoth, überraschte ihn aber damit, daß er sich

noch tiefer bückte und sich schließlich auf ein Knie niederließ. »Ädon steh uns bei«, sagte der Prinz leise.

Jetzt sah auch Deornoth endlich nach unten. Auf der Erde zu seinen Füßen lag die zusammengesunkene, schwarzverhüllte Gestalt des Nornen, mit dem er gerungen hatte. Mondlicht huschte über das leichenfahle Gesicht. Von der weißen Haut hoben sich dunkle Blutspritzer deutlich ab. Noch immer umklammerte die blasse Hand des Nornen ein bösartig schmales Messer.

»Mein Gott!« Deornoth schwankte.

Josua neigte sich tiefer über den Körper. »Du hast kräftig zugeschlagen, alter Freund«, meinte er. Dann weiteten sich seine Augen, und er sprang auf. Wieder flog Naidel aus der Scheide.

»Er hat sich bewegt«, sagte Josua mit mühsam beherrschter Stimme. »Der Norne lebt.«

»Nicht mehr lange«, brummte Einskaldir und hob die Axt. Josuas Hand schoß vor, so daß Naidel zwischen dem Rimmersmann und seinem Opfer stand.

»Nein.« Josua winkte den anderen zurückzutreten. »Töricht wäre es, ihn zu töten.«

»Es hat versucht, uns umzubringen!« zischte Isorn. Der Herzogssohn war gerade zurückgekommen; er brachte eine mit Hilfe seines Feuersteins angezündete Fackel. »Bedenkt, was sie Naglimund angetan haben!«

»Ich spreche nicht von Barmherzigkeit«, erklärte Josua und senkte die Schwertspitze, bis sie auf der bleichen Kehle des Nornen ruhte. »Ich spreche von der Gelegenheit, einen Gefangenen zu befragen.«

Als habe der kleine Stich in sein Fleisch ihn belebt, regte sich der Norne. Mehrere der Gefährten rangen nach Luft.

»Du bist zu nahe, Josua!« rief Vara. »Tritt zurück!«

Der Prinz warf ihr einen kalten Blick zu, rührte sich jedoch nicht. Er ließ Naidels Spitze noch ein wenig tiefer sinken, bis sie gegen das Brustbein des Gefangenen stieß. Die Augenlider des Nornen zuckten auf, und seine blutigen Lippen holten tief und rasselnd Atem.

»*Ai, Nakkiga*«, sagte der Norne heiser und spreizte seine Spinnenfinger, »*o'do'tke stazho…*«

»Aber er ist ein Heide, Prinz Josua!« beharrte Isorn. »Er kann keine menschliche Sprache sprechen.«

Josua antwortete nicht, sondern stach noch einmal ganz leicht zu. In den

Augen des Nornen brach sich das Licht der Fackel und warf eine unheimliche, violette Spiegelung zurück. Der geschlitzte Blick glitt an der Schwertklinge, die auf der schmalen Brust des Nornen stand, nach oben, bis er endlich den Prinzen traf.

»Ich spreche«, sagte der Norne langsam. »Ich spreche eure Zunge.« Seine Stimme war hoch und kalt und so spröde wie eine gläserne Flöte. »Bald werden nur noch die Toten sie sprechen.«

Das Wesen setzte sich auf, drehte den Kopf und sah sich aufmerksam in der Runde um. Das Schwert des Prinzen folgte jeder Bewegung. Der Norne schien Gelenke an sonderbaren Stellen zu haben, mit fließenden Bewegungen dort, wo ein Sterblicher sich nur ungeschickt biegen könnte, dafür unerwartet ruckartig an anderen Gliedern. Mehrere der Zuschauer fuhren zurück, voller Angst, der Fremde könne stark genug sein, sich ohne Anzeichen von Schmerz zu erheben, trotz der blutenden Ruine, die einmal seine Nase gewesen war, und der Spuren zahlreicher weiterer Wunden.

»Gutrun, Vara«, sagte Josua, ohne den Blick von seinem Gefangenen zu wenden. Unter dem Netz aus trocknendem Blut schien das Gesicht des Nornen zu schimmern wie ein Mond. »Ihr ebenfalls, Strangyeard«, befahl der Prinz. »Der Harfner und Strupp sind allein. Kümmert Euch um sie und zündet ein Feuer an. Dann bereitet alles zum Aufbruch vor. Es hat jetzt keinen Sinn mehr, sich zu verstecken.«

»Es hatte niemals Sinn, Sterblicher«, bemerkte das Wesen am Boden.

Mit sichtlicher Mühe unterdrückte Vara eine scharfe Antwort auf Josuas Befehl. Die beiden Frauen entfernten sich. Vater Strangyeard folgte ihnen, schlug das Zeichen des *Baumes* und schnalzte besorgt mit der Zunge.

»Nun, Höllenwicht, sprich. Warum verfolgst du uns?« Trotz des rauhen Tonfalls glaubte Deornoth eine gewisse Faszination im Gesicht des Prinzen zu erkennen.

»Ich werde dir nichts sagen.« Die dünnen Lippen teilten sich zu einem hämischen Grinsen. »Armselige, kurzlebige Geschöpfe! Habt ihr euch noch immer nicht daran gewöhnt, ohne Antwort auf eure Fragen zu sterben?«

Wutentbrannt machte Deornoth einen Schritt und trat dem Wesen mit dem Stiefel in die Seite. Der Norne verzog das Gesicht, verriet aber kein weiteres Zeichen von Schmerz. »Teufelsbrut bist du, und Teufel sind Lügenmeister«, fauchte Deornoth. Sein Kopf schmerzte fürchterlich, und der Anblick dieser grinsenden, knochigen Kreatur war kaum zu ertragen. Er dachte daran, wie es in Naglimund von ihnen gewimmelt hatte wie in ei-

nem Madennest, und sein Magen drehte sich um.

»Deornoth…«, sagte Josua warnend und wandte sich erneut an den Gefangenen. »Wenn ihr so mächtig seid, warum erschlagen deine Gefährten uns dann nicht und bringen die Angelegenheit hinter sich? Warum verschwendet ihr eure Zeit mit Geschöpfen, die so tief unter euch stehen?«

»Wir werden nicht mehr lange warten, keine Angst.« Die aufreizende Stimme des Nornen bekam einen befriedigten Unterton. »Ihr habt mich gefangen, aber meine Gefährten haben alles herausgefunden, was wir wissen müssen. Ihr könnt dem kleinen Mann-am-Stock, den ihr verehrt, schon jetzt eure Totengebete darbringen, denn nichts kann uns noch aufhalten.«

Es war Einskaldir, der nun grollend auf den Nornen zutrat. »Hund! Gotteslästerlicher Hund!«

»Ruhe!« fuhr Josua ihn an. »Er tut es mit Absicht.« Deornoth hatte Einskaldir vorsichtig die Hand auf den muskelstarken Arm gelegt.

Man faßte den Rimmersmann, der von kaltem, aber jähem Temperament war, nicht unüberlegt an. »Nun«, fragte Josua, »was meinst du mit ›herausgefunden, was wir wissen müssen‹? Was könnte das sein? Sprich, oder ich überlasse dich Einskaldir.«

Der Norne lachte, das Geräusch von Wind in dürren Blättern, aber Deornoth war es, als hätten die Purpuraugen sich bei Josuas Worten verändert. Anscheinend hatte der Prinz eine empfindliche Stelle getroffen. »Dann tötet mich doch – schnell oder langsam«, höhnte der Gefangene. »Ich sage nichts mehr. Eure Zeit, die Zeit aller Sterblichen, flüchtig und lästig wie Insekten, ist fast vorüber. Tötet mich. In den tiefsten Hallen von Nakkiga werden die Lichtlosen von mir singen. Meine Kinder werden meines Namens mit Stolz gedenken.«

»Kinder?« Aus Isorns Stimme sprach deutliche Überraschung. Der Gefangene warf dem blonden Nordmann einen Blick eisiger Verachtung zu, antwortete jedoch nicht.

»Aber warum?« wollte Josua wissen. »Warum verbündet ihr euch mit Sterblichen? Und welche Bedrohung bedeuten wir für euch, so fern in eurer nördlichen Heimat? Was gewinnt euer Sturmkönig bei all diesem Wahnsinn?«

Der Norne starrte nur vor sich hin. »Sprich, verfluchte bleiche Höllenseele!«

Nichts.

Josua seufzte. »Und was fangen wir nun mit ihm an?« murmelte er, fast

als frage er sich selbst.

»Das!« Einskaldir löste sich aus Deornoths Griff und hob die Axt. Einen stummen Herzschlag lang sah der Norne zu ihm auf, das eckige Gesicht wie eine blutverschmierte Maske aus Elfenbein, bevor der Rimmersmann das Handbeil auf ihn niedersausen ließ, den Schädel spaltete und den Gefangenen auf die Erde zurückschleuderte. Die dünne Gestalt des Nornen begann zu zucken, sich zu krümmen und zu strecken und dann jäh nach vorn umzuknicken, als säße ein Scharnier in ihrer Mitte. Ein dünner Blutnebel sprühte aus seinem Kopf. Die Todeszuckungen waren so grauenvoll einförmig wie die Windungen einer zertretenen Grille. Nach wenigen Sekunden mußte Deornoth sich abwenden.

»*Verflucht sollst du sein, Einskaldir*«, sagte Josua endlich mit wutheiserer Stimme. »*Wie kannst du es wagen? Ich habe dir keinen Befehl gegeben!*«

»Und wenn ich es nicht getan hätte, was dann?« versetzte Einskaldir. »Ihn mitnehmen? Irgendwann nachts mit diesem grinsenden Leichengesicht vor dem eigenen aufwachen?« Er schien nicht ganz so selbstsicher zu sein, wie er sich anhörte, aber seine Worte waren steif vor Zorn.

»Beim guten Gott, Rimmersmann, kannst du denn nie abwarten, bevor du zuhaust? Wenn du schon keinen Respekt vor mir hast, was ist mit deinem Gebieter Isgrimnur, der dir befahl, mir Gehorsam zu leisten?« Der Prinz beugte sich vor, bis sein gequältes Gesicht nur eine Handbreit von Einskaldirs störrischem dunklem Bart entfernt war. Der Prinz hielt Einskaldirs Blick fest, als versuche er etwas Verborgenes darin zu entdekken. Keiner der beiden Männer sprach.

Während er so auf das Profil seines Prinzen starrte, Josuas mondbeschienene Züge, die so voller Grimm und Leid waren, fiel Deornoth ein Gemälde ein, das er einmal gesehen hatte. Es zeigte den Ritter Camaris beim Ritt in die erste Thrithinge-Schlacht. König Johans gewaltigster Ritter hatte den gleichen Gesichtsausdruck gehabt, stolz und verzweifelt wie ein verhungernder Falke. Deornoth schüttelte den Kopf, um die Schatten zu verscheuchen. Was für eine Nacht des Wahnsinns!

Einskaldir wandte sich als erster ab. »Es war ein Ungeheuer«, murrte er. »Jetzt ist es tot. Zwei seiner Gefährten sind verwundet und verjagt. Ich will meine Axt vom Feenblut reinigen.«

»Zuerst wirst du die Leiche begraben«, gebot Josua. »Isorn, hilf Einskaldir. Durchsucht die Kleidung des Nornen nach allem, das uns vielleicht mehr erzählt. Gott helfe uns, wir wissen so wenig.«

»Begraben?« Isorn war respektvoll, aber voller Bedenken.

»Wir wollen nichts vergeuden, das uns retten könnte – und sei es Wissen.« Josua klang, als sei er des Redens müde. »Wenn die Gefährten des Nornen seinen Körper nicht finden, merken sie vielleicht nicht, daß er tot ist. Vielleicht fragen sie sich, was er uns alles verrät.«

Isorn nickte ohne viel Überzeugung und machte sich an die wenig angenehme Aufgabe. Josua drehte sich um und nahm Deornoth beim Arm.

»Komm«, sagte der Prinz, »wir müssen miteinander sprechen.«

Sie gingen ein kleines Stück von der Lichtung fort, blieben jedoch in Hörweite des Lagers. Die Scherben des Nachthimmels, die durch die dichtstehenden Bäume sichtbar waren, hatten eine dunkelblaue Farbe angenommen und begannen sich zu erwärmen, dem Tagesanbruch entgegen. Ein einsamer Vogel pfiff.

»Einskaldir meint es gut, Prinz Josua«, brach Deornoth das Schweigen. »Er ist feurig und ungeduldig, aber kein Verräter.«

Josua schaute ihn überrascht an. »Der Himmel bewahre uns, Deornoth, glaubst du, das weiß ich nicht? Was meinst du, weshalb ich so wenig gesagt habe? Aber Einskaldir handelte unüberlegt – ich hätte gern mehr von dem Nornen gehört, auch wenn sein Ende nicht anders hätte ausfallen können. Ich hasse es, kaltblütig zu töten, aber was hätten wir sonst mit dieser mordgierigen Kreatur anfangen können? Und trotzdem hält mich Einskaldir für einen Mann, der zuviel denkt, um ein guter Krieger zu sein.« Sein Lachen klang melancholisch. »Wahrscheinlich hat er recht.« Der Prinz hob die Hand, um Deornoth an einer Antwort zu hindern. »Aber das ist nicht der Grund, warum ich allein mit dir reden wollte. Einskaldir ist meine Aufgabe. Nein, ich wollte hören, was du über die Worte des Nornen denkst.«

»Welche, Hoheit?«

Josua seufzte. »Er sagte, seine Gefährten hätten herausgefunden, was sie suchten. Oder erfahren, was sie wissen wollten. Was kann er damit gemeint haben?«

Deornoth zuckte die Achseln. »Mein Schädel klappert immer noch, Prinz Josua.«

»Aber du selbst hast erklärt, es müsse einen Grund dafür geben, daß sie uns noch nicht getötet haben.« Der Prinz ließ sich auf dem bemoosten Stamm eines umgestürzten Baumes nieder und winkte Deornoth, sich neben ihn zu setzen. Über ihnen färbte sich die Kuppel des Himmels lavendelblau. »Sie senden einen wandelnden Leichnam, der sich unter uns mi-

schen soll. Sie schießen Pfeile ab, ohne uns zu töten, nur damit wir nicht in östlicher Richtung gehen.

Und jetzt schicken sie uns einige ihrer Leute, die sich wie Diebe in unser Lager einschleichen sollen. *Was wollen sie?*«

So angestrengt Deornoth auch nachdachte, ihm fiel keine Antwort ein. Er konnte das höhnische Lächeln des Nornen nicht vergessen. Aber da war noch ein anderer Ausdruck gewesen, dieser flüchtige Hauch eines Unbehagens…

»Sie fürchten…«, begann Deornoth und spürte, daß er ganz nahe an der Lösung war, »… sie fürchten…«

»Die *Schwerter*«, zischte Josua, »natürlich! Wovor sollten sie sonst auch Angst haben?«

»Aber wir haben keine Zauberschwerter«, wandte Deornoth ein.

»Vielleicht wissen sie das nicht«, überlegte Josua. »Vielleicht ist das eine der Eigenschaften von *Dorn* und *Minneyar* – daß sie für den Zauber der Nornen unsichtbar sind.« Er schlug sich auf den Schenkel. »Natürlich! Es muß so sein, sonst hätte sie der Sturmkönig längst aufgespürt und zerstört! Wie anders könnten für ihn tödliche Waffen überhaupt noch vorhanden sein?«

»Aber warum haben sie versucht, uns den Weg nach Osten abzuschneiden?«

Der Prinz hob die Schultern. »Wer weiß? Wir müssen weiter darüber nachdenken, aber ich glaube, das ist die Antwort. Sie fürchten, daß wir bereits eines der Schwerter oder sogar beide besitzen und haben Angst, uns anzugreifen, solange sie es nicht genau wissen.«

Deornoth fühlte, wie ihm der Mut sank. »Aber Ihr habt gehört, was das Wesen gesagt hat. *Jetzt* wissen sie es.«

Josuas Lächeln verschwand. »Wahr. Zumindest sind sie ziemlich sicher. Immerhin ist es eine Erkenntnis, die uns vielleicht noch nützen kann – irgendwie. *Irgendwie.*« Er stand auf. »Aber sie haben jetzt keine Furcht mehr, sich uns zu nähern. Wir müssen noch schneller von hier fort. Komm.«

Deornoth, der sich fragte, wie ein so vielfach verwundetes und entmutigtes Häuflein sich noch mehr beeilen sollte, folgte dem Prinzen im Licht der Morgendämmerung zurück ins Lager.

# VII

# Flächenbrand

Die Möwen kreisten am grauen Morgenhimmel und ahmten mit boshaftem Gekreisch das Knarren der Rudergabeln nach. Das rhythmische Quiek-quiek-quiek der Ruder war wie ein Finger, der sie beharrlich in die Seite stach. Miriamel fühlte Zorn in sich aufsteigen, bis sie schließlich schnaubend vor Wut über Cadrach herfiel.

»Ihr … Ihr Verräter!« fauchte sie.

Der Mönch, das runde Gesicht schreckensbleich, starrte sie mit weitaufgerissenen Augen an.

»Was?« Cadrach sah aus, als hätte er am liebsten vor ihr Reißaus genommen, und das eilig; aber sie saßen nebeneinander, eingezwängt ins enge Heck des Ruderboots. Lenti, Streáwes mürrischer Diener, beobachtete sie gereizt von der Ruderbank her, wo er und der zweite Dienstmann gemächlich die Riemen bewegten. »Herrin…«, begann Cadrach, »ich weiß nicht…«

Sein schwächliches Leugnen machte Miriamel nur noch erboster. »Haltet Ihr mich für einen Dummkopf?« knurrte sie. »Es mag eine Weile dauern, bis ich etwas begreife, aber wenn ich lange genug nachdenke, komme ich schon dahinter. Der Graf nannte Euch *Padreic* – und er ist nicht der erste, der Euch diesen Namen gibt!«

»Eine Verwechslung, Herrin. Der andere war ein Sterbender, wenn Ihr Euch erinnert – wahnsinnig vor Schmerzen hauchte er am Inniscrich sein Leben aus…«

»Ein *Schwein* seid Ihr! Und vermutlich ist es auch ein Zufall, daß Streáwe wußte, ich hätte die Burg verlassen – fast bevor ich selber noch ahnte, daß ich von dort weggehen würde? Ihr habt Euch gut amüsiert, nicht wahr? An beiden Enden des Seils gezogen, genau das habt Ihr, oder etwa nicht? Zuerst nahmt Ihr Varas Gold, um mich zu begleiten, dann unterwegs das meine – hier borgtet Ihr Euch etwas für einen Krug Wein, dort schnorrtet

Ihr eine Mahlzeit…«

»Ich bin nur ein armer Gottesmann, Herrin«, versuchte Cadrach sich tapfer zu wehren.

»Schweigt, Ihr … Ihr verräterischer Trunkenbold! Ihr habt auch Gold von Graf Streáwe genommen, stimmt es nicht? Ihr ließt ihn wissen, daß ich käme – ich habe mich schon gefragt, wieso Ihr Euch dauernd fortgeschlichen habt, kaum daß wir Ansis Pelippé erreicht hatten. Und als man mich gefangenhielt, wo habt Ihr da gesteckt? Freier Auslauf im ganzen Schloß? Abendessen mit dem Grafen?« Sie konnte vor Zorn fast nicht weiterreden. »Und … und wahrscheinlich habt Ihr mich auch an denjenigen verraten, zu dem man mich jetzt bringt, wer immer es sein mag, wie? *Oder etwa nicht?* Wie könnt Ihr geistliche Gewänder tragen? Warum geht Ihr nicht auf der Stelle in Flammen auf?« Sie hielt inne, ihre Stimme erstickte in Tränen der Wut, und sie rang nach Atem.

»Kommt, kommt«, bemerkte Lenti drohend und zog seine einzige Augenbraue bis zur Nase hinab. »Hört auf mit dem Geschrei. Und versucht keine Hinterlist!«

»Halt den Mund!« fuhr Miriamel ihn an.

Cadrach witterte eine Chance für sich. »Jawohl, Bursche, laß dir nicht einfallen, diese Dame zu beleidigen. Bei Sankt Muirfath, ich kann nicht glauben –«

Der Mönch sollte seinen Satz nie beenden. Mit einem unartikulierten Aufschrei der Wut stemmte sich Miriamel gegen ihn und stieß kräftig zu. Cadrach schnappte überrascht nach Luft, wedelte kurz mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten, und kippte dann in die grünen Wogen der Bucht von Emettin.

»Seid Ihr von Sinnen?« brüllte Lenti, ließ das Ruder fallen und sprang auf. Cadrach verschwand unter einer Dünung aus jadefarbenem Wasser.

Auch Miriamel erhob sich und kreischte hinter ihm her. Das Boot schaukelte, so daß Lenti auf seinen Sitz zurückplumpste; eine seiner Klingen glitt ihm aus der Hand und tauchte in die Bucht ein wie ein silbriger Fisch. »Treuloser Schurke!« schrie Miriamel dem Mönch nach, der gerade nicht zu sehen war. »Zur Hölle sollst du fahren!«

Cadrach tauchte auf und spie eine große Fontäne Salzwasser aus. »Ich ertrinke!« gurgelte er. »Ertrinke! Helft mir!« Er versank von neuem.

»Dann ertrink doch, Verräter!« rief Miriamel laut, um gleich darauf aufzukreischen, als Lenti sie beim Arm packte und auf ihren Sitz niederzwang, wobei er den Arm brutal verdrehte.

»Verrücktes Weib!« brüllte er.

»Laß ihn verrecken«, keuchte sie und versuchte sich loszureißen. »Was kümmert es dich?«

Er streckte die Hand aus und gab ihr eine Ohrfeige, die ihr neue Tränen in die Augen trieb. »Der Gebieter befahl, zwei von euch nach Nabban zu bringen, verrücktes Weib. Mit nur einem anzukommen, wäre mein sicheres Ende.«

Inzwischen war Cadrach prustend wieder emporgestiegen. Er schlug um sich und stieß Laute aus, die sich in der Tat anhörten, als kämen sie von einem Ertrinkenden. Streáwes zweiter Diener hatte mit aufgerissenen Augen weitergerudert, ein glücklicher Umstand, der dazu führte, daß das Boot eine Drehung machte und sich wieder der Stelle näherte, wo Cadrach spritzte und schrie.

Der Mönch sah sie herankommen. In seinen Quellaugen stand Panik. Er fing an, auf sie zuzupaddeln, aber seine ungeschickten Bewegungen ließen ihn vornüber sinken, so daß sein Kopf aufs neue in den Wellen verschwand. Sofort kam er wieder nach oben. Der Ausdruck des Grauens in seinen Zügen war noch krasser geworden.

»Hilfe!« kreischte er atemlos und warf in krampfhaftem Entsetzen die Arme hoch. »Da ist etwas! *Etwas ist hier drin!*«

»Ädon und alle Heiligen!« schnarrte Lenti und beugte sich über die Bordwand, wobei er mühsam das eigene Gleichgewicht bewahrte. »Was denn nun noch! *Haie?*«

Miriamel kauerte schluchzend am Bug und beachtete die beiden nicht mehr. Lenti packte das Haltetau und warf es dem Mönch zu. Cadrach bemerkte es nicht gleich, weil er so wild auf das Wasser einschlug, aber Sekunden später hatte sich sein Arm in einer der Schlingen verfangen.

»Halt dich fest, du Trottel!« schrie Lenti. »Festhalten!«

Endlich schaffte es der Mönch, das Seil mit beiden Händen zu packen. Mit den Beinen strampelnd wie ein Frosch, ließ er sich durch das Wasser zum Boot ziehen. Als Lenti ihn nahe genug herangeschleppt hatte, ließ auch der zweite Diener sein Ruder los und beugte sich vor, um zu helfen. Nach einigen vergeblichen Versuchen und vielen Flüchen gelang es den beiden, ihre triefendnasse Last über die Seite zu hieven. Das Ruderboot schwankte. Cadrach lag auf dem Boden, würgte und erbrach Meerwasser.

»Nehmt Euren Mantel und trocknet ihn ab«, sagte Lenti zu Miriamel, als der Mönch sich endlich soweit beruhigt hatte, daß er wieder heiser atmete. »Wenn er stirbt, lasse ich Euch die ganze Strecke bis an Land schwim-

men.«

Widerwillig gehorchte sie.

Langsam begannen sich die braunen und schwarzen Berge der Nordostküste von Nabban vor ihnen zu erheben. Die Sonne näherte sich dem Mittag und überzog die Wasseroberfläche der Bucht mit dem intensiven Gleißen polierten Kupfers. Die beiden Männer ruderten, das Boot schaukelte hin und her, und die Rudergabeln knarrten und knarrten und knarrten.

Miriamel war noch immer wütend, aber die Wut war schal und hoffnungslos geworden. Der Ausbruch war vorüber, das Feuer zu Aschenkohlen niedergebrannt.

*Wie konnte ich nur so töricht sein?* fragte sie sich verwundert. *Ich vertraute ihm – schlimmer noch, ich fing schon an, ihn gern zu haben! Ich habe mich wohl gefühlt bei ihm, auch wenn er gewöhnlich halb betrunken war.*

Eben erst, als sie sich auf der Bank umsetzte, hatte sie in Cadrachs Kuttentasche etwas klirren hören. Beim Herausholen erwies es sich als Geldbörse mit dem eingeprägten Siegel des Grafen Streáwe, halb gefüllt mit silbernen Quinis-Stücken und zwei Gold-Imperatoren. Dieser eindeutige Beweis für den Verrat des Mönchs ließ ihre Wut für einen Moment neu aufflammen. Sie erwog, Cadrach noch einmal über Bord zu stoßen und notfalls Lentis Strafe dafür zu ertragen. Aber nach kurzem Nachdenken entschied sie, daß sie nicht mehr zornig genug war, Cadrach umzubringen. Eigentlich war sie sogar ein wenig überrascht, vorhin derart außer sich vor Wut gewesen zu sein.

Sie sah auf den Mönch hinunter, der zusammengekrümmt in erschöpftem, unruhigem Schlaf lag, den Kopf neben ihr an die Bank gestützt. Cadrachs Mund stand offen, und sein Atem ging in keuchenden kleinen Stößen, als ringe er noch im Traum nach Luft. Das rosige Gesicht färbte sich allmählich noch rosiger. Miriamel hob die Hand und spähte durch die schützenden Finger in die Sonne. Der Sommer war kalt gewesen, aber hier mitten auf dem Wasser brannte die Sonne gnadenlos herunter.

Ohne viel nachzudenken, griff sie nach ihrem abgeschabten Mantel und legte ihn so über Cadrachs Stirn, daß sein Gesicht im Schatten lag. Lenti, der sie von der Ruderbank schweigend beobachtete, machte eine finstere Miene und schüttelte den Kopf. Hinter seiner Schulter sah Miriamel in der Bucht etwas Glattes aus dem Wasser tauchen und dann geschmeidig wieder in die Tiefe gleiten.

Eine Weile schaute sie den Möwen und Pelikanen zu, die durch die Luft

schossen und dann mit heftigem Bremsgeflatter auf den Felsen an der Küste landeten. Die kalten Möwenschreie erinnerten sie an Meremund, die Heimat ihrer Kindheit an der Küste von Erkynland.

*Dort konnte ich auf der Südmauer stehen und sehen, wie die Männer vom Fluß den Gleniwent hinauf und hinab fuhren. Von der Westmauer konnte ich aufs Meer blicken. Ich war eine Prinzessin, eine Gefangene meiner Stellung, aber dennoch hatte ich alles, was mein Herz begehrte. Und was ist aus mir geworden!*

Sie schnaubte angewidert und kassierte einen weiteren unfreundlichen Blick von Lenti.

*Jetzt steht es mir frei, auf Abenteuer auszuziehen,* dachte sie, *und doch bin ich mehr denn je eine Gefangene. Ich laufe verkleidet herum, aber dank dieses verräterischen Mönches werde ich überall noch früher angemeldet als einst bei Hof. Leute, die ich kaum kenne, befördern mich von Hand zu Hand wie ein hochgeschätztes Schmuckstück. Und Meremund ist auf immer für mich verloren, wenn nicht…*

Der Wind zauste ihr kurzgeschnittenes Haar. Sie fühlte sich wie ausgehöhlt.

*Wenn nicht … was? Wenn nicht mein Vater ein anderer wird? Das wird er nie. Er hat Onkel Josua vernichtet … ihn getötet. Warum sollte er umkehren? Nichts wird je werden wie früher. Die einzige Hoffnung, daß etwas besser werden könnte, ging mit Naglimund unter. Die vielen Pläne, die Legenden Jarnaugas, des alten Rimmersmanns, das Gerede von Zauberschwertern … und alle die Menschen, die dort lebten … dahin. Was bleibt dann noch? Wenn sich mein Vater nicht ändert oder stirbt, werde ich mein Leben lang auf der Flucht sein.*

*Aber er wird sich nie ändern. Und wenn er stirbt – dann wird das, was noch von mir übrig ist, ebenfalls sterben.*

Sie starrte hinaus auf den metallischen Schimmer der Bucht von Emettin und dachte an ihren Vater, wie er einmal gewesen war. Ihr fiel ein, wie er sie als Dreijährige zum ersten Mal auf ein Pferd gehoben hatte. Sie sah diesen Augenblick so deutlich vor sich, als sei er nur Tage her und nicht ihr ganzes Leben. Elias hatte voller Stolz gegrinst, als sie sich angstvoll an dem festgeklammert hatte, was ihr als Rücken eines Ungetüms erschienen war. Sie war nicht heruntergefallen, und sobald er sie wieder auf den Boden gesetzt hatte, versiegten auch ihre Tränen.

*Wie kann ein Mensch, und sei er auch ein König, etwas so Abscheuliches über das Land kommen lassen, wie mein Vater das getan hat? Einst hat er*

*mich geliebt. Vielleicht liebt er mich sogar immer noch, aber er hat mein Leben vergiftet, jetzt will er die ganze Welt vergiften.*

Die Wellen plätscherten, und von der späten Morgensonne golden überglänzt näherten sich die Felsen. Lenti und der andere Dienstmann zogen die Ruder ein und lenkten mit ihrer Hilfe das Boot durch die Felszacken, die zu beiden Seiten spitz emporragten. Als sie schon ganz nah am Strand waren und das Wasser durchsichtig wurde, bemerkte Miriamel wieder, wie etwas dicht neben ihnen auftauchte. Ein kurzes Aufblitzen von glänzendem Grau, das gleich darauf aufklatschend wieder verschwand, um Sekunden später an der anderen Seite des Bootes zu erscheinen, einen langen Steinwurf entfernt.

Lenti sah, wie sie starrte, und drehte sich um. Was er über seine Schulter erblickte, brachte in sein ungerührtes Gesicht einen Ausdruck von Furcht. Nach einem gemurmelten Wortwechsel verdoppelten sein Kamerad und er ihre Anstrengungen, das Boot so schnell wie möglich an Land zu bringen.

»Was ist das?« fragte die Prinzessin. »Ein Hai?«

Lenti sah nicht auf. »Kilpa«, erwiderte er barsch und ruderte aus Leibeskräften.

Miriamel riß die Augen auf, sah aber nur noch flache Wellen, die an den Felsen zu Gischt zerschellten. »Kilpa in der Bucht von Emettin?« fragte sie ungläubig. »Sie kommen doch nie so weit landeinwärts! Kilpa sind Tiefseewesen.«

»Heutzutage nicht mehr«, knurrte Lenti. »Belästigen Schiffe überall an der Küste. Weiß jeder Trottel. Jetzt Ruhe!«

Keuchend zerrte er an den Rudern. Beunruhigt starrte Miriamel wieder aufs Wasser. Nichts trübte den glatten Spiegel der Bucht.

Als der Kiel im Sand knirschte, sprangen Lenti und der andere Ruderer von Bord und zogen das Boot auf den Strand. Gemeinsam hoben sie Cadrach heraus und ließen ihn ohne weitere Umstände auf die Erde fallen, wo er leise stöhnend liegenblieb. Um Miriamel kümmerten sie sich nicht. Sie raffte ihr Mönchsgewand und watete das halbe Dutzend Schritte an Land.

Ein Mann in schwarzer Priesterkleidung war dabei, sich über den steilen Klippenpfad seinen Weg zum Strand hinunter zu suchen. Als er unten ankam, schritt er über den Sand auf sie zu.

»Das ist vermutlich der Sklavenhändler, dem ihr mich übergeben sollt?« fragte Miriamel in ihrem eisigsten Ton und spähte der sich nähernden Gestalt entgegen. Lenti und sein Gefährte starrten besorgt auf die Bucht und gaben keine Antwort.

»Heda!« rief der Schwarzgekleidete. Seine Stimme klang laut und fröhlich durch das schläfrige Rauschen der See.

Miriamel sah ihn an und schaute gleich noch einmal hin. Sie staunte. »Vater Dinivan?« erkundigte sie sich zögernd. »Seid Ihr das?«

»Prinzessin Miriamel!« erwiderte er voller Freude. »Da seid Ihr ja. Ich bin so froh.« Sein breites, gemütliches Lächeln ließ ihn wie einen kleinen Jungen aussehen, aber das lockige Haar um den geschorenen Scheitel war graumeliert. Er sank einen Moment auf ein Knie, erhob sich aber sofort wieder und betrachtete sie aufmerksam. »Aus etwas größerer Entfernung hätte ich Euch nicht erkannt. Man hat mir mitgeteilt, daß Ihr als Knabe reist – äußerst überzeugend. Und Ihr habt Euch die Haare schwarz gefärbt.«

Miriamel schwirrte der Kopf, aber jäh schien ihr ein großer Stein vom Herzen gefallen zu sein. Von allen Besuchern am Hof ihres Vaters in Meremund und auf dem Hochhorst war Dinivan einer der wenigen gewesen, der ihr die Wahrheit sagte, wo andere nur schmeichelten, und der ihr außer Neuigkeiten aus fernen Ländern stets auch guten Rat mitgebracht hatte. Vater Dinivan war der oberste Sekretär des Lektors Ranessin, Gebieters der Mutter Kirche, aber er benahm sich stets so offen und bescheiden, daß Miriamel sich häufig die erhabene Stellung, die er bekleidete, erst wieder ins Gedächtnis zurückrufen mußte.

»Aber … was tut Ihr hier?« fragte sie endlich. »Seid Ihr gekommen, um … um was? Mich vor den Sklavenhändlern zu retten?«

Dinivan lachte. »*Ich* bin der Sklavenhändler, Herrin.« Er versuchte, eine ernsthaftere Miene aufzusetzen, hatte aber wenig Glück damit. »Sklavenhändler – gesegneter Usires, was hat der alte Streáwe Euch erzählt? Aber dafür haben wir später noch Zeit.« Er wandte sich an ihre Bewacher. »Ihr beide. Hier ist das Siegel Eures Herrn.« Er hielt ihnen ein Pergament hin, das unten in rotem Wachs das Zeichen »S« trug. »Ihr könnt zurückrudern und dem Grafen meinen Dank aussprechen.«

Lenti inspizierte flüchtig das Siegel. Er machte einen sorgenvollen Eindruck.

»Nun?« fragte der Priester ungeduldig. »Stimmt etwas nicht?«

»Kilpa da draußen«, erklärte Lenti klagend.

»In diesen üblen Zeiten sind überall Kilpa«, antwortete Dinivan und lächelte wohlwollend. »Aber es ist Mittag, und ihr seid zwei starke Männer. Ich denke nicht, daß ihr etwas zu fürchten habt. Seid ihr bewaffnet?«

Streáwes Diener richtete sich zu voller Höhe auf und starrte dem Priester

gebieterisch ins Gesicht. »Ich habe ein Messer«, bemerkte er streng.

»*Ohé, vo stetto*«, wiederholte sein Kamerad auf perdruinesisch.

»Nun, dann werdet ihr ja wohl keine Schwierigkeiten haben«, versetzte Dinivan tröstend. »Möge Ädons Schutz mit euch sein.« Er machte ein flüchtiges Zeichen des *Baumes* irgendwo in ihre Richtung und drehte ihnen dann den Rücken und wandte sich wieder an Miriamel. »Gehen wir. Heute nacht bleiben wir hier, aber danach müssen wir uns beeilen. Es ist eine Reise von gut zwei Tagen oder noch mehr bis zur Sancellanischen Ädonitis, wo Lektor Ranessin Eurer Nachrichten ungeduldig harrt.«

»Der Lektor?« fragte sie verwundert. »Was hat er damit zu tun?«

Dinivan machte eine beruhigende Handbewegung und sah auf Cadrach hinunter, der auf der Seite lag, das Gesicht in der nassen Kapuze verborgen. »Darüber und über viele andere Dinge werden wir uns in Kürze unterhalten. Mir scheint, daß Streáwe Euch noch weniger erzählt hat, als ich ihm mitgeteilt habe – nicht, daß mich das wundert. Er ist ein listiger alter Schakal.« Der Priester bekam schmale Augen. »Was fehlt Eurem Gefährten – er ist doch Euer Gefährte, nicht wahr? Streáwe sagte, ein Mönch reise mit Euch.«

»Er ist halb ersoffen«, erklärte Miriamel knapp. »Ich warf ihn über Bord.«

Eine von Dinivans dichten Augenbrauen schoß nach oben. »Tatsächlich? Der arme Mann! Aber dann ist es jetzt Eure Pflicht als Ädonitin, ihm wieder auf die Beine zu helfen – es sei denn, ihr Burschen wolltet das übernehmen?« Er drehte sich zu den beiden Dienern um, die bereits flott zu ihrem Boot zurückwateten.

»Können nicht«, war Lentis unfreundliche Antwort. »Müssen vor Abend zurück sein. Vor Dunkelwerden.«

»Das dachte ich mir schon. Also gut – es ist Usires' Liebe, die uns die Lasten auferlegt.« Dinivan bückte sich und faßte Cadrach unter die Achseln. Seine Kutte spannte sich über dem breiten, muskulösen Rücken, als er den Mönch mühsam in eine sitzende Stellung hob. »Kommt schon, Prinzessin«, erklärte er und hielt inne, als der Mönch stöhnte. Der Priester starrte Cadrach ins Gesicht. Ein undeutbarer Ausdruck trat auf seine kräftigen Züge.

»Es ist … es ist Padreic«, meinte er ruhig.

»*Ihr auch?*« explodierte Miriamel. »Was hat dieser Schwachkopf nur angestellt! Einen Ausrufer in alle Städte zwischen Nascadu und Warinsten geschickt?«

Dinivan stand immer noch da wie vom Donner gerührt und glotzte.

»Was?«

»Streáwe hat ihn auch gekannt – es war Cadrach, der mich an den Grafen verkaufte. Also hat er auch Euch berichtet, daß ich Naglimund verlassen habe?«

»Nein, Prinzessin.« Der Priester schüttelte den Kopf. »Ich hatte keine Ahnung, daß er bei Euch war. Ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen.« Nachdenklich schlug er das Zeichen des *Baumes*. »Um die Wahrheit zu sagen – ich hielt ihn für tot.«

»Beim leidenden Usires!« fluchte Miriamel. »Kann mir irgend jemand erzählen, um was es hier eigentlich geht?«

»Wir müssen ein Dach über dem Kopf haben – und allein sein. Der Leuchtturm dort oben auf den Klippen gehört heute nacht uns.« Er wies auf eine steinerne Turmspitze auf der Landzunge im Westen ihres Standortes. »Aber es wird kein Festspiel sein, ihn dort hinaufzuschaffen, wenn er nicht gehen kann.«

»Ich sorge dafür, daß er läuft«, versprach Miriamel grimmig. Gemeinsam bückten sie sich, um den vor sich hin murmelnden Cadrach auf die Füße zu hieven.

Der Turm war kleiner, als es vom Strand den Anschein gehabt hatte, ein viereckiger Haufen Mauerwerk mit einem wackligen Holzumgang um das oberste Geschoß. Die Tür war von der Seeluft zugequollen, aber Dinivan zwängte sie auf, und sie traten ein, wobei sie den Mönch von beiden Seiten stützten. Der runde Innenraum war leer bis auf einen grobgezimmerten Tisch und Stuhl sowie einen zerlumpten Teppich, den man aufgerollt, zusammengebunden und dann am Fuß der steinernen Treppe liegengelassen hatte. Durch das von keinem Laden verschlossene Fenster pfiff der Wind vom Meer. Cadrach, der während des Aufstiegs über den Klippenpfad kein Wort gesprochen hatte, taumelte ein paar Schritte von der Tür weg und sank auf den Holzboden nieder. Er legte seinen Kopf auf den Teppich und war bald wieder eingeschlafen.

»Er ist erschöpft, der Arme«, meinte Dinivan. Er nahm eine auf dem Tisch stehende Lampe und steckte sie an einer anderen an, die bereits brannte. Dann bückte er sich, um den Mönch genau zu betrachten. »Er hat sich verändert, aber das kann vielleicht auch mit an seinem Unfall liegen.«

»Er war lange im Wasser«, erläuterte Miriamel ein wenig schuldbewußt.

»Nun gut.« Dinivan stand auf. »Wir wollen ihn schlafen lassen und nach oben gehen. Es gibt viel zu besprechen. Habt Ihr gegessen?«

»Nicht seit gestern abend.« Miriamel war plötzlich heißhungrig. »Ich brauche auch Wasser.«

»Ihr sollt alles bekommen«, lächelte Dinivan. »Steigt nur schon hinauf. Ich werde Eurem Gefährten die nassen Kleider ausziehen und dann nachkommen.«

Der obere Raum war besser eingerichtet, mit einer Lagerstatt, zwei Stühlen und einer großen, an der Wand stehenden Truhe. Eine sanft hin- und herschwingende Tür führte hinaus auf den Umgang. Auf der Truhe stand ein mit einem Tuch bedeckter Teller. Als Miriamel das Tuch hob, fand sie Käse, Obst und drei runde Laibe braunes Brot.

»Die Trauben, die drüben auf dem Berg von Teligur wachsen, sind wirklich köstlich«, bemerkte der Priester von der Tür her. »Bitte greift zu.«

Miriamel wartete keine zweite Aufforderung ab, sondern bediente sich. Sie nahm einen ganzen Brotlaib und ein Stück Käse, riß eine große Traube Weinbeeren ab und ließ sich auf einem der Stühle nieder. Zufrieden schaute ihr Dinivan eine Weile beim Essen zu und verschwand dann auf der Treppe. Bald kam er mit einem randvollen Wasserkrug zurück.

»Der Brunnen ist so gut wie leer, aber das Wasser ist gut«, erläuterte er. »Nun – wo wollen wir anfangen? Von Naglimund habt Ihr ja inzwischen gehört, nicht wahr?«

Miriamel nickte mit vollem Mund.

»Eines aber wißt Ihr vielleicht noch nicht. Josua und ein paar andere sind entkommen.«

Vor Aufregung verschluckte sie sich an einer Brotkrume. Dinivan half ihr, den Krug zu halten, damit sie trinken konnte. »Wer ist bei ihm?« fragte sie, sobald sie wieder sprechen konnte.

»Herzog Isgrimnur? Vara?«

Dinivan schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Es ist alles furchtbar zerstört, und nur wenige überlebten. Der ganze Norden brodelt von Gerüchten. Es ist schwer, die Wahrheit herauszusieben, aber sicher ist, daß Josua entkam.«

»Woher wißt Ihr das?«

»Ich fürchte, daß es da ein paar Dinge gibt, die ich Euch nicht sagen darf, Prinzessin – zumindest jetzt noch nicht. Bitte glaubt mir, daß es zu Eurem Besten ist. Mein Gebieter ist der Lektor Ranessin, und ich habe ihm den Eid geschworen – und dennoch gibt es einiges, das ich nicht einmal Seiner Heiligkeit erzähle.« Er grinste. »Und das sollte auch so sein. Der

Sekretär eines großen Mannes muß stets zurückhaltend sein, sogar gegenüber dem großen Mann selbst.«

»Aber warum habt Ihr dann Graf Streáwe veranlaßt, mich zu Euch zu schicken?«

»Ich wußte nicht, wie weit Ihr unterrichtet wart. Ich hörte, daß Ihr zur Sancellanischen Mahistrevis wolltet, um mit Eurem Onkel Herzog Leobardis zu sprechen. Das konnte ich nicht zulassen – Ihr wißt, daß Leobardis tot ist?«

»Streáwe hat es mir gesagt.« Sie stand auf und nahm vom Teller einen Pfirsich. Nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte, brach sie sich ein neues Stück Käse ab.

»Aber wußtet Ihr, daß Leobardis durch Verrat starb? Durch die Hand seines eigenen Sohnes?«

»Benigaris?« Sie konnte es nicht fassen. »Aber er hat doch die Nachfolge des Herzogs angetreten! Hat denn der Adel keinen Widerstand geleistet?«

»Nicht alle wissen von seinem Verrat, auch wenn überall davon gemunkelt wird. Außerdem ist seine Mutter Nessalanta seine stärkste Stütze, obwohl ich sicher bin, daß sie zumindest einen Verdacht hegt, was ihr Sohn getan hat.«

»Aber wenn Ihr es wißt, warum handelt Ihr nicht? Warum hat der Lektor nichts unternommen?«

Dinivan senkte mit schmerzlicher Miene den Kopf. »Weil das zu den Dingen gehört, die ich ihm nicht gesagt habe. Allerdings bin ich überzeugt, daß er die Gerüchte kennt.«

Miriamel stellte ihren Teller auf das Bett. »Elysia, Mutter Gottes! Warum habt Ihr ihm nichts erzählt, Dinivan?«

»Weil ich es weder beweisen noch die Quelle meines Wissens preisgeben kann. Und ohne Beweise kann er nicht das geringste ausrichten, Herrin, es sei denn, eine jetzt schon verfahrene Situation endgültig zu ruinieren. Wir haben noch andere ernste Probleme in Nabban, Prinzessin.«

»Bitte.« Sie machte eine ungeduldige Handbewegung. »Hier sitze ich in einer Mönchskutte, trage das Haar wie ein Knabe und habe außer Euch – zumindest scheint es so – nur Feinde. Nennt mich Miriamel und erzählt mir, was in Nabban vorgeht.«

»Ich werde Euch einiges berichten, aber der größte Teil muß noch warten. Ich habe meine Pflichten als Sekretär nicht völlig vernachlässigt: Mein

Gebieter, der Lektor, möchte, daß Ihr ihn in der Sancellanischen Ädonitis aufsucht, und wir werden unterwegs viel Zeit zum Reden haben.« Er schüttelte den Kopf. »Für jetzt müßt Ihr wissen, daß die Menschen unzufrieden und die Unglückspropheten in den Straßen Nabbans, die man früher verachtet hat, jetzt in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt sind.« Er beugte sich vor, starrte auf seine großen Hände und suchte nach Worten. »Die Menschen haben das Gefühl, daß ein Schatten auf ihnen liegt. Obwohl sie keinen Namen dafür haben, verdunkelt er doch ihre Welt. Leobardis' Tod – und Euer Onkel, Miriamel, wurde sehr geliebt – hat seine Untertanen zutiefst erschüttert; aber was sie ernstlich in Angst versetzt, ist ein Gerücht, das Gerücht, daß im Norden etwas heranwächst, das schlimmer ist als Krieg, übler als alle Händel zwischen Fürsten.«

Dinivan erhob sich und stieß die Tür weit auf, um die Brise hereinzulassen. Das Meer zu seinen Füßen war flach und glänzend. »Die Unheilrufer sagen, daß eine Macht sich erhebt, die den heiligen Usires Ädon und die Könige der Menschen in den Staub treten wird. Auf den öffentlichen Plätzen rufen sie, daß jedermann sich bereitmachen soll, einem neuen Herrscher zu huldigen, dem rechtmäßigen Gebieter von Osten Ard.«

Er kam zurück und blieb vor Miriamel stehen. Jetzt konnte sie die Anzeichen schwerer Sorge in seinen Zügen erkennen. »An manchen dunklen Orten wispert man sogar einen Namen, den Namen dieser Geißel, die immer näher kommt. Man raunt vom Sturmkönig.«

Miriamel stieß einen tiefen Seufzer aus. Nicht einmal die grelle Mittagssonne konnte die Schatten vertreiben, die sich in das Turmzimmer hineinzudrängen schienen.

»In Naglimund haben sie darüber gesprochen«, erklärte Miriamel später, als sie draußen auf dem Umgang standen und auf das Wasser hinausblickten. »Der alte Mann, Jarnauga, schien ebenfalls zu glauben, das Ende der Welt stehe bevor. Allerdings habe ich nicht alles gehört.« Sie drehte sich zu Dinivan um, heißen Gram im schmalen Gesicht. »Sie verschweigen mir Dinge, weil ich ein Mädchen bin. Das ist unrecht – ich bin gescheiter als die meisten Männer, die ich kenne.«

Dinivan lächelte nicht. »Ich zweifle nicht daran, Miriamel. Ich denke sogar, Ihr solltet Euch eine größere Herausforderung suchen, als nur die Männer an Klugheit zu übertreffen.«

»Aber ich habe Naglimund verlassen, um etwas zu tun«, fuhr sie traurig fort. »Ha! Schlau von mir, wie? Ich dachte, ich könnte Leobardis dazu bringen, sich auf die Seite meines Onkels zu stellen; aber das hatte er

schon getan. Und dann wurde er getötet. Was also hatte Josua am Ende davon?« Sie marschierte ein Stückchen um den Turm herum, bis sie den Kamm der Klippe und den Abhang dahinter erblickte, der in ein grünes Tal abfiel.

Jenseits davon dehnten sich sanft geschwungene Hügel, über die Wellen von Licht zogen, wenn der Wind das Gras bewegte. Miriamel versuchte sich das Ende der Welt vorzustellen und konnte es nicht. »Woher kennt Ihr Cadrach?« fragte sie endlich.

»Cadrach ist ein Name, den ich zum ersten Mal von Euch gehört habe«, erklärte Dinivan. »Ich kannte ihn als Padreic, vor vielen Jahren.«

»Wie viele Jahre können das schon sein?« Miriamel lächelte. »So alt seid Ihr nicht.«

Der Priester schüttelte den Kopf. »Ich mag ein junges Gesicht haben, aber tatsächlich bin ich fast vierzig Jahre – nicht viel jünger als Euer Onkel Josua.«

Sie warf ihm einen finsteren Blick zu. »Also gut, vor vielen Jahren. Wo wart Ihr mit ihm zusammen?«

»Hier und anderswo. Wir waren Mitglieder desselben … Ordens, würdet Ihr wohl sagen. Aber etwas geschah mit Padreic. Er fiel von uns ab, und als ich später von ihm hörte, waren es keine erfreulichen Geschichten. Es schien, als habe er sich sehr zu seinem Nachteil verändert.«

»Das kann man sagen.« Miriamel schnitt ein Gesicht.

Dinivan musterte sie neugierig. »Und wie kam es, daß Ihr ihm dieses unerwartete – und zweifellos unerwünschte – Bad angedeihen ließt?«

Sie berichtete ihm von ihrer Reise mit Cadrach, über ihren Verdacht hinsichtlich seiner kleinen Betrügereien und über die Bestätigung seines größeren Verrats. Als sie geendet hatte, führte Dinivan sie wieder nach drinnen, und Miriamel stellte fest, daß ihr Hunger zurückgekehrt war.

»Er hat nicht recht an Euch gehandelt, Miriamel, aber ich glaube auch nicht, daß er Euch wirklich Übles getan hat. Vielleicht gibt es noch Hoffnung für ihn – und nicht nur die letzte Hoffnung auf Erlösung, die wir alle miteinander teilen. Ich meine, daß er vielleicht doch noch von seinen verbrecherischen und versoffenen Gewohnheiten loskommen kann.« Dinivan stieg ein paar Stufen nach unten und beugte sich vor, um nach Cadrach zu sehen. Der Mönch, jetzt in eine grobe Decke gewickelt, schlief noch immer, mit weit ausgebreiteten Armen, als habe man ihn soeben erst aus den tödlichen Wellen gezogen. Seine nassen Kleider hingen an den niedrigen Balken.

Dinivan kam ins Zimmer zurück. »Wenn er so ein hoffnungsloser Fall wäre, warum hätte er dann bei Euch bleiben sollen, nachdem er sein Silber von Streáwe bekommen hatte?«

»Damit er mich noch jemand weiterem verkaufen konnte«, erwiderte Miriamel bitter. »Meinem Vater, meiner Tante, Kinderhändlern aus Naraxi – was weiß ich?«

»Möglich«, meinte der Sekretär des Lektors. »Aber ich glaube es nicht. Ich denke, daß er eine Art Verantwortungsgefühl für Euch entwickelt hat – auch wenn ihn das nicht daran hindert, einen Profit aus Euch herauszuschlagen, sofern er meint, daß Euch dabei kein Schaden entsteht, wie bei dem Herrscher von Perdruin. Aber wenn der Padreic, den ich gekannt habe, nicht ganz und gar verschwunden und unauffindbar verloren ist, so denke ich, daß er Euch nichts Böses zufügen und auch nicht bewußt zulassen würde, daß ein anderer es tut.«

»Dazu wird es kaum kommen«, versetzte Miriamel grimmig. »Ich werde ihm mein Vertrauen wieder schenken, wenn die Sterne zur Mittagszeit scheinen, aber nicht vorher.«

Dinivan sah sie scharf an und zeichnete dann einen *Baum* in die Luft. »Mit solchen Aussprüchen sollten wir vorsichtig sein in dieser sonderbaren Zeit, Herrin.« Dann fing er wieder an zu grinsen. »Aber dieses Gespräch über Sterne, die scheinen, erinnert mich daran, daß es hier Arbeit für uns gibt. Als ich dafür sorgte, daß ich Euch hier treffen könnte, versprach ich dem Turmwächter, daß wir heute nacht das Leuchtfeuer für ihn anzünden würden. Die Seeleute, die an der Küste entlangfahren, rechnen damit, weil es sie vor den Riffen warnt, so daß sie östlich daran vorbei zum Hafen von Bacea-sá-Repra fahren können. Ich sollte es jetzt tun, bevor es dunkel wird. Möchtet Ihr mitkommen?« Er klapperte die Stufen hinab und kehrte mit der Lampe zurück.

Miriamel nickte und folgte ihm hinaus auf den Umgang. »Ich war einmal in Wentmund, als sie dort das Hayefur anzündeten«, erzählte sie. »Es war riesig.«

»Weit größer als unser bescheidenes Kerzlein hier«, stimmte Dinivan zu. »Seid vorsichtig beim Klettern. Die Leiter ist alt.«

Der oberste Turmraum war gerade groß genug für das Leuchtfeuer, das aus einer gewaltigen Öllampe mitten auf dem Fußboden bestand. Über ihr befand sich im Dach des Turmes ein Rauchloch. Ein Schutzschirm aus Metallplatten umgab den Docht, um den Wind abzuhalten. Hinter der Lampe hing an der inneren Wand ein großer, gebogener Metallschild, der

Öffnung zum Meer gegenüber.

»Wozu dient das?« fragte Miriamel und strich mit dem Finger über die auf Hochglanz polierte Innenfläche des Schildes.

»Es wirft das Licht weiter«, erklärte Dinivan. »Seht Ihr, wie es sich von der Flamme wegkrümmt wie eine Tasse? Darin fängt sich das Lampenlicht und wird dann wieder zum Fenster hinausgeworfen – so ungefähr. Padreic könnte es besser erläutern.«

»Ihr meint Cadrach?« erkundigte Miriamel sich erstaunt.

»Ja. Jedenfalls hätte er es früher gekonnt. Er war sehr geschickt im Umgang mit mechanischen Dingen – Flaschenzüge und Hebel und dergleichen. Hat sich sehr intensiv mit Naturphilosophie befaßt, bevor er … sich so veränderte.« Dinivan hielt die Handlampe an den großen Docht. »Ädon allein weiß, wieviel Öl dieses Ungetüm verbrennt«, meinte er. Nach kurzer Zeit fing der Docht Feuer, und die Flamme loderte auf. Der Schild an der Wand verstärkte ihr helles Licht, obwohl durch die breiten Fenster noch immer der schwindende Sonnenschein hereinströmte.

»Es hängen Löscher an der Wand«, sagte Dinivan und deutete auf zwei lange Stöcke mit Metallbechern an einem Ende. »Wir dürfen nicht vergessen, die Lampe morgen früh wieder auszumachen.«

Als sie wieder im ersten Stock waren, schlug Dinivan vor, nach Cadrach zu sehen. Miriamel folgte ihm, kehrte dann aber wieder um und holte von oben den Wasserkrug und ein paar Trauben. Schließlich hatte es keinen Sinn, Cadrach verhungern zu lassen.

Der Mönch war aufgestanden. Er saß auf dem einzigen Stuhl und starrte zum Fenster hinaus auf die in der Dämmerung schieferblaue Bucht. In sich selbst versunken, reagierte er zunächst nicht auf die von Miriamel angebotene Nahrung. Schließlich trank er jedoch einen Schluck Wasser und nahm dann auch die Trauben an.

»Padreic«, begann Dinivan und beugte sich nah zu ihm, »erinnerst du dich nicht an mich? Ich bin Dinivan. Wir waren einmal Freunde.«

»Ich erkenne dich wieder, Dinivan«, antwortete Cadrach nach einer Pause. Seine heisere Stimme hallte in dem kleinen runden Raum seltsam wider. »Aber Padreic ec-Crannhyr ist lange tot. Es gibt jetzt nur noch Cadrach.« Der Mönch wich Miriamels Blick aus.

Dinivan betrachtete ihn eindringlich. »Möchtest du nicht sprechen?« fragte er. »Nichts, was du getan haben könntest, würde mich dazu bringen, schlecht von dir zu denken.«

Cadrach schaute auf, ein hämisches Grinsen auf dem runden Gesicht, die grauen Augen voller Leid. »Ach ja? Ich könnte nichts so Gemeines getan haben, daß Mutter Kirche … und unsere anderen Freunde … mich nicht in Gnaden wieder aufnehmen würden?« Er lachte bitter und fuhr angewidert mit der Hand in der Luft herum. »Du lügst, Bruder Dinivan. Es gibt Verbrechen, die nicht vergeben werden können, und einen ganz bestimmten Ort, der auf die wartet, die sie begangen haben.« Damit wandte er sich zornig ab und wollte kein Wort mehr sagen.

Draußen schlugen die Wellen mit Gemurmel an die Felsenküste und prallten wieder ab, gedämpfte Stimmen, die freudig die hereinbrechende Nacht zu grüßen schienen.

Tiamak sah zu, wie Älterer Mogahib, Roahog der Töpfer und die anderen Ältesten in das schaukelnde Flachboot kletterten. Ihre Gesichter waren ernst, wie es der zeremonielle Anlaß erforderte. Die rituellen Federhalsbänder hingen in der feuchten Hitze schlaff herunter.

Mogahib stand unbehaglich am Heck des Bootes und drehte sich noch einmal zu ihm um. »Laß uns nicht im Stich, Tiamak, Sohn Tugumaks«, krächzte er. Der Greis runzelte die Stirn und wischte sich ungeduldig die Blätter seines Kopfschmucks aus den Augen. »Sag den Trockenländern, daß die Wranna nicht ihre Sklaven sind. Dein Volk hat dir sein wertvollstes Gut anvertraut.« Einer seiner Großneffen half Älterem Mogahib beim Hinsetzen. Das überladene Boot wälzte sich den Wasserlauf hinunter und verschwand.

Tiamak zog ein saures Gesicht und betrachtete den Heroldstab, den sie ihm überreicht hatten. Seine Oberfläche war von Schnitzereien zerfurcht. Die Wranna machten sich Sorgen, weil Benigaris, der neue Herrscher von Nabban, einen höheren Zehnten an Korn und Edelsteinen, zusätzlich aber noch junge Söhne der Wran-Familien verlangt hatte, die auf den Gütern der Nabbanai-Edlen Dienst tun sollten. Die Ältesten wollten, daß Tiamak nach Nabban ging, um dort für sie zu sprechen und diese neuerliche Einmischung der Trockenländer in das Leben der Menschen von Wran zurückzuweisen.

Damit war Tiamaks schmalen Schultern eine weitere Verantwortung auferlegt. Hatte ihm je ein Angehöriger seines Volkes auch nur ein Wort der Anerkennung für seine Gelehrsamkeit gesagt? Nein, sie behandelten ihn vielmehr kaum anders als einen Verrückten, jemanden, der sich von Wran und seinen Bewohnern abgewendet hatte, um nach Art der Trocken-

länder zu leben – solange, bis sie jemanden brauchten, der mit den Nabbanai oder Perdruinesern in deren eigener Sprache reden konnte. Dann freilich hieß es sofort: »Tiamak, tu deine Pflicht.«

Er spuckte von der Veranda seines Hauses nach unten und sah zu, wie das grüne Wasser kleine Wellen schlug. Er zog seine Leiter in die Höhe und ließ sie als unordentlichen Haufen liegen, anstatt sie wie sonst ordentlich aufzurollen. Seine Gefühle waren äußerst bitter.

Ein Gutes hatte die Sache allerdings, stellte er später fest, während er darauf wartete, daß das Wasser in seinem Topf kochte. Wenn er, wie seine Stammesgenossen unbedingt wollten, nach Nabban reiste, würde er seinen weisen Freund, der dort wohnte, besuchen und von ihm erfahren, ob mehr über Doktor Morgenes' seltsame Botschaft bekanntgeworden war. Seit Wochen brütete er darüber, ohne einer Lösung näherzukommen. Seine Botenvögel an den dicken Ookequk in Yiqanuc waren mit ungeöffneten Botschaften zurückgekehrt. Auch die Vögel, die er zu Doktor Morgenes geschickt hatte, waren wieder da, aber das war, wiewohl enttäuschend, weniger beunruhigend als Ookequks Schweigen, schließlich hatte Morgenes in seiner letzten Nachricht selbst mitgeteilt, er könne sich vielleicht einige Zeit nicht mehr melden. Doch auch die Zauberfrau im Wald von Aldheorte und sein Freund in Nabban hatten seine Briefe nicht beantwortet. Freilich hatte Tiamak die Vögel an diese Letzteren erst vor ein paar Wochen losfliegen lassen, so daß vielleicht noch eine Erwiderung kommen konnte.

*Aber wenn ich nach Nabban reise,* erkannte er, *werde ich mindestens zwei Monate lang keine Antwort zu Gesicht bekommen.*

Überhaupt, wenn er so darüber nachdachte, was sollte mit seinen Vögeln werden? Er verfügte bei weitem nicht über genug Körner, um sie die ganze Zeit seiner Abwesenheit über eingesperrt zu lassen, und keinesfalls konnte er sie alle mitnehmen. Er würde sie freilassen müssen, damit sie sich selbst versorgten, und konnte nur hoffen, daß sie im Banyanbaum blieben, damit er sie wieder einfangen konnte, wenn er zurückkam. Und was sollte er tun, wenn sie fortflogen und nicht wiederkehrten? Neue anlernen, was sonst.

Tiamaks Seufzer ging im Zischen des Dampfes unter, der unter dem Topfdeckel hervorquoll. Als er die Gelbwurz zum Ziehen hineinschüttete, versuchte der kleine Gelehrte sich an das Gebet für sichere Reisen zu entsinnen, das man an Ihn-der-stets-auf-Sand-tritt richten mußte. Aber ihm fiel nur das Verborgene-Fischverstecke-zeigen-Gebet ein, das nicht so

recht paßte. Wieder seufzte er. Selbst wenn er nicht mehr recht an die Götter seines Volks glaubte, konnte ein Gebet nie schaden – allerdings sollte man dann aber auch das richtige nehmen.

Und wenn er schon über solche Dinge nachdachte, was sollte er mit dem verdammten Pergament tun, das Morgenes in seinem Brief erwähnte – oder zu erwähnen schien, denn woher sollte der alte Doktor wissen, daß es sich überhaupt in Tiamaks Besitz befand? Sollte Tiamak es mitnehmen, auf die Gefahr hin, es unterwegs zu verlieren? Aber wenn er es seinem Freund in Nabban zeigen und seinen Rat einholen wollte, blieb ihm keine andere Wahl.

So viele Schwierigkeiten. Sie schienen ihm im Kopf herumzuschwirren wie Schmeißfliegen, summend und brummend. Er mußte sich alles genau überlegen, vor allem wenn er wirklich schon morgen früh nach Nabban aufbrechen sollte. Jedes Stückchen dieses Rätsels mußte er noch einmal genau betrachten.

Zuerst Morgenes' Botschaft, die er in den etwa vier Monaten, seit er sie erhalten hatte, Dutzende von Malen immer wieder gelesen hatte. Er holte sie aus seiner hölzernen Truhe, in der sie ganz obenauf lag, und strich sie glatt. Schmierspuren von seiner gelbwurzfleckigen Hand blieben darauf zurück. Er kannte den Inhalt auswendig.

Doktor Morgenes schrieb von seinen Befürchtungen, daß »*die Zeit des Eroberersterns*« unzweifelhaft gekommen sei – was immer das bedeuten mochte –, und daß Tiamaks Hilfe gebraucht werde, »*um gewissen furchtbaren Dingen, auf die – so heißt es – das schändliche, verschollene Buch des Priesters Nisses hinweist, zu entgehen.*« Aber was für Dingen? »*Das schändliche, verschollene Buch*…« – das war *Du Svardenvyrd* von Nisses, wie jeder Gelehrte wußte.

Tiamak griff tiefer in die Truhe hinein und förderte ein mit Blättern umwickeltes Bündel zutage, das er entrollte, um sein wertvolles Pergament herauszunehmen. Er breitete es neben Morgenes' Brief auf dem Boden aus. Das Pergamentblatt, über das Tiamak auf dem Markt von Kwanitupul rein zufällig gestolpert war, zeigte eine weit höhere Qualität als die Sorte, die er sich sonst leisten konnte. Die rostbraune Tinte formte die Runen des Nordlands von Rimmersgard, aber die Sprache war ein altertümliches Nabbanai aus der Zeit vor fünfhundert Jahren.

*… Bringt aus Nuannis Felsgarten her*
*den Blinden, der sehen kann;*
*findet das Schwert, das die Rose befreit,*
*am Fuße des Rimmerbaums dann;*
*sucht in dem Schiff auf der seichtesten See*
*den Ruf, dessen lauter Schall*
*euch des Rufers Namen gibt an*
*in klingendem Widerhall -*
*- Und sind Schwert, Ruf und Mann*
*in prinzlicher Rechter,*
*dann werden auch frei*
*lang gefangne Geschlechter…*

Unter diesem unverständlichen Gedicht stand in Großbuchstaben der Name NISSES.

Was sollte Tiamak davon halten? Morgenes konnte nicht wissen, daß Tiamak eine Seite des fast schon sagenhaften Buches entdeckt hatte – der Wranna hatte es keiner Seele erzählt –, und doch schrieb der Doktor, eine wichtige Aufgabe erwarte Tiamak, die mit *Du Svardenvyrd* im Zusammenhang stehe!

Auf seine Anfragen an Morgenes und die anderen hatte er keine Antwort bekommen. Jetzt sollte er nach Nabban, um dort die Sache seines Volkes vor den Trockenländern zu vertreten. Und immer noch wußte er nicht, was alles das zu bedeuten hatte.

Tiamak goß den Tee aus dem Topf in seine drittliebste Schale. Die zweitliebste hatte er am Morgen fallen lassen und zerbrochen, als Älterer Mogahib und die anderen plötzlich unter seinem Fenster losblökten. Er hielt die warme Schale in der Höhlung seiner schmalen Finger und pustete darüber hin. »Heißer Tag, heißer Tee«, hatte seine Mutter immer gesagt. Heute war es wirklich heiß. Die Luft stand still und war so drückend, daß Tiamak fast das Gefühl hatte, von seiner Veranda springen und in ihr herumschwimmen zu können. Heißes Wetter allein störte ihn sonst nicht, denn bei greller Hitze hatte er immer weniger Hunger; heute aber lag etwas Beunruhigendes in der Luft, als sei das Wran ein glühender Zinnbarren auf dem Amboß der Welt, über dem bebend ein gewaltiger Hammer schwebte, bereit zuzuschlagen und alles zu verändern. Am Morgen hatte Roahog der Töpfer, während man Älterem Mogahib die Leiter hinaufhalf, den Augenblick zu einem Schwätzchen genutzt und erzählt, eine Ghant-Kolonie sei

im Begriff, sich nur wenige Achtelmeilen den Wasserlauf abwärts, unterhalb von Haindorf, ein neues Nest zu errichten. Nie zuvor hatten sich Ghants einer menschlichen Siedlung so weit genähert, und obwohl Roahog lachend gemeint hatte, daß die Männer von Wran das Nest sehr bald in Flammen stecken würden, hatte die Geschichte Tiamak trotzdem Unruhe verursacht, so als sei ein ungeschriebenes, aber anerkanntes Gesetz gebrochen worden.

Während der träge, lastende Nachmittag sich dem Abend zuneigte, bemühte sich Tiamak, über die Forderungen des Herzogs von Nabban und Morgenes' Brief nachzudenken, aber dazwischen drängten sich Bilder der nestbauenden Ghants mit ihren bräunlichgrauen, emsig klickenden Kiefern und irr glitzernden kleinen, schwarzen Augen; er konnte sich einfach nicht von der lächerlichen Vorstellung befreien, daß alle diese Dinge miteinander in einem Zusammenhang standen.

*Es ist die Hitze,* beruhigte er sich selbst. *Wenn ich nur einen Krug kühles Farnbier hätte, würden mir diese wilden Hirngespinste schon vergehen.*

Aber er besaß nicht einmal mehr genug Gelbwurz, um sich eine zweite Tasse Tee zu brauen, von Farnbier ganz zu schweigen. Sein Herz war voller Sorge, und nichts in dem ganzen weiten, heißen Wran konnte ihm Frieden geben.

Tiamak erhob sich beim ersten Morgengrauen. Als er einen Reismehlkuchen gebacken, ihn aufgegessen und einen Schluck Wasser getrunken hatte, wurde der Sumpf bereits unangenehm warm.

Tiamak schnitt eine Grimasse und begann zu packen. Es war ein Tag, um in einem der sicheren Teiche herumzuplanschen und zu schwimmen, nicht aber, um auf eine Reise zu gehen.

Im Grunde hatte er kaum etwas zu packen. Er suchte sich ein Lendentuch zum Wechseln sowie ein Gewand und ein Paar Sandalen, die er in Nabban anziehen wollte – schließlich mußte man die betrübliche Ansicht der meisten Nabbanai, sein Volk bestehe aus rückständigen Hinterwäldlern, nicht noch bestärken. Was er allerdings auf dieser Reise nicht brauchen würde, waren sein Schreibbrett aus gespannter Baumrinde, seine hölzerne Truhe und der größte Teil seiner sonstigen mageren Habseligkeiten. Seine kostbaren Bücher und Schriftrollen wagte er nicht mitzunehmen, denn es war nur allzu wahrscheinlich, daß er mehrfach ins Wasser fallen würde, bevor er die Städte der Trockenländer erreichte.

Dagegen hatte er sich entschieden, das Nisses-Pergament nicht zurückzulassen. Er wickelte es in eine zweite Schicht Blätter und verstaute das

Ganze in einen ölgetränkten Lederbeutel, den ihm Doktor Morgenes seinerzeit in Perdruin gegeben hatte, als Tiamak dort noch wohnte. Den Beutel, den Heroldstab und seine Kleider legte er in sein Flachbodenboot, zusammen mit der drittbesten Schale, einer Handvoll Kochgerätschaften und einer Wurfschlinge mit einem gefalteten Blatt voller runder Steine. Dann, nachdem er sich damit so lange wie möglich aufgehalten hatte, stieg er über den Banyanbaum zum Obergeschoß seines Hauses hinauf, um die Vögel freizulassen.

Als er über das Schilfdach kletterte, konnte er die schläfrige, gedämpfte Sprache der Vögel in ihrem kleinen Häuschen hören. Er hatte, was an Körnern noch übrig war, in seine viertbeste – und letzte – Schale geschüttet und unten aufs Fensterbrett gestellt. Dadurch würden die Vögel nach seiner Abreise wenigstens noch eine Weile in der Nähe des Hauses bleiben.

Er steckte die Hand in die kleine, rindengedeckte Kiste, nahm vorsichtig eine seiner Tauben heraus – eine hübsche Weißgraue namens So-Schnell – und warf sie hoch in die Luft. Sie flatterte lebhaft mit den Flügeln und setzte sich endlich auf einen Ast über seinem Kopf. Sein ungewöhnliches Verhalten verwirrte sie, und sie gurrte leise und fragend. Tiamak spürte den Kummer eines Vaters, der seine Tochter zu fremden Menschen schikken muß. Aber er mußte die Vögel herausholen und die Tür ihres Schlags, die nur nach innen aufging, zusperren. Sonst würden die Tauben oder ihre noch abwesenden Artgenossen wieder einfliegen und in der Falle sitzen. Ohne einen Tiamak, der sie daraus befreite, mußten sie in kurzer Zeit verhungern.

Ihm war sehr elend zumute. Vorsichtig nahm er auch Rot-Auge, Krabben-Fuß und Honig-Schlecker heraus. Bald hockte ein mißbilligender Chor über ihm im Geäst. Die Vögel im Haus hatten gemerkt, daß etwas Ungewöhnliches vorging, und benahmen sich bockig – sie waren an die Hinterwand des Schlags geflohen, so daß Tiamak sich weit vorbeugen mußte, um sie zu fassen. Als er nach einem dieser letzten Widerspenstigen greifen wollte, streiften seine Hände ein kleines, kaltes Federbündel, das weiter hinten im Schatten lag, gerade außer Sichtweite.

Plötzlich sorgenvoll umschloß er es mit den Fingern und hob es heraus. Es war, wie er sofort erkannte, einer seiner Vögel, und er war tot. Mit großen Augen untersuchte er ihn genauer. Es war Tinten-Fleck, eine der Tauben, die er vor mehreren Tagen nach Nabban gesandt hatte. Offensichtlich hatte ein Tier Tinten-Fleck verwundet, denn ihm fehlten eine Menge Federn, und er war befleckt mit angetrocknetem Blut. Tiamak wußte genau,

daß der Vogel gestern noch nicht dagewesen war. Er mußte im Lauf der Nacht eingetroffen sein – trotz seiner Wunden war er mit letzter Kraft weitergeflogen und hatte sein Zuhause erreicht, nur um dort zu sterben.

Vor Tiamaks Augen verschwamm die Welt, seine Tränen flossen. Der arme Tinten-Fleck. Ein großartiger Vogel war er gewesen, einer der schnellsten Flieger, dazu sehr tapfer. Überall am Körper des Vogels, sah Tiamak, waren Blutspuren unter den zerrupften Federn. Armer, tapferer Tinten-Fleck.

Um den reisigdünnen Knöchel der Taube war ein schmaler Pergamentstreifen gerollt. Tiamak legte das stille Bündel einen Moment beiseite, lockte die beiden letzten Vögel hinaus und verkeilte das Türchen mit einem eingekerbten Stock. Tinten-Flecks Körperchen in der sanften hohlen Hand, kletterte er dann zum Fenster hinab und zurück ins Haus. Er bettete den Körper der Taube auf den Boden und entfernte achtsam das Pergament, das er mit den Fingerspitzen vor sich ausbreitete, um mit zusammengekniffenen Augen auf die winzigen Schriftzeichen zu starren. Die Botschaft stammte von seinem weisen Freund in Nabban, dessen Hand Tiamak sogar in dieser Vogelschrift erkannte, aber unerklärlicherweise fehlte die Unterschrift.

Der Text lautete:

*Die Zeit ist da, und du wirst dringend gebraucht. Morgenes kann dich nicht darum bitten, aber ich bitte für ihn. Geh nach Kwanitupul, steig in der Herberge ab, über die wir gesprochen haben, und warte dort auf weitere Nachricht von mir. Brich unverzüglich auf und mach keine Umwege. Vielleicht hängt mehr von dir ab als nur das Leben von Menschen.*

Darunter stand die hingekritzelte Zeichnung einer von einem Kreis umgebenen Feder – das Symbol des Bundes der Schriftrolle.

Tiamak saß da wie vom Donner gerührt und glotzte auf diese Botschaft.

Er las sie noch zweimal durch und hoffte dabei, der Inhalt würde auf wundersame Weise ein anderer werden; aber die Worte blieben, wie sie waren.

*Geh nach Kwanitupul!* Aber die Ältesten schickten ihn nach Nabban! Es gab keinen anderen in seinem Stamm, der die Sprache der Trockenländer so gut beherrschte, daß er als Gesandter auftreten konnte. Und was sollte er seinen Stammesgenossen sagen – daß irgendein Trockenländer, den sie

nicht kannten, ihn aufgefordert hätte, in Kwanitupul auf seine Anweisungen zu warten, und daß das für ihn Grund genug war, die Wünsche seines Volkes nicht mehr zu beachten? Was bedeutete den Wranna schon der Bund der Schriftrolle! Ein Kreis von Gelehrten aus den Trockenländern, die von alten Büchern und noch älteren Ereignissen schwatzten? Das würde sein Volk nie begreifen.

Doch wie konnte er diesem schwerwiegenden Auftrag nicht folgen? Sein Freund in Nabban hatte sich deutlich genug ausgedrückt und sogar geschrieben, es sei Morgenes' Wunsch an Tiamak. Ohne Morgenes hätte Tiamak das Jahr auf Perdruin nicht durchgestanden, geschweige denn Zutritt zu dieser großartiger Gemeinschaft gefunden, in die der Doktor ihn eingeführt hatte. Wie konnte er nun dessen Wunsch nicht erfüllen – die einzige Gunst nicht gewähren, um die Morgenes ihn jemals gebeten hatte?

Die heiße Luft drängte sich durch die Fenster wie ein hungriges wildes Tier. Tiamak faltete den Zettel zusammen und schob ihn in seinen Lederbeutel. Er mußte sich um Tinten-Fleck kümmern. Dann würde er nachdenken. Vielleicht brachte der Anbruch des Abends Kühle. Er würde ja wohl noch einen Tag abwarten können, ganz gleich, wohin er ging. Oder etwa nicht?

Tiamak wickelte den kleinen Vogelkörper in Ölpalmblätter und umwand ihn mit einem Stück dünner Schnur. Durch das seichte Wasser stakte er zu einer Sandbank hinter dem Haus. Dort legte er das Blätterbündel auf einen Stein und umgab es mit Rinde und kostbaren Streifen aus alten Pergamenten. Nachdem er ein Gebet für Tinten-Flecks Seele an Sie-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen gerichtet hatte, setzte er mit Hilfe von Feuerstein und Stahl den winzigen Scheiterhaufen in Flammen.

Während der Rauch sich aufwärts kräuselte, überlegte Tiamak, daß sich doch einiges zugunsten der alten Bräuche vorbringen ließ. Zumindest boten sie in Zeiten, in denen einem das Herz schwer war und weh tat, Beschäftigung. Vorübergehend schaffte er es sogar, die störenden Gedanken an seine Pflicht beiseite zu schieben und statt dessen einen seltsamen Frieden zu empfinden, als er zusah, wie Tinten-Flecks Rauch davonschwebte und langsam in den fiebergrauen Himmel stieg. Doch schon bald war der Rauch verweht und die Asche über das grüne Wasser verstreut.

Als Miriamel und ihre beiden Begleiter den Bergpfad verließen und auf der nördlichen Küstenstraße weiterritten, trieb Cadrach seinen Gaul an, bis mehrere Pferdelängen zwischen ihm und Dinivan sowie der Prinzessin

lagen. In ihrem Rücken stand die Morgensonne. Die Pferde, die Dinivan mitgebracht hatte, schwenkten im Dahintrotten die Köpfe und atmeten mit weitgeöffneten Nüstern die Gerüche des Frühwindes ein.

»Ho, Padreic!« rief Dinivan, aber der Mönch gab keine Antwort.

Seine runden Schultern hüpften auf und ab. Die Kapuze hatte er tief hinuntergezogen, als ließe er gedankenvoll den Kopf hängen. »Also gut dann – Cadrach!« rief der Priester. »Warum reitest du nicht mit uns?«

Cadrach, trotz seiner Leibesfülle und der kurzen Beine ein gewandter Reiter, zügelte sein Roß. Als die beiden anderen ihn fast eingeholt hatten, drehte er sich um.

»Es ist eine Sache der Namen, Bruder«, sagte er und zeigte zornig lächelnd die Zähne. »Du nennst mich mit einem, der einem Toten gehört. Die Prinzessin … nun ja … sie hat mir einen neuen gegeben – ›Verräter‹ – und mich, damit ich Brief und Siegel darauf bekommen sollte, in der Bucht von Emettin gleich getauft. Darum siehst du wohl, daß diese – man könnte es Namens-*Multiplizität* nennen – ein wenig verwirrend wirken muß.« Und mit einem spöttischen Neigen des Kopfes stieß er dem Pferd die Fersen in die Rippen und sprengte voraus. Sobald er ein gutes Dutzend Ellen Abstand von ihnen hatte, ließ er das Tier wieder langsamer gehen, um sich dem Schritt der beiden anderen anzupassen.

»Er ist ungemein bitter«, bemerkte Dinivan und sah auf Cadrachs gebeugte Schultern.

»Was für einen Grund hat *er* zur Verbitterung?« fragte Miriamel.

Der Priester schüttelte das Haupt. »Gott weiß es.«

Und es war schwer, fand Miriamel, zu entscheiden, was dieser Satz nun genau bedeutete, wenn ihn ein *Priester* gesprochen hatte.

Nabbans nördliche Küstenstraße schlängelte sich zwischen der Gebirgskette und der Bucht von Emettin dahin und führte dabei manchmal soweit landeinwärts, daß zur Rechten die lohbraunen Flanken der Berge aufstiegen und alle Sicht auf das Wasser versperrten. Ein Stück weiter wichen die Berge für kurze Zeit wieder zurück und gaben den Blick auf die felsige Küste frei. Als die drei sich Teligur näherten, füllte sich die Straße nach und nach mit anderem Verkehr: Bauernwagen, die büschelweise loses Heu verloren, wandernde Hausierer, die ihre Waren an Stöcken trugen, kleine Einheiten einheimischer Wachsoldaten, die mit wichtigem Gehabe von Ort zu Ort marschierten. Viele Reisende beugten beim Anblick des goldenen *Baumes*, der an Dinivans schwarzumhüllter Brust hing, und der Mönchskutten seiner Begleiter den Kopf oder schlugen das Zeichen des *Baumes*

vor dem Körper. Bettler rannten neben dem Roß des Priesters her und schrien »Vater! Vater! Ädons Barmherzigkeit, Vater!« Wenn sie tatsächlich aussahen, als wären sie verkrüppelt oder krank, griff Dinivan in seine Gewänder und holte ein Cintis-Stück hervor, das er ihnen zuwarf. Miriamel fiel auf, daß wenige der Bettler, so sehr sie auch hinkten oder verwachsen waren, die Münzen den Boden berühren ließen.

Mittags rasteten sie in Teligur, einem verstreuten Marktflecken im Schoß der Berge. Sie erfrischten sich mit Obst und Hartbrot von Ständen auf dem Stadtplatz. Drei fromme Reisende fielen dort im allgemeinen Gedränge von Handel und Wandel nicht weiter auf.

Miriamel badete in der hellen Sonne, die Kapuze in den Nacken geschoben, um die Wärme auf ihrer Stirn zu fühlen. Um sie herum hallten die Rufe der fliegenden Händler und das empörte Kreischen geprellter Käufer. Unweit von ihr standen Cadrach und Dinivan. Der Priester feilschte mit einem Mann, der gekochte Eier verkaufte, während sein mürrischer Gefährte die Bude eines Weinhändlers gleich nebenan musterte. Mit einigem Erstaunen stellte Miriamel fest, daß sie sich wohl fühlte.

*Einfach so?* schalt sie sich selbst, aber die Sonne war zu schön für Selbstvorwürfe. Sie hatte zu essen bekommen, war den ganzen Morgen geritten, frei wie der Wind, und niemand in der Runde schenkte ihr die geringste Beachtung. Gleichzeitig fühlte sie sich sonderbar beschützt.

Auf einmal fiel ihr der Küchenjunge Simon ein, und ihre zufriedene Stimmung schloß jetzt auch die Erinnerung an ihn ein. Er hatte ein nettes Lächeln gehabt, dieser Simon – nicht einstudiert wie die Höflinge ihres Vaters. Auch Vater Dinivan hatte ein gutes Lächeln, aber es wirkte nie, als sei es von sich selber überrascht, was bei Simons Lächeln fast immer der Fall war.

Auf seltsame Weise, erkannte sie, gehörten die Tage mit Simon und dem Troll Binabik auf der Reise nach Naglimund zu den schönsten ihres Lebens. Sie lachte sich selbst aus wegen dieser albernen Vorstellung und streckte und reckte sich so genießerisch wie eine Katze auf dem Fensterbrett. Sie hatten Grauen und Tod gesehen, waren von dem furchtbaren Jäger Ingen und seinen Hunden gehetzt und von einem *Hunen,* einem mordgierigen, zottigen Riesen, um ein Haar erschlagen worden. Aber dennoch hatte sie sich sehr frei gefühlt. In der Rolle einer Magd war sie mehr sie selbst gewesen als jemals zuvor. Simon und Binabik hatten mit *ihr* geredet – nicht mit ihrem Titel, nicht mit der Macht ihres Vaters und nicht wegen

eigener Hoffnungen auf Belohnung und Beförderung.

Sie fehlten ihr alle beide. Ein scharfer und jäher Schmerz durchzuckte sie bei dem Gedanken, daß der kleine Troll und der arme, ungeschickte, rotschöpfige Simon in der Schneewildnis umherirrten. In ihrer ohnmächtigen Wut über die Gefangenschaft auf Perdruin hatte sie sie fast vergessen. Wo waren sie? Befanden sie sich in Gefahr? Lebten sie überhaupt noch?

Ein Schatten fiel über ihr Gesicht. Erschrocken fuhr sie hoch.

»Ich glaube nicht, daß ich unseren Freund noch lange von den Weinständen fernhalten kann«, sagte Dinivan. »Und ich bin auch gar nicht sicher, daß ich das Recht dazu habe. Wir sollten uns wieder auf den Weg machen. Habt Ihr geschlafen?«

»Nein.« Miriamel zog die Kapuze herunter und stand auf. »Nur nachgedacht.«

Herzog Isgrimnur saß schnaufend am Feuer und überlegte ernsthaft, ob er etwas in Stücke hauen oder jemanden niederschlagen sollte. Die Füße taten ihm weh, und schon die ganze Zeit, seit er sich den Bart abrasiert hatte, juckte sein Gesicht wie die Sünde selbst. Was war er doch für ein verdammter Idiot gewesen, sich auf diese Geschichte einzulassen! Bisher war er kein Tüttelchen näher daran, Prinzessin Miriamel zu finden, als damals bei seinem Aufbruch von Naglimund. Und damit nicht genug, inzwischen hatten sich die Dinge noch wesentlich verschlechtert.

Isgrimnur war überzeugt gewesen, der Abstand habe sich verringert. Als er Miriamels Spuren nach Perdruin gefolgt war und von dem alten Störtebeker Gealsgiath herausgefunden hatte, daß der Kapitän sie und den verbrecherischen Mönch Cadrach hier in Ansis Pelippé abgesetzt hatte, war der Herzog sicher gewesen, daß es jetzt nur noch eine Frage der Zeit sein konnte. Auch wenn die Verkleidung als Mönch ihn in einiger Hinsicht einschränkte, kannte Isgrimnur doch Ansis Pelippé recht gut und fand sich im Großteil der weniger feinen Viertel ohne Mühe zurecht. Ganz bestimmt hätte er die Prinzessin schnell erwischt und sie zu ihrem Onkel Josua nach Naglimund zurückgebracht, wo sie vor den zweifelhaften Wohltaten ihres Vaters Elias in Sicherheit gewesen wäre.

Aber dann waren die beiden Schläge gefallen. Der erste, als Höhepunkt vieler fruchtloser Stunden und eines kleinen Vermögens an sinnlos aufgewendeten Schmiergeldern, hatte nicht so schnell Wirkung gezeigt – als es nämlich Isgrimnur allmählich klargeworden war, daß Miriamel und ihr Begleiter aus Ansis Pelippé verschwunden waren, so vollständig, als seien

ihnen Flügel gewachsen und sie davongeflattert. Kein einziger Schmuggler, Beutelschneider, keine Schenkenhure hatte sie nach dem Mittsommerabend noch zu Gesicht bekommen. Miriamel und Cadrach waren ein Paar, das sich schwer übersehen ließ – zwei gemeinsam reisende Mönche, der eine beleibt, der andere jung und schlank – aber sie waren verschwunden. Kein einziger Bootsführer hatte bemerkt, daß man sie weggebracht hatte, oder auch nur gehört, daß sie sich in den Docks nach einer Überfahrt erkundigt hätten. Fort!

Der zweite Schlag, der zusätzlich zu seinem persönlichen Mißerfolg auf ihn niederging, traf Isgrimnur wie ein gewaltiger Felsblock. Er befand sich noch keine zwei Wochen auf Perdruin, als sich in den Hafenschenken Geschichten vom Fall Naglimunds zu verbreiten begannen. Die Seeleute erzählten die Gerüchte munter weiter und sprachen von dem Gemetzel, das Elias' geheimnisvolles zweites Heer unter den Bewohnern der Burg angerichtet hatte, als ergötzten sie sich an den Verwicklungen und Schnörkeln einer uralten Kamingeschichte.

*O meine Gutrun,* hatte Isgrimnur gebetet, und seine Eingeweide krampften sich zusammen vor Furcht und Wut. *Möge dich Usires vor allem Harm schützen. Komm heil aus dieser Sache heraus, liebe Frau, und ich will Usires mit bloßen Händen einen Dom erbauen. Ach, Isorn, mein tapferer Sohn, und Josua und alle die anderen …*

Er hatte geweint in dieser ersten Nacht, ganz allein in einer dunklen Gasse, wo niemand sah, wie der hünenhafte Mönch schluchzte, wo er wenigstens eine kleine Weile nicht zu heucheln brauchte. Er fürchtete sich, wie er sich noch nie gefürchtet hatte.

*Wie konnte das so schnell geschehen?* fragte er sich. *Diese verdammte Burg war dafür gebaut, einer zehnjährigen Belagerung zu widerstehen! war es Verrat von innen?*

Und wie würde er, selbst wenn seine Familie durch ein Wunder gerettet war und er sie wiederfand, jemals seine Ländereien zurückbekommen, die Skali Scharfnase ihm mit Hilfe des Hochkönigs gestohlen hatte? Wenn Josua geschlagen, Leobardis und Lluth tot waren, gab es niemanden mehr, der sich Elias entgegenstellen konnte. Dennoch mußte er Miriamel finden. Wenigstens konnte er sie aufspüren, von dem Verräter Cadrach befreien und an einen sicheren Ort bringen. Zumindest an ihrem Elend konnte er Elias hindern.

So war er endlich entmutigt zum »Hut und Regenpfeifer« gelangt, einer Schenke der niedrigsten Sorte, genau das, was seine gepeinigte Seele be-

gehrte. Neben ihm stand, noch unberührt, der sechste Krug mit saurem Bier. Isgrimnur brütete vor sich hin.

Vielleicht war er eingenickt, denn er war den ganzen Tag die langgestreckten Kais entlanggewandert und sehr müde. Der Mann, der vor ihm stand, wartete vielleicht schon eine ganze Weile. Sein Aussehen gefiel Isgrimnur nicht.

»Was starrst du mich an?« grollte er.

Die Augenbrauen des Fremden waren über der Nase zusammengewachsen. Auf dem hohlwangigen Gesicht lag ein verächtliches Grinsen. Er war groß und schwarz gekleidet, aber der Herzog von Elvritshalla fand ihn bei weitem nicht so beeindruckend, wie es der Fremde offenbar von sich selber glaubte.

»Bist du der Mönch, der in der ganzen Stadt herumläuft und Fragen stellt?« verlangte der Fremde zu wissen.

»Hau ab«, erwiderte Isgrimnur. Er streckte den Arm nach dem Bierkrug aus und trank. Das machte ihn etwas munterer, so daß er einen weiteren Zug nahm.

»Bist du es, der nach den anderen Mönchen gefragt hat?« begann der Fremde von neuem. »Nach dem großen und dem kleinen?«

»Kann sein. Wer bist du, und was willst du von mir?« brummte Isgrimnur und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. Sein Kopf schmerzte.

»Mein Name ist Lenti«, antwortete der Fremde. »Mein Gebieter wünscht dich zu sprechen.«

»Und wer ist dein Gebieter?«

»Das braucht dich nicht zu kümmern. Komm. Wir gehen jetzt.«

Isgrimnur rülpste. »Ich habe keine Lust, irgendwelche namenlosen Gebieter aufzusuchen. Wenn er will, kann er zu mir kommen. Jetzt scher dich fort.«

Lenti beugte sich vor und musterte Isgrimnur mit stechendem Blick. Er hatte Pickel am Kinn.

»Du wirst *jetzt* mitkommen, alter Dickwanst, wenn du weißt, was für dich gut ist«, flüsterte er grimmig. »*Ich habe ein Messer.*«

Isgrimnurs Schinkenknochenfaust traf ihn genau dort, wo die Augenbrauen zusammenstießen. Lenti kippte nach hinten und sank knochenlos zusammen, als hätte ihn ein Schlachthammer erwischt. Ein paar von den

anderen Gästen der Schenke lachten und nahmen dann ihre eigenen unerfreulichen Gespräche wieder auf.

Nach einer Weile bückte sich der Herzog und goß seinem schwarzgekleideten Opfer einen Schwall Bier ins Gesicht. »Steh auf, Mann, steh auf! Ich habe beschlossen, dich zu begleiten und deinen Gebieter kennenzulernen.« Lenti spuckte Schaum, und Isgrimnur grinste boshaft. »Vorhin fühlte ich mich wirklich schlecht, aber, bei Ädons heiliger Hand, auf einmal geht es mir viel besser!«

Teligur verschwand hinter den drei Reitern. Sie setzten ihren Weg westwärts auf der Küstenstraße fort und folgten deren gewundenem Lauf durch eine Handvoll enggedrängter Städte. An den Berghängen und unten im Tal widmete man sich mit vollem Einsatz der Heuernte, und auf allen Feldern wuchsen Heuhaufen in die Höhe wie die Köpfe frischgeweckter Schläfer. Miriamel lauschte dem Singsang des Feldmeisters und den scherzenden Rufen der Frauen, die mit Flaschen und Taschen, die die Vespermahlzeit der Arbeiter enthielten, in die gelbbraunen Weiden hinauswateten. Es schien ihr ein glückliches, einfaches Leben, und das sagte sie auch zu Dinivan.

»Wenn Ihr meint, jeden Tag von Sonnenaufgang bis in die Nacht zu schuften und sich auf den Feldern den Rücken zu verrenken, sei glückliche und einfache Arbeit, so habt Ihr recht«, antwortete er und kniff vor der Sonne die Augen zusammen. »Aber es gibt wenig Zeit zum Ausruhen, und, wenn das Jahr schlecht ist, wenig zu essen. Und«, fügte er verschmitzt lächelnd hinzu, »der größte Teil Eurer Ernte geht als Zehnter an den Gutsherrn. Aber so scheint Gott es gewollt zu haben. Und sicher ist ehrliche Arbeit besser als ein Leben als Bettler oder Dieb – jedenfalls in den Augen der Mutter Kirche, wenn auch nicht unbedingt in denen mancher Bettler und der meisten Diebe.«

»Vater Dinivan!« rief Miriam mit leichtem Entsetzen. »Das klingt … ich weiß nicht recht … vermutlich ketzerisch!«

Der Priester lachte. »Gott der Höchste hat mir eine ketzerische Veranlagung gegeben, Herrin; falls er diese Gabe bereut, wird er mich bald wieder in seinen Schoß zurücknehmen und alles in Ordnung bringen. Aber meine alten Lehrer würden Euch zustimmen. Mir wurde oft gesagt, daß meine Fragen wie Teufelszungen in meinem Kopf herumspukten. Als Lektor Ranessin mir das Amt seines Sekretärs anbot, sagte er zu ihnen: ›Besser die Zunge des Teufels zum Argumentieren und Fragen, als ein stummer Mund

und ein leerer Kopf.‹ Manche von den ordnungsgläubigeren Priestern der Kirche halten Ranessin für einen schwierigen Gebieter.« Dinivan runzelte die Stirn. »Aber sie haben keine Ahnung. Er ist der beste Mensch der Welt.«

Im Laufe des langen Nachmittags duldete Cadrach, daß die Entfernung zwischen ihm und seinen Gefährten sich allmählich verringerte, bis sie zum Schluß fast wieder Seite an Seite ritten. Dieses Zugeständnis machte ihn jedoch nicht gesprächiger; obwohl er Miriamels Fragen und Dinivans Geschichten über das Land, durch das sie kamen, zuhörte, nahm er an der Unterhaltung in keiner Form teil.

Der wolkendurchzogene Himmel hatte sich orange gefärbt, und die Sonne strömte ihnen in die Augen, als die drei sich der befestigten Stadt Granis Sacrana näherten, wo nach Dinivans Willen übernachtet werden sollte. Die Stadt lag auf einer steilen Felsnase über der Küstenstraße. Die vom Sonnenuntergang rotgetönten Berge ringsum waren über und über mit Reben bewachsen.

Zum Erstaunen der Reisenden hielt sie vor dem breiten Tor eine berittene Schar von Wachsoldaten an, die die Einlaßbegehrenden befragten. Es handelte sich nicht um einheimische Truppen, sondern um Gepanzerte mit dem goldenen Reiher des benedrivinischen Hauses. Als Dinivan ihre Namen nannte – mangels eines besseren »Cadrach« für den Mönch und »Malachias« für die Prinzessin –, befahl man ihnen, weiterzureiten und sich anderswo ein Nachtquartier zu suchen.

»Und warum?« erkundigte sich Dinivan.

Der nicht sonderlich intelligente Wachsoldat konnte nur hartnäckig seinen Befehl wiederholen.

»Dann laßt mich mit Eurem Feldwebel sprechen.«

Der Feldwebel kam und wiederholte, was sein Untergebener erklärt hatte.

»Aber wieso, Mann?« fragte der Priester hitzig. »Auf wessen Befehl? Ist in der Stadt die Pest, oder was gibt es?«

»So etwas Ähnliches, das gibt es«, erwiderte der Feldwebel und kratzte sich besorgt die lange Nase. »Es geschieht auf Anordnung von Herzog Benigaris selbst, jedenfalls gehe ich davon aus. Ich habe sein Siegel dafür.«

»Und ich trage das Siegel von Lektor Ranessin«, sagte Dinivan, holte einen Ring aus der Tasche und fuchtelte mit dem blutroten Rubin unter der Nase des bestürzten Unteroffiziers herum. »Wißt, daß wir in den heiligen

Geschäften der Sancellanischen Ädonitis unterwegs sind. Ist dort drin nun die Pest oder nicht? Wenn es sich nicht um gefährliche Luft oder verseuchtes Wasser handelt, werden wir heute nacht hierbleiben.«

Der Feldwebel nahm seinen Helm ab und spähte auf Dinivans Siegelring. Als er aufsah, waren seine schwerfälligen Züge noch immer voller Sorge.

»Wie ich schon sagte, Euer Eminenz«, meinte er bekümmert, »es ist eine Art Pest. Es sind diese Verrückten, die Feuertänzer.«

»Was sind Feuertänzer?« fragte Miriamel und vergaß dabei nicht, mit der rauhen Stimme eines Jungen zu sprechen.

»Unheilspropheten«, antwortete Dinivan grimmig.

»Wenn es nur das wäre«, meinte der Feldwebel und breitete hilflos die Hände aus. Er war ein großer Mann mit breiten Schultern und dicken Beinen, aber er wirkte ganz aufgelöst. »Sie sind allesamt verrückt. Herzog Benigaris hat befohlen, daß wir sie … nun ja, daß wir sie beobachten. Wir sollen uns nicht einmischen, aber ich dachte, wir könnten wenigstens dafür sorgen, daß nicht noch mehr Fremde in die Stadt strömen…« Er verstummte und blickte unbehaglich auf Dinivans Ring.

»Wir sind aber keine Fremden, und als Sekretär des Lektors laufe ich wohl kaum Gefahr, dem Eindruck der Ermahnungen dieser Leute zu erliegen«, erklärte Dinivan streng. »Darum laßt uns jetzt ein, damit wir uns eine Unterkunft für die Nacht suchen können. Wir haben einen langen Ritt hinter uns und sind müde.«

»Wie Ihr wünscht, Euer Eminenz«, sagte der Feldwebel und winkte seiner Truppe, das Tor freizugeben. »Aber ich trage keine Verantwortung…«

»Wir alle tragen Verantwortung in diesem Leben, jeder einzelne von uns«, versetzte der Priester ernst. Dann wurde sein Blick milder. »Aber unser Herr Usires versteht, was schwierige Lasten sind.« Er schlug das Zeichen des *Baumes*, und sie ritten an den dichtgedrängten Bewaffneten des Feldwebels vorbei in die Stadt.

»Dieser Soldat machte einen äußerst beunruhigten Eindruck«, bemerkte Miriamel, als sie die Hauptstraße hinaufklapperten. An vielen Häusern waren die Läden vorgelegt, aber aus den Türöffnungen lugten blasse Gesichter und musterten die Reisenden. Für eine Stadt von der Größe von Granis Sacrana waren die Straßen überraschend leer. Kleine Gruppen von Soldaten ritten zwischen den Toren hin und her, aber sonst huschten nur wenige Menschen durch die staubige Gasse und warfen Miriamel und ihren Gefährten mißtrauische Blicke zu, um sofort wieder nach unten zu

schauen und davonzuhasten.

»Der Feldwebel ist nicht der einzige«, erwiderte Dinivan, während sie im Schatten der hohen Häuser und Geschäfte weiterritten. »Heutzutage fährt die Furcht über ganz Nabban dahin wie eine Seuche.«

»Furcht kommt, wenn man sie einlädt«, erklärte Cadrach gelassen, wandte jedoch vor ihren fragenden Blicken das Gesicht ab.

Als sie den in der Stadtmitte gelegenen Marktplatz erreichten, merkten sie, weshalb die Straßen von Granis Sacrana so unnatürlich leer gewesen waren. Eine Menschenmenge umstand in Sechserreihen den ganzen Platz, flüsternd und lachend. Obwohl das letzte Glimmen des Nachmittags noch den Horizont wärmte, waren rings um den Platz die Fackeln in ihren Ringen bereits entzündet, warfen flackernde Schatten in die dunklen Lücken zwischen den Häusern und beleuchteten die weißen Gewänder der Feuertänzer, die in der Mitte des Gemeindeangers umherwogten und laute Rufe ausstießen. »Das müssen ja über hundert sein!« sagte Miriamel überrascht. Dinivan machte ein finster besorgtes Gesicht. Einige der Zuschauer riefen Spottworte und warfen mit Steinen oder Abfall nach den hüpfenden Tänzern. Andere aber starrten sie angespannt, ja angstvoll an, wie ein Tier, dem man nicht den Rücken zu kehren wagt.

»Zu spät zur Reue!« kreischte einer der Weißgewandeten und machte einen Satz von seinen Gefährten weg, um vor der ersten Reihe der Zuschauer auf und nieder zu zucken wie ein Hampelmann. Die Menge wich vor ihm zurück, als fürchte sie sich vor Ansteckung. »Zu spät!« schrie er. Sein Gesicht, das eines jungen Mannes, dem der erste Bart sproßte, zerriß in schadenfrohem Grinsen. »Zu spät! Die Träume haben es uns verkündet! Der Herr kommt!«

Eine andere weißgekleidete Gestalt kletterte auf einen Felsblock in der Mitte des Angers und winkte ihren Mittänzern Schweigen zu. Die Zuschauer murmelten, als sie die weite Kapuze zurückwarf und ein gelbhaariger Frauenkopf zum Vorschein kam. Sie hätte hübsch sein können, wären nicht die starren, im Fackelschein weißgeränderten Augen und das breite, gräßliche Lächeln gewesen.

»Das Feuer kommt!« rief sie. Die anderen Tänzer machten Bocksprünge, johlten und wurden dann still. Aus der Menge ringsum kamen ein paar Schmähruf, die aber schnell verstummten, als sie die brennenden Augen auf sie richtete. »Glaubt nicht, daß ihr davonkommt«, sagte sie höhnisch, und in der plötzlichen Stille trug ihre Stimme weit. »Die Feuer kommen zu allen – die Feuer und das Eis, die die *Große Verwandlung* bringen. Der

Herr wird keinen verschonen, der nicht für ihn bereit ist.«

»Du lästerst gegen unseren wahren Erlöser, Dämonendirne!« rief plötzlich Dinivan und stand im Steigbügel auf. Seine Stimme war voller Kraft. »Ihr belügt diese Menschen!«

Einige in der Menge wiederholten seine Worte, und das Murmeln verstärkte sich. Die Frau in Weiß drehte sich um und gab ein paar Weißgewandeten in ihrer Nähe ein Zeichen. Mehrere hatten zu ihren Füßen vor dem Stein gekniet, als beteten sie. Einer erhob sich jetzt und ging über den Platz, während die Frau stehenblieb und gebieterisch ins Weite starrte, die irren Augen auf den drohenden Dämmerungshimmel gerichtet. Gleich darauf kam der Mann mit einer Fackel aus einem der Ringe zurück. Sie ergriff sie und hob sie hoch über den Kopf.

»Was ist Usires Ädon anders«, schrie sie, »als ein hölzernes Männchen an einem kleinen Holzbaum? Was sind die Könige und Königinnen der Menschen anders als weit über ihren natürlichen Stand erhobene Affen? Der Herr wird alles niederwerfen, das wider ihn aufsteht, und seine Herrschaft wird sich erheben über allen Meeren und Ländern von Osten Ard. Der Sturmkönig kommt! Eis bringt er mit sich, das Herz zu gefrieren, Donner, der taub macht – und reinigendes Feuer!«

Sie schleuderte die Fackel vor ihre Füße. Rund um den Steinblock loderte eine grelle Flammenwand auf. Einige der anderen Tänzer kreischten auf, als ihre Gewänder Feuer fingen. Die Menge drängte mit einem Aufschrei des Entsetzens zurück, als eine Mauer aus Hitze sich auf sie zuschob.

»Elysia, Mutter Gottes!« Aus Dinivans Stimme klang Grauen.

»So soll es sein!« schrie die Frau, und schon leckten die Flammen an ihren Kleidern hinauf und erfaßten ihr Haar, setzten ihr eine Krone aus Feuer und Rauch auf. Noch immer lächelte sie, ein verlorenes, verdammtes Lächeln. »Er spricht in Träumen! Das Verhängnis naht!« Die Lohe stieg und hüllte sie ein, aber immer wieder schallten ihre letzten Worte daraus hervor: »*Der Herr kommt! Der Herr kommt!*«

Miriamel lehnte über dem Hals ihres Pferdes und kämpfte gegen Erbrechen. Dinivan ritt ein Stück vor und stieg dann ab, um ein paar Leuten zu helfen, die von der zurückweichenden Menge umgeworfen und niedergetrampelt worden waren. Die Prinzessin richtete sich auf und rang nach Atem.

Blind für ihre Anwesenheit starrte Cadrach auf das Bild der Verwüstung. Sein Gesicht, scharlachrot im tanzenden Licht, zeigte einen Ausdruck von Unglück und Hunger – so als sei etwas Wichtiges und zugleich Schreckli-

ches geschehen, etwas, vor dem man sich so lange gefürchtet hatte, daß das Warten noch schlimmer geworden war als die Angst.

# VIII

## Auf Sikkihoqs Rücken

»Wohin gehen wir, Binabik?« Simon beugte sich vor und führte die geröteten Hände näher ans Feuer. Neben ihm dampften auf einem Fichtenstumpf seine Handschuhe.

Binabik sah von der Schriftrolle auf, die er und Sisqi gerade studierten. »Für jetzt heißt es, den Berg hinunter. Danach werden wir eine Anleitung nötig haben. Darum laß mich nun weiter nach einer solchen Anleitung suchen, bitte.«

Simon widerstand dem unmännlichen Drang, ihm die Zunge herauszustrecken, wobei ihn jedoch die Zurückweisung des Trolls im Grunde wenig störte. Er war guter Dinge.

Allmählich kehrten seine Kräfte zurück. Zwei Tage hatte ihre anstrengende Reise sie vom Mintahoq, dem Hauptberg der Trollfjälle, herabgeführt, und jeden Tag war es ihm ein bißchen besser gegangen. Jetzt hatten sie den Mintahoq endgültig hinter sich gelassen und den Hang seines Bruderbergs, des Sikkihoq, erreicht. Dies war der erste Abend, an dem Simon nicht nur den einen Wunsch gehegt hatte, sofort, nachdem die Gruppe angehalten und das Lager aufgeschlagen hatte, fest einzuschlafen. Statt dessen hatte er geholfen, einen kleinen Vorrat an abgestorbenem Holz zusammenzusuchen, um ein Feuer anzuzünden. Dann hatte er Schnee aus der Höhle geschaufelt, in der sie die Nacht verbringen wollten. Es tat gut, sich wieder wie immer zu fühlen. Die Narbe auf seiner Wange tat weh, aber es war ein gedämpfter Schmerz. Mehr als alles andere half er Simon dabei, sich zu erinnern.

Er begriff, daß das Blut des Drachen ihn verändert hatte.

Nicht auf magische Weise, wie in einer von Shem Pferdeknechts alten Geschichten – weder konnte er jetzt die Sprache der Tiere verstehen noch hundert Meilen weit in die Ferne sehen. Das heißt, so ganz stimmte das auch wieder nicht. Als der Schneefall heute für kurze Zeit ausgesetzt hatte, hatten die weißen Täler der Öde in jäher Klarheit vor ihm gestanden,

scheinbar so nah wie die Falten einer Decke und doch so weit, daß sie bis in die dunklen Schatten des fernen Aldheorte-Waldes reichten. Einen Augenblick hatte er still wie ein Standbild verharrt, obwohl der Wind ihm Gesicht und Hals zerschnitt, und das Gefühl gehabt, tatsächlich so weit sehen zu können wie ein Zauberer. Wie früher, als er auf den Grünengelturm geklettert war und ganz Erkynland unter sich ausgebreitet gesehen hatte wie einen Teppich, war ihm zumute gewesen, als brauche er nur die Hand auszustrecken, um die Welt zu verwandeln.

Doch Momente wie diese waren nicht das, was der Drache ihm gegeben hatte. Während er nachdenklich darauf wartete, daß seine nassen Handschuhe trockneten, beobachtete er Binabik und Sisqi, sah, wie sie einander berührten, ohne es wirklich zu tun, sah die langen Gespräche, für die sie nur einen ganz kurzen Blick benötigten. Simon erkannte, daß er die Dinge anders wahrnahm und fühlte als vor seinem Erlebnis auf dem Berg Urmsheim. Menschen und Ereignisse schienen ihm jetzt deutlicher miteinander verbunden, allesamt Teilchen eines größeren Mosaiks. So wie Binabik und Sisqi: die beiden liebten einander innig, aber gleichzeitig war ihre Zweierwelt mit so vielen anderen Welten verknüpft; mit Simons eigener, mit der ihres Volkes, mit Prinz Josuas und mit Geloës Welt … Es war wirklich ganz erstaunlich, dachte Simon, wie jedes Ding Bestandteil eines anderen Dinges war! Aber obwohl die Welt so unermeßlich riesig war, kämpfte doch jedes Staubkorn in ihr um den Fortbestand seines eigenen Daseins. Und auf jedes Staubkorn *kam es an.*

Das war es, was das Drachenblut ihn – wie, wußte er nicht – gelehrt hatte. Er war nicht groß; er war sogar sehr klein. Dennoch aber war er wichtig, so wie jeder Lichtpunkt an einem dunklen Himmel der Stern sein konnte, der einen Seefahrer zum sicheren Hafen lenkte oder zu dem in schlafloser Nacht ein einsames Kind aufsah.

Simon schüttelte den Kopf und pustete auf seine eiskalten Hände.

Seine Ideen gingen ihm durch und hüpften herum wie Mäuse in einer unversperrten Speisekammer. Er betastete erneut seine Handschuhe, aber sie waren noch nicht trocken. Er steckte die Hände unter die Achselhöhlen und rückte ein Stückchen näher ans Feuer.

»Bist du von großer Sicherheit, daß Geloë ›Stein des Abschieds‹ sagte, Simon?« erkundigte sich Binabik. »Seit zwei Nächten lese ich Ookequks Schriftrollen, und kein Glück habe ich.«

»Ich habe dir alles wiederholt, was sie gesagt hat.« Simon blickte zur Höhle hinaus, wo die angepflockten Widder sich zusammendrängten und

gegeneinanderwogten wie eine bewegliche Schneewehe. »Ich könnte es gar nicht vergessen. Sie sprach durch den Mund des kleinen Mädchens, das wir damals gerettet haben, Leleth, und sie sagte: *›Geht zum Stein des Abschieds. Das ist der einzige Ort, an dem ihr vor dem Sturm, der sich zusammenbraut, in Sicherheit seid – zumindest für eine kleine Weile.‹*«

Binabik kniff ratlos die Lippen zusammen. Er warf Sisqi ein paar schnelle Qanucworte zu. Sie nickte ernsthaft. »Ich habe keinen Zweifel an dir, Simon. Zuviel haben wir zusammen erlebt. Und ich kann nicht zweifeln an Geloë, die die Weiseste ist, die ich kenne. Es muß an meinem armseligen Begreifen liegen.« Er deutete mit der kleinen Hand auf das flach ausgebreitete Stück Leder, das vor ihm lag. »Vielleicht habe ich nicht die richtigen Schriftwerke mitgenommen.«

»Du grübelst zuviel, kleiner Mann«, rief Sludig ihm von der anderen Seite der Höhle zu. »Haestan und ich zeigen deinen Freunden, wie man *Eroberer* spielt. Mit euren Troll-Wurfsteinen geht es beinah so gut wie mit richtigen Würfeln. Komm, spiel mit, denk eine Weile an etwas anderes.«

Binabik schaute lächelnd auf und winkte Sludig zu. »Warum machst du nicht mit bei ihrem Spiel, Simon?« fragte er. »Gewiß wäre es fesselnder, als mir in meiner Verwirrung zuzusehen.«

»Ich grüble auch«, erklärte Simon. »Ich denke über den Urmsheim nach. Über Igjarjuk und alles, was dort geschehen ist.«

»Es war nicht so, wie du es dir vorgestellt hast, als du jung warst, hmmm?« meinte Binabik, der sich wieder in das Studium seiner Schriftrolle vertieft hatte. »Nicht immer ist es so, wie alte Lieder es erzählen – vor allem nicht, wenn es um Drachen geht. Doch du Simon, hast dich so tapfer benommen wie nur irgendein Herr Camaris oder Tallistro.«

Simon merkte, daß er vor Freude errötete. »Ich weiß nicht. Es kam mir nicht wie Tapferkeit vor. Ich meine, was hätte ich sonst tun sollen? Aber das ist es nicht, worüber ich nachgedacht habe. Ich dachte an das Drachenblut. Es hat mich nicht nur in diesem Punkt verändert.« Er deutete auf seine Wange und den weißen Streifen, der jetzt durch sein Haar lief. Binabik hatte nicht aufgeblickt und darum die Geste nicht bemerkt, aber Sisqi sah es. Sie lächelte scheu, die dunklen Augen auf ihn geheftet wie auf ein freundliches, aber möglicherweise gefährliches Tier. Gleich darauf erhob sich die Trolljungfrau und entfernte sich. »Durch das Blut sehe ich jetzt vieles ganz anders«, fuhr Simon fort und schaute ihr nach.

»Die ganze Zeit, während du in diesem Loch gefangen warst, dachte ich nach und träumte.«

»Und was hast du gedacht?« fragte Binabik.

»Schwer zu sagen. An die Welt, und wie alt sie ist. Daran, wie klein ich bin. Selbst der Sturmkönig ist in gewisser Weise klein.«

Binabik musterte Simons Gesicht. Die braunen Augen des Trolls waren ernst. »Ja, vielleicht ist er klein unter den Sternen, Simon, wie ein Berg klein ist im Verhältnis zur ganzen Welt. Aber ein Berg ist größer als wir, und wenn er auf uns fällt, werden wir trotzdem in einem sehr großen Loch liegen und sehr tot sein.«

Simon wedelte ungeduldig mit den Fingern. »Ich weiß, ich weiß. Ich sage ja auch nicht, daß ich keine Angst hätte. Es ist nur … es ist schwer zu sagen.« Er suchte mühsam die richtigen Worte. »Es ist, als hätte das Drachenblut mich eine andere Sprache gelehrt, eine andere Art, die Dinge zu sehen, wenn ich über etwas nachdenke. Wie kann man jemandem eine fremde Sprache erklären?«

Binabik wollte antworten, verstummte aber plötzlich und starrte über Simons Schulter. Alarmiert fuhr der Junge herum, fand jedoch nichts als die schiefen Steine der Höhle und ein Stück grauen, weißgefleckten Himmel.

»Was ist los? Ist dir nicht gut, Binabik?«

»Ich hab's«, erwiderte der Troll einfach. »Ich wußte, daß es etwas von Vertrautheit hatte. Aber es gab eine Verwirrung der Sprache. Sie übersetzen es unterschiedlich, verstehst du?«

Er sprang auf die Füße und trabte zu seinem Rucksack hinüber. Ein paar seiner Gefährten blickten auf. Einer wollte etwas sagen, brach jedoch sofort ab, abgeschreckt von Binabiks starrem Ausdruck. Gleich darauf kam der kleine Mann mit einem Arm voll neuer Schriftrollen zurück.

»Was geht hier eigentlich vor?« erkundigte sich Simon.

»Es war die Sprache – die Unterschiedlichkeit der Zungen. Du hast vom ›Stein des Abschieds‹ gesprochen.«

»So habe ich es von Geloë«, verteidigte sich Simon.

»Natürlich. Aber Ookequks Schriftrollen sind nicht in der Sprache, die du und ich jetzt sprechen. Manche sind Kopien aus dem ursprünglichen Nabbanai, manche in der Zunge der Qanuc und einige wenige in der echten Sithisprache. Ich habe den ›Stein des Abschieds‹ gesucht, aber in der Sithisprache würde er ›Lebewohl-Stein‹ heißen – nur ein kleiner Unterschied, aber einer, der das Herausfinden sehr anders macht. Nun warte.«

Er fing an, eilig in den Schriftrollen zu lesen. Seine Lippen bewegten

sich, während er der Bewegung seiner kurzen Finger von einer Zeile zur nächsten folgte. Sisqi kam wieder und brachte zwei Schalen Suppe. Eine stellte sie neben Binabik, der so beschäftigt war, daß er nur ein dankbares Nicken zustande brachte. Die andere Schale bot sie Simon an. Weil er nicht wußte, was er sonst tun sollte, verneigte er sich, als er sie ihr abnahm.

»Danke«, sagte er und fragte sich, ob er sie bei ihrem Namen nennen sollte.

Sisqi wollte etwas antworten, hielt dann aber inne, als fielen ihr die passenden Worte nicht ein. Sekundenlang begegneten sich ihr und Simons Blick, als wollten sie Freundschaft schließen und könnten es nicht, weil sie nicht miteinander reden konnten. Endlich erwiderte Sisqi die Verneigung und setzte sich dann dicht neben Binabik, dem sie eine leise Frage stellte.

»*Chash*«, antwortete er, »das ist richtig«, verstummte dann wieder und setzte seine Suche fort. »Hoho!« rief er nach einer Weile und schlug sich klatschend auf das lederbekleidete Bein. »Das ist die Antwort! Wir haben es gefunden!«

»Was?« Simon beugte sich näher. Die Schriftrolle war voll von seltsamen Markierungen, kleinen Zeichnungen wie Vogelfüße und Schneckenspuren. Binabik deutete auf eines der Symbole, ein Viereck mit abgerundeten Ecken, das innen von Punkten und Strichen wimmelte.

»*Sesuad'ra*«, wisperte der Kleine und dehnte das Wort, als prüfe er feines Tuch. »*Sesuad'ra* – Lebewohl-Stein. Oder, wie Geloë es ausdrückte, Stein des Abschieds. Ein Sithiding ist es, ganz wie ich dachte.«

»Aber *was* ist es?« Simon starrte auf die Runen und konnte sich nicht vorstellen, daß sie für ihn einen Sinn ergeben sollten wie Westerlingschrift.

Binabik spähte mit schmalen Augen auf die Rolle. »Es ist der Ort, so heißt es hier, an dem der Bund gebrochen wurde, als die Zida'ya und die Hikeda'ya – Sithi und Nornen – sich teilten, um getrennte Wege zu gehen. Es ist ein Ort der Macht und des großen Leids.«

»Aber *wo* ist es? Wie können wir dorthin gehen, wenn wir nicht wissen, wo es sich befindet?«

»Es war einst Teil von Enki-e-Shao'saye, der Sommerstadt der Sithi.«

»Jiriki hat mir davon erzählt«, rief Simon in plötzlicher Erregung. »Er zeigte es mir im Spiegel. Dem Spiegel, den er mir geschenkt hat. Vielleicht finden wir es darin!« Er wühlte in einem Rucksack und suchte Jirikis Gabe.

»Unnötig, Simon, unnötig!« lachte Binabik. »Ein Narr wäre ich fürwahr

– und der schlechteste Lehrling, den Ookequk je hätte haben können –, wüßte ich nichts von *Enki-e-Shao'saye*. Eine der Neun Städte war es, reich an Schönheit und alten Lehren.«

»Dann weißt du also, wo der Stein des Abschieds liegt?«

»*Enki-e-Shao'saye* stand am südöstlichen Rand des großen Waldes Aldheorte.« Binabik runzelte die Stirn. »Das ist, offensichtlich, nicht nahe von hier. Viele Reisewochen werden wir haben. Die Stadt erhob sich auf der uns entgegengesetzten Seite des Waldes, über dem flachen Land der Hoch-Thrithinge.« Seine Züge hellten sich auf. »Aber wir kennen nun unser Ziel. Das ist gut. *Sesuad'ra*.«

Er ließ das Wort nachdenklich auf der Zunge zergehen. »Ich habe es niemals gesehen, aber Worte von Ookequk kommen in mein Gedächtnis. Es ist ein seltsamer und furchtbarer Ort, sagt die Legende.«

»Dann frage ich mich, wieso Geloë ihn ausgesucht hat«, meinte Simon.

»Vielleicht gab es nichts anderes, das sie wählen konnte.«

Binabik widmete sich seiner kalten Suppe.

Die Widder, durchaus verständlich, mochten es gar nicht, daß Qantaqa hinter ihnen hertrabte. Selbst nach mehreren Tagen versetzte sie der Wolfsgeruch noch in größte Unruhe. Darum ritt Binabik auch weiterhin vor den anderen her. Geschickt suchte sich Qantaqa ihren Weg über die schmalen, steilen Pfade, und die Widderreiter folgten ihr. Sie sangen oder sprachen leise miteinander, mit gedämpfter Stimme, um Makuhkuya, die Lawinengöttin, nicht aufzuwecken. Simon, Haestan und Sludig bildeten die Nachhut und bemühten sich, nicht in die tiefen Hufspuren zu treten, damit der Schnee nicht über den Rand ihrer gut eingeölten Stiefel drang.

War der Mintahoq gerundet gewesen wie ein von der Last der Jahre gebeugter Greis, bestand der Sikkihoq ganz aus Ecken und steilen Kanten. Die Trollpfade klebten am Rücken des Berges, wanden sich weit nach außen, um vereiste Felssäulen zu umrunden, tauchten vom Sonnenlicht in den Bergschatten ein oder folgten dem Innenrand einer senkrechten Spalte, die auf der anderen Seite des Pfades in Nebel und Schnee versank.

Stunde um Stunde stapften sie so die engen Steige hinunter. Simon, der sich immer wieder den wirbelnden Schnee aus den Augen wischen mußte, ertappte sich dabei, daß er betete, sie möchten nur bald unten ankommen. Ob seine Kräfte nun wiederkehrten oder nicht – für ein Leben im Gebirge war er nicht geschaffen. Die dünne Luft tat seinen Lungen weh und machte seine Beine schwer und schwach wie mit Wasser vollgesogene Brotlaibe. Als er am Ende des Tages zu schlafen Versuchte, waren alle Muskeln so

schmerzhaft verspannt, daß sie beinahe zu summen schienen.

Allein schon die Höhe, in der sie wanderten, beunruhigte ihn. Er hatte sich stets für einen furchtlosen Kletterer gehalten, aber das war damals, bevor er den Hochhorst verlassen hatte und in die weite Welt gezogen war. Jetzt fiel es ihm erheblich leichter, starr auf die Rückseite von Sludigs sich hebenden und wieder senkenden braunen Stiefeln zu blicken, als sich umzuschauen. Richtete er die Augen auf die überhängenden Steinmassen über oder auf die leeren Tiefen unter sich, so hatte er Schwierigkeiten, sich auch nur an ebenen Boden zu erinnern. Irgendwo, so rief er sich ins Gedächtnis zurück, gab es Orte, an denen man sich umdrehen und in jeder beliebigen Richtung weitergehen konnte, ohne einen tödlichen Sturz zu riskieren. Er hatte an einem solchen Ort gelebt, also mußte es sie noch geben. Irgendwo lag wie ein dicker Teppich Meile um flache Meile und wartete auf Simons Füße.

Sie hatten an einer breiteren Stelle haltgemacht, um zu rasten. Simon half Haestan, den Rucksack abzunehmen, und sah zu, wie der Wachsoldat auf einem schneefeuchten Stein niedersank; er atmete so schwer, daß ihn bald ein feuchter Nebel umgab. Einen Augenblick streifte Haestan die Kapuze herunter, erschauerte jedoch, als der Höhenwind ihn erfaßte. Schnell zog er die Kapuze wieder über den Kopf. In seinem dunklen Bart glitzerten Eiskristalle.

»Kalt, Junge«, meinte er. »Bitter.« Er sah auf einmal alt aus.

»Hast du eigentlich eine Familie, Haestan?« fragte Simon unvermittelt.

Der Wachsoldat schwieg einen Moment verblüfft und lachte dann. »So ungefähr. Ich hab eine Frau, eine Ehefrau, aber nichts Kleines. Erster Säugling starb, danach kam dann nichts mehr. Hab sie seit vor dem Winter nicht mehr gesehen.« Er schüttelte den Kopf. »Ist aber in Sicherheit. Ging nach Hewenshire zu ihren Leuten – hab ihr gesagt, Naglimund wär jetzt zu gefährlich, kurz vor einem Krieg.« Er runzelte die Stirn. »Wenn deine Zauberfrau recht hat, ist der Krieg schon vorbei, und Prinz Josua hat ihn verloren.«

»Aber Geloë sagt, er sei entkommen«, wandte Simon hastig ein.

»Aye, das ist immerhin was.«

Eine Weile hockten sie schweigend da und lauschten dem Wind in den Felsen. Simon sah auf das Schwert *Dorn*, das oben auf Haestans Rucksack lag, schwarzglänzend, übersät mit schmelzenden Schneeflocken. »Ist dir das Schwert zu schwer? Ich könnte es eine Weile tragen.«

Haestan musterte ihn kurz und grinste. »Mächtig gern, Simon. Du soll-

test sowieso ein Schwert haben, wo du doch den ersten Männerbart trägst und so weiter. Bloß kann man schwer sagen, ob dieses Ding hier als Schwert wirklich zu etwas nütze ist, wenn du weißt, was ich meine.«

»Ich weiß. Ich weiß, wie es sich verändert.« Er erinnerte sich an *Dorn* in seinen Händen. Zuerst war es kalt gewesen und schwer wie ein Amboß. Dann, als er kampfbereit am Klippenrand stand und dem Drachen in die milchigblauen Augen starrte, war es leicht geworden wie ein Birkenstab. Die glänzende Klinge war wie von einem Geist erfüllt gewesen, war, als atme sie. »Es ist fast so, als würde es leben. Wie ein Tier oder so. Ist es jetzt schwer zu tragen?«

Haestan schüttelte den Kopf und schaute nach oben in das Schneegestöber. »Nein, Junge. Scheint dorthin zu wollen, wo wir auch hingehen. Denkt vielleicht, es kommt nach Hause.«

Simon lächelte, als er sie beide über das Schwert reden hörte wie über einen Hund oder ein Pferd. Und doch umgab die Waffe eine unbestreitbare Spannung, wie eine Spinne, die reglos in ihrem Netz hängt, oder ein Fisch, der über der kalten Dunkelheit eines Flußgrundes steht. Wieder warf Simon einen Blick darauf. Wenn das Schwert wirklich lebendig war, so war es ein Geschöpf der Wildheit. Seine Schwärze verschlang das Licht und ließ nur einen mageren Rest Spiegelung übrig, funkelnde Krumen im Bart eines Geizhalses. Ein wildes Geschöpf, ein dunkles Geschöpf.

»Es geht dorthin, wohin wir auch gehen«, sagte Simon und überlegte einen Augenblick. »Aber das ist nicht Zuhause. Nicht mein Zuhause.«

Nachts lag Simon in einer engen Höhle, kaum mehr als ein Ritz im muskulösen Steinrücken des Sikkihoq, und träumte von einem Wandteppich. Es war ein Teppich, der sich bewegte, und er hing an einer Wand aus vollständiger Schwärze. Wie die frommen Bilder in der Kapelle des Hochhorstes zeigte er einen gewaltigen Baum, der die Arme zum Himmel erhob. Der Baum war weiß und glatt wie Harcha-Marmor. Prinz Josua hing an ihm, kopfüber wie der leidende Usires Ädon selbst.

Vor Josua stand eine Schattengestalt, die mit einem großen, grauen Hammer Nägel in ihn schlug. Josua sprach nicht und schrie nicht auf, aber seine Anhänger, überall ringsum, stöhnten. Die Augen des Prinzen waren groß in geduldigem Leid, wie im geschnitzten Gesicht des Usires, das an der Wand von Simons Knabenheimat im Dienstbotenflügel des Hochhorsts gehangen hatte.

Simon konnte den Anblick nicht länger ertragen. Er drang in den Wandteppich ein und rannte auf die Schattengestalt zu. Im Rennen merkte er,

daß etwas Gewichtiges von seiner Hand herunterhing. Er hob den Arm, um es zu schwingen, aber das finstere Wesen griff nach ihm, packte seine Hand und entriß ihm die Waffe. Er hatte einen schwarzen Hammer umklammert. Abgesehen von der Farbe glich er dem grauen Hammer aufs Haar.

»*Besser*«, sagte das Wesen. Es schwang den Ebenholzhammer mit der anderen Schattenhand und begann von neuem Nägel einzuschlagen. Dieses Mal schrie Josua bei jedem Hieb, schrie und schrie …

… Simon erwachte und fand sich zitternd in der Dunkelheit, umgeben vom rauhen Atmen seiner Reisegefährten, das mit dem Stöhnen des Windes wetteiferte, der suchend durch die Gebirgspässe vor der Höhle strich. Simon wollte Binabik wecken, oder Haestan oder Sludig, irgend jemanden, der in seiner Sprache mit ihm reden konnte; aber in der Finsternis konnte er sie nicht entdecken und wußte trotz seiner Angst, daß er die anderen nicht aufwecken und erschrecken durfte.

So legte er sich wieder hin und horchte auf den summenden Wind. Er fürchtete sich, wieder einzuschlafen, fürchtete sich, noch einmal die schrecklichen Schreie zu hören. Mühsam versuchte er, im Dunkeln zu sehen, nur um zu wissen, daß seine Augen offen waren, aber er nahm nichts wahr.

Eine Weile bevor das Licht zurückkehrte, überwand die Erschöpfung seinen Kopf voller Sorgen, und endlich schlummerte er doch noch ein. Wenn ihn weitere Träume quälten, so wußte er jedenfalls nichts mehr davon, als er aufwachte.

Drei weitere Tage auf Stegen, so schmal, daß den Wanderern das Herz zu Eis gefror. Dann hatten sie die Höhen des Sikkihoq hinter sich gebracht. Auf dem Kamm des Berges brauchten sie nicht länger im Gänsemarsch zu gehen, und als sie weiter unten ein breites Plateau aus schneebesprenkeltem Granit erreichten, machten sie halt, um zu feiern. Für eine seltene Stunde schien die Nachmittagssonne. Das Licht hatte das Spinngewebe der Wolken durchbrochen, und der Wind schien ausnahmsweise verspielt zu sein und nicht wie ein Raubtier.

Binabik ritt auf Qantaqa voraus, um das Gelände zu erkunden. Dann ließ er die Wölfin zum Jagen frei. Sogleich war sie in einem Gewirr weiß ummantelter Felsblöcke verschwunden. Binabik ging zurück zu den übrigen, ein breites Lächeln im Gesicht.

»Es ist gut, eine Weile von den Klippen herunterzukommen«, meinte er und setzte sich neben Simon, der seine Stiefel abgestreift hatte und das

Blut in seine weißen Zehen zurückrieb. »Man hat wenig Zeit, an etwas anderes zu denken, wenn man auf solch engen und gefährlichen Pfaden reitet.«

»Oder läuft«, erwiderte Simon und betrachtete kritisch seine Zehen.

»Oder läuft«, stimmte Binabik zu. »Ich werde in einem Augenblick zurück sein.« Der kleine Mann stand auf und ging über den sanftgewölbten Fels dorthin, wo der größte Teil der Trolle im Kreis auf dem Boden saß. Sie ließen einen Trinkschlauch kreisen. Mehrere hatten die Jacken ausgezogen und setzten den nackten Oberkörper dem matten Sonnenlicht aus. Ihre braune Haut quoll über von eintätowierten Vögeln, Bären und geschmeidigen Fischen. Die Widder waren abgesattelt und losgelassen worden, um das magere Futter abzugrasen, das sie hier finden konnten – Moose und Klumpen von struppigem Buschwerk, das in den Felsspalten Wurzeln geschlagen hatte. Einer der Trollmänner wachte als Hirte über sie, schien allerdings mit dem Herzen nicht recht bei der Sache zu sein. Unzufrieden stocherte er mit seinem Krummspeer auf dem Boden herum und sah zu, wie der Schlauch von einem zum ändern wanderte. Einer seiner Kameraden deutete auf ihn und lachte über seinen Kummer, stapfte dann aber endlich zu ihm hinüber und teilte den Schlauch mit ihm.

Binabik trat zu Sisqi, die bei einigen anderen Jägerinnen saß. Er bückte sich und sagte etwas zu ihr, dann rieb er sein Gesicht an ihrem. Sie schob ihn lachend fort, bekam jedoch rote Wangen, Simon, der sie beobachtete, empfand einen leisen Anflug von Eifersucht auf das Glück seines Freundes, schluckte ihn aber hinunter. Vielleicht würde er eines Tages auch jemanden finden. Traurig dachte er an Prinzessin Miriamel, die so turmhoch über jedem Küchenjungen stand. Nichtsdestoweniger war sie nur ein Mädchen wie die, mit denen Simon einst auf dem Hochhorst ungeschickt Gespräche geführt hatte – in einer Zeit, die ihm unendlich lange he schien. Als er und Miriamel Seite an Seite vor der Brücke von *Da'ai Chikiza* oder vor dem Riesen gestanden hatten, hatte es keinen Unterschied zwischen ihnen gegeben. Sie waren Freunde gewesen, die sich gemeinsam und gleichberechtigt einer Gefahr stellten.

*Aber damals wußte ich auch noch nicht, daß sie über mir stand, jetzt weiß ich es, und darum ist alles anders. Aber wieso? Bin ich ein anderer? Ist sie eine andere? Eigentlich doch nicht. Und sie hat mich geküßt! Und das war, als sie schon längst wieder die Prinzessin war!*

Er fühlte eine sonderbare Mischung von Hochgefühl und Ohnmacht. Wer konnte überhaupt entscheiden, was recht war? Die Weltordnung

schien im Begriff, sich zu verändern, und wo stand ein Gesetz geschrieben, nach dem ein heldenmutiger Küchenjunge nicht stolz vor eine Prinzessin treten konnte – die schließlich mit ihrem Vater, dem König, in Fehde lag?

Es folgte ein Augenblick großartiger Tagträume. Simon malte sich aus, wie er als Held in eine große Stadt einzog, auf stolzem Roß, vor sich gezückt das Schwert *Dorn*, wie er es einmal auf einem Bild des Ritters Camaris gesehen hatte. Irgendwo, das wußte er, sah Miriamel ihm voller Bewunderung zu. Der Tagtraum platzte, als er sich plötzlich fragte, in welche Stadt er denn so heroisch einreiten wollte. Naglimund, Geloë hatte es gesagt, war gefallen. Der Hochhorst, Simons einziges Zuhause, war ihm für immer verwehrt. Das Schwert *Dorn* gehörte ihm ebensowenig, wie Simon selbst Herr Camaris war, der berühmteste Träger der Klinge. Und das Wichtigste, erkannte er und starrte seine mit Blasen bedeckten Fersen an, war, daß er überhaupt kein Pferd besaß.

»Hier, Simon-Freund«, sagte Binabik und weckte ihn aus seinen schmerzlichen Träumen. »Ich habe dir einen Schluck Jagdwein gebracht.« Er hielt einen Lederschlauch in die Höhe, kleiner als der andere, der drüben im Kreis herumging.

»Ich habe schon davon getrunken«, antwortete Simon und schnüffelte mißtrauisch. »Es schmeckte wie – also Haestan hat gesagt, es schmeckt wie Pferdepisse, und ich finde, er hat recht.«

»Ach? Mich dünkt, Haestan hat seine Ansicht über Kangkang inzwischen geändert.« Binabik lachte und wies mit dem Kopf nach dem Kreis der Trinker. Der Erkynländer und Sludig hatten sich zu den Trollen gesellt; gerade nahm Haestan einen herzhaften Zug aus dem Schlauch. »Aber das hier ist kein Kangkang«, erläuterte Binabik und drückte Simon den Schlauch in die Hand. »Es ist Jagdwein. Den Männern meines Volkes ist es nicht gestattet, ihn zu trinken – außer solchen wie mir, die manchmal aus heilkundlichen Gründen davon Gebrauch machen. Unsere Jägerinnen trinken ihn, wenn sie die ganze Nacht fern von den Höhlen bleiben und sich wachhalten müssen. Er ist besonders gut für müde und schmerzende Gliedmaßen und ähnliches.«

»Mir geht es großartig«, bemerkte Simon und betrachtete den Trinkschlauch bedenklich.

»Das ist nicht der Sinn meiner Gabe.« Binabik wurde allmählich ärgerlich. »Sei verständnisvoll! Es ist selten, daß jemand von diesem Jagdwein trinken darf. Wir sitzen jetzt hier zusammen und feiern unser Glück, weil wir eine schwierige Reise ohne Verluste und Verwundungen hinter uns

gebracht haben. Wir feiern ein kleines Stück Sonne und hoffen auf ein wenig Glück für den Rest unseres Weges. Außerdem ist es eine Art Geschenk, Simon. Sisqinanamook möchte es dir geben.«

Simon sah zu der Trolljungfrau hinüber, die sich lachend mit den anderen Jägerinnen unterhielt. Sie lächelte und hob wie grüßend den Speer.

»Das tut mir leid«, sagte Simon. »Ich hatte dich nicht richtig verstanden.« Er hob den Schlauch und trank. Die süße, ölige Flüssigkeit rollte durch seine Kehle. Er hustete und spürte gleich darauf ihre beruhigende Wärme im Magen. Er nahm einen zweiten Schluck und behielt ein wenig davon im Mund, um festzustellen, woran ihn der Geschmack erinnerte. »Woraus besteht er?« fragte er.

»Beeren von den Almen am Blauschlammsee, wohin meine Stammesgenossen bald ziehen werden. Beeren und Zähne.«

Simon wußte nicht, ob er richtig gehört hatte. »Beeren und was?«

»Zähne.« Binabik grinste und zeigte die eigenen gelben Beißer »Schneebärenzähne. Zu Pulver zermahlen natürlich. Um Kraft und Ruhe für die Jagd zu gewinnen.«

»Zähne…« Simon erinnerte sich daran, daß es sich hier um ein Geschenk handelte, und dachte einen Augenblick nach, ehe er weiterredete. Eigentlich gab es ja auch an Zähnen nichts auszusetzen; er hatte selbst den ganzen Mund voll davon. Der Jagdwein schmeckte ganz und gar nicht schlecht und erzeugte ein tröstliches Prickeln im Bauch. Er hob den Schlauch vorsichtig an und nahm einen letzten Zug. »Beeren und Zähne«, meinte er und reichte den Schlauch zurück. »Sehr gut. Wie heißt ›danke‹ auf Qanuc?«

Binabik sagte es ihm.

»*Guyop!*« rief Simon zu Sisqi hinüber, die lächelnd mit dem Kopf nickte, während ihre Gefährtinnen von neuem in schrilles Gelächter ausbrachen und die Gesichter im Pelz ihrer Kapuzen versteckten.

Eine Weile saßen Simon und Binabik still nebeneinander und genossen die Wärme. Simon fühlte, wie der Jagdwein angenehm durch seine Adern floß, so daß selbst die einschüchternden unteren Hänge des Sikkihoq, die noch vor ihnen lagen, einen freundlichen Eindruck machten. Unten verlor sich der Berg in einer zerknitterten Steppdecke schneebedeckter Hügel, die an seinem Fuß in die Einförmigkeit der Öde überging, aus der nur wenige Bäume hervorragten wie Stacheln.

Als Simon sich umdrehte, um die Gegend zu inspizieren, fiel ihm der Namyet, ein Nachbarberg des Sikkihoq, ins Auge, der in der flüchtigen

Klarheit des hellen Nachmittags nur einen Steinwurf von seiner linken Seite entfernt zu sein schien. Seine Flanken trugen Falten mit langen, blauen, senkrechten Schatten. Der weiße Gipfel funkelte in der Sonne.

»Leben dort auch Trolle?« fragte Simon.

Binabik sah auf und nickte. »Auch Namyet ist einer der Yiqanuc-Berge. Mintahoq, Chugik, Tutusik, Rinsenatuq, Sikkihoq und Namyet, Yamok und die Huudika, die Grauen Schwestern – das alles ist Troll-Land. Yamok, was soviel wie Kleines Näschen bedeutet, ist der Ort, an dem meine Eltern starben. Das ist er, dort hinter dem Namyet, siehst du?« Er deutete auf eine unbestimmte eckige Masse, deren Umrisse die Sonne nachzeichnete.

»Wie sind sie gestorben?«

»Im Drachenschnee, wie es bei uns auf dem Dach der Welt heißt – Schnee, der an der Oberfläche gefriert und dann ohne Vorwarnung auseinander bricht, wie Kiefer, die zuschnappen. Wie zusammenklappende Drachenkiefer. Du kennst das.«

Simon scharrte mit einem Stein über den Boden, blickte dann auf und spähte nach dem schwachen Umriß des Yamok im Osten. »Hast du geweint?«

»Mit Gewißheit – aber an meinem eigenen, geheimen Ort. Und du aber nein, du hattest nicht die Bekanntschaft deiner Eltern, ist es nicht so?«

»Nein. Doktor Morgenes erzählte mir von ihnen. Mein Vater war ein Fischer und meine Mutter eine Kammermagd.«

Binabik lächelte. »Arme, aber ehrenwerte Vorfahren. Wer könnte mehr verlangen, wenn man einen Punkt sucht, der einem einen Anfang gibt? Wer möchte schon in die engen Schranken königlichen Blutes hineingeboren werden? Wer kann hoffen, sein wahres Ich zu finden, wenn alles ringsum Kniebeugen und Kratzfüße macht?«

Simon dachte an Miriamel und sogar an Binabiks Verlobte Sisqinanamook, gab jedoch keine Antwort.

Nach einer Weile streckte sich der Troll und zog seinen Rucksack näher heran. Er wühlte kurze Zeit darin herum und förderte dann einen klappernden Lederbeutel zutage. »Meine Wurfknöchel«, erklärte er und schüttelte sie vorsichtig auf einen Stein. »Wir wollen sehen, ob sie jetzt ein wahrhaftigerer Führer sind als bei der letzten Befragung.« Er begann leise vor sich hin zu summen, während er sie aufnahm. Lange Augenblicke hielt er die Handvoll Knochen vor sich hin, die Lider konzentriert geschlossen, ein Lied murmelnd. Endlich ließ er die Knöchel auf den Boden fallen. Simon

konnte in dem Durcheinander kein Muster erkennen.

»Steinkreis«, sagte Binabik so gelassen, als stünde das Wort auf der vergilbten Glätte der Knochen geschrieben. »Das ist sozusagen der Ort, an dem wir uns befinden. Ich denke, es bedeutet eine Ratsversammlung. Wir suchen nach Weisheit, nach Hilfe auf unserer Reise.«

»Die Knochen, die du um Hilfe bittest, sagen dir, daß du Hilfe brauchst?« knurrte Simon. »Das ist weiter kein Kunststück.«

»Schweig, törichter Tiefländer«, schalt Binabik mit spöttischem Ernst. »Es ist mehr an den Knochen, als du begreifst. Sie sind nicht so einfach zu lesen.« Wieder summte er und warf die Knöchel. »*Fackel im Höhleneingang*«, erklärte er und warf, ohne sich mit einer Erklärung aufzuhalten, ein drittes Mal. »*Die schwarze Spalte.* Das ist erst das zweite Mal in meinem Leben, daß ich diese Zusammenstellung gesehen habe, und beide Male in der Zeit, seitdem wir zusammen sind. Es ist ein unheilverkündender Wurf.«

»Bitte erklären«, bat Simon. Er zog seine Stiefel wieder an und wackelte prüfend mit den Zehen.

»Der zweite Wurf, *Fackel im Höhleneingang*, bedeutet, daß wir an dem Ort, zu dem wir gehen, etwas für uns Vorteilhaftes suchen müssen – der Ort dürfte *Sesuad'ra* sein, Geloës Stein des Abschieds. Das beweist noch nicht, daß wir dort Glück haben werden, aber es ist eine Chance für uns. Von der *schwarzen Spalte*, dem letzten Wurf, habe ich dir früher schon erzählt. Der dritte Wurf ist immer das, wovor man sich fürchten muß, oder etwas, auf das wir achten sollten. Die *schwarze Spalte* ist ein seltsames, seltenes Muster, das Verrat verkünden kann, oder etwas, das aus dem *Anderswo* kommt…« Er brach ab, starrte abwesend auf die verstreuten Knochen und fegte sie dann zurück in den Beutel.

»Und was bedeutet nun das Ganze?«

»Ach, Simon-Freund«, seufzte der Troll, »die Knochen antworten nicht einfach auf Fragen, selbst in den günstigsten Momenten nicht. In einer unruhigen Stunde wie dieser wird das Verstehen noch schwieriger. Dieses ist seit langem das erste Werfen, bei dem mir der *Pfad im Schatten* nicht untergekommen ist, und doch kann ich mir nicht denken, daß unser Pfad nun weniger überschattet ist. Darin, siehst du, liegt die Gefahr eines Versuchs, einfache Antworten aus den Knochen herauszulesen.«

Simon stand auf. »Ich begreife nicht viel von dem, was du da sagst, aber ich wünschte, wir *hätten* ein paar einfache Antworten. Es würde alles viel leichter machen.«

Binabik lächelte. Einer seiner Stammesgenossen kam auf sie zu.

»Einfache Antworten auf die Fragen des Lebens. Das wäre Zauberei jenseits allen Zaubers, den ich je gesehen habe.«

Der neue Troll, ein stämmiger Hirte mit buschigem Bart, den Binabik als Snenneq vorstellte, warf Simon von unten her einen mißtrauischen Blick zu, als ob schon dessen bloße Länge eine Beleidigung für Wesen von gehobenen Umgangsformen wäre. Er sprach kurze Zeit in aufgeregtem Qanuc mit Binabik und trottete dann wieder fort. Binabik sprang auf und pfiff nach Qantaqa.

»Snenneq sagt, die Widder benähmen sich unruhig«, erläuterte er. »Er wollte wissen, wo Qantaqa sei und ob sie hinter ihren Reittieren herschliche.« Gleich darauf erschien, eine halbe Achtelmeile entfernt, auf einer Felsklippe die graue Gestalt der Wölfin mit fragend schiefgelegtem Kopf. »Sie steht von uns aus gesehen gegen den Wind«, meinte der kleine Mann kopfschüttelnd. »Wenn die Widder verstört sind, dann liegt es nicht an Qantaqas Geruch.«

Qantaqa sprang von dem Felsvorsprung herunter und war kurze Zeit später an der Seite ihres Herren. Sie stieß ihn mit dem großen, breiten Kopf in die Rippen.

»Sie scheint selbst beunruhigt«, erklärte Binabik. Er kniete nieder, um die Wölfin am Bauch zu kraulen, wobei sein Arm bis zur Schulter in ihrem dicken Pelz verschwand. Tatsächlich machte Qantaqa einen zerstreuten Eindruck und blieb nur einen kurzen Augenblick still stehen, bevor sie die Schnauze in den Wind reckte. Ihre Ohren flatterten wie die Schwingen eines landenden Vogels. Sie stieß ein tiefes, grollendes Knurren aus und stieß dann erneut Binabik mit dem Kopf an. »Aha«, sagte er. »Vielleicht ein Schneebär. Dies muß für sie eine Jahreszeit des Hungerns sein. Wir sollten tiefer hinabsteigen – vielleicht befinden wir uns weniger in Gefahr, wenn wir die Höhen des Sikkihoqs verlassen.« Er rief Snenneq und den Rest seiner Schar. Sofort begannen sie, das improvisierte Lager abzubauen, die Widder wieder aufzusatteln und Trinkschläuche und Eßwaren zu verstauen.

Auch Sludig und Haestan kamen. »Ho, Bursche«, sagte Haestan zu Simon, »zurück auf Schusters Rappen. Jetzt weißt du, wie Soldatenleben aussieht. Marsch, marsch, bis die Füße erfrieren und die Lungen schlappmachen.«

»Ich wollte ja auch nie zu den Fußtruppen«, versetzte Simon und lud sich sein Gepäck auf. Das freundliche Wetter war nicht von Dauer.

Als sie abends am Rande des langgestreckten, flachen Plateaus ein neues Lager aufschlugen, waren die Sterne verschwunden. Die Kochfeuer der Reisegesellschaft waren das einzige Licht unter einem wilden Himmel voller Schnee.

Die Dämmerung hellte den dunklen Horizont zu einem Steingrau auf, das den Granit unter ihren Füßen auf seltsame Weise spiegelte. Vorsichtig stiegen die Wanderer von dem Felsplateau hinunter und betraten ein neues Netz schmaler Steige, das in steilen Serpentinen kreuz und quer den Berg überzog. Gegen Mittag hatten sie wieder eine vergleichsweise ebene Stelle erreicht, eine lange, abfallende Geröllhalde, einen gewaltigen Abfallhaufen von Felsblöcken und kleinerem Gestein, die ein urzeitlicher Gletscher im Vorbeifließen zurückgelassen hatte. Der Untergrund war trügerisch; selbst die Widder mußten sich achtsam ihren Weg suchen und sprangen dabei ab und zu lieber von einem großen Stein zum anderen, als über das lose Geröll zu laufen. Simon, Haestan und Sludig bildeten auch heute den Schluß. Unter ihren schlurfenden Schritten lösten sich gelegentlich faustgroße Steine, die dann den Abhang hinunterpurzelten und die gesattelten Widder zu Blöklauten und empörten Blicken veranlaßten. Diese Art Gelände war auch für Knie und Knöchel beschwerlich. Sie waren erst ein kleines Stück den Hang hinabgeklettert, als Simon und seine Gefährten stehenblieben, um ihre Stiefel mit Lumpen zu umwickeln, damit sie besseren Halt fänden.

Ringsum wirbelte der Schnee, keine dichten Flocken, aber ausreichend, die Spitzen der größeren Felsen mit blassem Puder zu bestäuben und die Spalten zwischen den kleineren aufzufüllen wie mit Mörtel. Als Simon zurückblickte, den langgestreckten, unordentlichen Hang hinauf, türmten sich die Höhen des Sikkihoq in Nebel und Windböen vor ihm auf wie ein dunkler Schatten in einer Türöffnung. Simon war erstaunt, wie weit sie schon gekommen waren, aber als er sich dann wieder umdrehte, war er ebenso entmutigt, denn er sah, wie lang der Abstieg war, den sie noch hinter sich bringen mußten, bevor ihnen danach die zweifelhaften Annehmlichkeiten der darunterliegenden Ode zuteil wurden.

Haestan bemerkte seinen Gesichtsausdruck und bot ihm den mit Bändern verzierten Weinschlauch an, den ihm die Trolle geschenkt hatten. »Noch zwei Tage bis zum ebenen Boden, Junge«, sagte er mit trübem Lächeln. »Trink.«

Simon wärmte sich mit einem Schluck Kangkang und gab den Schlauch dann an Sludig weiter. Sekundenlang erschien ein zahniges Grinsen im gelben Bart des Rimmersmannes, als er den Schlauch zum Mund führte.

»Gut«, meinte er. »Es ist kein Met, wie ich ihn kenne, und nicht einmal Wein aus dem Süden, aber doch entschieden besser als gar nichts.«

»Gottes Fluch, wenn das nicht die Wahrheit ist«, bekräftigte Haestan. Er nahm den Schlauch wieder an sich und tat genüßlich einen tiefen Zug, bevor er den Behälter wieder an seinen Gürtel sinken ließ. Simon kam die Stimme des Wachsoldaten ein bißchen belegt vor, und ihm wurde klar, daß Haestan schon den ganzen Tag getrunken hatte. Aber womit sollten sie auch sonst den Schmerz in den Beinen und das einförmige Wirbeln des Schnees bekämpfen? Lieber ein kleiner Rausch, damit man die Kälte nicht so spürte, als sich stundenlang elend zu fühlen. Wieder spähte Simon mit zusammengekniffenen Augen in den Graupelschnee, der ihm ins Gesicht flog. Er konnte die auf und nieder hüpfenden Gestalten der unmittelbar vor ihnen herreitenden Trolle ausmachen, aber weiter vorn gab es nur neblige Umrisse. Irgendwo noch vor dem vordersten Troll suchten Binabik und Qantaqa nach dem besten Weg aus der Geröllhalde. Der Wind trug die kehligen Rufe der Widderreiter nach hinten, unverständlich, aber sonderbar beruhigend.

Ein Stein sprang an seinem Fuß vorüber und kam ein paar Ellen weiter zum Halt. Das Singen des Windes übertönte das Geräusch seines Rollens. Simon fragte sich, was wohl passieren würde, wenn einmal ein wirklich großer Stein den Berg herunter auf sie zukam. Würden sie ihn im Aufruhr der Elemente überhaupt hören? Oder würde er plötzlich über sie kommen wie die Hand, die jäh auf eine Fliege fällt, wenn sie sich auf dem Fensterbrett sonnt? Besorgt drehte er sich um, vor seinem geistigen Auge eine riesige runde, immer größer werdende Masse, ein gewaltiger Felsblock, der alles zerquetscht, was ihm im Wege steht.

Kein großer Fels war zu sehen, aber weiter oben am Hang bewegte sich etwas. Simon starrte mit offenem Mund, für einen Augenblick unsicher, ob er infolge irgendeiner geheimnisvollen Schneeblindheit Dinge sah, die es nicht geben konnte, ungeheure Schatten, die im trügerischen Licht die Arme schwenkten wie Dreschflegel. Sludig, der Simons Blick gefolgt war, riß die Augen auf.

»*Hunen!*« schrie der Rimmersmann. »*Vaer Hunen!* Hinter uns am Hang sind Riesen!« Weiter unten, unsichtbar im Schneetreiben, wiederholte einer der Trolle mit rauhem Aufschrei Sludigs Alarm.

Verschwommene, überlange Gestalten kamen den felsübersäten Berg hinuntergelaufen. Vor ihnen her rollten losgetretene Steine und sprangen an Simon und seinen Gefährten vorüber. Die laut rufenden Trolle versuch-

ten ihre Widder herumzureißen, um sich der plötzlichen Gefahr entgegenzustellen. Die angreifenden Riesen, die den Vorteil der Überraschung verloren hatten, brüllten wortlose Herausforderungen, mit Stimmen so tief, daß sie den Berg selbst zu erschüttern schienen. Mehrere riesige Gestalten stampften durch den Nebel heran. Sie schwangen breite Keulen wie knorrige Baumäste. Die schwarzen Gesichter mit den fauchenden Mäulern sahen aus, als schwebten sie körperlos im wirbelnden Schnee, aber Simon wußte, welche Kraft diese zottigen weißen Wesen besaßen. Er erkannte das Antlitz des Todes in ihren ledrigen Masken und seinen Griff, dem niemand entgehen konnte, in den dicken Sehnen und um sich schlagenden Armen von der doppelten Länge eines Männerarms.

»Binabik!« schrie Simon gellend. »Riesen!«

Einer der *Hunen* hob im Laufen einen Felsblock vom Boden auf und schleuderte ihn den Hang hinunter. Er prallte auf und rollte weiter, abwärts polternd wie ein durchgegangener Wagen. Noch während ein Sturm von Trollspeeren durch die Luft auf die Angreifer zusauste, knirschte der Riesenstein an Simon vorbei und donnerte krachend gegen die vorderste Trollreihe. Das schrille, angstvolle Blöken der Widder und das Geheul ihrer zerschmetterten, sterbenden Reiter hallte über den nebligen Hang. Reglos und wie betäubt sah Simon zu, wie neben ihm eine turmhohe Gestalt auftauchte, die Keule nach hinten geworfen wie der gespannte Hebel eines Katapults. Als die Stange aus schwarzem Schatten herunterzischte, hörte Simon seinen Namen rufen. Dann wurde er heftig zur Seite gestoßen und fiel zwischen Steinen und Schnee flach aufs Gesicht.

Sofort war er wieder auf den Füßen und stolperte durch den Dunst auf die brüllenden, verzerrten Gestalten der Kämpfenden zu. *Hunen* ragten plötzlich auf und verschwanden wieder, Schatten, die nach ihm griffen und manchmal im Schneegestöber fast unsichtbar waren.

In Simons Kopf schrie eine hysterische, angstvolle Stimme ihn an, er solle fliehen, sich verstecken; aber sie klang nur gedämpft, als sei sein Kopf mit Daunenkissen gepolstert. An seinen Händen war Blut, wessen, das wußte er nicht. Geistesabwesend wischte er es am Hemd ab, bückte sich dann und zog sein Qanucmesser aus der Scheide. Das Gebrüll ertönte jetzt von allen Seiten.

Eine Gruppe von Trollen hatte die Speere eingelegt und spornte ihre Widder bergan. Ihr röhrendes Ziel schlug mit dem zottigen, baumstammdicken Arm um sich und warf die vordersten Trolle aus dem Sattel. Männer und Reittiere flogen in blutigem Gewirr zu Tal und stürzten am Ende

ihrer Bahn in knochenlosem Halt übereinander; aber ihre Kameraden hinter ihnen rammten ein halbes Dutzend Speere ins Ziel, daß der bedrängte Riese hustete, spuckte und brüllte.

Unten am Hang sah Simon Binabik. Der Troll stieg von Qantaqa, die sich sofort in die wirbelnden Schatten eines anderen Scharmützels stürzte. Binabik schob Wurfpfeile in das hohle Stück seines Wanderstabes – Simon wußte, daß es Pfeile mit giftgeschwärzten Spitzen waren. Doch bevor der Junge auch nur einen Schritt auf seinen Freund zu machen konnte, stieß eine neue Gestalt ihn heftig an und fiel dann vor seinen Füßen zur Erde.

Es war Haestan, der da mit dem Gesicht nach unten auf den Steinen lag, und das Schwert *Dorn* hing noch immer an seinem Rucksack. Noch während Simon dastand und ihn anstarrte, heulte etwas so laut, daß es selbst in seine betäubten Ohren und den benommenen Verstand drang. Er fuhr herum und erkannte Sludig, der sich rückwärts den unsicheren Hang hinunter zurückzog und ihm näherte. immer wieder stieß er den langen Trollspeer nach vorn, auf der Flucht vor einem Riesen, dessen Wutschreie den Himmel erbeben ließen. Der weiße Bauch und die Arme des Riesen waren mit scharlachroten Blutblumen übersät; aber auch Sludig hatte Blut verloren. Sein rechter Arm sah aus, als hätte man ihn in einen roten Farbtopf getunkt.

Simon bückte sich, packte Haestan am Mantel und schüttelte ihn. Aber der Wachsoldat lag schlaff am Boden. Simon faßte *Dorns* schwarzen Griff und zog es langsam aus der Schlinge an Haestans Rucksack. Es war kalt wie Frost und so schwer wie ein Pferdepanzer. Fluchend vor Wut und Entsetzen, versuchte er es mit aller Kraft zu heben, konnte aber die Spitze nicht vom Boden lösen. Trotz immer verzweifelterer Anstrengungen schaffte er es nicht einmal, den Griff höher als bis zum Gürtel zu bringen.

»Usires, wo bist du?« zeterte er und ließ die Klinge, schwer wie ein abgebrochenes Stück Mauerwerk, zur Erde krachen.

»Hilf mir! Was *nützt* dieses verdammte Schwert?« Wieder versuchte er es und betete, Gott möge ihm helfen; aber *Dorn* blieb liegen, seine Kraft reichte nicht aus.

»Simon!« schrie Sludig atemlos. »Flieh! Ich … kann nicht…«

Der zottige weiße Arm holte aus, und der Rimmersmann taumelte rückwärts, knapp außer Reichweite. Er öffnete den Mund, um noch einmal nach Simon zu rufen, mußte sich aber sofort zur Seite werfen, um einem von rückwärts geführten Klauengriff zu entgehen. Blut befleckte den hellen Bart des Nordländers und verklebte sein gelbes Haar. Den Helm hatte

er verloren.

Wild blickte Simon um sich. Er entdeckte einen Trollspeer, der zwischen den Felsen lag. Den raffte er auf und umkreiste damit den Riesen, dessen gerötete Augen und weitgeblähte Nüstern sich nur auf Sludig richteten. Der zottige Rücken des Ungetüms ragte vor Simon auf wie eine weiße Wand. Sofort, bevor er auch nur Zeit hatte, sich über sich selbst zu wundern, sprang Simon über die glitschigen Steine nach vorn und stieß den Speer, so hart er nur konnte, in den verfilzten Pelz. Die Wucht des Anpralls fuhr ihm den Arm hinauf, daß seine Zähne klapperten, und sekundenlang sank er kraftlos gegen den breiten Riesenrücken. Der *Hune* warf aufbrüllend den Kopf in den Nacken und schwankte nach rechts und links, während Sludig ihn mit seinem Speer von vorn angriff. Simon sah den Rimmersmann verschwinden, sah, wie sich das Ungeheuer bebend bückte und Sludig niederschlug.

Der Riese hustete Blut. Er stand vor Sludig und tastete mit der einen Hand nach seiner Keule, während er die andere auf den Magen preßte, aus dem rote Tropfen quollen. Mit einem zornigen Aufschrei, außer sich vor Wut, daß dieses entsetzliche Wesen, das bereits das eigene Leben aushauchte, noch auf Simons Freunde einschlug, packte der Junge mit einer Hand ein paar Finger voll Pelz, mit der anderen das schwankende Speerende, das im Rücken des Riesen steckte, und zog sich daran zu dessen Schulter hinauf.

Der nach nassem Fell, Moschus und faulendem Fleisch stinkende, große, bebende Leib unter ihm streckte sich. Riesige Hände mit klauenartigen Nägeln hoben sich und schlugen blind nach dem Insekt, das sich da auf ihm niedergelassen hatte. Im selben Augenblick trieb Simon den Qanucdolch bis ans Heft in den Hals des Riesen, gerade unterhalb des verzerrten Kiefers. Sofort fühlte er sich gepackt und von armgelenkdicken Fingern losgerissen.

Ein Moment der Schwerelosigkeit; der Himmel war ein zerbrochener Strudel aus Grau und Weiß und mattestem Blau. Dann kam der Aufprall.

Simon starrte auf einen runden Stein, kaum eine Handbreit von seiner Nase entfernt. Seine Glieder konnte er nicht fühlen, sein Körper war schlapp wie ein entgräteter Fisch, und er hörte auch keinen Ton außer einem schwachen Rauschen in den eigenen Ohren und dünnen Quieklauten, die vielleicht Stimmen waren. Vor ihm lag der Stein, kugelig und massiv, unbeweglich. Es war ein grauer Granitklumpen, weißgebändert, der vielleicht schon hier gelegen hatte, als die Zeit noch jung war. Es war ein ganz

gewöhnlicher Stein, nur ein Stück aus den Gebeinen der Erde, die harten Kanten geglättet von Jahrmillionen Wind und Wasser.

Simon konnte sich nicht bewegen, aber er konnte den reglosen, prachtvoll unwichtigen Stein sehen. Lange lag er so und starrte ihn an. Wo sein Körper gewesen war, spürte er nur Leere, bis der Stein selbst zu glühen begann und einen ganz schwachen, rosigen Schimmer Sonnenuntergang zurückwarf.

Endlich kamen sie ihn holen, als Sedda, der Mond, aufgegangen war und ihr blasses Gesicht durch Nebel und Dämmerung auf ihn herunterspähte. Kleine, sanfte Hände hoben ihn auf und legten ihn auf eine Decke. Sacht schwankte er dahin, während sie ihn bergab trugen und vor einem hochlodernden Feuer niedersetzten. Simon starrte in den Mond, der am Himmel höherstieg. Binabik kam und sagte mit ruhiger Stimme viele besänftigende Worte, aber seine Rede schien Simon ohne Sinn. Während andere seine Wunden verbinden halfen und ihm kühle, mit Wasser getränkte Lappen auf den Kopf legten, summte Binabik seltsame Rundgesänge und gab ihm aus einer Schale etwas Warmes zu trinken. Er hielt Simons schlaffen Kopf, und der saure Trank tröpfelte dem Jungen die Kehle hinunter. *Ich liege wohl im Sterben,* dachte Simon. Er fand einen gewissen Frieden in dieser Vorstellung. Ihm war, als hätte seine Seele den Körper bereits verlassen, denn er spürte kaum noch eine Verbindung mit dem eigenen Fleisch. *Lieber wäre es mir gewesen, wir hätten den Schnee schon hinter uns gebracht. Ich wäre gern zu Hause gewesen …*

Er dachte an eine andere Stille wie diese: den Augenblick, als er vor Igjarjuk gestanden hatte, das Schweigen, das die ganze Welt einzuhüllen schien, die zeitlose Zeit, bevor er das Schwert hatte niedersausen lassen, bevor das schwarze Blut hervorgesprungen war wie ein Brunnen.

*Aber diesmal hat mir das Schwert nicht geholfen …* Hatte er an Würdigkeit eingebüßt, nachdem er den Urmsheim verlassen hatte? Oder war *Dorn* nur einfach unbeständig wie Wind und Wetter?

Simon erinnerte sich an einen warmen Sommernachmittag zu Hause auf dem Hochhorst, als das Sonnenlicht durch die hohen Fenster von Doktor Morgenes' Wohnung gefallen war und den träge dahinschwebenden Staub glitzern ließ wie fliegende Funken.

»*Such dir nie einen Ort als Heimat aus*«, hatte der alte Mann ihm damals gesagt. »*Bau dir ein Haus in deinem eigenen Kopf. Die Einrichtung dafür wirst du schon finden – Erinnerungen, zuverlässige Freunde, Liebe zum Lernen und anderes. So wirst du deine Heimat immer bei dir haben, wohin*

*du auch reist.*«

*Ist das Sterben?* grübelte Simon. *Nach Hause gehen? Das ist nicht so schlimm.*

Wieder sang Binabik, schläfrige Töne wie rauschendes Wasser.

Simon ließ sich fallen, trieb dahin.

Als er spät am nächsten Tag erwachte, wußte er nicht gleich, ob er noch lebte. Die Überlebenden waren im Lauf des Morgens weitergezogen und hatten Simon und die anderen Verletzten in eine Höhle unter einem vorspringenden Felsen geschleppt. Beim Aufwachen sah er vor sich nur ein zum grauen Himmel offenes Loch. Es waren die am Höhleneingang vorübergleitenden, struppigen schwarzen Vögel, die ihm endlich begreiflich machten, daß er noch auf Erden weilte – die Vögel und der Schmerz in sämtlichen Gliedern.

Eine Zeitlang lag er so da und untersuchte seine Verletzungen. Nacheinander bewegte er alle Gelenke. Es tat weh, aber mit dem Schmerz kehrte auch die Beweglichkeit zurück. Er war am ganzen Leib zerschlagen, aber nicht ernstlich verletzt.

Nach einiger Zeit kam Binabik zu ihm und brachte eine neue Dosis seines Heiltranks. Der Troll selbst war auch nicht ungeschoren geblieben, wie tiefe Schnitte an Wangen und Hals bewiesen. Binabiks Gesicht war sehr ernst. Simons Wunden schien er nur flüchtig zu prüfen.

»Schlimme Schäden haben wir erlitten«, begann der Troll. »Wünschen würde ich mir, dieses nicht sagen zu müssen … aber … Haestan ist tot.«

»*Haestan?*« Simon vergaß seine schmerzenden Muskeln und fuhr auf. »Haestan?« Sein Magen schien sich umzudrehen.

Binabik nickte. »Und von meinen zwei Dutzend Gefährten sind neun getötet und sechs weitere schwer verwundet worden.«

»Was ist mit Haestan geschehen?« Simon hatte ein Gefühl der Unwirklichkeit, von dem ihm übel wurde. Wie konnte Haestan tot sein? Hatten sie nicht gerade noch miteinander gesprochen, bevor … bevor …

»Was ist mit Sludig?«

»Sludig ist verletzt, aber nur leicht. Er ist draußen bei den Männern meines Stammes; sie hacken Holz, um Feuer zu entzünden. Es ist wichtig zur Heilung der Verwundeten, verstehst du? Und Haestan…« Binabik schlug sich mit dem Handballen auf die Brust, eine Geste der Qanuc, um Böses abzuwehren, wie Simon schon gelernt hatte. Der Troll sah zutiefst unglücklich aus. »Eine der Riesenkeulen traf Haestan am Kopf. Man sagte

mir, er hätte dich aus der Gefahr gestoßen und kurz danach selbst den Tod gefunden.«

»Ach, Haestan«, stöhnte Simon. Er glaubte weinen zu müssen, aber es kamen keine Tränen. Sein Gesicht schien seltsam taub, sein Kummer sonderbar schwach. Er stützte den Kopf in die Hände. Der große Wachsoldat war so voller Leben gewesen, so herzhaft kräftig. Es war nicht recht, daß ein Dasein so schnell beendet werden konnte. Doktor Morgenes, Grimmric und Ethelbearn, An'nai und nun Haestan – alle tot, umgekommen, weil sie versucht hatten, das Rechte zu tun. Wo waren die Mächte, die diese Unschuldigen beschützten?

»Und Sisqi?« fragte der Junge, dem jäh die Trolljungfrau einfiel. Ängstlich starrte er auf Binabiks Gesicht, aber der Troll lächelte nur zerstreut.

»Sie hat es überlebt und ist kaum verletzt.«

»Können wir Haestan den Berg mit hinunternehmen? Er würde sicher nicht gern hierbleiben.«

Binabik schüttelte bedauernd den Kopf. »Wir können seinen Körper nicht tragen, Simon. Nicht mit unseren Widdern. Er war ein Mann von Größe, für unsere Reittiere zu schwer. Und wir haben noch einen gefährlichen Weg vor uns, ehe wir das Flachland erreichen. Er muß hierbleiben, aber seine Knochen werden in Ehre neben den Knochen meines Stammes liegen. Er wird bei anderen guten und tapferen Kriegern sein. Ich denke, das ist es, was er sich wünschen würde. Nun solltest du wieder schlafen – aber zuerst sind hier noch zwei, die dich sprechen möchten.«

Binabik trat zurück. Am Höhleneingang warteten Sisqi und der Hirte Snenneq. Sie kamen näher und blieben bei Simon stehen. Binabiks Verlobte redete den Jungen in der Trollsprache an. Ihre dunklen Augen waren ernst. Snenneq neben ihr schien sich unbehaglich zu fühlen und trat von einem Fuß auf den anderen.

»Sisqinanamook sagt, daß sie voller Leid ist für dich, weil du deinen Freund verloren hast. Sie sagt auch, daß du seltene Tapferkeit gezeigt hast. Nun haben alle den Mut gesehen, den du schon am Drachenberg bewiesen hast.«

Simon nickte verlegen. Snenneq räusperte sich geräuschvoll und begann ebenfalls mit einer Ansprache. Simon wartete geduldig, bis Binabik erklären konnte.

»Auch Snenneq, Führer der Herden des Unteren Chugik, sagt, daß es ihm leid tut. Viele gute Leben gingen gestern verloren. Auch wünscht er dir etwas Verlorenes wiederzugeben.«

Der Hirte zog Simons Messer mit dem Knochengriff hervor und reichte es ihm mit ehrfürchtiger Gebärde.

»Man hat es aus dem Hals eines toten Riesen gezogen«, erläuterte Binabik ruhig. »Das Geschenk der Qanuc hat Blut getrunken, um Qanucleben zu verteidigen. Das bedeutet meinem Volk viel.«

Simon nahm das Messer an sich und schob es in die verzierte Scheide an seinem Gürtel. »*Guyop*«, antwortete er. »Bitte sag ihnen, daß ich mich freue, es wiederzuhaben. Ich weiß nicht genau, was er mit der Verteidigung von Qanucleben meint – schließlich haben wir alle gegen denselben Feind gekämpft. Aber ich möchte jetzt nicht ans Töten denken.«

»Natürlich.« Binabik richtete einige kurze Worte an Sisqi und den Hirten. Sie nickten. Sisqi beugte sich vor und berührte in stummem Mitleid Simons Arm, um sich dann umzudrehen und den ungeschickten Snenneq aus der Höhle zu führen.

»Sisqi leitet die anderen beim Errichten der Steinhügel«, erklärte Binabik. »Und für dich, Simon-Freund, gibt es heute nichts mehr zu tun. Schlaf.«

Nachdem er Simon sorgsam den Mantel unter die Schultern geschoben hatte, entschwand Binabik durch die Höhlenöffnung, wobei er die schlafenden Gestalten der übrigen Verletzten vorsichtig umging. Simon sah ihn fortgehen und dachte an Haestan und die anderen Toten. Wanderten sie schon die Straße in jenes vollkommene Schweigen hinein, von dem Simon einen Hauch gespürt hatte?

Beim Einschlafen war ihm, als sehe er den breiten Rücken seines erkynländischen Freundes über einen Korridor in weißer Stille verschwinden. Simon fand, daß Haestan nicht den Gang eines Mannes hatte, der einer Sache nachtrauert – aber es war ja auch nur ein Traum.

Am folgenden Tage bohrte die Mittagssonne sich durch die Wolken und tupfte Licht auf Sikkihoqs stolze Hänge. Simons Schmerzen waren geringer, als er befürchtet hatte. Mit Sludigs Hilfe schaffte er es, von der Höhle nach dem Felsplateau zu hinken, wo die Steinhügel gerade vollendet wurden. Es waren zehn, neun kleine und ein großer, die Felsen sorgfältig ineinandergeschichtet, damit Wind und Wetter sie nicht verschieben konnten.

Simon sah noch einmal Haestans bleiches Gesicht mit den blutigen Striemen, bevor Sludig und seine Trollhelfer den Toten in seinen Soldatenmantel hüllten. Haestans Augen waren geschlossen, aber der Eindruck seiner Wunden war so, daß Simon die Illusion, der Gefährte so vieler Mo-

nate schlafe nur, nicht aufrechterhalten konnte. Die rohen Diener des Sturmkönigs hatten ihn getötet, und das war eine Tatsache, die man nicht vergessen konnte. Haestan war ein schlichter Mann gewesen. Er würde den Gedanken an Rache zu schätzen wissen.

Nachdem sie Haestan zur Ruhe gebettet und die letzten Steine über seinem Hügel eingefügt hatten, wurden auch Binabiks neun Stammesgenossen, Männer und Frauen, in ihre Gräber gesenkt, jeder mit etwas, das ihm teuer gewesen war – so jedenfalls erklärte Binabik es Simon. Als das geschehen war und die neun Steinhügel versiegelt waren, trat Binabik vor und hob die Hand. Die anderen Trolle stimmten einen Gesang an. In vielen Augen, männlich und weiblich, standen Tränen; auch auf Binabiks Wange glänzte ein Tropfen. Nach einer Weile war das Lied beendet. Sisqi kam nach vorn und reichte Binabik eine Fackel und ein kleines Säckchen. Binabik streute etwas aus dem Säckchen auf die Gräber und hielt dann die Flamme daran. Während er weiterging, stieg von jedem Steinhügel ein dünner, vom Bergwind rasch zerfetzter Rauchfaden auf. Als Binabik mit dem letzten Grab fertig war, gab er Sisqi die Fackel zurück und begann eine lange Folge von Qanucworten zu singen. Die Melodie glich der Stimme des Windes, steigend und fallend, steigend und fallend.

Dann war Binabiks Windlied zu Ende. Er nahm Fackel und Beutel wieder an sich und ließ auch von Haestans Hügel eine Rauchfahne in die Höhe schweben. In der Westerlingsprache sang er:

»Sedda sagt ihren Kindern
Lingit und Yana,
sagt ihnen: ›Wählt nun:
Vogelweg? Mondweg?
Wählt nun‹, so sagt sie.

›Vogelweg – Eiweg.
Eikinder bleiben,
Tod ist die Tür, die
Eltern durchschreiten.
Wählt diesen Weg ihr?

Mondweg ist Kein-Tod,
ewiges Leben,
kein Türdurchschreiten,
niemals ein Neuland.

Wählt diesen Weg ihr?‹

Heißblütge Yana,
hellhaarig, lachend,
sagt: ›Ich wähl Mondweg.
Will keine Türen,
halt, was ich habe.‹

Lingit, ihr Bruder,
langsames Schwarzaug:
›Vogelweg will ich,
Fremdhimmel schauen,
Welt bleibt den Kindern.‹

Wir, Lingits Kinder,
teilen sein Erbe:
Einmal nur wandern
in dieser Welt wir,
dann durch die Tür fort.

Wandern im Jenseits,
suchen die Sterne,
hinter der Nacht die
Höhlen und Lichter.
Kommen nicht wieder.«

Als er seinen Gesang beendet hatte, verneigte Binabik sich vor Haestans Hügel. »Fahr wohl, Tapferer! Die Trolle werden deinen Namen nicht vergessen. Noch in hundert Frühlingen werden wir auf dem Mintahoq von dir singen!« Er wandte sich an Simon und Sludig, die feierlich neben ihm standen. »Möchtet ihr auch ein paar Worte sagen?«

Simon schüttelte verlegen den Kopf. »Nur … Gott segne dich, Haestan. Sie werden auch in Erkynland von dir singen, wenn ich etwas dazu tun kann.«

Sludig trat vor. »Ich sollte ein ädonitisches Gebet sprechen«, meinte er. »Dein Lied war sehr schön, Binabik vom Mintahoq, aber Haestan war ein Ädoniter und braucht die Vergebung seines Gottes, wie es sich gebührt.«

»Bitte«, antwortete Binabik. »Du hast auch uns zugehört.«

Der Rimmersmann holte aus seinem Hemd einen hölzernen *Baum* hervor und stellte sich zu Häupten von Haestans Hügel. Noch immer kräuselte sich Rauch in die Höhe.

Sludig begann:

»Unser Herr beschütze dich,
und Usires, sein eingeborener Sohn, erhebe dich zu sich.
Mögest du eingehen in die grünen Täler
seiner Herrschaft,
da die Seelen der Guten und Gerechten
von den Höhen der Hügel singen
und Engel in den Bäumen
Freude verkünden mit der Stimme Gottes.

Der Erlöser beschütze dich
vor allem Übel,
und deine Seele möge ewigen Frieden finden
und unvergleichliche Wonne des Herzens.«

Sludig legte seinen *Baum* oben auf die Steine, trat zurück und stellte sich wieder neben Simon.

»Ein Letztes laßt mich noch sagen«, rief nun Binabik mit erhobener Stimme. Er wiederholte seine Worte in Qanuc, und seine Gefährten lauschten aufmerksam. »Dies ist das erste Mal seit tausend Jahren, daß Qanuc und Utku – Trolle und Tiefländer – Seite an Seite gekämpft und gemeinsam ihr Blut vergossen haben und nebeneinander gefallen sind. Es ist der Haß unserer Feinde und unser Haß auf sie, die das zustande gebracht haben, aber wenn unsere Völker in der Schlacht, die noch vor uns liegt – der größten, aber vielleicht auch der letzten aller Schlachten –, so zusammenstehen, dann ist der Tod unserer Freunde hier von noch größerem Wert, als er es so schon ist.« Er drehte sich um und wiederholte seinen Stammesgenossen, was er gesagt hatte. Viele nickten und stießen die Speerenden auf den Boden. Irgendwo oben am Hang heulte Qantaqa, und ihre klagende Stimme erfüllte den Berg.

»Wir wollen sie nicht vergessen, Simon«, sagte Binabik, als seine noch übrigen Reiter aufsaßen. »Sie nicht und alle anderen, die schon vor ihnen gestorben sind, auch nicht. Laß uns Kraft schöpfen aus der Gabe ihres Lebens – denn wenn wir scheitern, werden sie uns vielleicht als die Glückli-

chen erscheinen. Kannst du gehen?«

»Eine Weile schon«, erwiderte Simon. »Sludig geht neben mir.«

»Wir werden heute nicht mehr weit reiten, denn der Nachmittag ist schon fortgeschritten«, erklärte der Troll und spähte zu dem weißen Fleck der Sonne hinauf. »Doch benötigen wir große Eile. Die Hälfte unserer Schar, beinahe, haben wir verloren, um fünf Riesen zu töten. Die Berge des Sturmkönigs westlich von hier sind voll von solchen Wesen, und wir können nicht wissen, ob sich nicht noch andere in der Nähe aufhalten.«

»Wie lange dauert es noch, bis deine Trollkameraden sich von uns trennen«, erkundigte sich Sludig, »um diesen Blauschlammsee aufzusuchen, von dem dein Gebieter und die Gebieterin sprachen?«

»Auch das ist eine Sache, die mir Sorge macht«, erwiderte Binabik grimmig. »Noch ein Tag oder zwei Tage, dann werden wir nur noch drei Reisende in der Öde sein.« Er drehte sich um, als etwas großes Graues an seinem Ellbogen erschien und gewaltig pustete. Ungeduldig schubste ihn Qantaqa mit der breiten Nase. »Vier Reisende, wenn man mir vergeben will«, verbesserte er sich, aber er lächelte nicht.

Als sie die letzten Ausläufer des Sikkihoq hinabzusteigen begannen, fühlte Simon sich leer und so ausgehöhlt, als könne der Wind durch ihn hindurchpfeifen, wenn er nur die entsprechende Haltung einnähme. Wieder hatte er einen Freund verloren, und Zuhause war nur ein Wort.

# IX

## Kälte und Verwünschungen

Der Nachmittag ging zur Neige. Prinz Josuas zerlumpte Gefolgschaft war, einer neben dem anderen, unter einem Gestrüpp von Weiden und Zypressen zusammengesunken, in einer moosüberwachsenen, engen Schlucht, die einmal ein Flußbett gewesen war. In der Mitte lief ein schmales, schlammiges Rinnsal, der letzte Rest des früheren Wasserlaufs. Vor ihnen erhob sich ein bergiger Hang, dessen Höhen sich hinter dicht zusammenstehenden Bäumen verbargen.

Sie hatten gehofft, bei Sonnenuntergang den Kamm erreicht zu haben, eine Verteidigungsstellung, besser als alles andere, mit dem sie hier unten in dem eng bewaldeten Tal rechnen konnten; aber die Dämmerung stand bereits unmittelbar bevor, und sie kamen nur noch sehr langsam vorwärts.

Entweder hatten sie richtig geraten, überlegte Deornoth, und die Nornen wollten sie tatsächlich nur vor sich hertreiben und nicht töten, oder sie hatten bisher großes Glück gehabt. Den ganzen Tag über waren Pfeile in stechenden Schwärmen um sie herumgeflogen. Mehrere hatten ihr Ziel gefunden, aber keine der Wunden war tödlich. Einskaldir war am Helm getroffen worden und hatte einen Schnitt über dem Auge davongetragen, der den ganzen langen Nachmittag über blutige Tränen vergoß. Ein anderer Pfeil hatte Isorns Nacken gestreift, und die Herrin Vara zeigte am Unterarm einen langen, blutigen Striemen.

Erstaunlicherweise schien Vara jedoch die Verletzung kaum zur Kenntnis zu nehmen. Sie verband sie mit einem Streifen ihres zerfetzten Rocks und marschierte ohne ein Wort der Klage weiter. Dieses mutige Verhalten machte auf Deornoth großen Eindruck, obwohl er sich gleichzeitig fragte, ob es nicht auf eine gefährliche und verzweifelte Teilnahmslosigkeit hindeutete. Vara und Prinz Josua vermieden es auffällig, miteinander zu sprechen. Sowie der Prinz in ihre Nähe kam, verhärtete sich Varas Miene.

Josua, Vater Strangyeard und Herzogin Gutrun waren bislang unversehrt geblieben. Seitdem ihre fliehende Schar die Schlucht erreicht und deren

kargen Schutz dazu genutzt hatte, erschöpft niederzusinken, waren die drei eifrig beschäftigt gewesen, die Wunden der anderen zu verbinden. Im Augenblick kümmerte der Priester sich um Strupp, dem auf dem Marsch übel geworden war; die anderen beiden versorgten Sangfugols Verletzungen.

*Selbst wenn die Nornen uns nicht töten wollen, haben sie doch offensichtlich vor, uns aufzuhalten,* dachte Deornoth und rieb sich das schmerzende Bein. *Vielleicht kümmert es sie nicht mehr, ob wir eines der* Großen Schwerter *in unserem Besitz haben, oder vielleicht wissen sie von ihren Spionen schon, daß das nicht der Fall ist. Aber warum erledigen sie uns dann nicht einfach? Wollen sie Josua gefangennehmen?* Der Versuch, die Nornen zu verstehen, machte Deornoth schwindlig. *Was sollen wir denn tun? Ist es besser, sich in Stücke schießen und dann einfangen zu lassen, oder sollen wir uns lieber stellen und bis zum Tod kämpfen?*

Aber hatten sie denn überhaupt eine Wahl? Die Nornen waren im Wald wie Schatten. Solange sie über genügend Pfeile verfügten, konnten die weißgesichtigen Verfolger mit ihnen anstellen, was ihnen beliebte. Wie konnten Josuas Leute sie überhaupt zum Kampf zwingen?

Rasch stieg aus dem feuchten Grund ein Nebel, der Bäume und Steine verwischte, als wäre Josuas Schar in einem Zwischenreich gefangen, das halb im Leben, halb im Tod lag. Lautlos wie ein grauer Geist schwebte eine Eule über sie hin.

Deornoth stand mühsam auf und ging zu Strangyeard, um ihm zu helfen. Auch der Prinz trat zu ihnen und schaute zu, wie der Priester Strupps fieberheiße Stirn mit seinem Halstuch abtupfte.

»Es ist ein Jammer«, sagte Strangyeard ohne aufzublicken. »Ein Jammer, daß überall Nebel liegt und wir trotzdem so wenig klares Wasser haben. Sogar der Boden ist naß, aber auch das hilft uns nichts.«

»Wenn diese Nacht so feucht und kalt ist wie die letzte«, meinte Deornoth und griff nach Strupps Hand, mit der der Alte verdrießlich das Tuch umklammerte, »können wir unsere Kleider auswringen und damit den Kynslagh füllen.«

»Wir dürfen die Nacht nicht hier unten zubringen«, stellte Josua fest. »Wir müssen auf die Höhe hinauf.«

Deornoth betrachtete ihn scharf. Der Prinz verriet nichts von seiner früheren Schlaffheit, ja, sogar Josuas Augen glänzten. Jetzt, da alles um ihn herum starb, schien er zu neuem Leben zu erwachen.

»Aber wie, mein Prinz?« fragte Deornoth. »Wie können wir hoffen, unsere blutenden Leiber noch diesen Berg hinaufzuschleppen? Wir wissen

nicht einmal, wie hoch er ist.«

Josua nickte, beharrte jedoch: »Dennoch müssen wir vor Einbruch der Dunkelheit oben sein. Die wenige Widerstandskraft, die wir noch besitzen, ist vergeudet, wenn man uns von oben her angreifen kann.«

Einskaldir, das wilde Gesicht mit getrocknetem Blut besprenkelt, erschien und hockte sich neben sie. »Wenn sie nur einmal in Reichweite kämen!« Er wiegte seine Axt und stieß ein trübes Lachen aus. »Wenn wir uns zeigen, hacken sie uns in Stücke. Sie sehen im Dunkeln besser als wir.«

»Wir müssen den Hang hinauflaufen wie eine Herde«, erklärte der Prinz, »aneinandergedrängt wie verängstigtes Vieh. Die Außengehenden umwikkeln Beine und Arme mit allem, was wir an Kleidung besitzen. Wenn die Nornen nämlich keinen tödlichen Schuß abgeben wollen, dann werden sie vielleicht auch nicht mitten in eine Gruppe schießen, wo anstatt eines nicht getroffenen Vordermannes, den sie vielleicht nur verwunden wollten, weiter hinten jemand zu Tode kommen kann, den sie lieber lebendig hätten.«

»Das heißt«, knurrte Einskaldir, »wir machen uns zu einer lebenden Zielscheibe – man kann gar nicht auf einen einzigen schießen, weil man dann gleich mehrere trifft. Wahnsinn!«

Josua erwiderte scharf: »Nicht du bist für das Leben dieser Menschen verantwortlich, Einskaldir, ich bin es! Wenn du auf deine eigene Art kämpfen willst, dann geh. Wenn du aber bei uns bleiben willst, dann schweig und tu, was ich sage.«

Mehrere andere, die sich unterhalten hatten, verstummten und warteten. Der Rimmersmann starrte Josua kurz aus ausdruckslosen Augen an; das bärtige Kinn zuckte. Dann lächelte er in grimmiger Bewunderung.

»*Haja* – ja, Prinz Josua.« Das war alles, was er sagte.

Der Prinz legte Deornoth die Hand auf die Schulter. »Selbst wenn es keine Hoffnung mehr gibt, bleibt uns nichts anderes übrig, als wetterzugehen…«

»*Es gibt noch Hoffnung, wenn Ihr sie hören wollt.*«

Deornoth drehte sich um, weil er dachte, Herzogin Gutrun stehe hinter ihm; die Stimme schien einer älteren Frau zu gehören, tief und ein wenig heiser. Aber Gutrun sah gerade nach dem Harfner Sangfugol und war zu weit entfernt, als daß sie es gewesen sein konnte.

»Wer spricht dort?« fragte Josua und starrte von seinen Gefährten weg in den Wald. Er zog das schlanke Schwert aus der Scheide. Die Umstehenden, die seine Unruhe spürten, verstummten. »Ich habe gesagt, wer

spricht?«

»Ich«, erwiderte die Stimme knapp. Ihre Aussprache war die eines Menschen, der Westerling nicht zur Muttersprache hatte. »Ich wollte Euch nicht unbemerkt überraschen. Ich habe gesagt, daß es Hoffnung gibt. Ich komme als Freundin.«

»Nornenlist!« fauchte Einskaldir und hob die Axt, wobei er mit schräggeneigtem Kopf den Ursprung der Stimme zu ermitteln versuchte.

Josua hielt ihn mit einer Handbewegung zurück und rief: »Wenn Ihr unsere Freundin seid, warum kommt Ihr dann nicht her?«

»Weil ich meine Verwandlung noch nicht beendet habe und Euch nicht erschrecken möchte. Eure Freunde sind meine Freunde – Morgenes vom Hochhorst, Binabik von Yiqanuc.«

Deornoth merkte, wie sich bei den Worten der Unsichtbaren seine Nakkenhaare sträubten. Diese Namen hier zu hören, mitten im unbekannten Aldheorte! »Wer seid Ihr?« rief er.

In den Schatten des Unterholzes raschelte es. Eine seltsame Gestalt kam durch den aufsteigenden Nebel auf sie zu. Nein, erkannte Deornoth, es waren zwei Gestalten, eine große und eine kleine.

»In diesem Teil der Welt«, meinte die größere mit etwas, das wie ein Anflug von Belustigung klang, in der rauhen Stimme, »kennt man mich als Geloë.«

»Valada Geloë!« flüsterte Josua ganz leise. »Die weise Frau. Binabik nannte Euren Namen.«

»Manche sagen weise Frau, manche sagen Hexe«, erwiderte sie. »Binabik ist klein, aber höflich. Doch über solche Dinge können wir später reden. Jetzt wird es dunkel.«

Sie war nicht hochgewachsen oder besonders stattlich, aber etwas in ihrer Haltung verriet Kraft. Das kurzgeschnittene Haar war fast völlig ergraut, die Nase ausgeprägt, scharf und abwärts gebogen. Geloës auffallendstes Merkmal waren ihre Augen: groß und mit schweren Lidern. In ihnen spiegelte sich die untergehende Sonne mit einem eigenartig gelben Glanz, der Deornoth stark an einen Falken oder eine Eule erinnerte. So eindrucksvoll waren diese Augen, daß es eine ganze Weile dauerte, bis er das kleine Mädchen an ihrer Hand bemerkte.

Es war ein schmales Kind, etwa acht bis neun Jahre alt, mit blassem Gesicht. Die Augen, an sich von unauffälligem Dunkelbraun, besaßen viel von der seltsamen Eindringlichkeit der älteren Frau. Doch während Geloës

Blick die Aufmerksamkeit auf sich zog wie ein Pfeil, der auf gespannter Bogensehne bebt, schaute das kleine Mädchen starr ins Nichts, und ihr Blick war ziellos wie der eines blinden Bettlers.

»Leleth und ich sind gekommen, um uns Euch anzuschließen«, erklärte Geloë, »und Euch, wenn Ihr es erlaubt, zu führen, wenigstens für kurze Zeit. Wenn Ihr versucht, diesen Berg zu ersteigen, werden einige von Euch sterben. Keiner wird den Gipfel erreichen.«

»Was wißt Ihr davon?« fragte Isorn. Er sah verwirrt aus, und damit war er nicht der einzige.

»Dies. Die Nornen haben nicht den Wunsch, Euch zu töten – das ist offensichtlich, sonst wäre ein Häuflein wie das Eure, zu Fuß, nicht ein Zehntel so weit ins Innere des Waldes gelangt. Kommt Ihr jedoch über diesen Berg, so erreicht Ihr ein Gebiet, in das die Hikeda'ya Euch nicht folgen können. Wenn nun solche unter Euch sind, die sie nicht lebend brauchen – und bestimmt seid Ihr nicht alle für sie von Wert, sofern das überhaupt der Grund dafür ist, daß die Nornen Euch so weit haben vordringen lassen –, so werden sie das Risiko auf sich nehmen, die Entbehrlichen umzubringen, um die übrigen von den Hängen zurückzuschrecken.«

»Und was wollt Ihr uns damit sagen?« fragte Josua und trat vor. Ihre Blicke prallten aufeinander. »Hinter diesem Berg sind wir in Sicherheit, aber wir dürfen nicht dorthin gehen? Sollen wir uns denn hinlegen und sterben?«

»Nein«, versetzte Geloë gelassen. »Ich habe nur gesagt, daß Ihr nicht auf den Berg steigen sollt. Es gibt andere Wege.«

»Fliegen?« erkundigte Einskaldir sich giftig.

»Manche tun das.« Sie lächelte wie über einen stillen Scherz. »Doch alles, was Ihr zu tun braucht, ist, uns zu folgen.« Sie griff wieder nach der Hand des Mädchens und setzte sich, immer am Rand der Schlucht entlang, in Bewegung.

»Wohin geht Ihr?« rief Deornoth und fürchtete sich plötzlich davor, zurückgelassen zu werden, als die beiden allmählich im Schatten des Zwielichts verschwanden.

»Folgt mir!« rief Geloë über ihre Schulter zurück. »Schon wächst das Dunkel.«

Deornoth drehte sich und schaute Josua an, aber der Prinz war bereits dabei, Herzogin Gutrun aufzuhelfen. Während die übrigen hastig ihre Besitztümer zusammenrafften, ging Josua flink zu der sitzenden Vara hinüber und streckte ihr die Hand entgegen. Sie kümmerte sich nicht darum und

stand auf, um dann mit hocherhobenem Haupte, wie eine Königin im Festzug, die Schlucht hinunterzuschreiten. Die anderen hinkten hinterher und flüsterten müde miteinander.

Endlich blieb Geloë stehen, um auf die letzten Nachzügler zu warten. Leleth an ihrer Seite starrte voller Unruhe in den Wald hinaus, als erwarte sie jemanden.

»Wohin gehen wir?« fragte Deornoth, der sich mit Isorn ein wenig ausruhte und den schleimigen Lehm des Bachbetts von seinen Stiefeln kratzte. Der Harfner Sangfugol, der nur gehen konnte, wenn ihn an jeder Schulter jemand stützte, saß einen Augenblick allein da. Er atmete schwer.

»Wir verlassen den Wald nicht«, erläuterte die Zauberfrau und beobachtete das Fleckchen Purpurhimmel, das durch die Weidenzweige schimmerte. »Aber wir gehen unter dem Berg durch, in einen Teil des alten Waldes, den man einst *Shisae'ron* nannte. Wie ich schon sagte, werden die Hikeda'ya uns dorthin vermutlich nicht folgen.«

»Unter dem Berg durch? Was soll das heißen?« wollte Isorn wissen.

»Wir laufen durch das Bett des *Re Suri'eni,* eines uralten Flusses«, sagte Geloë. »Als ich zum ersten Mal hierherkam, war der Wald ein Gebiet voller Leben, nicht das dunkle Gewirr, das er jetzt darstellt. Dieser Fluß war einer von vielen, die die großen Wälder durchströmten und alle möglichen Dinge und Geschöpfe von *Da'ai Chikiza* zum hohen Asu'a brachten.«

»Asu'a?« fragte Deornoth staunend. »War das nicht der Name der Sithi für den Hochhorst?«

»Asu'a war mehr, als der Hochhorst jemals sein wird«, erwiderte Geloë streng und suchte mit dem Blick den Letzten der auseinandergezogenen Reihe. »Manchmal seid ihr Menschen wie Eidechsen – die sich auf den Steinen eines verfallenen Hauses sonnen und dabei denken ›Was hat man uns da doch für einen schönen Platz zum Sonnenbaden gebaut‹. Ihr steht im traurigen Schlamm eines einstmals breiten, wunderschönen Flusses, auf dem die Boote der Alten dahintrieben und an dessen Ufern Blumen wuchsen.«

»Das hier war ein Feenfluß?« Isorns Aufmerksamkeit war abgeschweift. Jetzt, Schrecken im breiten Gesicht, spähte er um sich, als könnte er im Bachbett selbst Zeichen von Verrat erkennen.

»Dummkopf«, meinte Geloë verächtlich. »Ja, es war ein ›Feenfluß‹. Dieses ganze Land hier war, wie Ihr es ausdrücken würdet, ein ›Feenland‹. Was glaubt Ihr denn, welche Art von Wesen Euch verfolgt?«

»Ich … das wußte ich«, murmelte Isorn beschämt. »Aber ich hatte es

anders gemeint. Ihre Pfeile und Schwerter waren Wirklichkeit, das war alles, woran ich denken konnte.«

»So wie die Pfeile und Schwerter Eurer Ahnen, *Rimmersmänne*, und das erklärt einiges von dem bösen Blut zwischen Euch und diesem Volk. Der Unterschied liegt darin, daß König Fingils Räuber zwar mit ihren Klingen aus schwarzem Eisen viele Sithi töteten, er selbst aber und Eure anderen Vorfahren endlich alterten und starben. Die Kinder des Ostens sterben nicht, zumindest nicht in Zeiträumen die Ihr verstehen könnt – und ebensowenig vergessen sie altes Unrecht Wenn sie alt sind, werden sie nur noch geduldiger.« Sie stand auf und schaute sich nach Leleth um, die ein Stück davongewandert war. »Gehen wir«, mahnte sie scharf. »Wir haben Zeit, unsere Wunden zu pflegen, wenn wir durch sind.«

»Durch was?« fragte Deornoth. »Und wie? Ihr habt uns noch nichts erzählt.«

»Und ich brauche auch jetzt meinen Atem nicht darauf zu verschwenden«, antwortete sie. »Wir werden bald dort sein.«

Das Licht wurde rasch schwächer, und der Untergrund war trügerisch, aber Geloë entpuppte sich als unermüdliche Führerin. Sie ging jetzt schneller und wartete immer nur, bis die ersten Nachzügler sie wieder einholten, um dann um so kräftiger auszuschreiten.

Der Himmel leuchtete bereits in den ersten Farben der Nacht, als das Flußbett erneut eine Biegung machte. Plötzlich ragte eine dunklere Masse vor ihnen auf, ein Schatten so hoch wie die Bäume und schwärzer als die Finsternis, die sie umgab. Stolpernd kamen die Wanderer zum Stehen; wer noch genug Luft hatte, stöhnte vor Müdigkeit.

Geloë holte aus ihrem Gepäck eine Fackel und gab sie Einskaldir. Dem blieb die mürrische Bemerkung im Halse stecken, als ihre gelben Augen schmal wurden. »Nehmt das hier und setzt Feuerstein und Stahl daran«, sagte sie. »Dort, wo wir hingehen, werden wir zumindest ein kleines Licht nötig brauchen.«

Eine knappe Achtelmeile von ihrem Standort entfernt verlor sich das Bachbett in der Dunkelheit und verschwand in einem ungeheuren Loch im Berge, einem hochgewölbten Mund, dessen behauene Steine von einer wuchernden Moosdecke fast vollständig verschlungen wurden.

Einskaldir schlug mit dem Axtkopf zu; ein Funke sprang vom Feuerstein und entzündete die Fackel. Ihr wachsendes gelbes Licht erhellte weitere Steine, die bleich unter dem herunterhängenden Moos hervorschimmerten. Oberhalb des Bogens waren riesengroße, uralte Bäume aus dem Berg he-

rausgewachsen und hatten in ihrem Streben nach Sonne die Einfassung zur Seite gedrückt.

»Ein Tunnel mitten durch den Berg?« Deornoth schnappte nach Luft.

»Mächtige Baumeister waren die Alten«, erklärte Geloë, »doch niemals besser, als wenn sie umbauten, was der Erde bereits entsprossen war, damit die Stadt mit Wald und Berg gemeinsam lebte.«

Sangfugol hustete. »Es sieht aus … als wohnten Geister hier«, flüsterte er.

Geloë schnaubte. »Und wenn schon! Es sind nicht diese Toten, die Ihr fürchten solltet.« Sie schien noch mehr sagen zu wollen, als plötzlich etwas zischte und neben ihnen einschlug. Dicht bei Einskaldirs Kopf bebte im Stamm einer Zypresse ein Pfeil.

»Ihr, die ihr fliehen wollt«, rief eine kalte Stimme, so voller Echos, daß man nicht erkennen konnte, woher sie kam, »ergebt euch nun. Wir haben euch lange geschont, aber wir dürfen euch nicht gestatten, durch diesen Berg zu gehen. Wir werden euch alle vernichten.«

»Ädon erhalte uns!« weinte Herzogin Gutrun, deren große Tapferkeit nun doch ins Wanken geriet. »Rette uns, o Herr!« Sie sank auf dem feuchten Torfboden zusammen.

»Es ist die Fackel!« sagte Josua und kam hastig näher. »Lösch deine Fackel aus, Einskaldir.«

»Nein«, gebot Geloë. »Ihr werdet im Dunkeln niemals den Weg finden.« Sie hob die Stimme. »Hikeda'yei!« rief sie. »Wißt ihr, wer ich bin?«

»Ja, wir kennen dich, alte Frau«, antwortete die fremde Stimme. »Doch jede Achtung, die dir einst gebührt haben mag, war verloren, als du dein Schicksal an das jener Sterblichen knüpftest. Die Welt hätte sich weiterdrehen und dich in deinem einsamen Haus ungestört lassen können, du aber mußtest dich einmischen. Nun bist auch du heimatlos und mußt nackt gehen wie ein Krebs ohne Muschel. Auch du kannst sterben, alte Frau.«

»Lösch die Fackel aus, Einskaldir!« fuhr Josua den anderen an. »Wir können eine andere anzünden, sobald wir Schutz gefunden haben.«

Sekundenlang starrte der Rimmersmann den Prinzen an. Es war jetzt ganz dunkel. Ohne die flackernde Flamme der Fackel hätte Josua nicht gesehen, daß Einskaldir lächelte.

»Wartet nicht zu lange mit dem Nachkommen«, war seine einzige Antwort. Gleich darauf war er das Flußbett hinuntergerannt, auf den großen Bogen zu, die Flamme hoch über dem Kopf. Pfeile zischten an seinen Ge-

fährten vorbei. Der Rimmersmann, nur noch ein tanzender Lichtfleck, sprang hin und her, um ihnen auszuweichen.

»Los! Rennt alle los!« schrie Josua. »Jeder hilft seinem Nachbarn. *Lauft!*«

Jemand schrie in einer fremden Sprache, der ganze Wald erschien plötzlich erfüllt von Lärm. Deornoth griff nach unten, packte Sangfugol am Arm und zerrte den verletzten Harfner auf die Füße. Miteinander brachen sie durch das überhängende Buschwerk, dem kleiner werdenden Funken von Einskaldirs Fackel nach.

Zweige schlugen ihnen ins Gesicht und stachen mit grausamen Krallen nach ihren Augen. Vor ihnen ertönte ein Schmerzensschrei, und das schrille Kreischen wurde noch gellender. Hastig warf Deornoth einen Blick zurück. Über den dunstigen Grund ergoß sich ein Strom bleicher Gestalten mit Gesichtern, deren pechschwarze Augen ihn selbst aus der Ferne mit Verzweiflung erfüllten.

Etwas traf Deornoth mit Wucht an der Seite des Kopfes und ließ ihn taumeln. Er konnte Sangfugol vor Schmerzen schluchzen hören, während der Harfner ihn am Ellenbogen weiterzerrte. Einen langen Augenblick schien es dem Ritter viel leichter, sich einfach flach auf die Erde zu legen.

»Barmherziger Ädon, schenke mir Ruhe«, hörte er sich selbst beten, »in deinen Armen will ich schlafen, in deinem Schöße Frieden finden…« Aber Sangfugol wollte nicht aufhören, an ihm zu ziehen. Betäubt, ärgerlich, stolperte Deornoth wieder auf die Beine und sah zwischen den Baumwipfeln verstreute Sterne blinken.

*Nicht hell genug, um etwas unter dem Berg zu sehen,* dachte er und merkte, daß er schon wieder rannte. Aber ob sie nun rannten oder nicht, fand Deornoth, er und Sangfugol kamen nur sehr langsam voran, der dunkle Streifen am Berghang wollte nicht näherrücken. Er senkte den Kopf und betrachtete seine Füße, unbestimmte Schattengebilde, die auf dem schlammigen Bachboden immer wieder ausrutschten.

*Mein Kopf. Ich habe mich wieder am Kopf verletzt.*

Das nächste, was Deornoth wußte, war, daß er plötzlich im Dunkeln gestanden hatte, so jäh, als habe man ihm einen Sack übergestülpt. Er spürte fremde Hände, die ihn am Ellenbogen faßten und ihm weiterhalfen. Sein Kopf fühlte sich sonderbar leicht und hohl an.

»Da vorn ist die Fackel«, meinte jemand neben ihm.

*Hört sich an wie Josuas Stimme,* entschied Deornoth. *Steckt er etwa auch in dem Sack?*

Er torkelte ein paar Schritte weiter und sah einen Lichtschein. Er schaute nach unten und versuchte mühsam, aus allem klug zu werden. Auf der Erde saß Einskaldir und lehnte sich an eine steinerne Wand, die hinter ihm aufstieg und sich oben wölbte. Der Rimmersmann hielt eine Fackel in der Hand. In seinem Bart war Blut.

»Nehmt sie«, sagte Einskaldir zu niemand im besonderen. »Ich hab … Pfeil … im Rücken. Kann nicht … atmen…« Ganz langsam kippte er nach vorn gegen Josuas Bein. Es sah so merkwürdig aus, daß Deornoth lachen wollte, aber es gelang ihm nicht. Das hohle Gefühl wurde stärker. Er beugte sich vor, um Einskaldir zu helfen, versank jedoch statt dessen in einem tiefen, schwarzen Loch.

»Usires hilf, seht doch nur Deornoths Kopf!« rief jemand.

Deornoth erkannte die Stimme nicht und fragte sich, über wen sich die Leute so aufregten … Dann kehrte die Dunkelheit zurück, und das Denken fiel ihm schwer. Das Loch, in das er gefallen war, schien doch sehr tief zu sein.

Rachel der Drache, Oberste der Kammerfrauen auf dem Hochhorst, schob sich das Bündel mit nasser Bettwäsche höher auf die Schulter und versuchte, ein Gleichgewicht zu finden, das ihren schmerzenden Rücken möglichst wenig belastete. Natürlich ganz sinnlos; der Schmerz würde nie mehr aufhören, bis Gottvater sie zu sich in seinen Himmel nahm.

Rachel fühlte sich entschieden un-drachenmäßig. Die Kammerfrauen, die ihr vor langer Zeit diesen Namen gegeben hatten, damals, als Rachels Willenskraft das einzige gewesen war, was zwischen dem uralten Hochhorst und den Gezeiten des Verfalls gestanden hatte, wären überrascht gewesen, sie so zu sehen – eine gebeugte, nörgelnde alte Frau. Sie wunderte sich ja selbst. Ihr zufälliges Spiegelbild, neulich morgens in einem Silbertablett, hatte ihr eine alte Hexe mit hagerem Gesicht und schwarzumränderten Augen gezeigt Es lag manch langes Jahr zurück, daß sie sich viel für ihr Aussehen interessiert hatte, aber dennoch schien die Veränderung ihr erschreckend.

Lag Simons Tod wirklich erst vier Monate zurück? Es kam ihr vor wie Jahre. Das war der Tag gewesen, an dem sie zum ersten Mal das Gefühl gehabt hatte, die Dinge glitten ihr allmählich aus der Hand. Stets hatte sie über den riesigen Haushalt des Hochhorstes geherrscht wie ein Tyrann von Flußkapitän, aber trotz der getuschelten Beschwerden ihrer jungen Zöglinge war die Arbeit immer geschafft worden. Aufsässige Reden hatten Ra-

chel sowieso nie viel ausgemacht; sie wußte, daß das Leben nichts weiter war als ein ewiger Kampf gegen die Unordnung und daß die Unordnung darin unweigerlich den Sieg davontrug. Anstatt sie jedoch dazu zu bringen, die Sinnlosigkeit ihrer Rolle einzusehen, hatte diese Erkenntnis Rachel zu nur noch heftigerem Widerstand angestachelt. Der grimmige nordische Ädoniterglaube ihrer Eltern hatte sie gelehrt, daß es um so wichtiger war, tapfer zu streiten, je hoffnungsloser der Kampf aussah. Und doch hatte etwas von ihrer Lebenskraft sie verlassen, als Simon in der rauchenden Hölle umkam, die einst Doktor Morgenes als Wohnung gedient hatte.

Nicht daß er ein wohlerzogener Knabe gewesen wäre – ganz und gar nicht. Simon war störrisch und ungehorsam gewesen, ein Träumer und ein Mondkalb. Aber er hatte eine gewisse aufreizende Lebendigkeit in ihr Dasein gebracht. Selbst die Wutanfälle, die er bei ihr provoziert hatte, wären ihr jetzt willkommen gewesen – wenn er nur noch da wäre.

Tatsächlich fiel es ihr immer noch schwer, an seinen Tod zu glauben. Niemand hätte den Brand in den Gemächern des Doktors überleben können, dadurch entstanden, daß ein paar von Morgenes' Teufelstränken sich entzündeten, so wenigstens erzählten es ihr die Mitglieder der königlichen Erkyngarde. Die ineinandergeschmolzenen Überreste und zerstörten Balken ließen den Gedanken nicht aufkommen, daß irgend jemand in diesem Raum mehr als ein paar Augenblicke hätte überleben können. Aber sie konnte einfach nicht das *Gefühl* haben, Simon sei wirklich tot. Sie war für den Jungen so gut wie eine Mutter gewesen, oder etwa nicht? Hatte sie ihn nicht – natürlich mit Hilfe ihrer Kammermägde – von der ersten Stunde an großgezogen, als seine Mutter, so sehr sich Doktor Morgenes auch bemüht hatte, sie zu retten, im Kindbett gestorben war? Wie sollte da ausgerechnet Rachel nicht wissen, daß er wirklich nicht mehr da war? Mußte sie nicht spüren, ob das Band endgültig durchtrennt war, das sie mit diesem törichten, wirrköpfigen, tolpatschigen Burschen verknüpfte?

*Ach, barmherzige Rhiap,* dachte sie, *heulst du schon wieder, Alte? Dein Hirn ist so weich geworden wie Zuckerkuchen.*

Rachel kannte andere Dienstmägde, die von ihnen geborene Kinder verloren hatten und von ihnen redeten, als seien sie noch am Leben. Warum sollte es ihr mit Simon nicht so gehen? Anders wurde dadurch nichts. Der Junge war unbestreitbar tot, gestorben, weil er sich so gern bei Morgenes, diesem verrückten Alchimisten, herumtrieb; und damit hatte sich die Sache.

Was aber wirklich stimmte, war, daß seitdem alles schiefzugehen schien.

Eine Wolke hatte sich über ihren geliebten Hochhorst gelegt, ein Nebel des Unbehagens, der in jeden Winkel drang. Die Schlacht gegen Unordnung und Schmutz hatte sich gegen Rachel gewendet und ihr in letzter Zeit eine vollständige Niederlage bereitet. Und das trotz der Tatsache, daß die Burg leerer schien, als Rachel sich je erinnern konnte – wenigstens nachts. Tagsüber, wenn die wolkenverhangene Sonne in die hohen Fenster schien und Gärten und Anger erhellte, glich der Hochhorst noch immer einem summenden Bienenstock. Jetzt, wo Söldner aus den Thrithingen und Männer von den Südlichen Inseln herbeiströmten, um die Soldaten zu ersetzen, die Elias vor Naglimund verloren hatte, ging es im Umkreis der Burg lärmender zu denn je. Mehrere von Rachels Mädchen hatten aus Furcht vor den narbigen, tätowierten Thrithing-Männern und ihren rauhen Sitten den Hochhorst ganz verlassen, um bei Verwandten auf dem Land zu leben. Zu Rachels Verdruß und wachsender Besorgnis war es trotz der Horden hungriger Bettlerinnen, die durch Erchester streiften und sogar vor den Mauern des Hochhorstes ihre Lager aufschlugen, fast unmöglich, für die ausscheidenden Kammermägde Ersatz zu finden.

Aber Rachel wußte, daß es nicht nur die wilden neuen Bewohner der Burg waren, die es so schwer machten, neue Mädchen zu finden. So voll von ständig miteinander streitenden Soldaten und hochnäsigen Edelleuten der Hochhorst auch bei Tag war, nachts schien er so unbewohnt zu sein wie die Begräbnisstätte vor den Stadtmauern von Erchester. Echos und seltsame Stimmen hallten in den Gängen wider. Schritte ertönten, wo niemand ging. Rachel und ihre noch verbleibenden Schützlinge schlossen sich nachts neuerdings ein. Rachel erklärte zwar den Mädchen, daß dies geschehe, um die betrunkenen Soldaten auszusperren, aber sowohl sie als auch ihre Kammermägde wußten, daß der sorgfältig kontrollierte Türriegel und das gemeinschaftliche Gebet vor dem Schlafengehen nicht auf die Angst vor Sachen zurückgingen, die so leicht zu erkennen waren wie ein besoffener Thrithing-Mann.

Und was noch seltsamer war: obwohl sie es ihren Zöglingen – gesegnete Rhiap, beschütze sie alle – gegenüber nie zugegeben hätte, war es Rachel in den letzten Wochen ein paarmal zugestoßen, daß sie sich verirrt hatte und in Gängen umhergewandert war, an die sie sich überhaupt nicht erinnerte. Sie, Rachel! Sie, die jahrzehntelang so selbstverständlich durch diese Burg geschritten war wie nur irgendeiner ihrer Herrscher, verlief sich jetzt in ihrem eigenen Heim. Entweder war das Wahnsinn oder die Torheit des Alters … oder eine Verwünschung von Dämonen.

Rachel ließ den Sack mit den nassen Laken fallen und lehnte sich an die Wand. Ein Dreigespann älterer Priester kam ihr entgegen und glitt um sie herum. Sie diskutierten in hitzigem Nabbanai miteinander und würdigten Rachel so wenig eines Blickes wie einen Hund, der tot am Wege liegt. Sie sah ihnen nach und rang nach Atem. Daß sie in ihrem Alter, nach so vielen Dienstjahren, triefnasse Bettwäsche herumschleppen mußte wie die niedrigste Kellermagd! Aber auch das mußte getan werden. Jemand mußte weiterkämpfen.

Ja, seit dem Tag, an dem Simon den Tod gefunden hatte, war alles schiefgegangen, und es sah auch nicht so aus, als ob sich das bald ändern würde. Stirnrunzelnd schulterte Rachel von neuem ihre Bürde.

Rachel hatte die nasse Bettwäsche aufgehängt. Sie sah zu, wie das Leinen im Spätnachmittagswind knatterte, und staunte über das kühle Wetter. Tiyagar-Monat, mitten im Sommer – und die Tage waren noch immer kühl wie im Vorfrühling. Zweifellos besser als die tödliche Dürre, mit der das letzte Jahr aufgehört hatte; aber trotzdem sehnte Rachel sich nach den heißen Tagen und warmen Nächten, die einfach jedes Jahr zum Sommer dazugehörten. Ihre Gelenke taten weh, und die eiskalten Morgen machten die Schmerzen noch schlimmer. Die Feuchtigkeit schien verstohlen bis in ihr innerstes Mark zu dringen.

Sie ging quer über den Anger zurück und fragte sich, wo ihre Helferinnen eigentlich steckten. Bestimmt hatten sie eine Pause eingelegt, sich hingesetzt, kicherten und schwatzten, während die Oberste der Kammerfrauen sich abrackerte wie ein Bauer auf eigener Scholle. Rachel fühlte sich zwar wie zerschlagen, aber ihr guter rechter Arm hatte immer noch Kraft genug, um ein paar faule Mägde an die Arbeit zu prügeln.

Zu schade, dachte sie, während sie langsam am Äußeren Zwinger entlangging, daß keiner da war, der in dieser Burg einmal mit starker Hand Ordnung machte. Als der selige alte König Johan gestorben war, hatte man zunächst geglaubt, Elias wäre der Richtige dafür, aber von ihm war Rachel tief enttäuscht. Dieser Apfel, fand sie, war entschieden weiter vom Stamm gefallen, als man je hätte vermuten können. Dennoch, eigentlich war das auch keine Überraschung. Es handelte sich eben um Männer, sonst nichts. Herumstolzierende, prahlerische Männer – genau wie kleine Jungen, wenn man richtig überlegte –, und selbst die Erwachsenen benahmen sich nicht gescheiter als Weiland das junge Mondkalb Simon. Sie hatten keine Ahnung, wie man mit den Dingen umzugehen hatte, diese Männer, und König Elias bildete da keine Ausnahme.

Man brauchte ja nur diesen Irrsinn mit seinem Bruder anzuschauen. Zwar hatte sich Rachel nie viel aus Prinz Josua gemacht. Er war ihr immer ein bißchen zu gescheit und zu feierlich gewesen, sichtlich jemand, der sich für ganz schön schlau hielt. Aber ihn als Verräter zu bezeichnen – das war die pure Dummheit, und jedermann wußte es! Für solchen Unsinn war Josua viel zu sehr der Stubengelehrte, der hoch über den Wolken schwebte – aber was hatte sein Bruder Elias getan? War er nicht sofort mit einem Heer nach Norden geprescht, hatte mit Hilfe irgendeiner List Josuas Burg Naglimund zerstört, dann die Leute abgeschlachtet und alles niedergebrannt? Und warum? Weil Elias von irgendwelchem blödsinnigen Männerstolz besessen war. Nun waren viele Frauen in Erkynland Witwen, die Ernte stand in Gefahr, und der ganze Hochhorst mit allen seinen Bewohnern befand sich, mochte der Herr Usires ihr den Gedanken verzeihen, aber es war nichts als die Wahrheit, senkrecht auf dem Weg zur Hölle.

Vor ihr ragte die Rückfront des Nerulagh-Tors auf, dessen lange Schatten Dunkelheit auf die Mauern zu beiden Seiten malten. Zänkische Vögel, Weihen und Raben, stritten um die Fleischreste an den zehn Totenschädeln, die auf Spießen über dem Tor steckten.

Rachel schauderte unwillkürlich zusammen und schlug das Zeichen des *Baumes*. Noch etwas, das anders geworden war. Niemals in all den langen Jahren, die sie König Johan den Haushalt geführt hatte, war solche Grausamkeit zur Schau gestellt worden, wie Elias jetzt an diesen Verrätern geübt hatte. Man hatte sie unten auf dem Platz der Schlachten in Erchester erschlagen und gevierteilt, vor einer unruhigen und mürrischen Menge. Nicht daß einer der hingerichteten Edelleute sonderlich beliebt gewesen wäre – im Gegenteil hatte man Baron Godwig wegen seiner Mißherrschaft über Cellodshire ausgesprochen gehaßt –, aber jedermann hatte gespürt, wie fadenscheinig die königlichen Vorwürfe gewesen waren. Godwig und die anderen waren wie Verwirrte in den Tod gegangen, hatten die Köpfe geschüttelt und auf ihrer Unschuld beharrt, bis die Keulen der Erkyngarde das Leben aus ihnen herausgeknüppelt hatten. Jetzt standen ihre Köpfe schon volle zwei Wochen über dem Nerulagh-Tor, während die Aasvögel wie geschickte kleine Bildhauer allmählich die Schädel daraus hervormeißelten. Von den Darunterhergehenden schauten nur wenige länger nach ihnen. Die meisten, die aufblickten, wandten sich hastig ab, als hätten sie statt der brutalen öffentlichen Lektion, die ihnen der König erteilen wollte, plötzlich etwas Verbotenes gesehen.

Verräter nannte sie der König, und als Verräter waren sie gestorben.

Rachel dachte, daß man sie kaum vermissen würde; aber trotzdem brachte ihr Tod den Nebel der Verzweiflung wieder ein Stück tiefer auf sie alle herab.

Als Rachel mit abgewandten Augen vorbeihuschte, hätte sie um ein Haar ein junger Knappe umgerannt, der über den schlammigen Weg platschte. Er führte ein Pferd am Zügel. Nachdem sie sich hastig an der Außenmauer in Sicherheit gebracht hatte, drehte sich Rachel um. Sie wollte sehen, wer da vorbeiritt.

Es waren sämtlich Soldaten – bis auf einen. Während die Bewaffneten das grüne Wams der königlichen Erkyngarde trugen, war dieser eine mit einem Gewand von flammendem Scharlachrot, einem schwarzen Reisemantel und hohen schwarzen Stiefeln bekleidet.

Pryrates! Rachel erstarrte. Wohin wollte dieser Teufel mit seiner Ehrengarde aus Soldaten?

Es war, als schwebte der Priester über seinen Begleitern. Während die Soldaten lachten und sich unterhielten, blickte Pryrates weder nach rechts noch nach links und hielt den kahlen Kopf gerade wie eine Speerspitze, die schwarzen Augen auf das Tor geheftet, das vor ihm lag.

Nachdem der rote Priester aufgetaucht war, hatte alles angefangen, wirklich schiefzugehen, als hätte Pryrates einen bösen Zauber über den Hochhorst gelegt. Eine Weile hatte Rachel sich sogar gefragt, ob nicht vielleicht Pryrates, von dem sie wußte, daß er Morgenes nicht gemocht hatte, die Wohnung des Doktors in Brand gesteckt haben konnte. War ein Mann der Mutter Kirche überhaupt zu so etwas fähig? Konnte er, nur weil er ihnen grollte, unschuldige Menschen wie ihren Simon töten? Immerhin behauptete das Gerücht, der Vater des Priesters sei ein Dämon, seine Mutter eine Hexe. Wieder schlug Rachel einen *Baum* und sah dem stolzen Rücken des Priesters nach, während der Trupp langsam vorbeizog.

Konnte ein Mensch Böses über alle anderen bringen, fragte sie sich. Und warum? Nur um das Werk des Teufels zu vollbringen? Verlegen schaute sie sich vorsichtig nach allen Seiten um und spuckte dann in den Schlamm, um das Böse abzuwehren. Kam es denn darauf an? Was konnte eine alte Frau wie sie schon ausrichten?

Sie schaute zu, wie Pryrates und sein Trupp Soldaten zum Tor hinausritten, und drehte sich dann um und stapfte auf die Wohnquartiere zu. Sie dachte an Verwünschungen und kaltes Wetter.

Die späte Nachmittagssonne fiel schräg durch die Bäume und brachte

die dünnen Blätter zum Glühen. Der Walddunst war endlich von ihren Strahlen weggebrannt worden. In den Baumspitzen trillerten ein paar Vögel. Deornoth fühlte, daß der Schmerz in seinem Kopf nachließ. Er stand auf.

Geloë, die weise Frau, hatte den ganzen Morgen Einskaldirs furchtbare Wunden versorgt, bevor sie ihn endlich Herzogin Gutruns und Isorns Pflege überließ. Der Rimmersmann hatte im Fieber getobt, als Geloë die Pfeilwunden in seinem Rücken und an beiden Flanken mit Umschlägen zudeckte. Jetzt lag er still. Ob er am Leben bleiben würde, konnte sie nicht sagen.

Den Rest des Nachmittags hatte Geloë für die anderen Mitglieder der Schar getan, was sie konnte. Sie hatte Sangfugols entzündetes Bein und die zahlreichen Verletzungen behandelt, die fast alle davongetragen hatten. Ihre Kenntnis der Heilkräuter war umfassend, und ihre Taschen steckten voll von nützlichen Dingen. Sie schien überzeugt zu sein, daß es allen außer dem Rimmersmann schnell wieder besser gehen würde.

Der Wald diesseits des Tunnels unter dem Berg unterschied sich nicht wesentlich von dem, den sie gerade verlassen hatten, dachte Deornoth, zumindest äußerlich. Auch hier standen Eichen und Erlen dicht beieinander, und der Boden war pudrig vom Staub längst abgestorbener Stämme. Und doch war die Stimmung eine andere, eine leise Anmut oder innere Lebendigkeit lag über den Bäumen, als wäre die Luft hier leichter oder der Sonnenschein wärmer. Natürlich, dachte Deornoth, konnte das auch nur darauf zurückzuführen sein, daß er und die anderen in Prinz Josuas Gefolge wider Erwarten einen weiteren Tag überlebt hatten.

Geloë hatte sich neben dem Prinzen auf einem Baumstamm niedergelassen. Deornoth wollte auf sie zugehen, zögerte dann aber, unsicher, ob er willkommen war. Josua lächelte müde und winkte ihn heran.

»Komm, Deornoth, setz dich. Wie geht es deinem Kopf?«

»Schlecht, Hoheit.«

»Es war ein böser Hieb«, erwiderte Josua und nickte.

Geloë sah auf und musterte Deornoth kurz. Sie hatte die blutige Wunde in Deornoths Kopf, an dem ihn ein Baumast getroffen hatte, bereits untersucht und als »nicht schwerwiegend« erklärt.

»Deornoth ist meine rechte Hand«, sagte Josua zu ihr. »Es ist gut, wenn er alles hört, falls mir etwas zustößt.«

Geloë zuckte die Achseln. »Nichts, was ich erzählen will, ist ein Geheimnis, jedenfalls nicht von der Art, die wir voreinander haben sollten.«

Einen Augenblick schaute sie zu Leleth hinüber. Das Kind saß still auf Varas Schoß, den Blick auf Unsichtbares gerichtet; keine Worte oder Liebkosungen Varas konnten seine Aufmerksamkeit erregen.

»Wohin wollt Ihr gehen, Prinz Josua?« fragte Geloë endlich. »Der Rache der Nornen seid Ihr entkommen, zumindest für eine Weile. Wohin wollt Ihr nun?«

Der Prinz runzelte die Stirn. »Ich habe bisher nur daran gedacht, uns in Sicherheit zu bringen. Wenn dies hier«, er deutete auf die Waldlichtung, »ein Zufluchtsort vor den Dämonen ist, sollten wir wohl am besten hierbleiben.«

Die Zauberfrau schüttelte den Kopf. »Gewiß, wir müssen hier verweilen, bis alle wieder laufen können. Aber dann?«

»Das weiß ich noch nicht.« Josua sah Deornoth an, als hoffe er auf einen Vorschlag. »Mein Bruder ist jetzt Sieger über alle Länder des Hochkönigsbanns. Ich wüßte keinen, bei dem ich mich verstecken könnte, solange Elias' Zorn droht.« Er schlug mit der linken Hand auf den Stumpf seiner Rechten. »Alle unsere Möglichkeiten scheinen zunichte zu sein. Es war ein armseliges Spiel.«

»Ich frage nicht von ungefähr«, fuhr Geloë fort und setzte sich auf dem Stamm zurecht. Sie trug, wie Deornoth sehen konnte, Männerstiefel, Stiefel, denen man die langen Wanderungen anmerkte. »Ich will Euch zunächst mit ein paar wichtigen Dingen vertraut machen, damit Ihr Eure Möglichkeiten besser übersehen könnt. Zuerst das: Habt Ihr nicht, bevor Naglimund fiel, eine kleine Gruppe von Männern ausgesandt, um etwas zu suchen?«

Josuas Augen wurden schmal. »Wie könnt Ihr das wissen?«

Geloë schüttelte ungeduldig den Kopf. »Als wir einander begegneten, sagte ich Euch, daß ich sowohl Morgenes als auch Binabik von Yiqanuc kennen würde. Ich kannte auch Jarnauga von Tungoldyr. Wir standen in Verbindung, solange er sich in Eurer Burg aufhielt, und er hat mir viel erzählt.«

»Armer Jarnauga«, seufzte Josua. »Er starb tapfer.«

»Viele der Weisen sind tot, wenige nur übrig«, erwiderte sie. »Und Tapferkeit ist keineswegs nur ein Vorrecht von Soldaten und Adligen. Doch weil mit jedem dieser Todesfälle der Kreis der Weisen kleiner wird, ist es immer wichtiger, daß wir einander und auch anderen von unserem Wissen mitteilen. Deshalb berichtete mir Jarnauga auch alles, was er tat, nachdem er aus seiner Heimat im Norden nach Naglimund kam. Ah!« Sie richtete

sich auf. »Das erinnert mich an etwas.« Und lauter: »Vater Strangyeard!«

Bei ihrem Ruf schaute der Priester unsicher auf. Sie winkte ihm näherzukommen, und er verließ die Seite des Harfners Sangfugol und trat zu ihnen.

»Jarnauga hielt viel von Euch«, erklärte Geloë, und ein Lächeln huschte über ihre wettergegerbten Züge. »Gab er Euch etwas, bevor er Abschied nahm?«

Strangyeard nickte und zog einen glitzernden Anhänger aus seiner Kutte. »Das da«, antwortete er ruhig.

»Ich dachte es mir. Nun, darüber werden wir beide später noch sprechen. Aber als Mitglied des *Bundes der Schriftrolle* solltet Ihr jedenfalls an unserer Beratung teilnehmen.«

»Mitglied?« Strangyeard machte einen erstaunten Eindruck. »Ich? *Im Bund der Schriftrolle?*«

Wieder lächelte Geloë. »Allerdings. Wie ich Jarnauga kannte, bin ich überzeugt, daß er Euch sorgfältig ausgewählt hat. Doch davon später.« Sie wandte sich wieder an den Prinzen und Deornoth. »Seht Ihr, ich weiß von der Suche nach den *Großen Schwertern*. Ich weiß zwar nicht, ob Binabik und seine Gefährten auf ihrer Suche nach Camaris' Klinge *Dorn* erfolgreich waren, aber was ich Euch sagen kann, ist, daß sich der Troll und der Junge Simon vor ein paar Tagen noch am Leben befanden.«

»Ädon sei gelobt«, flüsterte Josua, »das ist eine gute Nachricht! Gute Nachrichten in einer Zeit, in der sie knapp geworden sind. Sie haben mir schwer auf der Seele gelegen, seit sie aufgebrochen sind. Wo halten sie sich jetzt auf?«

»Ich glaube, in Yiqanuc bei den Trollen. Es läßt sich nicht so schnell erklären, darum nur soviel: meine Verbindung mit dem Jungen Simon war nur kurz und gestattete keine großen Erörterungen. Außerdem hatte ich eine äußerst wichtige Botschaft für ihn und die anderen.«

»Und wie lautete sie?« fragte Deornoth. So sehr er sich über das Erscheinen der Zauberfrau gefreut hatte, begann er doch festzustellen, daß er sich ein wenig über sie ärgerte, weil sie Prinz Josua so das Heft aus der Hand genommen hatte. Es war eine törichte und anmaßende Besorgnis, aber der Grund dafür war, daß er den Prinzen wieder als Anführer sehen wollte, wie er es von früher her kannte.

»Die Botschaft für Simon werde ich auch Euch mitteilen«, versicherte Geloë. »Vorher jedoch gibt es andere Dinge zu besprechen.« Und zu Strangyeard: »Was habt Ihr über die beiden anderen Schwerter herausge-

funden?«

Der Priester räusperte sich. »Nun«, begann er, »wir … wir wissen nur allzugut, wo sich das Schwert *Leid* befindet. König Elias trägt es – eine Gabe des Sturmkönigs, wenn die Geschichten wahr sind, die man hört –, und es begleitet ihn überallhin. *Dorn*, glauben wir, liegt irgendwo im Norden versteckt; wenn der Troll und die anderen noch leben, besteht eine gewisse Hoffnung, daß sie es finden. Das letzte, *Minneyar*, einst König Fingils Schwert – aber das habt Ihr natürlich längst gewußt – nun … *Minneyar* scheint den Hochhorst niemals verlassen zu haben. So daß zwei … zwei…«

»Zwei der Schwerter sich im Besitz meines Bruders befinden«, beendete Josua den Satz, »und das dritte suchen ein Troll und ein Knabe im pfadlosen Norden.« Er lächelte gequält und schüttelte den Kopf. »Wie ich schon sagte, ein armseliges Spiel.«

Geloë heftete die wilden gelben Augen auf ihn und meinte scharf: »Aber ein Spiel, Prinz Josua, in dem man nicht aufgeben darf, ein Spiel, das wir mit den Figuren, die wir gezogen haben, zu Ende spielen müssen. Der Einsatz ist hoch, sehr hoch.«

Der Prinz setzte sich gerader hin und hinderte Deornoth mit einer Handbewegung an einer zornigen Erwiderung. »Wohlgesprochen Valada Geloë. Es ist das einzige Spiel, das wir spielen können. Wir *dürfen* es nicht verlieren. Gibt es noch etwas, das Ihr uns erzählen wollt?«

»Vieles, das Ihr bereits wißt oder Euch denken könnt. Hernystir im Westen ist gefallen, König Lluth tot und sein Volk in die Berge geflohen. Nabban ist durch Verrat jetzt das Herzogtum von Elias' Verbündetem Benigaris. Skali von Kaldskryke herrscht an Isgrimnurs Statt über Rimmersgard. Naglimund ist zerstört, und die Nornen spuken dort wie Geister.« Im Reden nahm sie ihren Wanderstab und zeichnete vor ihnen eine Landkarte auf die Erde, auf der sie die Orte markierte, von denen sie sprach. »Der Wald von Aldheorte ist frei, aber er ist keine Stätte, an der die Menschen sich zusammenrotten und Widerstand leisten können, es sei denn als letzte Zuflucht, wenn alles andere verloren ist.«

»Und wo stehen wir jetzt, wenn nicht vor unserer letzten Hoffnung?« fragte Josua. »Hier ist mein Reich, Geloë, das, was Ihr hier seht, nicht mehr als eine Steinwurfweite um uns herum. Wir können uns vielleicht hier verstecken, wie aber sollen wir mit so wenig Streitern Elias herausfordern, von seinem Verbündeten, dem Sturmkönig, ganz zu schweigen?«

»Ah, nun kommen wir auf das, von dem ich später noch reden wollte«,

entgegnete Geloë, »und auf Dinge, die seltsamer sind als die Kriege der Menschen.« Ihre knotigen braunen Hände huschten hin und her, und wieder malte sie etwas auf die Erde vor ihren Stiefeln. »Warum sind wir in diesem Teil des Waldes sicher? Weil er unter dem Bann der Sithi steht, die die Nornen nicht anzugreifen wagen. Seit unzähligen Jahren existiert zwischen den beiden Familien ein höchst zerbrechlicher Frieden. Ich glaube, selbst der seelenlose Sturmkönig hat keine Eile, die noch lebenden Sithi zum Eingreifen zu ermuntern.«

»*Familien* sind das?« fragte Deornoth. Geloë warf ihm einen grimmigen Blick zu.

»Habt Ihr nicht zugehört, als Jarnauga es Euch in Naglimund erzählte?« erkundigte sie sich gebieterisch. »Was nützt es, wenn die Weisen ihr Leben hingeben, wenn die, für die sie es opfern, nicht einmal zuhören?«

»Jarnauga sagte uns, daß Ineluki, der Sturmkönig, einst ein Fürst der Sithi gewesen sei«, mischte Strangyeard sich hastig ein und wedelte mit den Händen, als wolle er jeden Hauch von Uneinigkeit verscheuchen. »Soviel wußten wir.«

»Viele Zeitalter waren Nornen und Sithi ein Volk«, erläuterte Geloë. »Als sie getrennte Wege gehen wollten, teilten sie Osten Ard untereinander auf und beide versprachen, das Reich der anderen nicht ohne deren Erlaubnis zu betreten.«

»Und was nützt dieses Wissen uns armen Sterblichen?« fragte Deornoth.

Geloë machte eine Handbewegung. »Wir sind hier sicher, weil die Nornen die Grenzen der Sithiländer mit Vorsicht behandeln. Außerdem schlummert selbst heutzutage, da alles schwächer geworden ist, eine Macht an solchen Orten, die die Nornen in jedem Fall zögern lassen würde.« Sie sah Deornoth gerade in die Augen. »Ihr habt sie gespürt, nicht wahr? Aber die Schwierigkeit liegt darin, daß wir, nur zehn oder elf Personen, zu wenige sind, uns wirksam zu wehren. Wir müssen einen Ort finden, an dem wir nicht nur vor den Nornen geschützt sind, sondern wo uns auch andere, die sich gegen die Mißherrschaft Eures Bruders auflehnen, finden können. Wenn König Elias' Macht über Osten Ard noch größer und der Hochhorst zur uneinnehmbaren Festung wird, werden wir ihm das *Große Schwert*, von dem wir wissen, daß er es hat, ebensowenig mehr entreißen können wie das andere, das er *vielleicht* besitzt. Wir kämpfen hier nicht gegen Hexenwerk allein, sondern der Krieg geht um Vorrang und Einfluß im Land.«

»Was meint Ihr damit?« fragte Josua und sah der Zauberfrau gespannt ins Gesicht.

Geloë wies mit ihrem Wanderstab auf die Karte. »Dort draußen, östlich jenseits des Waldes, liegen die Wiesen der Hoch-Thrithinge. Dort, nahe der Stelle, an der sich einst die uralte Stadt *Enki-e-Shaosaye* erhob, an der Grenze zwischen Wald und Grasland, ist der Ort, an dem Nornen und Sithi sich für immer voneinander trennten. Er heißt *Sesuad'ra* – Stein des Abschieds.«

»Und dort … wären wir sicher?« fragte Strangyeard erregt.

»Eine Zeitlang«, erwiderte Geloë. »Es ist ein Ort der Macht, darum beschützt uns das, was von ihr noch übrig ist, vielleicht eine kurze Weile vor den Schergen des Sturmkönigs. Aber schon das würde uns helfen, denn was wir am nötigsten brauchen, ist Zeit – Zeit, um alle zu sammeln, die Elias Widerstand leisten wollen, Zeit, unsere verstreuten Verbündeten zu uns zu rufen. Vor allem aber, und das ist am wichtigsten, brauchen wir Zeit, um das Geheimnis der drei *Großen Schwerter* zu enträtseln und einen Weg zu finden, wie wir uns gegen die Bedrohung durch den Sturmkönig wehren können.«

Josua saß da und starrte in den von Linien zerfurchten Staub. »Es wäre ein Anfang«, meinte er endlich. »Eine kleine Flamme der Hoffnung inmitten von Verzweiflung.«

»Darum bin ich zu Euch gekommen«, sagte die Zauberfrau. »Darum habe ich auch den Jungen, Simon, aufgefordert, sich dorthin zu begeben, wenn es ihm möglich ist, und alle mitzubringen, die bei ihm sind.«

Vater Strangyeard hüstelte entschuldigend. »Ich fürchte, ich verstehe Euch nicht, Frau Geloë. Wie habt Ihr mit dem Jungen geredet? Wenn er sich im fernen Norden aufhält, hättet Ihr nicht rechtzeitig hier bei uns sein können. Habt Ihr Botenvögel geschickt, wie Jarnauga es so oft getan hat?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe durch die kleine Leleth zu ihm gesprochen. Es ist schwierig zu erklären, aber sie hat mich stärker gemacht, damit ich bis hinauf nach Yiqanuc reichen und Simon vom Stein des Abschieds erzählen konnte.«

Sie begann mit der Stiefelspitze die Landkarte zu verwischen. »Unklug, eine Nachricht mit unserem Ziel zu hinterlassen«, kicherte sie heiser.

»Aber würdet Ihr so weit reichen, daß Ihr mit jedem reden könntet?« erkundigte Josua sich begierig.

Geloë verneinte. »Ich habe Simon gekannt und ihn berührt. Er war in meinem Haus. Ich glaube nicht, daß ich jemanden finden und mit ihm sprechen könnte, den ich nicht vorher gekannt habe.«

»Aber meine Nichte Miriamel war in Eurem Haus, wenigstens hat man

mir das gesagt«, wandte der Prinz eifrig ein. »Ich mache mir große Sorgen um sie. Könntet Ihr sie für mich finden, zu ihr sprechen?«

»Das habe ich schon versucht.« Die Zauberfrau stand auf und sah sich wieder nach Leleth um. Das kleine Mädchen wanderte ziellos am Rand der Lichtung herum. Ihre blassen Lippen bewegten sich, als sänge sie ein stummes Lied. »In Miriamels Nähe ist etwas oder jemand, der mich daran hindert, sie zu erreichen – eine Art Wand. Ich hatte wenig Kraft und wenig Zeit, darum habe ich den Versuch nicht wiederholt.«

»Wollt Ihr es noch einmal tun?« bat Josua.

»Vielleicht.« Sie sah ihn an. »Aber ich muß mit meinen Kräften haushalten. Vor uns liegt ein langer, dornenreicher Weg.« Sie wandte sich an Vater Strangyeard. »Jetzt, Priester, kommt mit mir. Es gibt Dinge, über die wir sprechen müssen. Man hat Euch eine Verantwortung auferlegt, die sich als schwere Last erweisen kann.«

»Ich weiß«, entgegnete Strangyeard ruhig. Die beiden entfernten sich und ließen Josua gedankenverloren zurück. Deornoth beobachtete den Prinzen lange und wanderte schließlich zurück zu seinem Mantel.

In der Nähe lag Strupp, wälzte sich in den Klauen eines Alptraums und brabbelte vor sich hin. »Weiße Gesichter … Hände greifen nach mir … Hände…« Die Krallenfinger des alten Mannes zerfleischten die Luft, und für einen Augenblick verstummte der Gesang der Vögel.

»Also«, schloß Josua, »gibt es einen Hoffnungsschimmer. Wenn Valada Geloë meint, wir könnten an diesem Ort eine Zuflucht finden…«

»… und einen Schlag gegen den König führen«, grollte Isorn, dessen rosiges Gesicht einen finsteren Zug bekommen hatte.

»Ja, und uns darauf vorbereiten, den Kampf wieder aufzunehmen«, fuhr Josua fort, »dann müssen wir ihrem Rat folgen. Wir haben ohnehin kein anderes Ziel mehr. Sobald alle wieder laufen können, verlassen wir den Wald und durchqueren die Hoch-Thrithinge. Von dort aus halten wir uns dann östlich bis zum Stein des Abschieds.«

Vara, bleich vor Zorn, öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Herzogin Gutrun kam ihr zuvor. »Warum wollen wir überhaupt den Wald verlassen, Prinz Josua? Warum einen längeren Weg nehmen der uns zudem ungeschützt über die Ebenen führt?«

Geloë, die neben dem Prinzen saß, nickte. »Ihr stellt eine gute Frage. Der eine Grund ist, daß wir im offenen Gelände doppelt so schnell vorankommen und Zeit für uns kostbar ist. Zweitens aber müssen wir den Forst verlassen, weil der Bann, der die Nornen von ihm fernhält, auch für uns

wirksam ist. Dieses Land gehört den Sithi. Wir sind hier eingedrungen, weil wir um unser Leben fliehen mußten, aber länger hierzubleiben, würde bedeuten, ihre Aufmerksamkeit auf uns zu lenken – und die Sithi lieben die Sterblichen nicht.«

»Aber werden die Nornen uns nicht verfolgen?«

»Ich kenne Wege durch den Wald, auf denen wir sicher sind, bis wir das Wiesengebiet dahinter erreichen«, erklärte die Zauberfrau. »Was die Hoch-Thrithinge betrifft, so halte ich die Nornen noch nicht für so übermütig, daß sie sich bei Tageslicht über offenes Land wagen. Sie sind tödlich, aber noch sehr viel geringer an Zahl als die Menschen. Der Sturmkönig hat Jahrhunderte gewartet; ich denke, er ist geduldig genug, die Fülle seiner Macht noch einige Zeit länger vor den Sterblichen zu verbergen. Nein, weit eher sind es Elias' Heere und die Männer der Thrithinge, um die wir uns Sorgen machen müssen.« Und zu Josua: »Vielleicht wißt Ihr das besser als ich. Dienen die Bewohner der Thrithinge jetzt Elias?«

Der Prinz schüttelte den Kopf. »Sie sind unberechenbar. Es gibt viele Stämme, und selbst die Treue zu ihren eigenen Mark-Thanen ist nichts Festes. Außerdem ist es möglich, daß wir, wenn wir uns nicht allzuweit vom Waldrand entfernen, überhaupt keine Seele zu Gesicht bekommen. Die Thrithinge sind riesengroß.«

Als er geendet hatte, stand Vara auf und ging mit steifen Schritten davon, bis sie in einem Birkengehölz am Rand der Lichtung verschwunden war. Josua sah ihr nach und erhob sich einen Moment später ebenfalls. Er überließ es Geloë, die Fragen derjenigen zu beantworten, die nicht mitgehört hatten, was sie zuvor über *Sesuad'ra* berichtet hatte.

Vara lehnte an einem Birkenstamm, von dem sie zornig papierdünne Rindenstreifen schälte. Eine lange Weile blieb Josua stehen und schaute sie an. Ihr Kleid war ein zerlumpter Fetzen, knapp über den Knien abgerissen. Auch ihr Untergewand war zerschlissen, weil man Streifen davon zum Verbinden gebraucht hatte. Wie alle, war sie schmutzig, das dichte schwarze Haar verfilzt und voller Ästchen, Arme und Beine zeigten eine Fülle von Kratzwunden. Ein verdreckter, blutiger Lappen bedeckte die Pfeilwunde am Unterarm.

»Warum bist du zornig?« fragte er mit weicher Stimme.

Vara wirbelte herum, die Augen groß. »Warum ich zornig bin? Warum? Du bist ein Dummkopf!«

»Seit man uns von Naglimund vertrieb, gingst du mir aus dem Weg«, sagte Josua und kam einen Schritt näher. »Wenn ich mich zu dir lege,

machst du dich steif wie ein Priester, dessen Nüstern den Geruch der Sünde wittern. Handelt so eine liebende Frau?«

Vara hob die Hand, als wollte sie ihn schlagen, aber er stand nicht nahe genug. »Liebe?« stieß sie hervor, und ihr Tonfall verwandelte das Wort in etwas Schweres und Schmerzhaftes. »Wer bist du, mir von Liebe zu sprechen? Deinetwegen habe ich alles verloren, und nun fängst du von Liebe an?« Sie rieb sich mit der Hand das Gesicht. Ein dunkler Streifen blieb zurück.

»Das Leben aller liegt in meiner Hand«, versetzte der Prinz langsam. »Und auf meiner Seele. Männer, Frauen, Kinder – Hunderte von Toten in den Ruinen von Naglimund. Vielleicht war ich abweisend zu dir, seit die Burg fiel, aber es lag an meinen finsteren Gedanken, an den Gespenstern, die mich verfolgen.«

»Seit die Burg fiel, sagst du«, zischte Vara. »Seit die Burg fiel, hast du mich behandelt wie eine Hure. Du sprichst nicht mehr mit mir. Mit allen anderen redest du, nur nicht mit mir. Aber nachts kommst du, berührst und hältst mich. Glaubst du, du hättest mich auf dem Markt gekauft wie ein Pferd? Ich bin mit dir gegangen, um fortzukommen von den Ländern der Ebene … um dich zu lieben. Du warst nie gut zu mir. Nun aber willst du mich dorthin zurückschleppen … mich zurückbringen und allen meine Schande zeigen!« Sie brach in Tränen der Wut aus und trat rasch hinter den Baum, damit der Prinz ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Josua machte ein verwirrtes Gesicht. »Was meinst du? Wem will ich deine Schande zeigen?«

»Meinem Volk, Dummkopf!« schluchzte Vara, und ihre Stimme hallte dumpf in den Bäumen wider. »Meinem Volk!«

»Dem Volk der Thrithinge…«, sagte Josua langsam. »Natürlich.«

Vara fuhr hinter dem Baum hervor wie ein erboster Geist. Ihre Augen funkelten. »Ich komme nicht mit. Nimm du dein kleines Königreich und geh, wohin du willst, aber ich werde nicht mit Schimpf und Schande in meine Heimat zurückkehren, in diesem … in diesem Aufzug!« Wutschnaubend zeigte sie auf ihre zerlumpte Kleidung.

Josua lächelte unfroh. »Torheit! Sieh mich an, Sohn Johans des Priesters, des Hochkönigs von Osten Ard! Ich sehe aus wie eine Vogelscheuche. Kommt es darauf an? Ich glaube nicht, daß uns jemand von deinem Volk begegnen wird, aber selbst wenn – was tut es? Bist du so starrsinnig, daß du lieber im Wald sterben, als dich von ein paar deiner Wagenleute in Lumpen sehen lassen willst?«

»Ja!« schrie sie. »Ja! Du hältst mich für töricht? Recht hast du! Deinetwegen verließ ich meine Heimat und floh aus dem Land meines Vaters. Soll ich dorthin zurückkriechen wie ein geprügelter Hund? Lieber will ich tausend Tode sterben! Alles andere hat man mir genommen – willst du nun auch noch, daß ich mich vor dir auf dem Bauch winde?« Sie sank zu Boden, die weißen Knie tief im Lehm. »Dann will ich dich anflehen: Geh nicht in die Hoch-Thrithinge. Wenn du aber doch gehst, dann laß mir für eine Weile zu essen da, und ich will durch den Wald zu diesem Stein wandern.«

»Das ist Wahnsinn von der übelsten Art«, knurrte Josua. »Hast du Geloës Worte nicht gehört? Wenn die Sithi dich nicht als Eindringling töten, fangen dich die Nornen und tun dir noch Schlimmeres an.«

»Dann töte du mich.« Sie griff nach oben, wo Naidel in seiner Scheide an Josuas Gürtel hing. »Eher sterbe ich, als daß ich in die Thrithinge zurückgehe.«

Josua packte ihr Handgelenk und zog sie hoch. Sie wehrte sich in seinem Griff und trat mit dem schlammbespritzten, abgetragenen Pantoffel nach seinem Schienbein. »Du bist ein Kind«, sagte Josua ärgerlich und wich zur Seite, als sie ihn mit der freien Hand ins Gesicht schlug. »Ein Kind mit Krallen.« Er zog sie herum, so daß sie mit dem Rücken zu ihm stand, und schob sie dann stolpernd vor sich her bis zu einem umgestürzten Baum. Dort setzte er sich hin, ohne sie loszulassen; gefangen hockte sie auf seinem Schoß, und seine Arme umschlossen die ihren und preßten sie an ihre Seiten.

»Wenn du dich wie ein eigensinniges Mädchen benimmst, werde ich dich auch so behandeln«, bemerkte er mit zusammengebissenen Zähnen und bog sich nach hinten, um ihrem wild um sich stoßenden Kopf zu entgehen. Vara versuchte sich loszureißen.

»Ich hasse dich!« keuchte sie.

»Im Augenblick hasse ich dich auch«, erwiderte er und verstärkte seinen Druck, »aber das kann sich geben.«

Endlich wurde ihr Ringen schwächer, und sie sank erschöpft in seinen Armen zusammen. »Du bist stärker«, stöhnte sie, »aber irgendwann mußt du schlafen. Dann werde ich dich und danach mich töten.«

Auch Josua atmete schwer. Vara war kein schwaches Weib, und daß dem Prinzen eine Hand fehlte, machte ihm den Kampf nicht leichter. »Es sind zu wenige von uns übrig zum Töten«, murmelte er. »Doch im Notfall werde ich hier sitzenbleiben und dich festhalten, bis es Zeit zum Aufbruch

ist. Wir gehen nach diesem *Sesuad'ra,* und wenn ich nur irgend etwas dazu tun kann, werden wir es auch alle lebend erreichen.«

Wieder wollte Vara sich befreien, gab aber schnell auf, als sie merkte, daß Josua seinen Griff nicht gelockert hatte. Eine Zeitlang blieb sie still sitzen. Ihr Atem wurde allmählich ruhiger, das Zittern der Glieder ließ nach.

Die Schatten wurden länger. Eine einsame Grille, die das Nahen des Abends spürte, begann ihren knarrenden Vortrag. »Wenn du mich nur liebtest«, sagte Vara endlich und starrte in den dunkelnden Forst, »brauchte ich niemanden zu töten.«

»Ich bin des Redens müde, Herrin«, antwortete der Prinz.

Am späten Vormittag verließen Prinzessin Miriamel und ihre beiden frommen Begleiter die Küstenstraße und ritten hinab in das Commeis-Tal, das Tor zur Stadt Nabban. Während sie den steilen Serpentinen hangabwärts folgten, fiel es Miriamel schwer, auf die Straße unter den Hufen ihres Pferdes zu schauen. Es war lange her daß sie das wahre Gesicht Nabbans, der Heimat ihrer Mutter, gesehen hatte, und die Versuchung, alles mit offenem Mund anzuglotzen, war ungemein groß.

Die Felder wichen hier allmählich den verstreuten Ausläufern der einst kaiserlichen Großstadt. Die Talsohle war mit Siedlungen und Städten dicht besetzt; selbst die steilen commeianischen Berge waren überkrustet mit Häusern aus weißgetünchten Steinen, die aus den Hängen hervorragten wie Zähne.

Vom Talgrund stieg der Rauch zahlloser Feuer nach oben, eine graue Wolke, die über ihnen hing wie ein Sonnendach. An den meisten Tagen fegte der vom Meer kommende Wind den blauen Himmel blank, das wußte Miriamel; heute aber fehlte die Brise.

»So viele Menschen«, staunte sie. »Und in der eigentlichen Stadt sind es noch mehr.«

»Aber in mancher Hinsicht«, bemerkte Vater Dinivan, »will das gar nichts heißen. Erchester zum Beispiel ist nicht einmal ein Fünftel so groß wie Nabban, aber der Hochhorst ist das Haupt der bekannten Welt. Nabbans Glanz ist nichts als Erinnerung – ausgenommen natürlich die Mutter Kirche. Nabban ist jetzt *ihre* Stadt.«

»Ist es nicht interessant, wie gerade diejenigen, die unseren Herrn Usires einst erschlugen, ihn jetzt so warm an ihren Busen drücken?« bemerkte Cadrach, der schon ein Stückchen weitergeritten war. »Wenn man tot ist,

hat man immer gleich mehr Freunde.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst, Cadrach«, antwortete Dinivan, ernst in den schlichten Zügen, »aber es klingt mehr nach Verbitterung als nach Erkenntnis.«

»So?« meinte Cadrach. »Ich spreche nur vom Nutzen der Helden, die nicht da sind und darum auch nicht für sich selbst sprechen können.« Seine Miene wurde finster. »Lieber Gott, ich wünschte, ich hätte einen Schluck Wein.« Er wich Dinivans fragendem Blick aus, drehte sich um und verzichtete auf weitere Äußerungen.

Die Rauchfahnen erinnerten Miriamel an etwas. »Wie viele von den Feuertänzern, die wir in Teligur gesehen haben, gibt es eigentlich? Sind sie in allen Städten?«

Dinivan schüttelte den Kopf. »Vermutlich kommen aus jeder Stadt nur ein paar; aber sie schließen sich zusammen und wandern von Ort zu Ort, um ihre üble Botschaft zu verkündigen. Es ist nicht ihre Zahl, die einem Angst machen sollte, sondern die Verzweiflung, die ihnen anhaftet wie eine Pest. Für jeden, der zu ihnen stößt und mit in die nächste Stadt zieht, stehen ein Dutzend andere, die im tiefsten Herzen an ihre Botschaft glauben und das Vertrauen zu Gott verlieren.«

»Die Menschen glauben an das, was sie sehen«, mischte Cadrach sich ein und starrte Dinivan mit plötzlicher Eindringlichkeit an. »Sie hören die Botschaft des Sturmkönigs und sehen, wozu seine Hand fähig ist. Sie warten darauf, daß Gott die Ketzer zerschmettert. Aber Gott tut nichts.«

»Das ist eine Lüge, Padreic«, erwiderte Dinivan hitzig. »Oder Cadrach, oder welchen Namen du jetzt auch gewählt hast. Auf das Wählen kommt es nämlich an. Gott läßt jeden Menschen wählen. Er zwingt niemanden, ihn zu lieben.«

Der Mönch schnaubte wie angewidert, ohne jedoch die Augen von dem Priester zu lassen. »Das tut er allerdings nicht.«

Auf irgendeine sonderbare Weise, dachte Miriamel, schien Cadrach Dinivan geradezu anzuflehen, so als wollte er dem Sekretär des Lektors etwas zeigen, das Dinivan nicht wahrhaben wollte.

»Gott möchte…«, begann der Priester.

»Aber wenn Gott uns nicht überredet und niemanden zwingt und auf die Herausforderung eines Sturmkönigs oder anderer überhaupt nicht reagiert«, unterbrach ihn Cadrach mit vor unterdrückter Erregung heiserer Stimme, »warum, *warum* wunderst du dich dann, daß die Menschen glauben, es gebe keinen Gott, oder wenn doch, er sei machtlos?«

Dinivan starrte ihn an und schüttelte dann zornig der Kopf.

»Darum gibt es ja die Mutter Kirche. Um Gottes Wort zu verkünden, damit die Menschen ihre Wahl treffen können.«

»Die Menschen glauben an das, was sie sehen«, wiederholte Cadrach traurig und versank von neuem in stumme Gedanken, während sie sich langsam zum Talgrund hinunterarbeiteten.

Mittags erreichten sie die belebte Anitullanische Straße. Menschenströme flossen nach beiden Richtungen und bildeten Strudel um Gefährte, die sich zum Markt oder von dort zurück bewegten. Miriamel und ihre Begleiter fielen nicht weiter auf. Bis Sonnenuntergang hatten sie eine große Strecke taleinwärts zurückgelegt.

Abends machten sie in Bellidan halt, einer von über einem Dutzend Städten an der Straße, die so ineinander übergingen, daß sich kaum noch feststellen ließ, wo die eine aufhörte und die andere anfing. Sie übernachteten in der örtlichen Priorei, wo Dinivans Ring mit dem Siegel des Lektors und seine hohe Stellung sie zum Mittelpunkt großen Interesses machten. Miriamel verschwand schon früh in der kleinen Zelle, die man ihr zur Verfügung gestellt hatte; sie wollte vermeiden, daß man ihre Verkleidung durchschaute. Dinivan erklärte den Mönchen, sein Begleiter sei erkrankt, und brachte ihr dann eine sehr zufriedenstellende Mahlzeit aus Gerstensuppe und Brot. Als sie die Kerze ausblies, um zu schlafen, trat ihr wieder das Bild der Feuertänzerin vor die Augen, jener weißgekleideten Frau, die so jäh in Flammen gestanden hatte. Doch hier hinter den dicken Mauern der Priorei kam ihr die Erscheinung nicht mehr ganz so furchterregend vor – nur ein weiteres beunruhigendes Erlebnis in einer unruhigen Welt.

Am späten Nachmittag des nächsten Tages erreichten sie die Stelle, wo die Anitullanische Straße zu den Bergpässen hinaufzusteigen begann, die in das eigentliche Nabban führten. Sie kamen an Dutzenden von Pilgern und Kaufleuten vorüber, die erschöpft am Straßenrand hockten und sich mit ihren breitkrempigen Hüten Kühlung zufächelten. Manche hatten nur eine Pause eingelegt, um zu rasten und Wasser zu trinken, aber es gab auch mehrere wütende Händler, deren Esel sich schlichtweg geweigert hatten, ihre überladenen Karren die steile Straße hinaufzuziehen.

»Wenn, wir vor Einbruch der Dunkelheit haltmachen«, erklärte Dinivan, »können wir über Nacht in einer der Bergstädte bleiben. Dann hätten wir morgen früh nur noch einen kurzen Ritt bis in die Stadt. Trotzdem – ich weiß selbst nicht, warum – widerstrebt es mir, mehr Zeit zu brauchen, als unbedingt nötig. Wenn wir in die Nacht hineinreiten, können wir vor Mit-

ternacht in der Sancellanischen Ädonitis sein.«

Miriamel sah nach hinten, die Straße hinunter, dann nach vorn, wo der Weg zwischen den ausgedörrten, goldenen Hügeln verschwand. »Ich hätte nichts dagegen, haltzumachen«, meinte sie. »Mir tut so ziemlich alles weh.«

Dinivan machte ein besorgtes Gesicht. »Ich verstehe. Ich bin das Reiten weniger gewöhnt als Ihr, Prinzessin, und mein Hintern juckt auch ganz schön.« Er errötete und lachte. »Verzeiht mir, Herrin. Aber ich habe das Gefühl, je eher wir den Lektor erreichen, desto besser ist es.«

Miriamel sah zu Cadrach hinüber, um festzustellen, was er dazu sagte. Aber der Mönch war so tief in seine eigenen Gedanken versunken, daß er im Sattel schwankte und es seinem Pferd überließ, sich den Weg bergan zu suchen.

»Wenn Ihr meint, daß es irgendeinen Vorteil bringen könnte«, bemerkte Miriamel schließlich, »dann reiten wir notfalls die ganze Nacht durch. Ehrlich gesagt, weiß ich allerdings nicht recht, was ich dem Lektor erzählen sollte – oder er mir –, das nicht noch einen Tag warten könnte.«

»Es verändern sich jetzt viele Dinge, Miriamel «, erwiderte Dinivan und senkte die Stimme, obwohl die Straße bis auf einen Bauernwagen, der eine halbe Achtelmeile vor ihnen vor sich hin knarrte, an dieser Stelle ganz leer war. »In Zeiten wie diesen, in denen nichts sicher ist und wir viele Gefahren noch gar nicht richtig kennen, bereut man später oft, eine Möglichkeit zur Beschleunigung nicht ergriffen zu haben. Soviel Weisheit besitze ich immerhin. Mit Eurer Erlaubnis will ich darauf vertrauen.«

Sie ritten den ganzen dämmernden Abend lang weiter und hielten auch nicht an, als die Sterne hinter den Hügeln aufstiegen. Die Straße wand sich durch die Pässe und dann wieder abwärts, vorbei an weiteren Städten und Siedlungen, bis sie endlich die Ausläufer der großen Stadt erreichte und so viele Lampen sie erhellten, daß sie strahlender leuchtete als der Himmel.

Obwohl es kurz vor Mitternacht war, herrschte in den Straßen von Nabban reges Leben. An allen Ecken brannten Fackeln. In flackernden Lichttümpeln zeigten Gaukler und Tänzer ihre Künste und hofften auf ein paar Münzen von angeheiterten Vorübergehenden. Aus den Schenken, deren offene Fensterläden die kühle Sommernacht einließen, drangen Laternenlicht und Lärm auf die kopfsteingepflasterten Straßen.

Miriamel nickte vor Müdigkeit, als sie die Anitullanische Straße verließen und dem Lauf des Quellenwegs hinauf zum Sancellanischen Hügel folgten. Vor ihnen erhob sich gewaltig die Sancellanische Ädonitis. Ihr

berühmter Spitzturm erschien im Fackellicht nur wie ein dünner, goldener Faden, aber ihre hundert Fenster glühten in warmer Helligkeit.

»In Gottes Haus wacht immer jemand«, sagte Dinivan ruhig.

Als sie durch die engen Straßen bergauf und auf den großen Platz zuritten, konnte Miriamel die bleichen, runden Umrisse der Türme der Sancellanischen Mahistrevis erkennen, die im Westen gleich hinter der Sancellanischen Ädonitis lagen. Das herzogliche Schloß stand auf dem felsigen Vorgebirge an der äußersten Spitze von Nabban und beherrschte den Blick aufs Meer, wie Nabban selbst einst die Länder der Menschen beherrscht hatte.

*Die beiden Sancellanischen Häuser,* dachte Miriamel, *das eine errichtet, um den Körper, das andere, um die Seele zu regieren. Nun, die Sancellanische Mahistrevis ist bereits ein Opfer des Vatermörders Benigaris geworden, aber der Lektor ist ein gottesfürchtiger Mann – und ein guter Mann, wie Dinivan sagt, und Dinivan ist kein Dummkopf. Wenigstens hier gibt es Hoffnung.*

Über ihr in der Dunkelheit klagte eine Möwe. Es gab ihr einen Stich ins Herz. Wenn ihre Mutter Elias nicht geheiratet hätte, wäre Miriamel hier aufgewachsen und hätte hier, hoch über der See, ihre Wohnung gehabt. Hier wäre ihre Heimat gewesen. Sie wäre an einen Ort zurückgekehrt, an den sie gehörte.

*Aber wenn meine Mutter meinen Vater nicht geheiratet hätte,* überlegte sie schläfrig, *würde es mich ja gar nicht geben. Dummes Mädchen.*

Ihre Ankunft am Tor des Lektorenpalastes war für Miriamel nur ein verschwommener Eindruck. Sie konnte sich nur mühsam wachhalten. Mehrere Männer begrüßten Dinivan mit großer Herzlichkeit – anscheinend hatte er viele Freunde –, und das nächste, was sie wußte, war, daß man sie in ein Zimmer mit einem warmen, weichen Bett brachte. Sie vergeudete keine Zeit damit, etwas anderes auszuziehen als ihre Stiefel, und kroch, noch immer in ihren Kapuzenmantel gehüllt, unter die Decke. Im Gang vor ihrer Tür vernahm sie gedämpftes Stimmengemurmel, dann, etwas später, hoch über sich das Geläut der Claves-Glocke, die öfter schlug, als Miriamel zählen konnte.

Zu den Tönen ferner Gesänge schlief sie ein.

Am nächsten Morgen weckte sie Vater Dinivan mit Beeren, Milch und Brot. Sie aß im Bett sitzend, während der Priester die Kerzen anzündete und in dem fensterlosen Raum auf und ab marschierte.

»Seine Heiligkeit war heute früh auf. Als ich in seinen Gemächern er-

schien, war er schon fort, irgendwo spazieren. Das tut er oft, wenn er über etwas nachdenken will. Läuft einfach im Nachtgewand durch die Gänge! Dabei will er niemanden um sich haben – außer mich, wenn ich da bin.« Dinivan lachte wie ein kleiner Junge, und seine Zähne blitzten. »Diese Gebäude sind fast so endlos wie der Hochhorst. Er könnte überall stecken.«

Miriamel wischte sich mit dem weiten Ärmel die Milch vom Kinn. »Wird er uns empfangen?«

»Natürlich. Sowie er zurück ist, davon bin ich überzeugt. Ich möchte wissen, was ihm auf der Seele liegt. Ranessin ist ein Mann mit tiefen Gedanken, tief wie das Meer, und wie beim Meer ist es oft schwierig herauszufinden, was sich unter der ruhigen Oberfläche verbirgt.«

Miriamel überlief ein Schauder. Sie dachte an den Kilpa in der Bucht von Emettin. Sie setzte die Schale ab. »Soll ich in Männerkleidern kommen?« fragte sie.

»Was?« Dinivan, von ihrer Frage überrascht, blieb stehen. »Oh. Für den Empfang beim Lektor, meint Ihr. Nun, ich denke, vorläufig sollte niemand wissen, daß Ihr hier seid. Ich möchte gern sagen, daß ich meinen Mitbrüdern mein Leben anvertrauen würde, und vermutlich wäre das auch der Fall, aber ich lebe und arbeite hier schon viel zu lange, als daß ich nicht wüßte, daß viel getuschelt wird. Ich habe Euch ein paar saubere Sachen mitgebracht.« Er deutete auf ein Kleiderbündel, das auf einem Hocker lag. Daneben stand eine dampfende Wasserschüssel. »Wenn Ihr also fertig seid und Euer Frühstück beendet habt, können wir gehen.« Er sah sie erwartungsvoll an.

Miriamel betrachtete einen Augenblick die Kleider, dann Vater Dinivan, der ein wenig zerstreut die Stirn runzelte. »Würdet Ihr Euch dann wohl umdrehen«, bat sie endlich, »damit ich mich anziehen kann?«

Vater Dinivan riß den Mund auf und errötete dann bis über beide Ohren, was Miriamel insgeheim äußerst amüsierte. »Prinzessin, vergebt mir! Wie konnte ich mich so unhöflich benehmen! Noch einmal, verzeiht! Ich werde mich sofort entfernen. Ich hole Euch dann nach einer Weile ab. Bitte nehmt meine Entschuldigungen an. Ich habe heute morgen an so vieles zu denken.« Er hastete rückwärts aus dem Zimmer und schloß hinter sich sorgfältig die Tür.

Als er fort war, stand Miriamel lachend aus dem Bett auf. Sie streifte die alten Gewänder über den Kopf und wusch sich bibbernd, wobei sie mehr interessiert als bedauernd feststellte, wie sonnengebräunt Hände und Handgelenke aussahen. Wie bei einem Lastkahnschiffer, dachte sie nicht

ohne Befriedigung. Wie ihre Hofdamen bei diesem Anblick zusammenzucken würden!

Das Wasser war warm, aber der Raum kalt, so daß sie, kaum fertig, eilig die sauberen Sachen anzog. Sie fuhr sich mit den Händen durch das kurzgeschorene Haar und überlegte, ob sie es waschen sollte, entschied sich jedoch dagegen, als ihr die zugigen Korridore einfielen. Die Kälte erinnerte sie an den Jungen, Simon, der jetzt irgendwo im eisigen Norden herumirrte. In einem impulsiven Moment hatte sie ihm ihren blauen Lieblingsschal gegeben, ein Gunstbeweis, der ihr heute erbärmlich unzureichend erschien. Immerhin hatte sie es gut gemeint. Der Schal war zu leicht, um Simon zu wärmen, aber vielleicht würde er ihn an die schreckliche Reise erinnern, die sie miteinander durchgestanden hatten. Vielleicht würde er ihm Mut machen.

Sie fand Dinivan draußen in der Halle. Er gab sich die größte Mühe, Geduld auszustrahlen. Hier in seiner vertrauten Umgebung wirkte der Priester wie ein Schlachtroß vor dem Kampf, wild darauf, davonzusprengen und sich ins Getümmel zu stürzen. Er nahm ihren Ellenbogen und führte sie sanft den Korridor entlang.

»Wo ist Cadrach?« fragte Miriamel. »Kommt er nicht mit uns, um den Lektor zu begrüßen?«

Dinivan schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich ihm noch vertrauen kann. Ich habe ja gesagt, daß ich ihn nicht für einen bösen Menschen halte, aber ich fürchte, er hat viele Schwächen und gibt ihnen nach. Es ist traurig, denn der Mann, der er einmal war, hätte uns jetzt wertvolle Ratschläge geben können. So aber habe ich es für besser gehalten, ihn nicht in Versuchung zu führen. Er nimmt mit einigen meiner Priesterbrüder ein angenehmes Mahl ein. Man wird ihn still und unauffällig überwachen.«

»Was war Cadrach?« fragte Miriamel und verrenkte sich den Hals, um die deckenhohen Wandteppiche anzustarren, die den Korridor säumten, mit Szenen aus Ädons Himmelfahrt, der Verleugnung des heiligen Vilderivis, dem Strafgericht über Imperator Crexis. Sie dachte an diese stillen Figuren mit ihren großen, weißumränderten Augen und die vielen Jahrhunderte, die sie hier schon hingen, während draußen die Welt sich weiterdrehte. Würden auch ihr Onkel und ihr Vater einmal auf Fresken und Wandteppichen zu sehen sein, lange nachdem Miriamel und alle, die sie kannte, zu Staub zerfallen waren?

»Cadrach? Einst war er ein frommer Mann, und nicht nur der Kleidung nach.« Dinivan schien einen Augenblick zu überlegen, bevor er fortfuhr.

»Wir wollen ein andermal über Euren Begleiter sprechen, Prinzessin, wenn Ihr meine Unhöflichkeit entschuldigen wollt. Jetzt solltet Ihr vielleicht darüber nachdenken, was Ihr dem Lektor sagen möchtet.«

»Was will er denn wissen?«

»Alles.« Dinivan lächelte, und die gehetzte Schärfe seiner Stimme wurde weicher. »Der Lektor will alles über alles wissen. Er begründet es damit, daß die Last und Verantwortung der Mutter Kirche auf seinen Schultern ruhen und er bei seinen Entscheidungen alle Dinge mit in Erwägung ziehen muß – aber ich glaube, er ist auch schrecklich neugierig.« Er fing an zu lachen. »Von Buchhaltung versteht er mehr als die meisten Schreibpriester in der Sancellanischen Kanzlei, und ich habe ihn mit einem Bauern aus dem Seenland stundenlang vom Melken reden hören.« Seine Miene wurde wieder ernster. »Aber es ist so, wir leben in schweren Zeiten. Wie ich schon gesagt habe, kann ich bei manchen Dingen nicht einmal dem Lektor offenbaren, woher mein Wissen stammt, und das Zeugnis dessen, was Ihr mit eigenen Augen gesehen habt, wird viel dazu beitragen, ihm Tatsachen klarzumachen, die er einfach wissen muß. Ihr braucht keine Angst zu haben, ihm wirklich alles zu erzählen. Ranessin ist ein weiser Mann. Er weiß mehr von dem, was die Welt bewegt, als irgend jemand sonst.«

Miriamel kam es vor, als daure der Weg durch die dunklen Korridore der Sancellanischen Ädonitis stundenlang. Bis auf die Wandteppiche und gelegentlich vorüberhuschende Gruppen von Priestern schien jeder Gang dem vorigen zu gleichen, so daß sie nach kurzer Zeit völlig die Übersicht verlor. Als sie schließlich vor einer großen, mit einem zierlich geschnitzten, breitkronigen *Baum* geschmückten Holztür stehenblieben, war sie froh, daß die Reise beendet war.

Dinivan wollte die Tür öffnen, hielt aber plötzlich inne. »Wir sollten auch weiterhin vorsichtig sein«, meinte er und führte Miriamel zu einer kleineren Tür, ein paar Ellen den Korridor hinab. Diese Tür stieß er auf, und sie betraten ein kleines, mit Samt ausgeschlagenes Zimmer. In einem Kohlenbecken an der Wand brannte ein Feuer. Der große Tisch, der den größten Teil des Raums einnahm, war übersät mit Pergamenten und dicken Folianten. Der Priester lud Miriamel ein, sich an dem Kohlenbecken die Hände zu wärmen, und sagte: »Ich komme gleich wieder.«

Er zog an der Wand neben dem Tisch einen Vorhang beiseite, trat hindurch und war, als der Vorhang zurückfiel, verschwunden.

Nachdem ihre Finger angefangen hatten, erfreulich zu prickeln, ging Miriamel von dem Kohlenbecken weg und blätterte in einigen Pergamenten,

die aufgerollt auf dem Tisch lagen. Sie schienen ihr recht uninteressant, voller Zahlen und Angaben über Grundstücksgrenzen. Die Bücher waren sämtlich religiösen Inhalts, bis auf einen seltsamen Band mit vielen Holzschnitten merkwürdiger Wesen und unerklärlicher Rituale, der aufgeschlagen quer über den anderen lag. Als sie vorsichtig die Seiten umwandte, fand sie eine, die mit einem Stoffstreifen markiert war. Sie zeigte die unbeholfene Darstellung eines gehörnten Mannes. Er hatte einen durchbohrenden Blick und schwarze Hände. Zu seinen Füßen duckten sich verschreckte Menschen; über seinem Kopf stand am schwarzen Himmel ein einziger, blendendheller Stern. Die Augen schienen aus dem Blatt herauszustarren, senkrecht in ihre eigenen.

*Sa Asdridan Condiquilles*, las sie die Bildunterschrift. Der Erobererstern.

Ein Schauder überlief sie. Das Bild gab ihr ein so eiskaltes Gefühl, wie es die feuchten Sancellanischen Korridore niemals vermocht hätten. Es erschien ihr wie etwas, das sie in einem Alptraum erblickt, eine Geschichte, die man ihr als Kind erzählt hatte und deren üblen Sinn sie erst jetzt erkannte.

Hastig legte Miriamel das Buch auf seinen ursprünglichen Platz und trat zurück. Als hätte sie etwas Unreines berührt, rieb sie sich die Finger an ihrem Mantel ab.

Hinter dem Vorhang, durch den Dinivan gegangen war, ertönten leise Stimmen. Miriamel schlich näher und versuchte, die Worte zu verstehen, aber sie waren zu leise. Vorsichtig zog sie den Wandbehang zur Seite. Aus dem Nebenraum drang ein schmaler Lichtstreifen.

Es mußte wohl das Audienzgemach des Lektors sein, denn das Zimmer war reicher ausgeschmückt als alle anderen, die sie bisher zu Gesicht bekommen hatte, ausgenommen die Eingangshalle, durch die sie gestern abend im Halbschlaf gegangen war. Die hohe Decke war mit Hunderten von Szenen aus dem Buch Ädon ausgemalt. Die Fenster schienen wie Streifen aus grauem Morgenhimmel. Hinter einem Sessel in der Mitte des Raums hing ein riesiges, azurblaues Banner, bestickt mit Pfeiler und *Baum* der Mutter Kirche.

Lektor Ranessin, ein schlanker Mann mit einem hohen Hut auf dem Kopf, saß im Sessel und lauschte auf die Worte eines Dicken in den zeltähnlichen Goldgewändern eines Escritors. Neben ihm stand Dinivan und scharrte vor Ungeduld mit dem Fuß im dicken Teppich.

»Aber das ist es ja gerade, Eure Heiligkeit«, erklärte der Dicke mit fettglänzendem Gesicht und in wundervoll gemessenem Tonfall. »Wenn es

jemals wichtig war, den Hochkönig nicht zu beleidigen … jedenfalls befindet er sich derzeit nicht in zugänglicher Stimmung. Wir müssen sorgsam an unsere erhabene Stellung denken, und natürlich auch an das Wohl aller, die von der Mutter Kirche Mäßigung und guten Einfluß erwarten.« Er zog ein kleines Kästchen aus dem Ärmel und steckte etwas in den Mund. Die runden Wangen wurden einen Moment lang flach, als er daran saugte.

»Ich verstehe Euch, Velligis«, erwiderte der Lektor und hob milde lächelnd die Hand. »Euer Rat ist stets gut. Ich bin ewig dankbar daß Gott uns zusammengeführt hat.«

Velligis neigte mit anerkennender Verneigung den runden Kopf. »Wenn Ihr nun die Güte haben wolltet…«, fuhr Ranessin fort »Ich sollte wirklich dem armen Dinivan einige Zeit widmen. Er ist tagelang geritten, und ich warte sehnlich auf seine Neuigkeiten.«

Der Escritor sank in die Knie – keine geringe Leistung für einen Mann seines Umfangs – und küßte den Saum des blauen Lektorengewandes. »Wenn Ihr mich für irgend etwas braucht, Eure Heiligkeit – ich werde bis heute nachmittag in der Kanzlei sein.« Er stand auf und verließ anmutig watschelnd den Raum, nicht ohne ein weiteres Zuckerbonbon aus seinem Kästchen herauszubrechen.

»Seid Ihr wirklich dankbar dafür, daß Gott Euch zusammengeführt hat?« erkundigte sich Dinivan lächelnd.

Der Lektor nickte. »O ja. Velligis ist mir eine lebende Mahnung, daß der Mensch sich selbst nicht zu ernst nehmen sollte. Er meint es gut, aber er ist so ungemein von sich überzeugt.«

Dinivan schüttelte den Kopf. »Ich will gern glauben, daß er es gut meint, aber sein Rat ist geradezu verbrecherisch. Wenn es je eine Situation gegeben hat, in der die Mutter Kirche sich als lebendige Kraft des Guten beweisen mußte, dann jetzt.«

»Ich kenne deine Gefühle, Dinivan«, erwiderte der Lektor sanft. »Aber dies ist nicht die Zeit, um übereilte Entschlüsse zu fassen, die man dann hinterher in Ruhe bereuen kann. Hast du die Prinzessin mitgebracht?«

Sein Sekretär nickte. »Ich hole sie. Sie wartet in meinem Studierzimmer.« Er drehte sich um und ging durch das Audienzgemach auf den Vorhang zu, den Miriamel hastig zurückzog.

Als Dinivan eintrat, stand sie vor dem Kohlenbecken.

»Folgt mir«, bat er. »Der Lektor ist jetzt frei.«

Vor dem Sessel machte Miriamel einen Knicks und küßte den Saum von

Ranessins Gewand. Der alte Mann streckte ihr eine überraschend kräftige Hand entgegen und half ihr auf die Füße.

»Bitte setzt Euch zu mir«, sagte er und forderte Dinivan mit einer Geste auf, ihr einen Stuhl zu holen. »Wenn ich es mir recht überlege«, setzte er gleich darauf, zu seinem Sekretär gewandt, hinzu, »solltest du dir auch einen mitbringen.«

Während Dinivan die Stühle herbeitrug, hatte Miriamel zum ersten Mal Gelegenheit, den Lektor zu betrachten. Sie hatte ihn über ein Jahr nicht mehr gesehen, aber er schien sich kaum verändert zu haben. Dünnes, graues Haar umrahmte sein blasses, gutgeschnittenes Gesicht. Die Augen waren munter wie die eines Kindes und zeigten einen Anflug von versteckter Schelmerei. Miriamel verglich ihn unwillkürlich mit Graf Streáwe, dem Herrscher Perdruins. Streáwes Gesicht steckte voller List; Ranessin machte einen viel harmloseren Eindruck. Aber Miriamel brauchte Dinivans Beteuerungen nicht, um selbst daran zu glauben, daß sich hinter dem milden Äußeren des Lektors eine Menge bewegte.

»Nun, meine teure Prinzessin«, begann Ranessin, nachdem sie Platz genommen hatten, »ich habe Euch seit dem Begräbnis Eures Großvaters nicht mehr erblickt. Wahrhaftig, Ihr seid gewachsen – doch was für sonderbare Kleidung Ihr tragt, Herrin.« Er lächelte. »Willkommen im Hause Gottes. Habt Ihr alles, was Ihr benötigt?«

»An Essen und Trinken fehlt es mir nicht, Eure Heiligkeit.«

Ranessin runzelte die Stirn. »Ich kümmere mich nicht viel um Titel, und mein eigener geht den Menschen besonders schwer über die Lippen. Als junger Mann in Stanshire hätte ich nie davon geträumt, mein Leben im fernen Nabban zu beschließen, wo man mich ›Geheiligter‹ und ›Erhabener‹ nennt und ich nie mehr meinen Geburtsnamen höre.«

»Ist denn Ranessin nicht Euer wirklicher Name?« fragte Miriamel.

Der Lektor lachte. »O nein. Ich bin aus Erkynland gebürtig und heiße Oswin. Doch da Erkynländer nur selten zu solchen Höhen aufsteigen, schien es günstiger, einen Nabbanai-Namen anzunehmen.« Er strich leicht über ihre Hand. »Aber wenn wir schon von angenommenen Namen reden – Dinivan berichtet mir, daß Ihr weit gereist seid und viel erlebt habt, seit Ihr das Haus Eures Vaters verließt. Wollt Ihr mir von Euren Reisen erzählen?«

Dinivan nickte ihr sanft zu. Miriamel holte tief Atem und begann.

Während der Lektor aufmerksam zuhörte, erzählte sie vom zunehmenden Wahnsinn ihres Vaters, der sie schließlich aus dem Hochhorst vertrie-

ben hatte, von Pryrates' üblem Rat und Josuas Gefangenschaft. Durch die Fenster unter der Decke drang allmählich helleres Sonnenlicht. Dinivan stand auf, um ihnen etwas zu essen zu bestellen, denn es war schon fast Mittag.

»Faszinierend«, sagte der Lektor, während sie darauf warteten, daß der Sekretär zurückkam. »Das bestätigt viele Gerüchte, die mir zu Ohren gekommen sind.« Er rieb mit dem Finger seine schmale Nase. »Der Herr Usires gewähre uns Weisheit. Warum können die Menschen nicht mit dem zufrieden sein, was sie besitzen?«

Bald darauf erschien Dinivan in Begleitung eines Priesters, der ein gehäuftes Tablett mit Käse und Obst und einen Krug Gewürzwein brachte. Miriamel erzählte weiter, und während sie erzählte und aß und Ranessin ihr milde, aber kluge Fragen stellte, hatte sie beinah das Gefühl, sich mit einem freundlichen, alten Großvater zu unterhalten. Sie berichtete ihm von den Nornenhunden, die sie und ihre kleine Dienerin Leleth verfolgt hatten, und von ihrer Rettung durch Simon und Binabik. Als sie ihnen mitteilte, was sie im Haus der Zauberfrau Geloë erfahren hatte und Jarnaugas furchtbare Warnungen in Naglimund wiederholte, wechselten Dinivan und der Lektor Blicke.

Als sie geendet hatte, schob der Lektor seinen hohen Hut zurecht, der im Lauf der Audienz mehrfach heruntergerutscht war, und lehnte sich seufzend im Sessel zurück. Seine hellen Augen blickten traurig.

»Soviel Stoff zum Nachdenken, so viele schreckliche Fragen ohne Antwort. O Gott, du hast beschlossen, deine Kinder schwer zu prüfen. Ich ahne, daß uns Furchtbares bevorsteht.« Und zu Miriamel: »Seid bedankt für Eure Nachrichten, Prinzessin. Nichts davon ist erfreulich, aber nur ein Narr wünscht sich, in fröhlicher Unwissenheit zu leben, und ich bemühe mich, keiner zu sein.« Nachdenklich verzog er den Mund. »Dinivan«, meinte er dann, »das macht die Botschaft, die mir gestern zuging, noch unheilverkündender.«

»Was für eine Botschaft, Heiligkeit?« fragte Dinivan. »Wir haben, seit ich zurück bin, kaum ein Wort wechseln können.«

Der Lektor nahm einen Schluck Wein. »Elias schickt Pryrates zu mir. Sein Schiff trifft morgen vom Hochhorst hier ein. Seine Mission, so sagt die Botschaft, sei ein wichtiger Auftrag des Hochkönigs.«

»Pryrates kommt?« stieß Miriamel entsetzt hervor. »Weiß mein Vater, daß ich hier bin?«

»Nein, nein. Seid unbesorgt«, antwortete der Lektor besänftigend und

strich wieder über ihre Hand. »Es ist die Mutter Kirche, mit der er sprechen will. Außer Dinivan und mir weiß niemand, daß Ihr Euch hier aufhaltet.«

»Er ist ein Teufel«, erklärte sie rauh. »Traut ihm nicht über den Weg.«

Ranessin nickte ernst. »Eure Warnung nehme ich mir sehr zu Herzen, Prinzessin Miriamel; doch manchmal ist es meine Pflicht, mit dem Teufel selbst zu sprechen.« Er senkte den Blick und starrte auf seine Hände, als hoffe er, dort die Lösung aller Probleme zu finden. Als Dinivan Miriamel hinausführte, nahm der Lektor höflich von ihr Abschied, schien jedoch in tiefe Melancholie versunken.

# X

## Der Spiegel

Ein hartnäckiger Zorn, der nicht weichen wollte, hatte Simon erfaßt. Gemeinsam mit Sludig folgte er den berittenen Trollen, immer weiter bergab, fort von den ernsten Steinhaufen, die nackt unter dem Himmel lagen. Er spürte, wie allmählich eine solche Wut in ihm aufstieg, daß seine Gedanken sich verwirrten und er sich kaum länger als einen kurzen Augenblick auf etwas konzentrieren konnte.

Sein Gang war steif, der Körper noch immer wund und voll blauer Flecken. In ihm brodelte es. Haestan war tot. Wieder ein Freund tot. Und er war machtlos dagegen. Er konnte es nicht ändern. Er konnte nicht einmal darum weinen. Das war es, was ihn am meisten aufbrachte: er war ganz und gar ohnmächtig. *Ohnmächtig.*

Sludig, bleich im Gesicht, Schatten unter den Augen, schien ebenfalls wenig Lust zu haben, das Schweigen zu brechen. Seite an Seite stapften die beiden Tiefländer über breite, flache Platten aus verwittertem Granit und wateten durch Schneewehen, die die Hufe der Widder zu weißem Schaum geschlagen hatten.

Die Vorberge schienen ihnen entgegenzuwachsen. An jeder Wegbiegung tauchten die verschneiten Schultern der Hügel neu vor den Augen der Reisenden auf, jedesmal ein Stück größer. Der Sikkihoq dagegen schien, während sie ständig bergab kamen, hinter ihnen bis in den Himmel zu steigen, immer höher, als hätte der Berg seine Beziehungen zu den Sterblichen beendet und kehrte nun in die erhabene Gesellschaft Gleichgesinnter, des Himmels und der Wolken, zurück.

*Ich werde dich nicht vergessen,* warnte Simon den Sikkihoq und sah zu dem gewaltigen steinernen Dolch in seinem Rücken auf. Er mußte sich beherrschen, um es nicht laut hinauszuschreien. Wenn er die Augen zusammenkniff, war ihm, als könne er die Stelle noch sehen, an der die Steinhügel standen. *Ich werde nicht vergessen, daß mein Freund auf deinem Hang begraben liegt. Ich werde es nie vergessen.*

Schnell verging der Nachmittag. Sie kamen besser voran, als der Berg breiter und die Pfade ebener wurden und zwischen den Serpentinen längere Abstände lagen. Simon bemerkte Anzeichen von Leben auf dem Berg, die ihm weiter oben nicht aufgefallen waren: ein Rudel weißbrauner Kaninchen, das zwischen den verschneiten Flecken graste, zankende Eichelhäher und Eichhörnchen in den verkrüppelten, windzerzausten Bäumen. Dieser Beweis von Leben auf einem Felsen, der ihm öde und herzlos vorgekommen war, hätte ihn eigentlich freuen sollen; statt dessen heizte er seine ziellose Wut nur noch an. Was für ein Daseinsrecht hatten alle diese kleinen und unwichtigen Geschöpfe, wenn andere starben? Er fragte sich, warum sie sich überhaupt so anstrengten, wenn doch jede Sekunde ein Habicht, eine Schlange oder der Pfeil eines Jägers ihr Leben auslöschen konnte. Der Gedanke an dieses Leben, das sinnlos im Schatten des Todes dahinkrabbelte, erfüllte ihn mit einem sonderbar belustigten Ekel.

Als es Abend wurde, suchten sie sich ein sanft abfallendes Gelände mit Felsblöcken und Gestrüpp, um dort ihr Lager aufzuschlagen. Die Masse des Sikkihoq schützte sie vor den schlimmsten Auswirkungen des schneebeladenen Windes. Simon setzte den Rucksack ab und machte sich daran, für das Feuer abgestorbenes Holz zu sammeln. Dann aber unterbrach er sich, um zuzusehen, wie die Sonne hinter den westlichen Bergen versank, unter denen, das wußte er, auch der Urmsheim war, der Drachenberg. Der Horizont war bedeckt mit hellen Streifen, so üppig rot wie nur je eine Rose in den Gärten des Hochhorstes.

Dort auf dem Urmsheim lag An'nai begraben, Jirikis Verwandter, der den Tod gefunden hatte, als er für das Leben seiner Gefährten kämpfte; neben ihm war der Soldat Grimmric beerdigt, ein drahtiger, schweigsamer Mann. Simon erinnerte sich daran, wie Grimmric vor sich hin gepfiffen hatte, als sie aus Naglimund fortritten, ein dünner, trillernder Ton, manchmal lästig, manchmal tröstlich. Nun würde Grimmric auf ewig schweigen. Nie mehr würden er und An'nai einen Sonnenuntergang wie diesen sehen, der vor Simons Augen den Himmel bunt malte, wunderschön und sinnlos.

Wo waren sie nun? Im Himmel? Wie konnten Sithi in den Himmel kommen, wenn sie nicht daran glaubten – und was glaubten sie, wohin sie nach dem Tod versetzt würden? Sie waren Heiden, vermutete Simon, und darum anders; aber An'nai war treu gewesen und tapfer. Mehr noch, er war freundlich zu Simon gewesen, auf seine seltsame Sithiart sogar sehr freundlich. Wie konnte An'nai nicht in den Himmel kommen? Wie konnte der Himmel so blödsinnig sein?

Die Wut, die kurze Zeit nachgelassen hatte, kehrte zurück. Simon nahm einen der bereits gesammelten Stöcke und schleuderte ihn fort, so hart er konnte. Der Stock wirbelte durch die Luft, prallte auf und polterte den langen, steinigen Hang hinunter, bis er endlich an seinem Fuß im Unterholz verschwand.

»Komm, Simon!« rief Sludig hinter ihm. »Wir brauchen dein Holz fürs Feuer. Hast du denn keinen Hunger?«

Simon achtete nicht auf ihn und starrte in den immer röter leuchtenden Himmel. In ohnmächtigem Zorn knirschte er mit den Zähnen. Als er eine Hand auf seinem Arm fühlte, schüttelte er sie erbost ab.

»Bitte, komm«, mahnte ihn der Rimmersmann freundlich. »Das Abendessen ist bald fertig.«

»Wo ist Haestan?« fragte Simon durch schmale Lippen.

»Was meinst du?« Sludig legte den Kopf schräg. »Du weißt, wo wir ihn zurückgelassen haben, Simon.«

»Nein, ich meine, wo ist Haestan *jetzt*? Der wirkliche Haestan?«

»Ach so.« Sludig lächelte. Sein Bart war sehr dicht geworden. »Seine Seele ist im Himmel, bei Usires und Gott dem Herrn.«

»Nein.« Simon drehte sich um und schaute erneut zum Himmel auf, den jetzt das erste sterbliche Blau der Nacht verdunkelte.

»Wie? Warum sagst du das?«

»Er ist nicht im Himmel. Es gibt keinen Himmel. Wie kann es einen Himmel geben, wenn jeder ihn sich anders vorstellt?«

»Sei nicht so töricht.« Sludig sah ihn an und versuchte Simons Gedanken nachzuvollziehen. »Vielleicht kommt jeder in seinen eigenen Himmel«, meinte der Soldat dann und legte Simon die Hand wieder auf die Schulter. »Gott weiß, was er weiß. Komm, setz dich zu uns.«

»Wie kann Gott Leute grundlos sterben lassen?« fragte Simon und umarmte sich selbst, als wollte er etwas in sich festhalten. »Wenn Gott das tun kann, ist er grausam. Wenn er aber nicht grausam ist, dann … also gut, dann kann er eben auch nichts tun. Wie ein alter Mann, der am Fenster sitzt, aber nicht nach draußen kann. Er ist alt und dumm.«

»Sprich nicht so von Gottvater«, sagte Sludig, und seine Stimme war eisig. »Gott läßt sich nicht von einem undankbaren Jungen verhöhnen. Er hat dir alle Gaben des Lebens geschenkt…«

»Das ist eine Lüge!« brüllte Simon. Der Soldat riß vor Erstaunen die Augen auf. Am Lagerfeuer drehten sich Köpfe nach ihm um und suchten

die Ursache des plötzlichen Lärms. »Es ist eine Lüge, eine Lüge! Was denn für Gaben? Am Boden zu kriechen wie ein Käfer, hierhin und dorthin, immer auf der Suche nach etwas Eßbarem, einem Schlafplatz – und dann ohne Vorwarnung zertreten werden? Was für eine Gabe soll das sein? Das Rechte tun und … und das Böse bekämpfen, wie es im Buch Ädon steht? Wenn man das tut, wird man getötet. So wie Haestan! So wie Morgenes! Die Bösen leben weiter, leben, werden reich und lachen die Guten aus! Es ist eine ganz dumme Lüge!«

»Das ist wirklich entsetzlich, Simon!« erwiderte Sludig, dessen Stimme ebenfalls lauter geworden war. »Du sprichst in Wahn und Schmerz…«

»Es ist eine Lüge, und wenn du daran glaubst, bist du ein Schwachkopf!« kreischte Simon und warf Sludig das Holz vor die Füße. Er machte kehrt und rannte den Bergpfad hinunter, und das Herz tat ihm so weh, daß es ihm fast den Atem raubte. Er folgte den Windungen des Pfades, bis er das Lager nicht mehr sehen konnte. Nur Qantaqas Gebell klang hinter ihm her, schwach und abgehackt, als klatsche jemand hinter einer Wand.

Endlich sank er auf einem Stein am Wegrand nieder und rieb sich die Hände am abgewetzten Stoff seiner Hose. Auf dem Stein wuchs Moos, braun verbrannt von Frost und Wind und dennoch kräftig und lebendig. Er starrte es an und fragt sich, wieso er nicht weinen konnte und ob er es überhaupt wollte.

Einige Zeit später hörte er ein klickendes Geräusch und blickte auf. Über die schrägen Felsen oberhalb des Pfades näherte sich Qantaqa. Die Nase der Wölfin berührte den Boden. Sie schnüffelte dicht über den Steinen. Dann sprang sie hinunter auf den Weg und betrachtete ihn einen Moment lang fragend mit schiefgelegtem Kopf, um dann an seinem Bein entlangzustreifen und ihren Weg fortzusetzen. Simon kämmte mit den Fingern das dichte Fell ihrer Flanke. Qantaqa folgte dem Pfad bergab, eine verschwommene graue Gestalt in der immer tiefer werdenden Dunkelheit.

»Simon-Freund.« Hinter der Wegbiegung erschien Binabik. »Qantaqa ist auf der Jagd«, erklärte er und sah der verschwundenen Wölfin nach. »Hart ist es für einen Wolf, den ganzen Tag dort zu laufen, wo ich es von ihm erbitte. Sie ist eine gute Gefährtin, mir solche Opfer zu bringen.«

Als Simon nicht antwortete, kam der Troll näher und hockte sich neben ihn, den Wanderstab quer über den Knien.

»Sehr verstört bist du«, meinte er.

Simon holte tief Atem, dann brach es aus ihm hervor. »Es ist doch alles Lüge«, seufzte er.

Binabik hob die Brauen. »Was ist ›alles‹? Und was macht eine Lüge daraus?«

»Ich glaube nicht daran, daß wir überhaupt irgend etwas tun können. Um die Dinge besser zu machen. Wir werden alle sterben.«

»Irgendwann«, nickte der Troll.

»Im Kampf gegen den Sturmkönig werden wir umkommen. Es ist eine Lüge, wenn wir das Gegenteil behaupten. Gott wird uns weder retten noch uns auch nur beistehen.« Simon nahm einen losen Stein vom Boden auf und warf ihn quer über den Pfad, wo er scheppernd in der Dunkelheit verschwand. »Binabik, ich konnte *Dorn* nicht einmal hochheben. Was soll uns das Schwert nützen, wenn wir es gar nicht führen können? Und wie soll ein Schwert – sogar diese drei *Großen* Schwerter oder wie immer man sie nennt – einen Feind töten wie ihn? Einen Feind, der schon längst nicht mehr am Leben ist?«

»Das sind Fragen, die nach Antworten verlangen«, erwiderte der kleine Mann. »Ich habe keine Antworten. Woher willst du wissen, daß das Schwert zum Töten bestimmt ist? Und falls ja, wie kommst du darauf, daß einer von *uns* es dazu einsetzen soll?«

Simon griff nach einem neuen Stein und warf ihn weg. »Ich weiß auch nichts, gar nichts. Ich bin nur ein Küchenjunge, Binabik.« Er tat sich ungemein leid. »Ich möchte eigentlich nur nach Hause.« Das Wort blieb ihm im Hals stecken.

Der Troll stand auf und klopfte sich den Hosenboden ab.

»Du bist kein Junge, Simon. Du bist nach allem, was man messen kann, ein Mann. Ein junger Mann, es ist wahr, aber ein Mann, oder doch in großer Nähe daran.«

Simon schüttelte den Kopf. »Es kommt sowieso nicht darauf an. Ich dachte … ich weiß nicht, ich dachte, es wäre wie in einer Geschichte. Daß wir das Schwert finden würden und es eine mächtige Waffe wäre; daß wir unsere Feinde vernichten würden, und alles wieder in Ordnung käme. Ich dachte nicht, daß noch mehr Leute sterben müßten! Wie kann es einen Gott geben, der gute Menschen sterben läßt, ganz gleich, was sie tun?«

»Wieder eine Frage, auf die ich nicht antworten kann.« Binabik lächelte, aber sanft, denn er sah Simons Qual. »Und ich kann dir auch nicht sagen, welcher Glaube der richtige ist. Die Wahrheiten, die zu unseren Göttersagen wurden, liegen in ferner Vergangenheit. Selbst die Sithi, die viele Zeitalter leben, wissen nicht, wie die Welt begann oder *was* sie begann – jedenfalls, denke ich, nicht mit Gewißheit. Aber ich kann dir etwas Wichti-

ges sagen.«

Der Troll beugte sich vor, berührte Simons Arm und wartete, bis sein junger Freund den Blick wieder vom Moos erhoben hatte. »Götter im Himmel oder im Stein sind weit weg, und wir können über das, was sie vorhaben, nur rätseln.« Er drückte Simons Unterarm. »Aber du und ich, wir leben in einer Zeit, in der erneut ein Gott auf Erden wandelt. Es ist kein Gott mit Absichten der Freundlichkeit. Menschen können kämpfen und sterben, sie können Mauern bauen und Stein zerbrechen, aber Ineluki ist gestorben und wiedergekommen; das ist etwas, das noch kein anderer getan hat, nicht einmal euer Usires Ädon. Vergib mir, denn ich denke nicht an Lästerung, aber ist nicht das, was Ineluki vollbracht hat, etwas, das ein Gott tun könnte?« Binabik gab Simon einen kleinen Stoß und sah ihm direkt in die Augen. »Eifersüchtig ist er und entsetzlich, und die Welt, die er errichten könnte, wäre ein Ort des Schreckens. Wir stehen vor einer Aufgabe von großer Fürchterlichkeit und viel Schwierigkeit, Simon. Vielleicht gibt es auch keine Aussicht auf Erfolg. Aber es ist keine Aufgabe, vor der man fliehen kann.«

Simon riß den Blick von dem Troll los. »Das sage ich ja. Wie kämpft man denn gegen einen Gott? Er wird uns zertreten wie Ameisen.« Wieder flog ein Stein hinaus ins Dunkel.

»Vielleicht. Aber wenn wir es nicht versuchen, gibt es für uns von vornherein nichts anderes als dieses Zertreten-werden-wie-Ameisen. Darum *müssen* wir uns bemühen. Selbst nach der schlimmsten aller üblen Zeiten kommt wieder etwas anderes. Vielleicht sterben wir, aber der Tod von einigen könnte für andere Leben bedeuten. Das ist nicht viel, um sich daran zu klammern, aber jedenfalls ist es die Wahrheit.«

Der Troll ging ein Stück den Weg hinunter und setzte sich auch auf einen Stein. Der Himmel färbte sich jetzt rasch immer dunkler.

»Außerdem«, ergänzte Binabik ernsthaft, »mag es zwar Torheit sein, zu den Göttern zu beten, oder Torheit, es nicht zu tun. Gewiß jedoch liegt keine Weisheit darin, ihnen zu fluchen.«

Simon antwortete nicht. Eine Zeitlang saßen sie schweigend da. Endlich schraubte Binabik das Messerende seines Wanderstabes ab und ließ die in dem hohlen Stock verborgene Knochenflöte herausgleiten. Er blies versuchsweise ein paar Töne und begann dann, ein getragenes, melancholisches Lied zu spielen. Die unharmonische Musik, deren Echo in der Dunkelheit über den Berg klang, schien mit der Stimme von Simons eigener Einsamkeit zu singen. Er fühlte den Wind durch seinen zerfetzten Mantel

wehen und schauderte. Die Drachennarbe stach heftig.

»Bist du immer noch mein Freund, Binabik?« sagte er endlich.

Der Troll nahm die Flöte von den Lippen. »Bis zum Tod und darüber hinaus, Simon-Freund.« Er begann von neuem zu spielen.

Als das Lied der Flöte beendet war, pfiff Binabik Qantaqa und stieg den Pfad zum Lager wieder hinauf. Simon folgte ihm. Das Feuer war heruntergebrannt, und der Weinschlauch machte die letzte von vielen Runden im Kreis, als Simon endlich den Mut fand, zu Sludig hinzugehen. Der Rimmersmann war damit beschäftigt, mit einem Wetzstein die Spitze seines Qanucspeers zu schärfen. Er fuhr, als Simon vor ihm stand, noch eine Weile damit fort.

Endlich schaute er auf.

»Ja?« Die Stimme klang unfreundlich.

»Sludig, es tut mir leid. Ich hätte das nicht sagen sollen. Du wolltest nur freundlich zu mir sein.«

Der Rimmersmann starrte ihn eine Zeitlang an, einen gewissen kalten Ausdruck in den Augen. Endlich wurde seine Miene milder. »Du kannst denken, was du willst, Simon, aber sprich nicht solche Lästerungen des Einen Gottes vor mir aus.«

»Es tut mir leid. Ich bin nur ein Küchenjunge.«

»Küchenjunge!« Sludig stieß ein rauhes Lachen aus. Er blickte Simon prüfend an und lachte dann wieder, diesmal etwas besser gelaunt. »Das glaubst du wirklich, wie? Simon, du bist ein Dummkopf.« Er stand auf, immer noch lachend, und schüttelte den Kopf. »Ein Küchenjunge! Ein Küchenjunge, der Schwerthiebe gegen Drachen führt und Riesen tötet! Sieh dich doch an! Du bist größer als ich, und Sludig ist nicht klein.«

Überrascht starrte Simon den Rimmersmann an. Tatsächlich, es stimmte! Er überragte Sludig um eine halbe Handbreite.

»Aber du bist stark«, wandte er ein. »Du bist ein erwachsener Mann.«

»Der du sehr bald sein wirst. Und du bist stärker, als du weißt. Du mußt die Wahrheit erkennen, Simon. Du bist kein Junge mehr, und du kannst dich auch nicht mehr so benehmen.« Der Rimmersmann musterte ihn lange und nachdenklich. »Es ist sogar gefährlich, wenn du nicht besser ausgebildet wirst. Du hast Glück gehabt und ein paar schlimme Kämpfe überlebt, aber das Glück ist unbeständig. Du mußt Schwert und Speer führen lernen; ich werde dich unterrichten.

Haestan hätte es so gewollt, und wir werden auf der langen Reise zum

Stein des Abschieds eine Beschäftigung haben.«

»Dann verzeihst du mir?« Soviel Gerede von Männlichkeit machte Simon verlegen.

»Wenn ich muß.« Der Rimmersmann setzte sich wieder hin. »Jetzt geh schlafen. Wir haben morgen wieder einen langen Marsch vor uns, und wenn wir dann unser Lager aufgebaut haben, wollen wir beide ein bißchen exerzieren.«

Simon war einigermaßen verärgert, daß man ihn so ins Bett schickte, wollte sich aber nicht wieder auf eine Auseinandersetzung einlassen. Es war ihm schon schwer genug gefallen, sich wieder ans Lagerfeuer zu setzen und mit den anderen zu essen. Er wußte, daß sie ihn beobachteten und sich fragten, ob er wohl noch einmal explodieren würde.

Er zog sich auf das Lager zurück, das er sich aus Blättern und federnden Zweigen errichtet hatte, und wickelte sich fest in seinen Mantel. Glücklicher wäre er in einer Höhle gewesen, am liebsten schon unten am Fuß des Berges, wo man dem Wind nicht so schutzlos ausgeliefert war.

Über ihm am Himmel schienen die hellen, kalten Sterne zu beben. Durch unermeßliche Fernen sah Simon zu ihnen auf, und in seinem Kopf jagten sich die Gedanken, bis er endlich einschlief.

Die Töne der Trolle, die ihren Widdern etwas vorsangen, weckten Simon aus einem Traum. Er erinnerte sich vage an ein kleines graues Kätzchen und das Gefühl, von irgend etwas oder irgend jemand in die Enge getrieben gewesen zu sein, aber der Traum verblaßte schnell. Er schlug die Augen ins matte Morgenlicht auf und schloß sie gleich wieder. Er hatte keine Lust aufzustehen und sich dem neuen Tag zu stellen.

Das Singen dauerte an, begleitet vom Klirren des Sattelzeugs. Seit seinem Abschied vom Mintahoq war er so oft Zeuge dieser Zeremonie gewesen, daß er sich alles so genau vorstellen konnte, als stehe er wirklich daneben. Die Trolle schnallten die Gurte fest und füllten die Satteltaschen. Mit ihren kehligen, aber hohen Stimmen sangen sie ihr scheinbar endloses Lied. Ab und zu verstummten sie, streichelten ihre Tiere, striegelten die dicken Vliese der Widder und lehnten sich an sie, um ihnen in leisen, innigen Tönen etwas zuzusingen, während die Schafe sie mit gelben, längsgespaltenen Augen anblinzelten. Bald würde es gesalzenen Tee, Trockenfleisch und leise, lachende Gespräche geben.

Nur daß sie heute wenig lachen würden, am dritten Morgen nach der Schlacht mit den Riesen oben am Berg. Binabiks Stammesgenossen waren ein fröhliches Volk, aber etwas von dem Frost, der Simons Herz bedeckte,

schien auch sie berührt zu haben. Über das Volk, das über die Kälte und die schwindelerregenden, halsbrecherischen Abgründe hinter jeder Krümmung des Weges lachte, hatte sich ein eisiger Schatten gelegt, den sie nicht begreifen konnten – nicht, daß es Simon damit viel besser gegangen wäre.

Simon hatte Binabik die Wahrheit gesagt. Irgendwie hatte er geglaubt, daß alles besser würde, sobald sie erst das *Große Schwert Dorn* gefunden hätten. Die Macht und Fremdartigkeit der Klinge war so unverkennbar, daß es unfaßlich schien, sie könnte im Kampf gegen König Elias und seinen finsteren Verbündeten keine Hoffnung bieten. Aber vielleicht war ein Schwert allein noch nicht genug. Vielleicht würde das, was in dem sonderbaren Gedicht gestanden hatte, was immer auch damit gemeint war, erst dann eintreten, wenn alle drei Schwerter wieder vereint waren.

Simon stöhnte. Vielleicht war es auch noch schlimmer, und der komische Vers aus Nisses' Buch hatte überhaupt keinen Sinn. Hieß es nicht, Nisses sei wahnsinnig gewesen? Selbst Morgenes hatte nicht gewußt, was die Reime wirklich bedeuteten.

*Wenn Rauhreif Claves' Glocke deckt*
*und Schatten auf der Straße geht,*
*das Brunnenwasser schwarz sich fleckt:*
*drei Schwerter müssen dann zurück.*

*Wenn Bukken kriechen aus der Gruft,*
*der Hune steigt vom Berg herab,*
*wenn Alptraum raubt dem Schlaf die Luft:*
*drei Schwerter müssen dann zurück.*

*Der Zeiten Nebel zu verwehn,*
*zu wenden harten Schicksals Schritt -*
*soll Frühes Spätem widerstehn:*
*drei Schwerter müssen dann zurück…*

Allerdings waren Bukken aus der Gruft gekrochen, aber die Erinnerung an die quiekenden Gräber gehörte nicht zu den Dingen, in die Simon sich gern vertiefte. Seit der Nacht, in der die Bukken Isgrimnurs Lager bei Sankt Hoderund angegriffen hatten, waren Simons Gefühle für den festen Boden unter seinen Füßen ganz andere geworden. Das war in seinen Augen auch der einzige Vorteil der Reise über Sikkihoqs gnadenlosen Stein.

Soweit die Verse von Riesen sprachen, kam ihm das, nachdem Haestans Tod erst so kurz zurücklag, wie grausamer Hohn vor. Die Ungeheuer hatten es gar nicht nötig gehabt, vom Berg herabzusteigen, weil Simon und seine Freunde töricht genug gewesen waren, sich ihrerseits in ihr Bergreich zu wagen. Aber daß die *Hunen* tatsächlich ihre schützenden Höhlen verlassen hatten, wußte Simon nur zu gut. Er und Miriamel – der Gedanke an sie erfüllte ihn mit plötzlicher Sehnsucht – hatten im Wald von Aldheorte einem Riesen gegenübergestanden, nicht mehr als einen Wochenritt entfernt von den Toren der Stadt Erchester.

Der Rest der Verse war ihm ebenfalls nicht recht verständlich, aber nichts davon erschien unmöglich. Simon wußte nicht, wer Claves war oder wo seine Glocke sich befinden mochte, aber es sah so aus, als ob es bald überall Rauhreif geben würde. Aber auch dann – was konnten die drei Schwerter bewirken?

*Ich habe* Dorn *geschwungen*, dachte er. Sekundenlang spürte er noch einmal die Macht der Klinge. *In diesem Augenblick war ich ein gewaltiger Ritter … oder nicht?*

Aber hatte das an *Dorn* gelegen oder nur daran, daß er sich zusammengenommen und seine Furcht abgestreift hatte? Wenn er mit einem weniger mächtigen Schwert das gleiche versucht hätte, wäre er dann weniger tapfer gewesen? Natürlich wäre er dann umgekommen … genau wie Haestan, genau wie An'nai, Morgenes, Grimmric … aber kam es darauf an? Starben große Helden nicht auch? Hatte nicht Camaris, *Dorns* wahrer Herr, in den wütenden Wogen des Meeres den Tod gefunden?

Simons Gedanken schweiften ab. Er merkte, daß er gleich wieder einschlafen würde. Fast hätte er es getan, aber er wußte, daß ihn Binabik oder Sludig ohnehin bald wecken würden. Gestern abend hatten sie ihm beide gesagt, er sei ein Mann oder doch beinahe. Dieses eine Mal wollte er nicht als Letzter geweckt werden wie ein Kind, das schlafen darf, während die Erwachsenen reden.

Er öffnete die Augen, ließ das Licht eindringen und stöhnte wieder. Er rollte sich aus dem Mantel, las lose Zweige und Fichtennadelklumpen aus seinen Kleidern und schüttelte dann den Mantel zweimal aus, bevor er ihn schnell wieder um sich schlug. Plötzlich hatte er keine Lust, sich auch nur vorübergehend von seinen paar elenden Habseligkeiten zu trennen. Darum griff er nach seinem Rucksack, den er als Kopfkissen benutzt hatte, und nahm ihn mit.

Der Morgen war kalt, ein leichter Schneefall lag in der Luft. Simon reck-

te seine verknoteten Muskeln und ging langsam zum Feuer hinüber, wo Binabik sich mit Sisqi unterhielt. Die beiden saßen Seite an Seite und Hand in Hand vor den niedrigen, durchscheinenden Flammen. Neben ihnen lag auf einem Baumstumpf *Dorn*, eine stumpfschwarze Stange, in der sich kein Licht spiegelte. Von hinten wirkten die beiden Trolle wie Kinder, die ernsthaft über ein Spiel, das sie vielleicht spielen, oder eine aufregende Höhle, die sie erkunden möchten, sprechen, und Simon fühlte plötzlich den starken Drang, sie zu beschützen. Gleich darauf, als ihm klar wurde, daß sie vermutlich darüber diskutierten, wie Binabiks Volk überleben sollte, wenn der Winter nicht aufhörte, oder was sie tun könnten, wenn sie auf weitere Riesen stießen, vergingen ihm solche Illusionen. Die Trolle waren keine Kinder, und ohne ihre Tapferkeit wäre er jetzt tot.

Binabik drehte sich um und sah Simons Blick. Der kleine Mann begrüßte ihn mit einem Lächeln, während er aufmerksam Sisqis raschen Qanucworten lauschte. Simon brummte etwas und bückte sich nach dem Stück Käse und dem Brotkanten auf einem Stein neben dem Feuer, auf die Binabik deutete. Er nahm das Essen und setzte sich ein Stück entfernt hin.

Die Sonne stand noch hinter dem Sikkihoq und war nicht zu sehen Über den Lagerplatz breitete sich der Schatten des Berges, aber die Gipfel im Westen glühten bereits im Licht des Morgenrots. Die Weiße Öde unter ihnen war im Grau der ersten Dämmerung versunken. Simon biß ein Stück von dem trockenen Brot ab, kaute und sah über die Öde nach dem fernen Streifen Wald hinüber, der sich am Horizont hinzog wie dunkle Sahne über einen Milcheimer.

Qantaqa, die neben Binabik gelegen hatte, stand auf, streckte sich und trottete lautlos zu Simon. Ihre Schnauze war rotgefleckt vom Lebenssaft irgendeines armen Tiers, das ihr als Morgenmahlzeit gedient hatte, aber soeben wischte ihre lange rosa Zunge die letzten Spuren fort. Sie trabte munter auf Simon zu, die Ohren gespitzt, als plane sie etwas ganz Bestimmtes. Aber sie blieb nur kurz bei ihm stehen, um sich kraulen zu lassen, und rollte sich dann an seiner Seite zusammen. Sie hatte lediglich einen Ort für ein Nickerchen gegen einen anderen ausgetauscht. Die Wölfin war so groß, daß sie Simon, als sie sich an sein Bein drückte, fast von seinem steinernen Sitz schob.

Als Simon fertig gegessen hatte, öffnete er die Klappe seines Rucksacks und suchte seine Wasserflasche. Mit ihr kam ein blaues Knäuel heraus, das sich um die Trageschnur gewickelt hatte.

Es war der Schal, den Miriamel ihm geschenkt hatte, derselbe, den er auf

dem Weg zum Drachenberg um den Hals getragen hatte. Jiriki hatte ihn ihm abgenommen, als er ihn gesundpflegte, ihn aber mit Simons anderen kargen Besitztümern achtsam wieder eingepackt. Jetzt lag er in Simons Hand wie ein Streifen Himmel. Fast hätte er bei dem Anblick brennende Tränen vergossen. Wo in aller Welt war Miriamel? Geloë hatte es bei ihrem kurzen Kontakt nicht gewußt. Wo in Osten Ard mochte die Prinzessin umherirren? Ob sie wohl je an Simon dachte? Und wenn ja – *was* dachte sie?

*Wahrscheinlich: Warum habe ich einem schmutzigen Küchenjungen meinen schönen Schal geschenkt?* Einen kurzen Augenblick genoß es Simon, sich in Selbstmitleid zu wälzen. Aber er war ja schließlich nicht *irgendein* Küchenjunge. Wie Sludig gesagt hatte, war er ein Küchenjunge, der mit dem Schwert auf Drachen losging und Riesen tötete. Allerdings wäre er gerade jetzt lieber Küchenjunge in einer hübschen warmen Küche auf dem Hochhorst gewesen, als irgend etwas anderes.

Simon schlang sich Miriamels Schal um den Hals und stopfte die Enden unter den Kragen seines zerfetzten Hemdes. Er trank einen Schluck Wasser und wühlte dann weiter in seinem Rucksack, fand jedoch nicht, was er suchte. Dann fiel ihm ein, daß er es in die Manteltasche gesteckt hatte, und für einen Augenblick bekam er einen furchtbaren Schrecken. Wann würde er lernen, besser aufzupassen? Es hätte hundertmal herausfallen können. Erleichtert und getröstet fühlte er den Umriß durch den Stoff und holte nach einigem Herumgraben den Gegenstand heraus ans Sonnenlicht.

Jirikis Spiegel war eisig kalt. Er wischte ihn mit dem Ärmel ab, hielt ihn dann hoch und betrachtete sein Spiegelbild.

Seit er sich zum letzten Mal gemustert hatte, war sein Bart erheblich gewachsen. Das rötliche Haar, im Dämmerlicht fast braun, begann die Linie seines Kinnes zu verwischen; aber über dem Bart stach dieselbe alte Nase hervor, und dieselben blauen Augen sahen ihn an. Ein Mann zu werden, bedeutete wohl nichts anderes, als eine neue Art Simon zu werden, ein irgendwie enttäuschender Gedanke.

Immerhin versteckte der Bart den größten Teil seiner Pickel, wofür man dankbar sein mußte. Bis auf ein paar Hautunreinheiten auf der Stirn fand er sich einem jungen Mann einigermaßen ähnlich. Er hielt den Spiegel schräg und schaute nach dem weißen Streifen, den das Drachenblut in seine rötlichen Locken gesengt hatte. Machte er ihn älter? Männlicher? Es war schwer zu sagen. Allerdings ringelte sich sein Haar bis auf die Schultern. Er konnte Sludig oder einen anderen bitten, es ihm kürzer zu schneiden, so

wie viele Ritter des Königs es getragen hatten. Aber wozu der Aufwand? Wahrscheinlich würden die Riesen sie alle umgebracht haben, bevor es so lang wurde, daß es ihm im Weg war.

Er ließ den Spiegel in den Schoß sinken und starrte hinein wie in einen Teich. Unter seinen Fingern begann der Rahmen sich endlich zu erwärmen. Was hatte Jiriki gesagt? Der Spiegel würde nichts anderes als ein gewöhnlicher Spiegel sein, solange Simon nicht in Not war? Das war es. Jiriki hatte gesagt, Simon könne mit ihm sprechen … mit dem Spiegel? Im Spiegel? Durch den Spiegel? Jiriki hatte sich keineswegs klar ausgedrückt, aber einen Augenblick lang hatte Simon die größte Lust, ihn zu Hilfe zu rufen. Der Gedanke kam ungebeten, aber seine Widerhaken ließen sich nicht so leicht abschütteln. Er würde Jiriki rufen und ihm sagen, daß sie Hilfe nötig hätten. Der Sturmkönig war ein Feind, den Sterbliche allein nicht besiegen konnten.

*Aber der Sturmkönig ist nicht hier*, dachte Simon, *und Jiriki weiß alles über unsere Lage, was er wissen muß. Was sollte ich ihm erzählen? Daß er wieder in die Berge zurückeilen soll, weil ein Küchenjunge Angst hat und nach Hause will?*

Simon starrte in den Spiegel und dachte daran, wie er ihm Miriamel gezeigt hatte. Die Prinzessin hatte auf einem Schiff gestanden und über die Reling zu einem bewölkten Himmel aufgeblickt, einem grauen, bewölkten Himmel…

Während er in dem nach oben gekehrten Spiegel sein eigenes Gesicht sah, schien es auf einmal, als gewahre er von neuem diesen dunstigen Himmel, als zögen Wolkenfetzen über die Oberfläche des Spiegels und verwischten seine Züge. Nebel schien vor ihm aufzusteigen, und er konnte sich von dem Bild im Spiegel nicht losreißen. Er schwankte, und ihm wurde schwindlig, als falle er in das Bild hinein. Die Geräusche des Lagers wurden leiser und verstummten schließlich, als der Nebel zu einem festen, ausdruckslosen grauen Vorhang wurde. Er umhüllte Simon von allen Seiten und verschlang das Licht.

Langsam löste der graue Dunst sich auf wie Dampf, der unter einem Topfdeckel hervorquillt. Aber als er sich verzogen hatte, sah Simon, daß das Gesicht vor ihm nicht mehr sein eigenes war. Es gehörte einer Frau, die ihn aus schmalen Augen anstarrte – einer wunderschönen Frau, die zugleich alt war und jung. Die Linien ihres Gesichtes wechselten ständig, als schaute sie durch rinnendes Wasser zu ihm auf. Das Haar unter einem Reif aus juwelengleichen Blumen war weiß; ihr Blick brannte wie ge-

schmolzenes Gold, und die Augen leuchteten hell und nachdenklich wie Katzenaugen. Irgendwie wußte er, daß sie alt war, uralt, aber ihr Gesicht verriet kaum etwas davon, lediglich ein Hauch von Anspannung im Umriß von Kinn und Mund, eine gewisse Sprödigkeit in den Zügen, als straffe sich die Haut allzu fest über den Knochen. Ihre Augen waren herrlich, voll uralten Wissens und gefangener Erinnerung. Die hohen Wangenknochen und die glatte Stirn gaben ihr das Aussehen eines Standbildes.

*Eines Standbildes?* Simons Gedanken waren völlig verwirrt, aber er wußte, daß er eine Statue gesehen hatte, die dieser Frau glich … dieses Gesicht … er hatte es gesehen … in … in …

»*Bitte antwortet mir*«, sagte sie. »*Ich wende mich zum zweiten Mal an euch. Weist mich nicht wieder ab! Vergeßt doch, ich bitte euch, den alten Hader, so begründet er auch gewesen sein mag. Zu lange hat Zwietracht geherrscht zwischen unserem Haus und dem Haus von Ruyan Vé. Jetzt haben wir einen gemeinsamen Feind. Ich brauche eure Hilfe!*«

Die Stimme klang schwach in seinem Kopf, als halle sie durch einen langen Gang. Aber trotzdem besaß sie Befehlsgewalt, ähnlich Valada Geloës Stimme, nur tiefer, geschmeidiger, ohne die rauhen, aber tröstlichen Töne der Zauberfrau. Diese Frau unterschied sich von Geloë wie die Waldfrau selbst von Simon.

»*Ich besitze nicht mehr die Kraft von einst*«, bat die Frau. »*Und das Wenige, das mir geblieben ist, wird gebraucht gegen den Schatten im Norden – von dem ihr wissen müßt. Tinukeda'yei! Kinder des Gartens, antwortet mir!*« Mit einem letzten, flehenden Ton verstummte die Frauenstimme. Einen langen Augenblick herrschte Schweigen, aber wenn es eine Antwort gab, so hörte Simon sie nicht. Plötzlich schienen die goldgetupften Augen ihn zum ersten Mal zu bemerken. Sofort nahm die melodische Stimme einen Unterton von Mißtrauen und Bestürzung an.

»*Wer ist dort? Ein Kind der Sterblichen?*«

Simon schwieg schreckerstarrt. Das Gesicht im Spiegel sah ihn an. Dann fühlte er, wie sich etwas durch den Nebel nach ihm ausstreckte, eine Kraft, so unbestimmt und zugleich so mächtig wie die hinter Wolken verborgene Sonne. »*Sprich. Wer bist du?*«

Simon versuchte zu antworten, nicht weil er es wollte, sondern weil es unmöglich war, sich zu weigern, so zwingend hallten die Worte in seinem Kopf wider. Aber da war etwas, das ihn daran hinderte.

»*Du wanderst auf Pfaden, die nicht für dich bestimmt sind*«, fuhr die Stimme fort. »*Du hast kein Recht, hier zu sein. Wer bist du?*«

Simon kämpfte, merkte aber, daß etwas seine Antworten erstickte so entschieden, wie um seinen Hals gelegte Finger gesprochene Worte erstickt hätten. Das Gesicht vor ihm verschwamm zu Wellen, durch die ein bleiches, blaues Licht hindurchschien, das das Bild der schönen, alten Frau auflöste. Eine Welle von solcher Kälte durchströmte ihn, daß ihm war, als erstarrte sein innerstes Mark zu schwarzem Eis.

Eine neue Stimme sprach, rauh und eisig.

»*Wer er ist? Einer, der sich einmischt, Amerasu.*«

Das erste Gesicht war jetzt ganz verschwunden. Ein silberner Glanz stieg aus den grauen Tiefen des Spiegels empor. Ein neues Gesicht erschien, vollkommen aus schimmerndem Metall, ausdruckslos und unbeweglich. Simon hatte dieses Gesicht auf der Straße der Träume gesehen und die gleiche lähmende Furcht empfunden wie jetzt. Er kannte auch den Namen: Utuk'ku, Königin der Nornen. So sehr er sich anstrengte, er konnte den Blick nicht abwenden. Ein Griff hielt ihn gepackt, den er nicht abzuschütteln vermochte. In den schwarzen Tiefen der Maske waren Utuk'kus Augen unsichtbar, aber er fühlte ihren starren Blick auf seinem Gesicht wie gefrierenden Atem.

»*Das Menschenkind mischt sich ständig ein.*« Jedes Wort war scharf und kalt wie ein Eiszapfen. »*So wie du, Enkeltochter. Und solchen Leuten wird es übel ergehen, wenn der Sturmkönig kommt…*«

Das Wesen in der Silbermaske lachte. Simon fühlte Frost wie mit Hammerschlägen an sein Herz pochen. Giftige Kälte begann unerbittlich in ihm aufzusteigen, von den Fingern zur Hand, den Arm hinauf. Bald würde sie sein Gesicht berühren wie ein tödlicher Kuß von silbernen, frostglitzernden Lippen…

Simon ließ den Spiegel fallen und stürzte ihm nach. Der Boden schien meilenweit entfernt, der Fall endlos. Jemand schrie. Er schrie.

Es war Sludig, der Simon aufhalf. Der Junge schwankte keuchend hin und her. Trotzdem schüttelte er die Hände des Rimmersmannes schon nach kurzer Zeit wieder ab. Er fühlte sich zwar wacklig, wollte aber allein stehen. Die Trolle hatten sich um ihn zusammengedrängt und murmelten untereinander, sichtlich verstört.

»Was ist geschehen, Simon?« fragte Binabik, der sich einen Weg zu ihm gebahnt hatte. »Bist du verletzt?« Sisqi, die noch immer seine Hand hielt, starrte zu dem sonderbaren Tiefländer auf, als wollte sie aus seinen Augen herauslesen, was ihm fehlte.

»Ich habe Gesichter gesehen … in Jirikis Spiegel…«, erklärte Simon

und zitterte unwillkürlich heftig. Sisqi hielt ihm seinen Mantel hin, den er dankbar entgegennahm. »Das eine war die Nornenkönigin. Ich glaube, sie konnte mich auch sehen.«

Binabik sprach mit vielen Handbewegungen zu den anderen Widderreitern. Sie drehten sich um und kehrten zu ihrem Feuer zurück. Der stämmige Snenneq schwenkte seinen Speer gegen den Himmel, als wollte er einen Feind herausfordern.

Binabik sah Simon unter dichten Brauen an. »Erzähl mir alles.«

Simon berichtete von dem Augenblick an, in dem er den Spiegel zuerst in die Hand genommen hatte. Als er das erste Gesicht beschrieb, runzelte Binabik nachdenklich die Stirn, aber als Simon geendet hatte, schüttelte der Troll nur den Kopf.

»Die Nornenkönigin kennen wir nur allzugut«, knurrte er. »Es waren ihre Jäger, die mich in *Da'ai Chikiza* angeschossen haben, und ich habe dieses Geschenk nicht vergessen. Doch bei der Überlegung, wer die andere sein könnte, befinde ich mich in Unsicherheit. Du sagst, daß Utuk'ku sie mit ›Enkeltochter‹ anredete?«

»Ich meine, ja. Aber die Nornenkönigin nannte sie auch noch anders. Es war ein Name, aber er ist mir entfallen.« Nachdem er einige Einzelheiten laut ausgesprochen hatte, hafteten sie nicht mehr so fest in seinem Kopf wie noch Minuten früher.

»Dann ist es jemand aus einem der Herrscherhäuser, Sithi oder Norne. Wäre Jiriki jetzt bei uns, würde er sofort wissen, wer sie ist und was ihre Worte bedeuten. Und du sagst, es habe so ausgesehen, als flehe sie jemanden an?«

»Ich glaube. Aber Binabik, Jiriki hat mir erzählt, der Spiegel sei nichts weiter als ein Spiegel! Er sagte, es liege kein Zauber mehr darin, es sei denn, ich wollte ihn, Jiriki, rufen, und das wollte ich doch nicht, wirklich nicht!«

»Ruhe, Simon, ist es, was du bewahren mußt. Keinen Zweifel habe ich an dir. Vielleicht hat Jiriki selbst die Kräfte des Spiegels nicht recht verstanden – oder, möglich ist es, daß viele Dinge sich allmählich verändern, seit Jiriki nicht mehr unter uns weilt. Auf jeden Fall halte ich es für besser, wenn du den Spiegel zurückläßt oder wenigstens nicht mehr hineinblickst. Das ist nur ein Vorschlag – er ist dein Geschenk, und du kannst damit anfangen, was du willst. Erinnere dich aber, bitte, daß er uns alle in Gefahr bringen kann.«

Simon betrachtete den Spiegel, der umgekehrt auf dem Felsen lag Er hob

ihn auf, wischte den Staub von der Oberfläche, ohne hineinzusehen. Dann schob er ihn in die Manteltasche. »Zurücklassen werde ich ihn nicht«, erklärte er, »denn er ist ein Geschenk. Außerdem brauchen wir Jiriki vielleicht eines Tages.« Er tastete mit den Fingern über den Spiegel. Der Rahmen war noch warm. »Aber bis dahin werde ich keinen Gebrauch mehr davon machen.«

Binabik zuckte die Achseln. »Dein Entscheiden ist es. Komm zurück ans Feuer und wärme dich. Morgen reiten wir, wenn die Dämmerung auftaucht.«

Nach frühem Aufbruch traf die zerlumpte kleine Schar am späten Nachmittag des folgenden Tages am Blauschlammsee ein. Der See lag eingebettet in die Vorberge des Sikkihoq wie ein dunkelblauer Spiegel, glatt wie das Glas in Simons Tasche, gespeist von zwei Wasserfällen, die von den eisigen Höhen zu Tal rauschten. Der Klang ihres Stürzens war tief und dröhnend wie der Atem der Götter.

Als der Trupp den letzten Paß über dem See durchritten hatte und das gleichmäßige Murmeln des Wassers hörbar wurde, zügelten die Trolle ihre Tiere. Der Wind hatte nachgelassen. In der Luft hing der dampfende Atem von Widdern und Reitern. Simon konnte die Angst in den Trollgesichtern sehen.

»Was ist?« erkundigte er sich unruhig und rechnete jeden Augenblick damit, Gebrüll aus Riesenkehlen zu vernehmen.

»Ich glaube, sie haben gehofft, Binabik würde sich irren«, meinte Sludig. »Vielleicht haben sie erwartet, hier einen verborgenen Frühling zu finden.«

Simon konnte weiter nichts Ungewöhnliches feststellen. Die schützenden Hügel waren schneebedeckt und viele der Bäume, die den See umgaben, ohne Blätter. Die immergrünen Gewächse trugen weiße Mäntel, aufragend wie Speere aus Watte.

Viele der Trolle schlugen sich mit dem Handballen auf die Brust, als ob dieser Anblick ihnen das Unheil beredter verkündete als alle Worte Binabiks oder seines Meisters Ookequk. Sie spornten ihre Tiere den engen Pfad hinab, und auch Simon und Sludig marschierten weiter, der Fährte der Widder nach in das Seetal. Vom Sikkihoq wehte erneut Schneegestöber auf sie herunter.

Vor einer großen Höhle am nordwestlichen Seeufer schlugen sie ihr Lager auf. Vielfach ausgetretene Pfade durchzogen die Umgebung. Die Feuerstelle aus massiven Steinen, fast bis zum Rand mit gefrorener Asche ge-

füllt, zeugte von den Generationen von Trollen, die hier schon gelagert hatten. Bald brannte ein riesiges Feuer, das größte, seit sie den Mintahoq verlassen hatten, am Rande des Wassers. Als es dunkel wurde und die Sterne zu glühen begannen, warfen die Flammen wilde Schatten auf die felsigen Gesichter der Berge.

Simon saß am Feuer und ölte seine Stiefel, als Binabik zu ihm kam. Der Troll forderte ihn auf, die Stiefel wieder anzuziehen und einen brennenden Ast aus dem Feuer zu nehmen. Simon folgte ihm damit ins Dunkel. Eine Achtelmeile wanderten sie so am Saum der Hügel entlang, wobei sie sich immer am Ufer des Gewässers hielten, bis sie an eine andere Höhle kamen, deren hoher Eingang hinter einem Föhrengehölz fast völlig verborgen lag. Von drinnen ertönte ein merkwürdiges, pfeifendes Geräusch. Simon zog ängstlich die Brauen zusammen, aber Binabik lächelte nur und winkte ihm mitzukommen. Mit seinem Wanderstab schob er einen überhängenden Ast zurück, so daß der größere Simon eintreten konnte, ohne mit seiner Fackel in den Bäumen hängenzubleiben.

Die Höhle roch intensiv nach Tieren, aber es war ein vertrauter Geruch. Simon hob die Fackel, und das Licht drang in die hintersten Winkel der Höhle. Sechs Pferde starrten ihn an, die unruhig zu wienern begannen. Der Boden der Höhle war dick mit getrocknetem Gras bedeckt.

»Gut ist das«, meinte Binabik und trat neben ihn. »Ich hatte mich gefürchtet, sie könnten weggelaufen sein, oder es hätte dem Futter an Genüge gefehlt.«

»Sind das unsere?« fragte Simon und näherte sich ihnen vorsichtig.

Das vorderste Pferd blies durch die Lippen und tanzte einen Schritt zurück. Simon hielt ihm die Hand zum Beriechen hin. »Ich glaub sie sind es.«

»Natürlich«, lachte Binabik. »Wir Qanuc sind keine Pferdemörder. Als wir alle auf den Berg geschafft wurden, hat mein Volk sie hier untergestellt. Wir benutzen diese Hütte auch für unsere Schafe wenn sie lammen und das Wetter kalt ist. Von nun an, Simon-Freund, ist dein Laufen nicht mehr nötig.«

Nachdem er das nächststehende Pferd gestreichelt hatte, was es widerwillig duldete, ohne jedoch der Hand auszuweichen, sah Simon die grauschwarz gescheckte Stute, auf der er von Naglimund hergeritten war. Er ging auf sie zu und wünschte sich, er hätte etwas für sie.

»Simon«, rief Binabik, »fang!«

Simon drehte sich gerade noch rechtzeitig um, etwas Kleines und Hartes

aufzufangen, das in seiner Handfläche leicht zu krümeln anfing.

»Salz«, erklärte Binabik. »Mitgebracht vom Mintahoq. Für jedes Pferd habe ich ein Klümpchen. Die Widder haben eine große Neigung zu Salz, und ich denke mir, eure Pferde auch.«

Simon bot der Grauschwarzen das Salz an. Sie nahm es, und ihr Maul kitzelte seine Hand. Er streichelte den kräftigen Hals und fühlte ihn unter seinen Fingern beben. »Ich weiß ihren Namen nicht mehr«, flüsterte er traurig. »Haestan hat ihn mir gesagt, aber ich habe ihn vergessen.«

Binabik zuckte die Achseln und fing an, das restliche Salz unter den anderen Pferden zu verteilen.

»Es ist schön, dich wiederzusehen«, sagte Simon zu der Stute. »Ich werde dir einen neuen Namen geben. Wie wäre es mit ›Heimfinderin‹?«

Namen schienen ihr nicht viel zu bedeuten. Sie schlug mit dem Schwanz und stöberte in Simons Taschen nach mehr Salz.

Als Simon und Binabik wieder ans Feuer kamen, floß der Kangkang kräftig, und die Trolle sangen und wiegten sich vor den Flammen hin und her. Sisqi löste sich von der Gruppe und ging ihnen entgegen, um Binabiks Hand zu ergreifen und stumm den von der Kapuze verhüllten Kopf an seine Schulter zu legen. Aus der Entfernung klangen die Trolle, als seien sie heiterster Stimmung, aber als Simon nähertrat, belehrte ihn der Ausdruck ihrer Gesichter eines Besseren. »Warum sehen sie so betrübt aus, Binabik?«

»Wir haben ein Sprichwort auf dem Mintahoq«, erklärte der kleine Mann: »*Trauern ist etwas für zu Hause.* Wenn wir ein Mitglied unseres Volkes unterwegs verlieren, so begraben wir ihn an Ort und Stelle, aber wir heben unsere Tränen auf, bis wir sicher in unseren Höhlen sind. Neun unseres Stammes starben auf dem Sikkihoq.«

»Aber du hast gesagt: zu Hause trauern. Diese Trolle sind noch nicht zu Hause.«

Binabik schüttelte den Kopf und antwortete auf eine leise Frage von Sisqi, bevor er seine Aufmerksamkeit wieder Simon zuwandte. »Diese Jägerinnen und Hirten treffen die Vorbereitungen für das übrige Volk von Yiqanuc, das hierherkommt. Schon jetzt fliegt das Wort von Berg zu Berg: das Hochland ist kein Ort der Sicherheit mehr, und der Frühling kommt nicht.« Der kleine Mann lächelte müde. »Sie *sind* zu Hause, Simon-Freund.«

Er klopfte Simon leicht auf die Hand, dann traten Sisqi und er ebenfalls ans Feuer, um in den Gesang einzustimmen. Neues Holz wurde aufgelegt,

und die Flammen sprangen so hoch, daß das ganze Seetal in orangeroter Glut zu leuchten schien.

Die Klagelieder der Qanuc schallten weit über das stille Wasser und übertönten sogar die bittere Stimme des Windes und das Rauschen der Fälle.

Simon machte sich auf die Suche nach Sludig und fand den Rimmersmann unweit des Feuers. In seinen Mantel gewickelt saß er auf einem Felsen, einen Schlauch mit Kangkang zwischen den Knien. Simon setzte sich neben ihn und nahm einen tiefen Zug aus dem angebotenen Behälter. Hinterher sog er tief die kalte Luft ein. Er wischte sich mit dem Ärmel den Mund ab und gab den Schlauch zurück.

»Habe ich dir schon einmal von Skipphaven erzählt, Simon?« fragte Sludig und starrte auf das Feuer und die sich wiegenden Trolle. »Du weißt nicht, was Schönheit ist, ehe du nicht die Jungfrauen erblickt hast, die die Misteln von Sotfengsels Mast schneiden, Elvrits begrabenem Schiff.« Er trank und reichte Simon den Schlauch. »Ach lieber Gott, hoffentlich hat Skali von Kaldskryke wenigstens soviel Rimmersmannstolz, daß er sich um die Gräber der Langschiffe von Skipphaven kümmert, möge er in der Hölle verfaulen.«

Simon nahm zwei weitere tiefe Züge aus dem Schlauch und verbarg die Grimassen, die er dabei zog, vor Sludig. Der Kangkang schmeckte furchtbar, aber er wärmte. »Skali ist der Mann, der Herzog Isgrimnurs Land genommen hat?« fragte er.

Sludig warf ihm einen leicht verschwommenen Blick zu. Er hatte sich schon längere Zeit mit dem Schlauch beschäftigt. »Der ist es. Der verräterische Sohn einer Wölfin und eines Aasgeiers. Sein Herz ist schwarz. Möge er in der Hölle verfaulen. Zwischen uns besteht jetzt Blutfehde.« Der Rimmersmann zupfte sich nachdenklich am Bart und blickte zu den Sternen auf. »Heutzutage ist die ganze Welt eine einzige Blutfehde.«

Auch Simon schaute auf und erkannte eine von Nordwesten heranziehende schwarze Wolkenfront, die die Sterne am Horizont verfinsterte. Sekundenlang war ihm, als sehe er die düstere Hand des Sturmkönigs nach ihnen greifen und Licht und Wärme auslöschen. Zitternd zog er den Mantel enger, aber die Kälte wollte nicht weichen. Er griff wieder nach dem Schlauch. Sludig starrte immer noch in die Höhe.

»Wir sind sehr klein«, bemerkte Simon zwischen zwei Schlucken. Der Kangkang schien durch seine Adern zu rinnen wie Blut.

»Das sind die Sterne auch, *Kunde-Manne*«, murmelte Sludig. »Und doch

brennt jeder von ihnen, so hell er kann. Nimm noch einen Schluck.«

Später – tatsächlich wußte Simon hinterher nicht genau, wieviel Zeit vergangen oder was aus Sludig geworden war – fand er sich auf einem Holzklotz am Feuer sitzen, Sisqi auf einer Seite, der bärtige Hirte Snenneq auf der anderen. Alle hielten sich an den Händen. Simon ermahnte sich, die kleinen, rauhen Handflächen, die er mit seinen eigenen umfaßt hielt, sacht zu behandeln. Ringsum wiegten sich die Trolle, und er wiegte sich mit ihnen. Sie sangen, und obwohl er die Worte nicht verstehen konnte, sang er mit ihnen und lauschte dem tapferen Gebrüll, das sie alle miteinander in den Nachthimmel aufsteigen ließen. In seiner Brust schlug das Herz wie eine Trommel.

»Müssen wir denn wirklich heute schon fort?« fragte Simon und gab sich Mühe, den Sattel festzuhalten, während Sludig den Bauchgurt anzog. Die einzige Fackel warf ein trübes Licht in die verdunkelte Höhle, die als Stall diente. Vor der Föhrenwand draußen graute allmählich die Dämmerung.

»Mir scheint es ein guter Gedanke zu sein«, sagte Binabik mit erstickter Stimme unter einer Lederklappe hervor. Er untersuchte gerade die Satteltaschen. »Bei Chukkus Eiern! Warum warte ich nicht, bis wir draußen im Hellen sind? Wie weiße Wiesel im tiefen Schnee zu jagen ist dies.«

»Ich hätte mich gern einen Tag ausgeruht«, bemerkte Simon.

Eigentlich ging es ihm nicht allzu schlecht, wenn man berücksichtigte, wieviel Qanucschnaps er letzte Nacht zu sich genommen hatte. Bis auf ein leichtes Hämmern in den Schläfen und eine gewisse Schwäche der Gelenke fühlte er sich recht ordentlich.

»Wie auch ich. Wie zweifelsohne auch Sludig«, versetzte der Troll. »Ah! *Kikkasut!* Da drin ist etwas Scharfes!«

»Halt das verdammte Ding fest!« fluchte Sludig, als Simon der Sattel aus den Händen gerissen wurde. Das Pferd wieherte und trat einen Schritt zur Seite, bevor Simon den Sattel wieder zu fassen bekam.

»Aber ihr seht wohl«, fuhr Binabik fort, »wir haben kein Wissen, wie lange es dauern wird, die Öde zu durchqueren. Wenn der Winter sich ausbreitet, ist es um so besser für uns, je schneller wir das hinter uns bringen. Auch gibt es andere, die vielleicht Ohren, die nicht freundlich sind, Nachricht von uns senden. Wir ahnen nicht, wer aus der Schar des Jägers den Urmsheim überlebt hat. Ich denke auch, daß sie *Dorn* gesehen haben.« Er strich über das Schwert, das jetzt in Felle gewickelt hinten auf Simons Sat-

tel geschnürt war.

Die Erwähnung Ingen Jeggers ließ Simons Magen – nach einem Frühstück aus Dörrfisch bereits etwas unruhig – sich zusammenkrampfen. Er dachte ungern an den furchtbaren Jäger der Königin in seinem Helm mit dem geifernden Hund, der sie gehetzt hatte wie ein rächender Geist.

*Bitte, Gott,* dachte Simon, *mach, daß er tot auf dem Drachenberg liegt. Wir brauchen nicht noch mehr Feinde, schon gar nicht solche wie ihn.*

»Wahrscheinlich hast du recht«, antwortete er niedergeschlagen »Aber es gefällt mir trotzdem nicht.«

»Was hat Haestan immer gesagt?« fragte Sludig und richtete sich auf. »›Jetzt weißt du, was Soldatsein heißt‹?«

»Ja, das hat er immer gesagt«, lächelte Simon traurig.

Sisqinanamook und ihre Leute hatten sich versammelt, als Simon und seine Gefährten die gesattelten Pferde herausführten. Die Männer und Frauen der Qanuc schienen hin- und hergerissen zwischen den Ritualen des Abschieds und der Faszination der Pferde, die längere Beine hatten, als die Hirten und Jägerinnen hoch waren. Zuerst scharrten die Pferde unruhig mit den Hufen, als die kleinen Leute sie streichelten und klopften, aber in den vielen Generationen, die sie schon Schafe hüteten, schienen die Trolle eine Menge gelernt zu haben. Bald schon beruhigten sich die Pferde, bliesen Atemwolken in die frostige Luft und ließen sich von den Qanuc bewundern.

Endlich winkte Sisqi alle mit einer Handbewegung zur Ordnung und sprach dann schnell in der Sprache der Trollfjälle zu Simon und Sludig. Binabik übersetzte lächelnd. »Sisqinanamook sagt euch im Namen der Qanuc vom Mintahoq, unseres Hirten und unserer Jägerin, Lebewohl. Sie sagt, die Qanuc haben in letzter Zeit viel Neues gesehen, und obwohl sich die Welt zum Schlechten verändert, sind nicht alle Veränderungen schlecht.« Er nickte Sisqi zu, und sie sprach weiter, wobei sie jetzt Sludig ansah.

»Leb wohl, Rimmersmann«, übersetzte Binabik. »Du bist der freundlichste Crohuck, von dem sie je gehört hat, und keiner aus unserem Stamm, der hier steht, hat noch Angst vor dir. Sag *deinem* Hirten und *deiner* Jägerin« – er grinste, vielleicht weil er sich Herzog Isgrimnur als Träger beider Titel vorstellte –, »daß auch die Qanuc ein tapferes Volk sind, zugleich aber ein gerechtes Volk, das den sinnlosen Kampf nicht liebt.«

Sludig nickte. »Das will ich.«

Jetzt richtete Sisqi ihre Worte an Simon. »Und du, Schneelocke, hab

keine Furcht. Sie wird den Qanuc daheim auf dem Mintahoq, die sich über die Geschichte deines Drachenkampfes wundern, von der Tapferkeit erzählen, deren Zeugin sie geworden ist, und alle anderen hier werden das gleiche tun.« Er lauschte einen Moment aufmerksam und grinste dann. »Außerdem bittet sie dich dringend, gut auf ihren Zukünftigen zu achten – das bin ich – und deine Tapferkeit zu seiner Sicherheit einzusetzen. Darum bittet sie dich im Namen eurer neuen Freundschaft.«

Simon war gerührt. »Sag ihr«, erwiderte er langsam, »daß ich ihren Zukünftigen – der mein Freund ist – beschützen werde bis zum Tode und darüber hinaus.«

Als Binabik seine Worte weitergab, starrte Sisqi Simon ernst und eindringlich an. Sobald der Troll geendet hatte, verbeugte sie sich vor ihnen, steif und voller Stolz. Simon und Sludig erwiderten die Verneigung. Die anderen Qanuc drängten herbei und berührten die Fortgehenden, als wollten sie ihnen etwas mit auf den Weg geben. Simon fand sich umringt von kleinen schwarzhaarigen Köpfen und mußte sich aufs neue ins Gedächtnis zurückrufen, daß die Trolle keine Kinder, sondern erwachsene, sterbliche Männer und Frauen waren, die so tapfer und ernsthaft liebten, kämpften und starben wie nur je ein Ritter von Erkynland. Schwielige Finger drückten seine Hand, und viele freundlich klingende Sätze, deren Worte er nicht verstehen konnte, wurden an ihn gerichtet.

Sisqi und Binabik hatten sich von den anderen entfernt und waren nach der Schlafhöhle zurückgegangen. Dort war Sisqi für einen Augenblick verschwunden und mit einem langen Speer in der Hand zurückgekommen, dessen Schaft über und über mit Schnitzereien bedeckt war.

»Hier«, sagte sie. »Dort, wo du hingehst, Geliebter, wirst du ihn brauchen, und es wird länger als neun mal neun Tage dauern, bis du zurückkehrst. Nimm ihn. Ich weiß, daß wir uns wiedersehen werden – wenn die Götter freundlich sind.«

»Auch wenn sie es nicht sind.« Binabik versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. Er nahm ihr den Speer ab und lehnte ihn an die Höhlenwand. »Möge uns gewährt werden, daß kein Schatten mehr auf uns liegt, wenn wir einander wieder begegnen. Ich werde dich in meinem Herzen halten, Sisqi.«

»Halt mich jetzt«, sagte sie leise, und sie traten aufeinander zu und umschlangen sich mit den Armen. »Der Blauschlammsee ist kalt in diesem Jahr.«

»Ich komme ja wieder…«, begann Binabik.

»Sprich nicht mehr. Unsere Zeit ist kurz.«

Ihre Gesichter berührten sich und verschwanden in den Kapuzen. So standen sie lange, und beide zitterten.

## ZWEITER TEIL

# Sturmhand

# XI

## Die Gebeine der Erde

Das sagte man oft: daß von allen Ländern der Menschen in Osten Ard Hernystir die meisten Geheimnisse barg. Nicht daß das Land selbst sich versteckte wie die sagenhaften Trollfjälle, die hinter dem eisigen Riegel der Weißen Öde lauerten, oder das Land der Wranna, verhehlt von trügerischen Sümpfen. Nein, die Geheimnisse, die Hernystir hütete, waren im Herzen seiner Bewohner verborgen oder lagen tief in der Erde unter den sonnigen Wiesen. Von allen Sterblichen hatten die Hernystiri einst die Sithi am besten gekannt und am meisten geliebt. Sie hatten viel von ihnen gelernt, auch wenn das, was die Sithi ihnen beigebracht hatten, jetzt nur noch in alten Balladen erwähnt wurde. Sie hatten auch Handel mit ihnen getrieben und Dinge in ihr heimatliches Grasland zurückgebracht, so kunstreich gefertigt, daß die besten Schmiede und Handwerker des kaiserlichen Nabban nichts Vergleichbares herstellen konnten. Als Gegenleistung boten die Hernystiri ihren unsterblichen Verbündeten die Früchte der Erde – nachtschwarzen Onyx, Ilenit und schimmernden Opal, Saphir, Zinnober und weiches, glänzendes Gold, mühsam geschürft in den tausend Tunneln des Grianspog-Gebirges.

Längst gab es keine Sithi mehr. Soweit die meisten Menschen wußten – wenn es sie überhaupt kümmerte –, waren sie gänzlich von der Erde verschwunden. Manche Hernystiri wußten es besser. Jahrhunderte war es her, daß die Schönen aus ihrer Burg Asu'a geflohen waren und die letzte der Neun Städte, zu denen Sterblichen der Zugang erlaubt war, verlassen hatten. Die meisten Menschen hatten die Sithi vollständig vergessen oder sahen sie nur durch das Zerrbild des Schleiers alter Geschichten. Doch unter den Hernystiri, die ein offenherziges und dennoch verschwiegenes und geheimnisvolles Volk waren, lebten noch immer solche, die nach den dunklen Höhlen sahen, von denen der Grianspog durchzogen war, und sich erinnerten.

Eolair hatte für Höhlen nicht sonderlich viel übrig. Er hatte seine Kindheit im Grasland verbracht, auf den Wiesen des westlichen Hernystir, dort, wo die Flüsse Inniscrich und Cuimnhe ineinander mündeten. Als Graf von Nad Mullach hatte er später über dieses Gebiet geherrscht, war dann im Auftrag seines Königs Lluth ubh-Llythinn in alle großen Städte und an die Höfe von Osten Ard gereist und hatte im Licht unzähliger Lampen und unter dem Himmel sämtlicher Staaten Hernystirs Befehle erfüllt.

Darum war er, obwohl niemand seine Tapferkeit in Frage stellte und obwohl sein Eid an König Lluth bedeutete, daß er Lluths Tochter Maegwin bis in die Flammen der Vernichtung folgen würde, wenn das seine Pflicht war, nicht gerade erbaut darüber, daß er und sein Volk nun tief im Fels des mächtigen Grianspog leben sollten.

»Bagba, beiß mich!« fluchte Eolair. Ein brennender Pechtropfen war auf seinen Ärmel gefallen und hatte, bis er ihn gelöscht hatte, noch Zeit gefunden, ihm durch den dünnen Stoff den Arm zu versengen. Die Fackel flakkerte bereits und würde bald ausgehen. Er überlegte, ob er die zweite anstecken sollte. Aber das würde bedeuten, daß es Zeit zum Umkehren war, und dazu war er noch nicht bereit. Kurze Zeit erwog er das Risiko, ohne Licht in einem unbekannten Tunnel tief in den Eingeweiden der Erde festzusitzen, und fluchte dann noch einmal leise vor sich hin. Wenn er nicht so ein übereifriger Dummkopf gewesen wäre, hätte er vielleicht daran gedacht, seine Feuersteine mitzunehmen. Solche Fehler machte Eolair nicht gern. Wenn man zu viele derart offensichtliche Irrtümer beging, würde einen das Glück schließlich einmal im Stich lassen.

Als er seinen Ärmel gelöscht hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit wieder der Stelle zu, an der sich der Tunnel gabelte, und spähte in der eitlen Hoffnung, etwas zu finden, das ihm die Entscheidung erleichtern würde, welche Richtung er einschlagen sollte, am Boden umher. Er sah jedoch nichts und stieß ein ärgerliches Zischen aus.

»Maegwin!« rief er und hörte seine Stimme durch die Finsternis dahinrollen und in den Tunneln widerhallen. »Herrin, wo seid Ihr?« Das Echo verklang. Eolair stand schweigend da, die sterbende Fackel in der Hand, und fragte sich, was er jetzt tun sollte.

Es war peinlich klar, daß Maegwin sich in diesem unterirdischen Labyrinth weit besser auskannte als er, so daß seine Sorge um sie vielleicht ganz unbegründet war. Sicher lebten in dieser Tiefe weder Bären noch andere Tiere, sonst hätten sie sich längst gezeigt. Die armseligen Reste der Bürger von Hernysadharc hausten nun schon zwei Wochen in den Tiefen des Ber-

ges und bauten in den Gebeinen der Erde eine neue Heimat für ihr heimatloses Volk. Aber hier unten gab es andere Dinge als wilde Tiere, vor denen man sich fürchten mußte; Eolair konnte nicht einfach so tun, als bestehe keinerlei Gefahr. Auf den Gebirgshöhen wanderten seltsame Wesen herum, und überall im Land waren Menschen auf geheimnisvolle Weise zu Tode gekommen oder verschwunden, lange bevor auf König Elias' Geheiß Skali von Kaldskrykes Heer einfiel, um die rebellischen Hernystiri niederzuwerfen.

Auch andere, alltäglichere Gefahren konnten auf sie warten. Maegwin konnte stürzen und sich ein Bein brechen oder in einen unterirdischen Fluß oder See fallen. Vielleicht überschätzte sie auch ihre Kenntnis der Höhlen und wanderte dann verirrt und ohne Licht herum, bis sie verhungerte.

Nein, ihm blieb nichts anderes übrig als weiterzugehen. Er würde noch ein Stück tiefer vorstoßen, jedoch umkehren, bevor die Fackel halb heruntergebrannt war. Wenn er dann im Dunkeln stand, würde er sich schon wieder in Rufweite der Höhlen befinden, die jetzt den größten Teil des verbannten Volkes von Hernystir beherbergten.

Mit dem schwelenden Rest der ersten zündete Eolair die zweite Fackel an und benutzte dann den qualmenden Stumpf der erloschenen, um an der Tunnelgabelung die Wand mit der Runenunterschrift von Nad Mullach zu kennzeichnen. Nach kurzer Überlegung entschied er sich für den breiteren der beiden Wege und ging weiter.

Der Tunnel, so wie der, aus dem er kam, war einmal Teil der Bergwerke gewesen, die den Grianspog kreuz und quer durchzogen. Er lag so tief unter dem Gebirge, daß er aus massivem Fels herausgeschnitten war. Eolair erkannte sofort den unvorstellbaren Arbeitsaufwand der dazu nötig gewesen war. Die Kreuzbalken, die den Tunnel stützten, waren so dick wie die Stämme riesiger Bäume. Eolair konnte nicht umhin, das sorgfältige und heldenhafte Werk der verschollenen Arbeiter zu bewundern, seiner und Maegwins Vorfahren, die sich mitten durch das Mark der Welt einen Weg gegraben hatten, um schöne Dinge hinauf ans Licht zu bringen.

Der alte Tunnel führte schräg abwärts. Die tanzende Fackel schien auf seltsame, ganz verblaßte Markierungen, die in die Wände gekratzt waren. Obwohl die Tunnel lange verlassen sein mußten, wirkten sie, als warteten sie auf etwas, auf eine unmittelbar bevorstehende Rückkehr. Das Scharren von Eolairs Stiefeln auf dem Stein schien ihm laut wie der Herzschlag eines Gottes, und der Graf von Nad Mullach mußte an den Schwarzen Cuamh denken, den Herrscher der Tiefen. Der Erdgott kam ihm plötzlich sehr

wirklich und sehr nah vor, hier in einer Finsternis, in die die Sonne vom Anbeginn der Zeiten an niemals eingedrungen war.

Eolair verlangsamte den Schritt, um die flachen Ritzungen genauer zu betrachten, und merkte plötzlich, daß viele der seltsamen, in die Wände gekratzten Figuren unbeholfene Hundebilder darstellten. Er nickte und begann zu begreifen. Der alte Craobhan hatte ihm einmal erzählt, daß die Bergleute der alten Zeit den Schwarzen Cuamh »Erdhund« genannt und ihm in den tiefsten Tunneln Opfer hingestellt hatten, damit er ihnen Schutz vor Steinschlag und giftiger Luft gewährte. Diese Ritzungen waren Bilder von Cuamh, umgeben von den Runen für die Namen der Bergleute, Symbole, die die Gunst des Gottes erflehten. Andere Opfer baten um die Hilfe von Cuamhs Dienern, den tief-schürfenden Unterirdischen, übernatürlichen Wesen, die sich angeblich glücklichen Bergleuten geneigt zeigten und ihnen reiche Erzadern offenbarten.

Eolair nahm die erloschene Fackel und zeichnete noch einmal seine Anfangsbuchstaben unter einen rundäugigen Hund.

*Cuamh, Gebieter,* dachte er, *wenn du noch immer über diesen Tunnel wachst, so schenke Maegwin und unserem Volk Sicherheit. Wir sind in großer, großer Not.*

Maegwin. Der Gedanke bedrückte ihn. Hatte sie denn kein Gefühl für die Verantwortung, die sie trug? Ihr Vater und Bruder waren tot. Inahwen, die letzte Gemahlin des verstorbenen Königs, war kaum älter als Maegwin selber und bei weitem nicht so tüchtig. Lluths Erbe lag in der Hand der Prinzessin, und was tat sie damit?

Es war weniger der Gedanke, sich tiefer in die Höhlen zurückzuziehen, der Eolair störte; der Sommer hatte weder ein Nachlassen der Kälte noch der Angriffe von Skalis Truppen mit sich gebracht, und die Hänge des Grianspog-Gebirges waren nicht der Ort, an dem man einer Belagerung durch Frost oder Skali Widerstand leisten konnte. Diejenigen Hernystiri, die den Krieg überlebt hatten, waren über die fernste Wildnis von Hernystir und der Frostmark verstreut, aber ein großer und wichtiger Teil von ihnen befand sich hier bei den kläglichen Überresten des königlichen Hofs. Hier war es deshalb, wo das Reich stehen oder fallen mußte, und es war an der Zeit, diesen Ort in eine dauerhaftere und verteidigungsfähige Heimstatt zu verwandeln.

Was aber Eolair ernstlich Sorgen machte, war die wilde Anziehungskraft, die die Tiefen der Erde auf Maegwin ausübten, ihre Gier, immer weiter ins Herz des Berges vorzudringen. Seit Tagen schon, lange nachdem sie

ihren neuen Aufenthaltsort bezogen hatten, brach Maegwin ohne Angabe ihres Ziels zu langen Wanderungen auf, verschwand für Stunden in fernen, unerforschten Höhlen und kehrte erst zur Schlafenszeit mit schmutzigem Gesicht und erdigen Händen zurück, in den Augen einen zerstreuten Ausdruck, der an die Geistesabwesenheit des Wahnsinns denken ließ. Der alte Craobhan und andere hatten sie gebeten, sich nicht von ihnen zu entfernen, aber Maegwin reckte sich nur zu voller Höhe auf und bestritt ihnen mit kalter Stimme das Recht, Lluths Tochter Vorschriften zu machen. Wenn man sie brauche, um das Volk bei der Verteidigung seiner neuen Heimat anzuführen, Verwundete zu pflegen oder über die weitere Politik zu entscheiden, stehe sie zur Verfügung. Der Rest ihrer Zeit gehöre ihr. Sie werde sie nutzen, wie sie es für richtig halte.

Auch Eolair, der um ihre Sicherheit fürchtete, fragte, wohin sie gehe, und schlug ihr vor, doch nicht allein in der Tiefe umherzustreifen, sondern ihn oder einen anderen Begleiter mitzunehmen. Maegwin, unbeeindruckt von seinen Worten, sprach nur geheimnisvoll von der »Hilfe der Götter« und den »Tunneln, die in die Zeit der Friedlichen zurückführen« – was in etwa bedeutete, daß kleingeistige Tölpel wie der Graf von Nad Mullach sich nicht um Dinge kümmern sollten, von denen sie nichts begriffen.

Eolair vermutete, daß sie allmählich den Verstand verlor. Er hatte Angst um Maegwin und um ihr und sein Volk, und er fürchtete auch für sich selbst. Der Graf hatte sie beobachtet und gesehen, wie sie sich immer mehr veränderte. Lluths tödliche Verwundung und der verräterische Mord an ihrem Bruder Gwythinn hatten etwas in ihrem Inneren verletzt, aber die Wunde saß an einer Stelle, die Eolair nicht erreichen konnte; und so sehr er sich auch bemühte, es schien alles nur noch schlimmer zu machen. Er wußte nicht, weshalb seine Versuche, sie in ihrem Leid zu trösten, sie so kränkten, aber er verstand, daß die Tochter des Königs das Mitleid mehr fürchtete als den Tod.

Doch wenn er schon ihren Schmerz und seine eigene Pein beim Anblick ihrer Qual nicht zu lindern vermochte, so wollte er doch wenigstens helfen, sie am Leben zu halten. Wie aber sollte er selbst das anfangen, wenn die Königstochter sich nicht retten lassen wollte?

Der heutige Tag war der bisher schlimmste gewesen. Maegwin war aufgestanden, ehe der erste Schimmer der Dämmerung durch den Spalt an der Höhlendecke gedrungen war, hatte Fackeln und Seile und verschiedene rätselhafte Gegenstände zusammengepackt und war in den Tunneln verschwunden. Bis zum Spätnachmittag war sie nicht wieder erschienen.

Nach dem Abendessen hatte Eolair, selbst todmüde von einem ganzen Tag Späherdienst im Circoille-Wald, sich aufgemacht, um sie zu finden. Wenn er sie nicht bald entdeckte, würde er umkehren und einen Suchtrupp in Marsch setzen.

Fast eine Stunde lang folgte er den sich abwärts schlängelnden Tunneln, markierte seinen Weg an den Wänden und sah zu, wie seine Fackel immer kleiner wurde. Längst hatte er den Punkt überschritten, an dem er sich noch vormachen konnte, er würde die ganze Strecke zurück mit Licht schaffen. Er wollte nicht aufgeben, aber wenn er noch lange wartete, würde es in den Katakomben zwei Verirrte geben, und davon hätte keiner etwas.

Endlich hielt er an einer Stelle an, wo sich der Weg zu einer roh behauenen Kammer erweiterte, von der schwarze Tunnelmäuler in drei neue Richtungen gähnten. Er fluchte und gestand sich ein, daß er sich nicht länger selbst zum Narren halten durfte. Maegwin konnte überall sein. Vielleicht hatte er sie schon überholt. Wenn er wiederkam, würde er sich den Spott der anderen anhören müssen, weil die Prinzessin schon seit einer Stunde gesund und munter bei ihnen saß. Eolair lächelte grimmig und band seinen schwarzen Pferdeschwanz fester, der sich beim Gehen aufgelöst hatte. Witze waren nicht so schlimm. Lieber ein paar kleine Nadelstiche ertragen, als…

Durch die Felsenkammer flüsterte eine dünne Stimme, der Hauch einer Melodie, schwach wie eine alte Erinnerung.

»*Durch Wald und Wildnis scholl seine Stimme.*
*Ein Herz nur schlug noch, wo zwei einst klopften…*«

Eolairs Herz schlug schneller. Er trat in die Mitte der Kammer und legte die hohlen Hände an den Mund.

»Maegwin!« schrie er. »Wo seid Ihr, Herrin?«

Von den Wänden dröhnte das Echo. Als es sich gelegt hatte, lauschte er aufmerksam, aber kein Ruf antwortete.

»Maegwin, ich bin es! Eolair!« rief er, und wieder wartete er, bis der Chor schreiender Stimmen sich beruhigt hatte.

Da, wieder durchbrach ein unsicherer Liedfetzen die Stille.

»*Die dunklen Augen zum Himmel offen.*
*Schimmerndes Blut allein gab ihm Antwort,*
*ohne Kissen ihr Haupt, das Schwarzhaar gelöst…*«

Er bewegte den Kopf nach beiden Seiten und stellte endlich fest, daß das Singen aus der linken Öffnung am lautesten zu klingen schien. Geduckt kroch er hinein und schrie erschrocken auf, als er fast in die Schwärze hineinstolperte. Er streckte die Arme nach den unebenen Wänden aus, um Halt zu finden, und bückte sich dann nach der Fackel, die ihm aus der Hand gefallen war. Doch noch während er nach ihr griff, erlosch zischend die Flamme. Neben dem Schaft der Fackel fühlte er Wasser, dahinter Leere. Vor seinen geblendeten Augen tanzte, was er als letztes gesehen hatte, bevor das Licht ausging, ein rohes, aber immerhin erkennbares Bild, auf schwarzem Nichts gemalt. Er stand oben an einer schroffen Steintreppe, die fast senkrecht den steilen Tunnel hinabführte, eine Parade von Stufen, die bis zum Mittelpunkt der Erde zu reichen schienen.

Finsternis. Gefangen in undurchdringlicher Schwärze. Eolair fühlte, wie jähe Angst in ihm aufstieg, und erstickte sie. Er war fast überzeugt, daß es Maegwins Stimme war, die er gehört hatte. Natürlich! Wer sonst sollte hier in den Eingeweiden der Schöpfung alte Hernystiri-Lieder singen?

Eine leise, kindliche Furcht vor Wesen, die sich im Dunkel verbargen und mit vertrauten Stimmen ihre Beute anlockten, wollte ihn überkommen. Bei Bagbas Herde, was war er für ein Mann?

Er berührte die Wände auf beiden Seiten. Sie fühlten sich feucht an. Die Stufe unter ihm hatte sich in der Mitte gesenkt. Er kniete nieder und untersuchte sie mit dem Finger. Wasser hatte sich gesammelt. In angemessenem Abstand darunter folgte eine zweite Stufe. Sein suchender Fuß fand in ähnlicher Entfernung unter der zweiten eine dritte.

»Maegwin?« rief er wieder, aber niemand sang mehr.

Vorsichtig bewegte er sich weiter, die Hände in Schulterhöhe, um sich notfalls an den Wänden abzustützen. Langsam arbeitete er sich die ungefügen Stufen hinunter. Der letzte Lichtblitz und das Bild, das er für ihn gemalt hatte, waren vor seinen Augen verschwunden. Er strengte seine Augen an, konnte aber nur Dunkelheit feststellen. Neben dem Scharren seiner Füße gab es kein anderes Geräusch als das Tropfen von Wasser, das stetig von allen Wänden rann.

Nach vielen, vorsichtig bewältigten Stufen und einer Zeitspanne, die vielleicht viele Stunden gedauert hatte, hörte die Treppe auf. So weit Eolair tastend, Zoll um Zoll, den Fuß vorstreckte, blieb der Boden flach. Er tat ein paar vorsichtige Schritte vorwärts und verfluchte sich nochmals, weil er seine Feuersteine nicht mitgebracht hatte. Wer hätte geglaubt, daß die kurze Suche nach einer herumstreunenden Prinzessin sich zum Kampf um das

eigene Leben auswachsen würde? Und wo war die Sängerin, ob nun Maegwin oder eine weniger freundliche Bewohnerin der Höhlen?

Der Tunnel schien eben. Langsam schob Eolair sich vorwärts und folgte den Windungen des Pfades, die eine Hand an der Wand, die andere vor sich ausgestreckt und in der Schwärze tastend. Nach ein paar hundert Schritten machte der Tunnel erneut eine Biegung. Zu Eolairs ungeheurer Erleichterung fand er, daß er jetzt sogar etwas sehen konnte; ein mattes Glühen erhellte das Innere des Tunnels, das ein paar Dutzend Ellen weiter vorn, wo der Gang sich krümmte, sogar noch stärker wurde.

Als Eolair um die Ecke bog, strömte helles Licht auf ihn ein, das aus einer Öffnung in der Tunnelwand quoll. Der steinerne Korridor selbst ging weiter, bis er sich nach einer Weile nach rechts wandte und Eolair nichts mehr sehen konnte. Zunächst allerdings fand vor allem das Loch in der Wand seine Aufmerksamkeit. Er war so erregt, daß sein Herz spürbar schneller pochte, als er sich auf die Knie niederließ und hineinstarrte. Er sprang so überrascht wieder auf, daß er sich an den Steinen den Kopf stieß. Gleich darauf hatte er die Beine durch die Öffnung gesteckt und ließ sich vom Boden des Tunnels in das Loch hinuntergleiten. Er landete mit angezogenen Knien, um nicht vornüberzufallen. Langsam richtete er sich auf.

Er stand in einer großen Höhle, deren hochgewölbte Decke, reich mit herunterhängenden steinernen Dornen verziert, im Licht zweier flackernder Öllampen zu schwanken schien. Am anderen Ende der Höhle ragte in doppelter Mannshöhe eine gewaltige Tür auf, die glatt in die Felswand gefügt war. So eng schmiegte sie sich an ihren steinernen Türsturz, als sei sie aus ihm herausgewachsen, als seien die mächtigen Angeln unmittelbar in der Höhlenwand verankert. Vor der Tür, inmitten eines Gewirrs von Seilen und Werkzeugen, saß…

»Maegwin!« schrie er, rannte auf sie zu und stolperte auf dem unebenen Boden. Der Kopf der Prinzessin ruhte bewegungslos auf ihren Knien. »Maegwin, seid Ihr –«

Als er näherkam, hob sie den Kopf. Etwas in ihren Augen ließ ihn jäh stehenbleiben. »Prinzessin?«

»Ich habe geschlafen.« Langsam schüttelte sie den Kopf und fuhr sich mit den Händen durch das rotbraune Haar. »Geschlafen und geträumt…« Sie verstummte und sah ihn an. Ihr Gesicht war fast schwarz vor Schmutz; in den Augen lag ein unheimlicher Glanz. »Wer …?« begann sie und schüttelte wieder den Kopf. »Eolair! Ich hatte einen ganz merkwürdigen Traum. Ihr rieft mich…«

Mit einem Satz war er an ihrer Seite und hockte sich neben sie. Sie schien unverletzt zu sein. Schnell durchwühlte er mit den Händen ihr Haar und tastete ihren Kopf nach Anzeichen eines Sturzes ab.

»Was tut Ihr?« fragte sie, ohne daß es sie groß zu kümmern schien. »Und wie kommt Ihr hierher?«

Er beugte sich zurück, um ihr ins Gesicht zu schauen. »Diese Frage muß ich Euch stellen, Herrin. Was tut Ihr hier? Euer Volk ist krank vor Sorge um Euch.«

Sie lächelte träge. »Ich wußte, daß ich es finden würde«, erklärte sie. »Ich wußte es.«

»Wovon sprecht Ihr?« fragte Eolair zornig. »Kommt jetzt, wir müssen zurück. Den Göttern sei Dank, daß Ihr Lampen habt, sonst kämen wir nie mehr hier heraus.«

»Ihr meint, Ihr seid ohne Fackel? Törichter Eolair! Ich habe viele Dinge mitgebracht, weil der Weg zu den oberen Höhlen so weit ist.« Sie deutete auf die ringsum verstreuten Werkzeuge. »Ich glaube, ich habe noch etwas Brot. Seid Ihr hungrig?«

Verblüfft setzte Eolair sich auf seine Fersen. War das immer so, wenn jemand unrettbar dem Wahnsinn verfiel? Die Prinzessin schien sich in diesem Loch tief unter der Erde durchaus wohl zu fühlen. Was war mit ihr geschehen?

»Ich frage Euch nochmals«, sagte er, so ruhig er konnte. »Was tut Ihr hier?«

Maegwin lachte. »Erkunden. Wenigstens zunächst. Es ist unsere einzige Hoffnung, wißt Ihr. Wir müssen noch tiefer ins Innere des Berges, in die allertiefste Tiefe, sonst finden uns unsere Feinde.«

Eolair stieß ein ärgerliches Zischen aus. »Wir haben bereits nach Eurem Wunsch gehandelt, Prinzessin. Das Volk ist in die Höhlen gezogen, so wie Ihr es befohlen habt. Jetzt fragen sie sich, wohin die Tochter des Königs gegangen ist.«

»Aber ich wußte auch, daß ich das hier finden würde«, fuhr Maegwin fort, als hätte Eolair nicht gesprochen. Ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab. »Die Götter haben uns nicht verlassen.« Sie sah sich um, als fürchte sie Lauscher. »In Träumen haben sie zu mir gesprochen. Sie haben uns nicht verlassen.« Sie deutete auf die große Tür hinter ihnen. »Ebensowenig wie unsere alten Verbündeten, die Sithi – denn das ist es, was wir jetzt brauchen, nicht wahr, Eolair? Verbündete?« Ihre Augen glänzten furchterregend. »Ich habe darüber nachgegrübelt, bis mir der Kopf platzte, und ich

weiß, daß ich recht hatte. Hernystir braucht Hilfe in dieser Stunde des Schreckens, und welche besseren Verbündeten gibt es als die Sithi, die schon einmal an unserer Seite standen? Alle denken, die *Friedlichen* seien vom Erdboden verschwunden. Aber das stimmt nicht! Ich bin überzeugt, daß sie sich nur weiter in die Tiefen zurückgezogen haben.«

»Das ist mir zuviel«, erklärte Eolair und ergriff Maegwins Arm. »Wahnsinn ist es, Herrin, und es zerreißt mir das Herz in der Brust, Euch so zu sehen. Kommt, wir wollen zurückgehen.«

Maegwin, hellen Zorn in den Augen, machte sich los. »Ihr seid es, aus dem Wahnsinn spricht, Graf! Zurückgehen! Ich habe mehr Stunden, als ich zählen kann, dazu gebraucht, den Riegel zu zerstören. Hinterher mußte ich ein Weilchen schlafen, aber ich habe es geschafft. Es ist vollbracht, und nun will ich durch die Tür gehen. Sprecht mir nicht vom Umkehren!«

Eolair sah auf und erkannte, daß die Prinzessin die Wahrheit gesagt hatte. Der Riegel, dick wie ein Männerhandgelenk, war gesprengt. In der Nähe lagen ein Hammer und ein verbogener Meißel.

»Was ist das für eine Tür?« erkundigte er sich mißtrauisch. »Sie gehört doch bestimmt zu dem alten Bergwerk.«

»Ich habe es Euch bereits gesagt«, versetzte sie kalt. »Es ist die Tür in die Vergangenheit – die Tür ins Reich der *Friedlichen*. Der Sithi.« Sie sah ihn an, und ihr eiserner Blick schien weicher zu werden und zu schmelzen. Ein anderes Gefühl drängte sich nach oben und erfüllte ihre Züge mit Verwirrung und Sehnsucht. Der Graf von Nad Mullach spürte eine tiefe, hilflose Welle von Kummer. »Ach, Eolair«, sagte sie, jetzt bittend, »versteht Ihr denn nicht? Wir können Sicherheit finden! Kommt, helft mir! Ich weiß, daß ich in Euren Augen eine Närrin bin, ein unansehnliches Pferd von einer Frau, aber Ihr liebtet meinen Vater. Bitte helft mir, die Tür zu öffnen.«

Eolair konnte ihren Blick nicht ertragen. Er wandte sich ab und betrachtete die große Tür. In seine Augen stiegen Tränen. Unseliges Mädchen! Was hatte ihr soviel Qual zugefügt? Der Tod von Vater und Bruder? Der Verlust eines Königreichs? Entsetzliche Schicksalsschläge, gewiß – aber andere, die ähnliches erlitten hatten, verfielen trotzdem nicht in derart erbarmungswürdige Wahnvorstellungen. Gewiß, die Sithi hatte es einmal gegeben, so greifbar wie Regen und Stein. Aber es waren fünf lange Jahrhunderte vergangen, seit auch nur ein Gerücht über das *Schöne Volk* den Weg nach Hernystir gefunden hatte. Und der Gedanke, daß es die Götter waren, die Maegwin zu diesen lange verschollenen Sithi führten … selbst Eolair, der große Achtung vor allem Unbekannten hatte, konnte erkennen,

daß es der Wahnsinn ihres Verlustes war, der aus Maegwin sprach.

Er rieb sich mit dem Ärmel das Gesicht ab. Der steinerne Türrahmen war bedeckt mit seltsamen, verwickelten Symbolen und bis ins Kleinste ausgearbeiteten, eingemeißelten Darstellungen von Gesichtern und Figuren, die meisten vom tropfenden Wasser abgetragen. Tatsächlich handelte es sich um Kunstwerke von erlesener Feinheit, der ehrgeizigsten Arbeit der Bergleute von Hernystir augenscheinlich weit überlegen. Was konnte dieser Ort gewesen sein? Ein uralter Tempel aus frühester Zeit? Hatten hier seltsame Rituale zu Ehren des Schwarzen Cuamh stattgefunden, fern von den schlichten Schreinen anderer Gottheiten, die sich *über* der Erde verstreut an vielen Stellen fanden?

Eolair holte tief Luft und fragte sich, ob er jetzt eine unvernünftige Entscheidung traf. »Ich möchte nicht mehr hören, wie Ihr Euch auf unwahre Weise selbst schmäht, Prinzessin, und ich möchte Euch auch nicht mit Gewalt zurückbringen. Wenn ich Euch helfe, die Tür zu öffnen«, sagte er langsam und wagte nicht nach dem schmerzhaften Ausdruck von Hoffnung in ihrem Gesicht zu schauen, »werdet Ihr dann mit mir umkehren?«

»O ja! Was immer Ihr wünscht!« Sie war eifrig wie ein Kind. »Ich will Euch die Entscheidung überlassen, denn ich weiß, wenn Ihr nur erst das Land gesehen habt, in dem die Sithi jetzt leben, werdet auch Ihr nicht in irgendeine rußige Höhle zurückeilen wollen. Ja!«

»Also gut. Ich habe Euer Wort, Maegwin.« Er stand auf und packte den Türgriff, an dem er heftig zog. Die Tür rührte sich nicht.

»Eolair«, bemerkte Maegwin ruhig.

Wieder zog er, diesmal kräftiger, bis die Sehnen an seinem Hals hervortraten, aber die Tür bewegte sich nicht.

»Graf Eolair«, sagte Maegwin.

Ein weiteres Mal zerrte er vergeblich an der Tür und drehte sich dann um. »Ja?«

Mit einem Finger, an dem der Nagel abgebrochen war, deutete sie auf die Tür. »Ich habe den Riegel zwar aufgestemmt, aber die Stücke sind noch nicht entfernt. Sollten wir sie nicht herausholen?«

»Das würde keinen Unterschied machen…«, begann er und sah dann genauer hin. Ein Teil des gesprengten Riegels war in den Türspalt gefallen und blockierte das Öffnen der Tür. Eolair zischte vor sich hin und stieß die Stücke heraus. Klirrend fielen sie auf den feuchten Stein.

Als Eolair jetzt zog, fingen die Angeln unwillig zu knirschen an. Maeg-

win kam zu ihm, packte den zweiten Türgriff und unterstützte ihn mit ihrer Kraft. Die Angeln knarrten lauter. Während er sich weiter dagegenstemmte, musterte er Maegwins Unterarme. Sie war stark, diese junge Frau – aber sie hatte auch nie zu den Schwächlichen und Schüchternen gehört. Außer in seiner Gegenwart, wo ihm oft aufgefallen war, daß ihre scharfe Zunge plötzlich stumpf wurde.

Eolair spannte seine Kräfte an und holte tief Luft. Er konnte nicht umhin, Maegwins Geruch wahrzunehmen. Verschwitzt und mit Staub bedeckt duftete die Prinzessin nicht gerade wie eine parfümierte Dame vom Hof zu Nabban, aber es war etwas Urwüchsiges an ihr, etwas Warmes und Lebendiges, das ihn ganz und gar nicht unangenehm berührte. Eolair schüttelte den Kopf über solche Gedanken und verdoppelte seine Anstrengungen. Er sah auf Maegwins entschlossenes Gesicht, als das Geräusch der Angeln zu einem lauten Kreischen anstieg. Knarrend begann die Tür sich zu öffnen – erst einen Zoll, dann ein paar Zoll mehr, schließlich einen Fuß, immer unter heftigem Protest. Als eine Elle schwarze Finsternis vor ihnen gähnte, hielten sie inne, lehnten sich gegen die dicken Bohlen und rangen keuchend nach Atem.

Maegwin bückte sich und nahm eine Lampe. Dann, während Eolair noch ächzte, schlüpfte sie durch die Öffnung.

»Prinzessin!« rief er ihr atemlos nach und zwängte sich hinterher. »Wartet! Vielleicht ist die Luft schlecht!« Noch während er es sagte, merkte er, daß die Luft gut, wenn auch ein wenig abgestanden war. »Nur…«, begann er und blieb jäh an Maegwins Schulter stehen. Die Lampe in ihrer Hand warf Licht nach allen Seiten.

»Ich habe es Euch gesagt!« Ihre Stimme war voll befriedigter Ehrfurcht. »Hier wohnen unsere Freunde.«

»Brynioch von den Himmeln!« murmelte Eolair betäubt.

Vor ihnen erstreckte sich eine gewaltige Stadt, die den Grund einer breiten Schlucht bedeckte. Von ihrem Standort am Rand der Schlucht schien die ungeheure Fülle der Gebäude unmittelbar aus dem Herzen des Berges herausgemeißelt zu sein, so als bestehe die ganze Stadt aus einem einzigen, unermeßlich riesigen Block aus gewachsenem Fels. Jedes Fenster, jede Tür war in diesen massiven Stein geschnitten, jeder Turm aus natürlichen Steinsäulen ausgehöhlt, Säulen, die bis an die weit über ihren Köpfen aufragende Höhlendecke hinaufreichten. Aber bei all ihrer Größe wirkte die Stadt überraschend nah, als sei sie in Wirklichkeit nur eine Miniatur, aufgebaut, um das Auge zu täuschen. Von dort, wo sie hinabschauten, auf den

obersten Stufen einer breiten Treppe, die in Windungen in die Schlucht hinunterführte, sah es fast aus, als könne man mit der Hand nach den Dächern greifen und sie berühren.

»Die Stadt der *Friedlichen*«, sagte Maegwin glücklich.

Wenn das eine Sithistadt war, dachte Eolair, mußten ihre unsterblichen Bewohner irgendwann einmal beschlossen haben, den Rest ihrer Jahre lieber auf der sonnigen Oberfläche der Erde zu beschließen, denn dieses Wunderwerk aus zierlich behauenem und zartfarbigem Stein war leer oder machte zumindest diesen Eindruck. Von der Entdeckung eines so unheimlichen Ortes zutiefst erschüttert, ertappte sich der Graf dabei, daß er inbrünstig hoffte, die Stadt sei wirklich so verlassen, wie sie aussah.

Die kleine Zelle war kalt. Herzog Isgrimnur schnaubte unglücklich und rieb sich die Hände.

*Die Mutter Kirche sollte lieber ein paar von ihren verdammten Opferstöcken leeren und damit ihr größtes Haus heizen,* dachte er. *Wandteppiche und goldene Leuchter – alles schön und gut –, aber wie kann man das ganze Zeug bewundern, wenn man sich dabei zu Tode friert?*

Gestern abend war er lange im Aufenthaltsraum geblieben, hatte am großen Kamin gesessen und den Erzählungen anderer Wandermönche gelauscht, von denen die meisten in die Sancellanische Ädonitis gekommen waren, um Geschäfte mit der lektoralen Verwaltung abzuwickeln. Wenn man ihm freundliche Fragen stellte, antwortete er knapp und nicht auf alles, denn er wußte, daß die Gefahr für seine Maskerade, durchschaut zu werden, hier unter seinesgleichen (sozusagen) am größten war.

Jetzt saß er hier, hörte der Claves-Glocke zu, die zum Morgengebet läutete, und hatte die größte Lust, wieder in den Aufenthaltsraum zurückzugehen. Das Risiko, entdeckt zu werden, war erheblich, aber wie sollte er sonst die Dinge erfahren, auf die er so dringend angewiesen war?

*Wenn dieser verfluchte Graf Streáwe mir nur die Wahrheit gesagt hat. Warum hat er mich den ganzen Weg hinüber nach Ansis Pelippé kommen lassen, nur um mir zu sagen, daß Miriamel in der Sancellanischen Ädonitis steckt? Und warum hat er das ausgerechnet mir erzählt, einem Mann, von dem er nur weiß, daß er sich überall nach zwei Mönchen erkundigt, einem alten und einem jungen?*

Vorübergehend erwog Isgrimnur die Möglichkeit, Streáwe könnte gewußt haben, wer er war oder, noch schlimmer, der Graf hätte ihn absichtlich in die Irre geführt und Miriamel hielte sich an einem ganz anderen Ort

als im Palast des Lektors auf. Doch wenn das so war, wieso hatte dann der Herrscher von Perdruin sich höchstselbst mit ihm unterhalten? Sie hatten zusammengesessen, der Graf und der als Mönch verkleidete Isgrimnur, und im Privatgemach des Grafen seinen Wein getrunken. Wußte Streáwe vielleicht doch, wer er war? Was hatte der Mann davon, wenn er Isgrimnur nach der Sancellanischen Ädonitis schickte?

Bei dem Versuch, herauszufinden, was für ein Spiel Graf Streáwe trieb, bekam Isgrimnur Kopfschmerzen. Überhaupt, was blieb ihm schon anderes übrig, als dem Wort des Grafen zu vertrauen? Er war an einem ganz und gar toten Punkt gewesen, nachdem er die Hintergassen der größten Stadt von Perdruin so gut wie ergebnislos nach einer Spur der Prinzessin und des Mönchs Cadrach abgekämmt hatte. Darum saß er jetzt hier, ein Bettelmönch, der im Schoß der Kirche ein paar milde Gaben empfing und festzustellen hoffte, ob Streáwe mit seinen Angaben recht gehabt hatte.

Er stampfte mit den Füßen auf. Seine Stiefelsohlen waren abgelaufen und dünn, und die Kälte schien vom klammen Steinboden senkrecht in die Fußsohlen emporzusteigen. Es war unsinnig, sich so in der Zelle zu verstecken; das würde ihm bei seiner Suche nicht helfen. Er mußte hinaus und sich unter die Menge mischen, die durch die Sancellanischen Gebäude wimmelte. Außerdem stiegen, wenn er zu lange allein war, die Gesichter seiner Frau Gutrun und seiner Kinder vor ihm auf und erfüllten ihn mit Verzweiflung und ohnmächtiger Wut. Er erinnerte sich, wie froh er gewesen war, als Isorn aus der Gefangenschaft nach Hause kam, wie er vor Stolz fast geplatzt war, welches Hochgefühl besiegter Furcht ihn erfüllt hatte. Würde er noch einmal das Glück haben, mit ihnen allen wieder vereint zu sein? Gott mochte es ihm gewähren. Es war seine innigste Hoffnung, aber eine so zerbrechliche, daß jedes unnötige Daranrühren sie zerreißen konnte wie ein Spinnennetz.

Auf jeden Fall konnte ein Ritter nicht allein von der Hoffnung leben, nicht einmal einer, der so alt war wie der Herzog und seine besten Zeiten schon hinter sich hatte. Schließlich war da auch noch die Pflicht. Nun, da Naglimund gefallen und Isgrimnurs Volk Gott weiß wohin verstreut war, gab es nur noch seine Pflicht gegenüber Miriamel und Prinz Josua, der ihn hinter ihr hergeschickt hatte. Er war sogar dankbar, daß es noch eine Aufgabe für ihn gab.

Isgrimnur stand im Korridor und strich sich das Kinn. Preis sei Usires, die Bartstoppeln waren nicht zu auffällig. Er hatte es nicht über sich gebracht, sich morgens zu rasieren. Das Wasser in der Schüssel war fast ge-

froren gewesen, und auch nach mehreren Reisewochen als Mönch hatte er sich noch nicht damit abgefunden, daß er jeden Tag mit einer scharfen Klinge in seinem Gesicht herumfuhrwerken sollte. Seit seinem ersten Jahr als Mann hatte er einen Bart getragen. Jetzt trauerte er darum wie um eine verlorene Hand oder einen abgehackten Fuß.

Gerade versuchte der Herzog, eine Richtung zu finden, die ihn vielleicht in den Aufenthaltsraum und an das darin lodernde Feuer zurückführen würde, als sich eine Hand auf seinen Arm legte. Erschrocken fuhr er herum und fand sich von drei Priestern umringt. Derjenige, der ihn angefaßt hatte, ein alter Mann mit Hasenscharte, lächelte.

»Habe ich dich nicht gestern abend im Aufenthaltsraum gesehen, Bruder?« fragte er. Er sprach die Westerlingsprache sorgfältig, behindert durch einen starken Nabbanai-Akzent. »Du kommst gerade aus dem Norden, ja? Komm mit uns zur Morgenspeise. Hast du Hunger?«

Isgrimnur zuckte die Achseln und nickte.

»Gut.« Der Alte klopfte ihm den Arm. »Ich bin Bruder Septes. Dies hier sind Rovalles und Neylin, zwei andere Mitglieder meines Ordens.« Er wies auf die jüngeren Mönche. »Du kommst doch mit uns, ja?«

»Danke.« Isgrimnur lächelte unsicher und überlegte, ob es wohl eine Art mönchischer Etikette gab, die nur Eingeweihte kannten. »Gott segne dich«, fügte er vorsorglich hinzu.

»Auch dich«, erwiderte Septes, nahm mit den dünnen Fingern Isgrimnurs dicken Arm und geleitete ihn über den Korridor. Die beiden anderen Mönche schlossen sich an, wobei sie sich leise unterhielten.

»Hast du schon die Elysienkapelle gesehen?« erkundigte sich der Alte.

Isgrimnur verneinte. »Ich bin erst seit gestern abend hier.«

»Sie ist wunderschön. Wunderschön. Unser Kloster liegt am Myrme-See im Osten, aber ich versuche jedes Jahr einmal hierherzukommen. Dabei nehme ich immer ein paar von den Jüngsten mit, um ihnen die Herrlichkeit zu zeigen, die Gott hier für uns erbaut hat.«

Isgrimnur nickte fromm. Ein Weilchen gingen sie schweigend weiter. Ihr Weg vereinte sich mit dem anderer Mönche und Priester, die aus kreuzenden Gängen auf den Hauptgang hinaustraten und ineinanderflossen wie Schwärme von farblosen Fischen, die eine Strömung in den Speisesaal trieb.

Vor den breiten Türen der Halle staute sich die Wanderung der Massen. Während Isgrimnur und seine neuen Begleiter sich unter die vorwärtsdrän-

gende Menge mischten, stellte Septes dem Herzog eine Frage, die Isgrimnur jedoch im lauten Stimmengewirr nicht verstehen konnte. Der alte Mann reckte sich auf die Zehen und sprach in sein Ohr.

»Ich habe gesagt: Wie stehen die Dinge im Norden?« Septes schrie beinahe. »Wir haben hier Schreckliches gehört: Hungersnot, Wölfe, tödliche Schneestürme.«

Isgrimnur nickte stirnrunzelnd. »Es steht äußerst schlecht«, rief er zurück. Im selben Augenblick schoß er mit den anderen durch die Tür wie ein Pfropfen aus einem Flaschenhals und stand nun im Gewimmel des Eingangs zum Speisesaal. Das Brausen der Gespräche darin war so gewaltig, daß es fast die Dachbalken erbeben ließ.

»Ich dachte, die Sitte verlange Schweigen bei den Mahlzeiten?« schrie Isgrimnur. So wie der Herzog starrten auch Septes' junge Begleiter glotzäugig auf die Dutzende von Tischen, die aneinandergestellt den großen Raum füllten. Sie standen in einigen Reihen, und jeder Tisch in jeder Reihe war voll von den dichtgedrängten, gebeugten Rücken mit Kutten bekleideter Männer, die geschorenen Köpfe ein Meer von rosigen Flecken wie die Fingernägel eines hunderthändigen Riesen. Alle schienen in lauter Unterhaltung mit ihren Nachbarn begriffen. Einige wedelten Aufmerksamkeit heischend mit den Löffeln. Der Lärm glich dem Rauschen des Meeres an Nabbans Küsten.

Septes lachte. Der Laut ging im großen Brausen unter. Wieder stellte er sich auf die Zehen. »Wir schweigen zu Hause in unserem Kloster und in vielen anderen Klöstern, wie ihr es zweifellos bei euch in Rimmersgard auch tut, ja? Aber hier in der Sancellanischen Ädonitis wohnen diejenigen, die Gottes Geschäfte führen; sie müssen sprechen und zuhören wie Kaufleute.«

»Die um den Preis von Seelen schachern?« Isgrimnur grinste säuerlich, aber der Alte hatte ihn nicht gehört.

»Wenn du es lieber still hast«, brüllte Septes, »solltest du hinunter in die Archive gehen. Dort schweigen die Priester wie das Grab, und ein Flüstern hört sich an wie ein Donnerschlag. Komm jetzt! Dort drüben an der Tür gibt es Brot und Suppe, und dann kannst du mir mehr über die Ereignisse im Norden berichten, ja?«

Isgrimnur gab sich Mühe, dem alten Mann beim Essen nicht zuzuschauen, aber es war schwierig. Wegen seiner Hasenscharte kleckerte Septes ständig mit der Suppe, und bald lief ihm ein Suppenbächlein vorn über das Gewand hinunter.

»Verzeih mir«, bat der Alte endlich und mummelte an einem Brotkanten. Allzu viele Zähne schien er auch nicht mehr zu besitzen. »Ich habe dich nicht nach deinem Namen gefragt. Wie heißt du?«

»Isbeorn«, antwortete der Herzog. Es war der Name seines Vaters und ziemlich häufig.

»Aha, Isbeorn. Nun, ich bin Septes … aber das habe ich dir wohl schon erzählt, ja? Sag uns doch mehr von dem, was im Norden vorgeht. Auch das ist für mich ein Grund, nach Nabban zu reisen: die Neuigkeiten, die wir im Seenland sonst nicht erfahren.«

Isgrimnur berichtete ihm einiges von den Ereignissen nördlich der Frostmark, von den tödlichen Stürmen, den bösen Zeiten. Er würgte den bitteren Geschmack hinunter und erzählte, wie Skali von Kaldskryke in Elvritshalla die Macht des Herzogs an sich gerissen hatte und von der Verwüstung und dem Brudermord zwischen den Sippen, die darauf gefolgt waren.

»Wir haben gehört, man hätte Herzog Isgrimnur des Verrates am Hochkönig überführt«, meinte Septes und wischte mit einer Brotkruste den Rest Suppe aus der Schale. »Reisende berichteten uns, Elias habe herausgefunden, daß der Herzog sich mit Josua, dem Bruder des Königs, verbündet hätte, um den Thron an sich zu bringen.«

»Das ist eine Lüge!« rief der Herzog zornig und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Schale des jungen Neylin um ein Haar umgekippt wäre. Überall drehten sich Köpfe.

Septes zog die Brauen hoch. »Vergib uns«, meinte er, »denn wir geben nur Gerüchte wieder, die uns zu Ohren gekommen sind. Vielleicht haben wir etwas berührt, das für dich schmerzlich ist. War Isgrimnur ein Schutzherr deines Ordens?«

»Herzog Isgrimnur ist ein ehrlicher Mann«, entgegnete der Herzog und verfluchte sich, daß ihm das Temperament durchgegangen war. »Ich hasse es, wenn man ihn verleumdet.«

»Natürlich.« Septes sprach so beruhigend und gedämpft er konnte, damit man ihn bei dem Getümmel noch hörte. »Aber es sind auch andere Geschichten aus dem Norden zu uns gedrungen, und zwar äußerst furchterregende, ja? Rovalles, sag ihm, was dieser Reisende dir erzählt hat.«

Der junge Rovalles wollte anfangen, verschluckte sich jedoch an einem Stück Brot und erlitt einen Hustenanfall. Neylin, der andere Priesterschüler, klopfte ihn auf den Rücken, bis er wieder zu Atem gekommen war, ohne dann jedoch mit dem Hämmern aufzuhören, vermutlich vor lauter

Aufregung über seinen ersten Besuch in Nabban.

»Ein Mann wir treffen wenn hierherkommen«, erläuterte Rovalles, als man Neylin an weiteren Attacken gehindert hatte, »er ist aus Hewenshire oder ein Ort oben in Erkynland.« Der junge Mann sprach das Westerling nicht so gut wie Septes; er mußte immer wieder innehalten und sorgfältig überlegen, bevor er die Worte wählte. »Er sagen, wenn Belagerung von Elias kann nicht umwerfen Josua-Burg, Hochkönig beschwören weiße Dämonen aus Erde und sie töten alle in Festung durch Zauberei. Er schwören, daß so sein, weil selber gesehen.«

Septes, der, während Rovalles sprach, an der Vorderseite seiner Kutte herumgetupft hatte, beugte sich jetzt vor. »Du weißt so gut wie ich, Isbeorn, wie voll von Aberglauben die Menschen stecken können, ja? Hätte nur dieser Mann eine solche Geschichte erzählt, würde ich ihn als Verrückten bezeichnen, und die Sache wäre erledigt. Aber es gibt hier im Sancellanischen Palast viele, die heimlich darüber reden, viele, die behaupten, Elias sei mit Dämonen und bösen Geistern im Bunde.« Mit seinen verkrümmten Fingern berührte er Isgrimnurs Hand; der Herzog mußte sich beherrschen, um nicht zurückzuweichen. »Du mußt doch von der Belagerung gehört haben, auch wenn du sagst, du hättest den Norden verlassen, bevor sie beendet war. Welche Wahrheit steckt hinter diesen Erzählungen?«

Isgrimnur starrte dem alten Mönch ins Gesicht und fragte sich, ob hinter seiner Frage ein verborgener Sinn lag. Schließlich seufzte er. Ihm gegenüber saß ein freundlicher alter Mann mit einer Hasenscharte, und nichts weiter. Sie lebten in schrecklichen Zeiten – warum sollte Septes nicht versuchen, von jemandem, der aus dem Kernland der Gerüchte kam, ein bißchen mehr zu erfahren?

»Viel mehr als du habe ich auch nicht gehört«, erklärte er dann. »Aber ich kann dir verraten, daß üble Dinge vorgehen – Dinge, von denen gottesfürchtige Menschen am liebsten nichts wüßten, obwohl ich verdammt sein will, wenn das Unheil davon weggeht.« Bei Isgrimnurs Ausdrucksweise zuckten Septes' Augenbrauen steil in die Höhe, aber er unterbrach den Herzog nicht. Isgrimnur, der sich für sein Thema zu erwärmen begann, fuhr fort. »Es bilden sich Parteien, könnte man sagen, und diejenigen, die zunächst hübscher aussehen, sind in Wirklichkeit die viel Übleren. Mehr kann ich nicht sagen. Glaube nicht alles, was du hörst, aber bezeichne auch nicht allzu schnell etwas als Aberglaube…« Er brach ab, als ihm klar wurde, daß er sich auf gefährlichem Boden bewegte. Viel mehr konnte er nicht preisgeben, ohne als Quelle der Bestätigung eines Klatschs, der zweifellos

in der ganzen Sancellanischen Ädonitis herumschwirrte, Aufmerksamkeit zu erregen. Und er konnte sich nicht leisten, andere auf sich aufmerksam zu machen, bevor er nicht wußte, ob Prinzessin Miriamel sich wirklich an diesem Ort aufhielt.

Die Bruchstücke, die Isgrimnur ihm vorgeworfen hatte, schienen Septes jedoch zufriedenzustellen. Der alte Mann lehnte sich zurück, wobei er noch immer müßig an dem langsam trocknenden Suppenfleck auf seiner Brust herumkratzte. »Aha«, nickte er. Seine Stimme war über dem Tischgespräch nur knapp hörbar. »Nun denn, wir haben genug Schauergeschichten vernommen, um deine Worte ernst zu nehmen, ja? Sehr ernst.« Er winkte dem nächstsitzenden Schüler, ihm aufzuhelfen. »Sei dafür bedankt, daß du unsere Mahlzeit geteilt hast, Isbeorn. Gott behüte dich. Ich hoffe, wir können heute abend im Aufenthaltsraum unser Gespräch fortsetzen. Wie lange wirst du hierbleiben?«

»Ich weiß noch nicht«, erwiderte Isgrimnur. »Sei auch du bedankt.« Der Alte und seine beiden Begleiter verschwanden im Gewühl der hinausgehenden Mönche. Isgrimnur blieb allein zurück und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Nach kurzer Zeit gab er es jedoch auf und erhob sich ebenfalls vom Tisch.

*Hier drin kann ich mich selbst nicht einmal denken hören.* Grimmig schüttelte er den Kopf und schob sich zur Tür durch. Seine Größe half ihm, schnell voranzukommen, und rasch hatte er den Hauptgang erreicht. *Jetzt habe ich hier große Volksreden gehalten und bin doch kein Stückchen näher daran, die arme Miriamel zu finden,* überlegte er mürrisch. *Aber wie soll ich auch herausbekommen, wo sie steckt? Einfach jemanden fragen, ob sich Elias' vermißte Tochter vielleicht hier aufhält? Die übrigens als Junge reist? Na großartig. Vielleicht sollte ich einfach ein bißchen herumfragen, ob nicht in letzter Zeit irgendwelche jungen Mönche in der Sancellanischen Ädonitis aufgetaucht sind.*

Er schnaubte bitter und musterte den Strom der Kuttenträger, der ihn umstrudelte.

*Elysia, Mutter Gottes, wenn nur Eolair bei mir wäre. Der verdammte Hernystiri liebt solche Scherze. Mit seiner glatten Zunge hätte er die Prinzessin bestimmt gleich aufgespürt. Aber was soll* ich *hier?*

Der Herzog von Elvritshalla rieb sich mit den Fingern den unnatürlich glatten Kiefer. Dann begann er über seine eigene hoffnungslose Dummheit zu lachen, so laut, daß er sogar sich selbst erschreckte.

Vorbeigehende Priester schlugen nervöse Haken um den dickbäuchigen

Mönch aus dem Norden, der offenbar irgendeinen religiösen Anfall hatte. Isgrimnur brüllte und grölte vor Lachen, bis ihm die Tränen über die wundgeschabten rosigen Wangen liefen.

Gewitterstimmung lag über dem Sumpf wie eine Decke, feucht und drückend heiß. Tiamak konnte den gierigen Hunger des Sturms nach Dasein spüren; sein stachliger Atem ließ ihm die Haare an den Armen zu Berge stehen. Was hätte er nicht darum gegeben, damit das Gewitter sich entlud und ein kleiner, kühler Regen fiel! Der Gedanke an Regentropfen, die einem ins Gesicht spritzten und die Mangrovenblätter beugten, schien ihm wie ein Traum der allerwohlwollendsten Magie.

Seufzend zog Tiamak seine Stakstange aus dem Wasser und legte sie quer über die Ruderbank seines Flachboots. Er reckte sich und versuchte erfolglos, die Knoten in seinen Rückenmuskeln zu lockern.

Seit drei Tagen stakte er nun und hatte zwei schlaflose Nächte hinter sich, in denen er sich den Kopf darüber zerbrochen hatte, was er tun sollte. Wenn er nach Kwanitupul ging und dort blieb – verriet er dann seine Stammesgenossen? Waren sie überhaupt fähig zu begreifen, daß er Trokkenländern, zumindest einigen, etwas schuldete?

Nein, natürlich würden sie es nie begreifen. Stirnrunzelnd griff Tiamak nach dem Wasserschlauch, nahm einen großzügigen Mundvoll und spülte sich mit dem Wasser die Wangen aus, bevor er es hinunterschluckte. Sie hatten ihn schon immer für einen Sonderling gehalten. Wenn er nicht nach Nabban reiste, um Herzog Benigaris die Sorgen seines Volkes vorzutragen, würde man ihn einfach nur als einen verräterischen Sonderling betrachten. Damit würde, soweit es die Ältesten von Haindorf betraf, das Thema erledigt sein.

Tiamak zog das Tuch vom Kopf und tauchte es über den Bootsrand ins Wasser, um es sich dann wieder auf die Haare zu legen. Wunderbar kühles Wasser tropfte ihm über Gesicht und Hals. Die bunten, langschwänzigen Vögel, die über ihm in den Zweigen hockten, unterbrachen für einen Augenblick ihr Gekreisch, als ein fernes Grollen über den Sumpf zog. Tiamak fühlte sein Herz schneller schlagen.

*Du-der-stets-auf-Sand-tritt, laß das Gewitter bald niedergehen!*

Als er aufgehört hatte zu staken, war das Boot langsamer geworden. Jetzt fing das Heck an, sich allmählich der Mitte des Wasserlaufs zuzudrehen und Tiamak so nach der Seite zu wenden, daß er mit dem Gesicht zum Ufer saß – beziehungsweise dorthin blickte, wo es ein Ufer gegeben hätte,

wäre der Fluß ein Trockenlandgewässer gewesen. Hier im Wran war da nur ein Gewirr von Mangrovenbüschen, deren Wurzeln gerade soviel Sand festhielten, daß die Bäume wachsen und gedeihen konnten. Tiamak stieß einen schicksalsergebenen Seufzer aus und trieb die Stakstange wieder ins Wasser. Er lenkte das Boot geradeaus und trieb es durch einen dichten Klumpen Lilien, die sich an den vorübergleitenden Rumpf klammerten wie die Finger ertrinkender Schwimmer. Kwanitupul lag noch Tage entfernt, aber auch nur dann, wenn das Gewitter, um das er betete, keine allzu heftigen Stürme mit sich brachte, Stürme, die Bäume ausreißen und diesen Teil des Wran in einen unpassierbaren Verhau von Wurzeln, Stämmen und abgebrochenen Ästen verwandeln konnten.

*Du-der-stets-auf-Sand-tritt,* verbesserte er sein Gebet, *laß bald ein kühlendes, aber mildes Gewitter niedergehen!*

Ihm war unaussprechlich schwer ums Herz. Wie konnte er zwischen zwei so gleichermaßen schrecklichen Möglichkeiten wählen? Gewiß, er konnte erst einmal nach Kwanitupul fahren und sich dann entscheiden, ob er, wie Morgenes es gewünscht hatte, dort bleiben oder, wie Älterer Mogahib und die anderen ihm befohlen hatten, nach Nabban Weiterreisen sollte. Er versuchte, sich mit dieser Vorstellung zu beschwichtigen, fragte sich aber, ob derartige Überlegungen nicht in Wirklichkeit bedeuteten, daß man die Wunde sich entzünden ließ, anstatt die Zähne zusammenzubeißen und sie zu säubern, damit sie heilen konnte.

Tiamak dachte an seine Mutter, die den größten Teil ihres Lebens damit zugebracht hatte, daß sie auf den Knien das Kochfeuer versorgte, im Mörser Getreide mahlte und Tag für Tag arbeitete, von morgens an, wenn es noch dunkel war, bis abends, wenn es Zeit war, in die Hängematte zu klettern.

Er empfand wenig Respekt für die Dorfältesten, fürchtete sich jedoch auf einmal davor, daß der Geist seiner Mutter ihm zusehen könnte. Sie würde nie verstehen, daß ihr Sohn um fremder Menschen willen seinem eigenen Volk den Rücken kehren könnte. Sie würde wollen, daß er nach Nabban ging. Zuerst dem eigenen Volk dienen und sich danach um die persönliche Ehre kümmern, das hätte seine Mutter gesagt.

Der Gedanke an sie ließ ihm alles ganz klar scheinen.

Zuallererst war er ein Mann des Wran; nichts konnte das ändern. Er mußte nach Nabban. Morgenes, dieser gütige alte Mann, würde seine Gründe einsehen. Sobald er die Pflicht gegenüber seinem Volk erfüllt hatte, würde er dann nach Kwanitupul zurückkehren, wie seine Freunde aus

den Trockenländern es von ihm erbeten hatten.

Diese Entscheidung befreite Tiamaks Schultern von einem Teil der auf ihnen lastenden Sorgen. Er fand, er könne ruhig bald Rast machen und sich etwas zu Mittag fangen. Er griff nach hinten und untersuchte seine Angelschnur, die ans Heck des Flachboots gebunden war. Sie kam ihm leicht vor; als er sie einholte, merkte er zu seinem Ärger, daß der Köder wieder einmal abgefressen war. Was immer auf seine Kosten gespeist hatte, es hatte sich nicht mit Dankesbezeugungen aufgehalten. Wenigstens war der Haken noch da. Metallhaken waren schrecklich kostspielige Gegenstände – für diesen hier hatte er mit einem ganzen Tag Arbeit als Dolmetscher auf dem Markt von Kwanitupul bezahlt. Einen Monat später hatte er auf demselben Markt das Pergament entdeckt, das Nisses' Namen trug, und hatte auch dafür den Lohn eines ganzen Tages hingegeben. Zwei teure Anschaffungen, aber der Angelhaken hatte sich tatsächlich als wesentlich stabiler erwiesen als die sonst von ihm aus Knochen geschnitzten, die gewöhnlich beim ersten Widerstand abbrachen. Das Nisses-Pergament – er klopfte schützend auf das Ölhautsäckchen zu seinen Füßen – war, wenn er seine Herkunft richtig erkannt hatte, ein Juwel von unschätzbarem Wert. Kein schlechtes Ergebnis zweier Tage auf dem Markt.

Tiamak holte die Schnur ein, wickelte sie vorsichtig auf und steuerte das Boot dann näher an die Mangrovenbank heran. Langsam stakte er sich vorwärts und wartete, bis die Mangroven vorübergehend einem kurzen Streifen schlammiger Erde Platz machten, dicht besetzt mit wehendem Schilfrohr. Er brachte das Boot so nahe wie möglich an den Rand des Wasserlaufs, zog das Messer aus dem Gürtel und grub in dem nassen Boden, bis er endlich ein Gelege von Spuckfliegeneiern fand. Er packte die glänzenden Gebilde in sein Tuch und hob nur einen Klumpen auf, um den Haken neu zu ködern. Dann warf er die Leine wieder ins Wasser, wo sie hinter dem Boot herschwamm. Als er in die Flußmitte hinausstakte, grollte Donner in der Ferne. Diesmal schien er weiter weg zu sein als beim letzten Mal. Tiamak schüttelte betrübt den Kopf. Das Gewitter ließ sich Zeit.

Es war am späten Nachmittag, als er aus dem überhängenden Dickicht der Mangroven herauskam und wieder in schattenloses Sonnenlicht eintauchte. Der Wasserweg wurde jetzt breiter und tiefer. Ein Meer von Schilf erstreckte sich bis zum Horizont, fast reglos in der brütenden Hitze, durchzogen von den glänzenden Rinnen anderer Wasserläufe. Der Himmel war grau und voll drohender Wolken, aber weiter hinten schien hell die Sonne, und Tiamak fühlte sich unwillkürlich erleichtert. Ein Ibis stieg mit weißen,

langsamen Flügelschlägen auf und ließ sich ein kleines Stück weiter wieder im Rohr nieder. Im Süden, hinter Meilen von Marschland und Sumpfwäldern, konnte Tiamak den dunklen Strich des Nascadugebirges erkennen. Im Westen, verborgen von einer endlosen Prärie aus Kolbenrohr und Mangroven, lag das Meer.

Zerstreut stakte Tiamak weiter, ganz in eine Korrektur versunken, die er an seinem großen, wissenschaftlichen Werk vornehmen wollte, einer Neubearbeitung von *Die unfelbarn Heylmittel der Wranna-Heyler*. Ihm war urplötzlich die Erkenntnis gekommen, daß die Form des Kolbenrohrs etwas mit der Tatsache zu tun haben konnte, daß die Männer der Wiesen-Thrithinge sich daraus ihren Hochzeitstrank brauten; und er erwog die Abfassung einer Fußnote, die diesen Zusammenhang diskret andeuten sollte, ohne besserwisserisch zu erscheinen. Auf einmal spürte er ein seltsames Vibrieren im Rücken. Erschrocken fuhr er herum und sah, daß die Angelschnur straff gespannt war und summte wie eine gezupfte Lautensaite.

Einen Augenblick war er überzeugt, daß die Leine sich verhakt hatte. Der Zug war so stark, daß ein Teil der Spannung sich auf den Bootsrand übertrug. Aber als er sich vorbeugte, gewahrte er etwas Silbergraues, das kurz nach oben kam, sich wand und dann wieder ins Brackwasser hinuntertauchte. Ein Fisch! So lang wie Tiamaks Arm! Er stieß einen kleinen Freudenschrei aus und machte sich daran, die Leine einzuholen. Das silbrige Wesen schien ihm entgegenzuspringen. Für den Bruchteil einer Sekunde tauchte eine bleiche, glänzende Flosse aus dem Wasser und verschwand dann unter dem Boot. Die Leine straffte sich. Tiamak zog, und sie gab ein Stück nach, jedoch nicht viel. Der Fisch war stark. Die jähe Vorstellung, die Schnur könnte reißen und das Essen für zwei Tage fortschwimmen, erfüllte Tiamaks Herz mit solchem Grauen, daß ihm übel wurde. Er ließ die Leine ein wenig locker. Der Fisch sollte sich müde zerren, damit er dann in Ruhe herausgezogen werden konnte. Inzwischen wollte Tiamak die Augen nach einem trockenen Fleck offenhalten, an dem man auch ein Feuer anzünden konnte. Er würde den Fisch in Minog-Blätter wickeln, und bestimmt wuchs auch irgendwo in der Nähe wildes Schnellkraut … In Gedanken schmeckte er es bereits. Die Hitze, das unwillige Gewitter, sein Verrat an Morgenes (denn so kam es ihm immer noch vor) und alles andere wichen dem warmen Glühen der erhofften Mahlzeit. Wieder prüfte er die Schnur und stellte begeistert den festen, stetigen Zug fest. Seit Wochen hatte er keinen frischen Fisch mehr gegessen.

Ein Aufspritzen unterbrach seine Träume. Tiamak blickte auf und be-

merkte einen Regenbogen kleiner Wellen, die sich vom Ufer her ausbreiteten, ein paar Steinwürfe von ihm entfernt. Aber da war noch etwas. Gleich darauf erspähte er eine Reihe flacher Buckel wie ganz kleine Inseln, die sich geschmeidig durch das Wasser auf sein Boot zubewegten.

*Ein Krokodil!* Tiamak blieb das Herz stehen. Sein köstliches Abendessen! Er zerrte hart an der Schnur, aber der Fisch schwamm noch immer unter dem Flachboot und leistete heftigen Widerstand. Die Schnur verbrannte Tiamaks Handflächen, während er sich vergeblich abmühte, seine Beute an die Oberfläche zu zwingen. Das Krokodil war ein dunkler Schatten dicht unter dem Wasserspiegel. Mit seinem kräftigen Schwanz erzeugte es Strudel im stillen Gewässer. Einen kurzen Augenblick hob sich der schrundige Rücken aus den Fluten, hundert Ellen von Tiamaks Platz entfernt, dann war das Krokodil wieder verschwunden. Es tauchte – nach *seinem* Fisch!

Keine Zeit mehr zum Nachdenken – überhaupt keine Zeit. Sein Abendessen, sein Angelhaken, seine Leine – alles verloren, wenn er auch nur einen Augenblick länger wartete. Tiamak fühlte in seinem leeren Magen eine lodernde schwarze Wut aufsteigen, und ein enger, schmerzhafter Ring legte sich um seine Schläfen. Hätte seine Mutter ihn in dieser Sekunde erblickt, sie würde ihren schüchternen, tolpatschigen Sohn nicht wiedererkannt haben. Hätte sie dann noch gesehen, was er als nächstes tat, wäre sie zum Schrein von Ihr-die-die-Menschheit-gebar an der Rückwand der Familienhütte getaumelt und dort in tiefe Ohnmacht gesunken.

Tiamak wickelte sich die am Griff seines Messers befestigte Schnur mehrfach um das Handgelenk und schnellte sich vom Bootsheck ins Wasser. Außer sich vor Wut und Verzweiflung murmelte er unartikulierte Laute vor sich hin, schloß dann aber den Mund, bevor die grünen, trüben Fluten über seinem Kopf zusammenschlugen. Vorher hatte er noch einmal hastig Atem geholt.

Wild paddelnd öffnete er die Augen. Durch das Flußwasser sickerte Sonnenlicht und drang durch Schwaden dahinschwebenden Schlicks wie durch Wolken. Tiamak warf einen raschen Blick hinauf nach der rechtekkigen Dunkelheit, die der Boden seines Bootes war, und sah ein glitzerndes Gebilde dort oben hängen. Trotz seiner wilden, herzflatternden Panik empfand er eine Sekunde lang Befriedigung über die Größe des Fisches, der da schlaff am Ende der Schnur hing. Sogar sein Vater Tugumak hätte zugeben müssen, daß es ein herrlicher Fang war.

Als er nach oben schwamm und nach seiner Beute greifen wollte, schoß

das schimmernde Wesen unter dem Boden des Bootes weg und schlüpfte am anderen Ende des Kahns außer Sicht, so weit hinauf, daß Tiamak es nicht mehr sehen konnte. Die Leine zog sich eng um den hölzernen Rumpf. Wild versuchte der Wranna, sie zu packen, aber sie spannte sich so dicht um das Boot, daß seine Finger keinen Halt fanden. Vor Schreck mußte er ein bißchen husten. Luftblasen stiegen tanzend auf. Schnell, er mußte sich beeilen! Das Krokodil konnte gleich da sein!

In der wäßrigen Stille seiner Ohren dröhnte sein Herzschlag. Die tastenden Finger bekamen die Leine nicht zu fassen. Der Fisch blieb unsichtbar und unerreichbar, als sei er hartnäckig entschlossen, hier nicht als einziger zu leiden. Panik machte Tiamak ungeschickt. Schließlich gab er auf, stieß sich vom Bootsboden ab und trat Wasser, um an die Oberfläche zu kommen. Der Fisch war verloren. Nun mußte er sich selber retten.

*Zu spät!*

Etwas Dunkles glitt an ihm vorbei und nach oben, schwamm im Schatten seines Bootes hin und her und wieder darunter vor. Es war nicht das größte Krokodil, das er je gesehen hatte, aber ganz sicher das größte, unter dem er sich in seinem Leben befunden hatte. Sein weißer Bauch zog über ihm dahin, gefolgt vom immer kleiner werdenden Streifen des Schwanzes, dessen Bugwelle ihm kleine Schläge versetzte.

Sein Atem preßte ihm die Lungen zusammen, brannte darauf, aus ihm herauszubrechen und das schlammige Wasser mit Luftbläschen zu sättigen. Tiamak trat Wasser und drehte sich um. Die Augen drohten ihm aus dem Kopf zu quellen, als er die stumpfe Pfeilgestalt des Krokodils herangleiten sah. Seine Kiefer öffneten sich. Rotschattige Dunkelheit und eine unendliche Menge von Zähnen wurden sichtbar. Tiamak wirbelte herum, holte mit dem Arm aus und sah der erschreckend langsamen Bewegung des Messers zu, das er in eine Wand aus Wasser stieß. Das Reptil stieß gegen seine Rippen und schürfte ihm mit der hornigen Haut die Seite auf, während er auszuweichen versuchte. Sein Messer drang flach in die Flanke ein und kratzte einen Augenblick über den Panzer, um dann abzurutschen. Eine dünne braunschwarze Wolke folgte dem Krokodil, das weiterschwamm und von neuem das Boot zu umkreisen begann.

Tiamaks Lungen fühlten sich an, als seien sie in seiner Brust zu unmöglichem Umfang angeschwollen. Sie drückten gegen seine Rippen, bis ihm schwarze Flecke vor den Augen tanzten. Warum hatte er sich so idiotisch benommen? So wollte er nicht sterben, ersäuft und gefressen!

Noch während er sich an die Oberfläche zu kämpfen versuchte, spürte er

an seinem Bein zermalmenden Druck. Gleich darauf riß es ihn ruckartig in die Tiefe. Das Messer schwamm ihm aus der Hand. Wild schlug er mit Armen und freiem Bein um sich, während er in die Dunkelheit des Flußgrundes hinuntergezogen wurde. Ein blasiges Rülpsen entrang sich seinen Lippen. Die Gesichter seiner Stammesältesten, Mogahibs und Roahogs des Töpfers und der anderen, schienen sich auf seinen trüber werdenden Blick zu senken, ihre Züge müde und angewidert über seine Torheit.

Die Messerschnur war noch immer um sein Handgelenk geschlungen. Während er immer weiter in die Flußfinsternis hinabstrudelte, suchte er angestrengt nach dem Griff. Seine Hände bekamen ihn zu fassen. Tiamak nahm alle Kraft zusammen, stemmte sich gegen den Sog in die Tiefe und fand die harten, rauhen Kinnladen, die sein Bein festhielten. Mit einer Hand umklammerte er sie, fühlte die krummen Zähne unter seinen Fingern und setzte die Messerspitze an das ledrige Augenlid. Dann stieß er zu. Unter seinen Händen zuckte der Kopf, als das Krokodil sich verkrampfte und fester zubiß. Ein stechender, brennender Schmerz fuhr durch sein Bein senkrecht bis in sein Herz. Aus Tiamaks Mund sprang ein neuer Schwall kostbarer Blasen. Er drückte gegen die Klinge, so hart er konnte. Seine Gedanken waren ein wirbelnder schwarzer Strudel von Gesichtern und sinnlosen Worten. Als er in tobender Qual den Griff verdrehte, lockerte das Krokodil die Kiefer. Mit der Kraft der Verzweiflung zerrte Tiamak am Oberkiefer und brachte ihn gerade so weit nach oben, daß er sein Bein herausziehen konnte, bevor die Zähne wieder aufeinanderschlugen. Das Wasser war wolkig von Blut. Unterhalb des Knies hatte Tiamak kein Gefühl mehr, darüber gab es nur noch den lodernden Schmerz seiner berstenden Lungen. Irgendwo unter ihm krümmte sich das Krokodil auf dem Flußgrund zu dunklen Knoten, schwamm in immer enger werdenden Kreisen. Tiamak versuchte sich nach oben zu krallen, der Sonne entgegen, an die er sich noch erinnerte, während er bereits spürte, wie der Funke in ihm erlosch. Durch viele Dunkelheiten schwamm er, bis er endlich ans Licht tauchte.

Am grauen Himmel leuchtete der Tagesstern. Unbewegt vom Wind stand das Kolbenrohr still am Rande des Wassers. Keuchend sog Tiamak soviel von der heißen Marschluft ein, wie ein ganzes Leben wert war, öffnete ihr seinen Körper von Kopf bis Fuß und wäre fast wieder untergegangen, als sie in seine Lungen hineinrauschte wie ein Fluß, der seinen Damm durchbricht und in ein ausgedörrtes Tal strömt. Lichter in allen Farben glänzten vor seinem Blick, bis ihm zumute war, als habe er eines der letz-

ten Geheimnisse des Seins entdeckt. Als er gleich darauf sein Boot wahrnahm, das ein Stück entfernt auf dem unruhigen Wasser tanzte, verflog dieses Gefühl von Offenbarung. Wieder kroch schwarze Übelkeit ihm das Rückgrat hinauf, die ihn schwächte und bis in seinen Schädel drang. Mühsam arbeitete er sich an das Boot heran, sonderbar schmerzfrei am Körper, als bestünde er nur aus dem Kopf, der oben auf dem Wasser trieb. Als er die Seite des Flachbootes erreicht hatte, klammerte er sich daran fest und holte tief Atem, während er alle Kraft zusammennahm. Aber es war allein sein Wille, der ihm half, sich hinaufzuziehen und in Sicherheit zu bringen. An der Ruderbank schürfte er sich die Wange auf, aber das kümmerte ihn nicht im geringsten. Dann endlich überwältigte ihn die Schwärze. Er hörte auf sich zu wehren und versank in ihrer Tiefe.

Als er aufwachte, war der Himmel rot wie Blut. Ein heißer Wind fegte über das Marschland. Der lodernde Himmel schien sich bis in seinen Kopf zu erstrecken, der glühte wie ein frisch gebrannter Tontopf, der soeben aus dem Ofen kommt. Mit Fingern, steif wie Holzstücke, wühlte Tiamak seinen zweiten Lendenschurz aus den Tiefen des Bootes und wand ihn eng um die rote Ruine seines Unterschenkels, ohne dabei über die blutigen Furchen, die das Bein vom Knie bis zur Ferse aufrissen, groß nachzugrübeln. Er konnte einfach nicht denken. Während er gegen das Vergessen ankämpfte, das schon nach ihm griff, fragte er sich eher beiläufig, ob er wohl je wieder gehen können würde. Dann schleppte er sich zum Bootsrand und zog an der Angelschnur, die noch immer über die Seite hing und in grüne Tiefen führte. Mit letzter Kraft gelang es ihm, den silbernen Fisch über das Heck zu hieven und das sich windende Tier neben sich in den flachen Bauch des Bootes gleiten zu lassen. Das Auge des Fisches stand offen, ebenso sein Maul, als wollte er dem Tod eine Frage stellen.

Tiamak rollte sich auf den Rücken und starrte nach oben in den violetten Himmel. Plötzlich gab es ein lautes Krachen und Rumpeln. Über Tiamaks fieberheiße Haut sprühte ein Schwarm von Regentropfen. Er lächelte, als er von neuem ins Dunkel fiel.

Isgrimnur stand von seiner Bank auf und schritt hinüber zum Kamin. Er drehte sich um und wandte den Flammen sein Hinterteil zu. Er wollte bald zu Bett gehen, darum war es besser, noch so viel Wärme wie möglich aufzunehmen, bevor er in diese verdammte Zelle zurückkehrte, in der man sich den Arsch abfror.

Er lauschte auf die gedämpften Töne der Unterhaltungen, die den Auf-

enthaltsraum erfüllten, und staunte über die Vielfalt der unterschiedlichen Akzente und Sprachen. Die Sancellanische Ädonitis war eine eigene kleine Welt, mehr noch als der Hochhorst. Doch so abwechslungsreich auch die Gespräche des Abends gewesen waren, einer Lösung auch nur eines seiner Probleme war er keinen Zollbreit nähergekommen.

Den ganzen Vor- und Nachmittag hatte der Herzog die schier endlosen Hallen durchstreift, immer auf der Suche nach einem Paar verdächtiger Mönche oder irgendeinem Hinweis, der ihm weiterhelfen konnte. Aber seine Mühe war fruchtlos gewesen und hatte ihm lediglich ins Gedächtnis zurückgerufen, wie groß und mächtig die Mutter Kirche war. Sein Unvermögen herauszufinden, ob Miriamel nun hier war oder nicht, hatte ihn schließlich so erzürnt, daß er am Ende des Nachmittags einfach die Sancellanische Ädonitis verlassen hatte.

Sein Abendessen nahm er in einer Herberge auf halber Höhe des Sancellanischen Hügels ein und wanderte dann still durch die Halle der Quellen, etwas, das er seit vielen Jahren nicht mehr getan hatte. Zusammen mit Gutrun hatte er kurz vor ihrer Heirat die Quellen besucht, auf einer Hochzeitspilgerfahrt, wie sie in Isgrimnurs Familie Tradition war. Das glitzernde Spiel des Wassers und seine unaufhörliche Musik erfüllten Isgrimnur mit einer gewissen angenehmen Melancholie. So sehr er sich auch nach seiner Frau sehnte, so groß auch seine Sorge um sie war – zum erstenmal seit Wochen konnte er an sie denken, ohne von seinem Schmerz überwältigt zu werden. Sie *mußte* in Sicherheit sein und Isorn auch. Er wollte einfach daran glauben, denn was konnte er sonst schon tun? Der Rest der Familie, sein zweiter Sohn und die beiden Töchter, waren in den tüchtigen Händen des alten Thans Tonnrud in Skoggey. Manchmal, wenn alles ungewiß war, hatte man keine andere Möglichkeit, als auf Gottes Güte zu vertrauen. Nach seinem Spaziergang war Isgrimnur in den Sancellanischen Palast zurückgekehrt, ruhiger an Geist und bereit, seine Aufgabe von neuem in Angriff zu nehmen. Seine Bekannten vom Frühstück waren für eine Weile hereingekommen, aber früh gegangen; der alte Septes hatte erklärt, sie hielten auch hier ihre »ländlichen Zeiten« ein. Lange war der Herzog sitzengeblieben und hatte den Gesprächen anderer Männer zugehört, aber nichts erfahren.

Ein großer Teil des Klatsches, wenn auch sehr vorsichtig umschrieben, schien die Frage zu betreffen, ob Lektor Ranessin die Nachfolge von Benigaris auf den herzoglichen Thron von Nabban als rechtmäßig anerkennen würde. Nicht daß irgendein Einwand des Lektors Benigaris' Hinterteil tat-

sächlich noch vom Thron heben könnte; aber zwischen dem benidrivinischen Herrscherhaus und der Mutter Kirche bestand seit langer Zeit ein sehr empfindliches Gleichgewicht, was die Regierung von Nabban betraf. Viele machten sich deshalb Sorgen, der Lektor könne etwas Unüberlegtes tun, etwa Benigaris wegen der Gerüchte, der neue Herzog habe an seinem Vater Verrat geübt oder ihn in der Schlacht von Naglimund nicht so verteidigt, wie es seine Pflicht gewesen wäre, anprangern; allerdings beeilten sich die meisten der Nabbanai-Priester, die im Sancellanischen Palast großgeworden waren, ihren ausländischen Brüdern zu versichern, Ranessin sei ein ehrenwerter und politisch denkender Mann. Der Lektor, versprachen sie, werde gewiß das Rechte tun.

Herzog Isgrimnur schwenkte den Saum der Kutte, um einen kleinen Strom warmer Luft unter das Gewand zu locken. Wenn die Ehre und Diplomatie des Lektors nur die Probleme *aller* lösen könnten …

*Natürlich! Genau das! Verflucht sollen meine kurzsichtigen Augen sein, daß ich es nicht gleich erkannt habe!* Isgrimnur klatschte sich mit der breiten Hand auf den Schenkel und gab ein saftiges Gelächter von sich. *Ich werde mit dem Lektor reden. Was immer er selbst dazu meint, er wird mein Geheimnis bewahren. Und Miriamels Geheimnis bestimmt auch. Wenn einer die Macht hat, sie hier aufzuspüren, ohne daß es Aufsehen gibt, dann ist es Seine Heiligkeit.*

Nachdem ihm diese Lösung eingefallen war, ging es dem Herzog gleich viel besser. Er drehte sich um, rieb sich noch ein paarmal vor den Flammen die Hände und schritt dann über den polierten Holzfußboden des Aufenthaltsraums zur Tür.

Eine kleine Ansammlung von Menschen an einer der gewölbten Türöffnungen erregte seine Aufmerksamkeit. Mehrere Mönche standen im offenen Rahmen, andere draußen auf dem Balkon. An ihnen vorbei floß kalte Luft ins Innere. Mehrere andere Benutzer des Aufenthaltsraums protestierten bereits oder hatten es aufgegeben und waren näher ans Feuer gerückt. Isgrimnur kam näher und spähte, die Hände in den weiten Ärmeln verborgen, über die Schulter des hintersten Mönches.

»Was gibt es denn?« fragte er. Unten auf dem Hof konnte er ein paar Dutzend sich drängender Männer sehen, die Hälfte davon zu Pferde. Nichts daran schien ungewöhnlich; die Gestalten bewegten sich gelassen und ohne Eile. Die Männer zu Fuß sahen nach Sancellanischen Wachen aus, die Neuankömmlinge begrüßten.

»Es ist der Ratgeber des Hochkönigs«, erklärte der vor Isgrimnur ste-

hende Mönch. »Ein gewisser Pryrates. Hat früher mal hier gearbeitet, in der Sancellanischen Ädonitis, meine ich. Soll mächtig schlau sein.«

Isgrimnur biß die Zähne zusammen, um einen Aufschrei der Wut und Überraschung zu ersticken. Er fühlte eine heiße Welle von Zorn in sich aufsteigen und stellte sich auf die Zehen, um besser zu sehen. Tatsächlich, es war der winzige Schädel des Priesters, der da auf seinem scharlachroten Mantel auf und ab hüpfte, dessen Stoff im Fackelschein des Torhofs orangefarben leuchtete. Der Herzog erwischte sich bei der Überlegung, wie er wohl nahe genug herankommen könnte, um dem verräterischen Schleicher ein Messer in den Wanst zu rammen. *Ach, süßer Gott, welche Befriedigung!*

*Aber was würde es nützen, Dummkopf, abgesehen von der anerkannten Wohltat, Pryrates von dieser Erde zu entfernen? Es würde dich nicht zu Miriamel führen, und du würdest es nie schaffen, nach der Tat hier wegzukommen, um weiter nach ihr zu suchen. Ganz zu schweigen von dem, was los sein wird, wenn Pryrates nicht stirbt, und vielleicht ist er ja von einem magischen Schild umgeben.*

Nein, es ging nicht. Aber wenn es ihm gelang, zum Lektor vorzudringen, würde er Ranessin einiges über diesen Teufelsbastard von rotem Priester und seinen höllischen Ratschlägen an den Hochkönig erzählen. Aber warum war Pryrates überhaupt hier?

Isgrimnur trottete davon und zu Bett, den Kopf voll von Wunschträumen im Zusammenhang mit schwerer Körperverletzung.

Zwanzig Ellen tiefer blickte Pryrates plötzlich zum Balkon des Aufenthaltsraums auf, als hätte dort jemand seinen Namen gerufen. Die schwarzen Augen funkelten glitzernd und eindringlich, und der bleiche Kopf schimmerte wie ein im Schatten des Torhofs wuchernder Giftpilz. Die Zuschauer im Aufenthaltsraum, durch Entfernung und Dunkelheit von ihm getrennt, konnten das Lächeln nicht sehen, das über seine hageren Züge huschte. Aber sie spürten den plötzlichen, eisigen Luftzug, der durch die Sancellanische Ädonitis blies und die Mäntel der Wachen blähte. Die Mönche auf dem Balkon überlief eine Gänsehaut. Hastig zogen sie sich nach innen zurück und schlugen die Tür hinter sich zu, bevor sie ans Feuer zurückeilten.

# XII

# Vogelflug

Simon und seine Gefährten ließen Binabiks Stamm hinter sich zurück und ritten am Fuß der Trollfjälle entlang nach Südosten. Sie hielten sich eng am Saum der Vorberge, wie ein ängstliches Kind, das sich fürchtet, in tieferes Wasser hineinzuwaten. Zu ihrer Rechten dehnte sich die weiße Leere der Öde bis fern zum Horizont.

Mitten am grauen Nachmittag, als sie gerade ihre Pferde über eine schmale Reihe von Steinen führten, unsicherer Übergang über eines der Flüßchen, die in den Blauschlammsee mündeten, flog plötzlich ein keilförmiger Zug Kraniche über sie hin, schnatternd und kreischend, als wollten sie den Himmel zum Scheppern bringen. Mit vorgestreckten Schwingen schwenkten die Vögel über den Köpfen der Reiter um, beschrieben in einer einzigen, gemeinsamen Bewegung eine Kurve und setzten ihren Flug in Richtung Süden fort.

»Drei Monate noch, bevor sie diese Reise antreten sollten«, erklärte Binabik trübe. »Falsch ist es, ganz falsch. Frühling und Sommer sind zurückgedrängt worden wie ein geschlagenes Heer.«

»Es kommt mir nicht viel kälter vor als damals auf dem Weg zum Urmsheim«, bemerkte Simon und hielt Heimfinderins Zügel fest.

»Das war im späten Frühling«, brummte Sludig, der auf den vom Wasser glitschigen Steinen mühsam Halt suchte. »Jetzt haben wir Mittsommer.«

Simon dachte darüber nach. »Oh«, sagte er.

Am anderen Ufer des Flüßchens rasteten sie und teilten etwas von dem Proviant, den Binabiks Stammesgenossen ihnen mitgegeben hatten. Die Sonne war grau und fern. Simon fragte sich, wo er wohl im nächsten Sommer sein würde – vorausgesetzt, daß es einen nächsten Sommer gab.

»Kann der Sturmkönig machen, daß immer Winter ist?« fragte er.

Binabik zuckte die Achseln. »Das liegt nicht in meinem Wissen. In die-

sem Yuven- und Tiyagar-Monat jedenfalls hat er es sehr gut gekonnt. Wir wollen nicht daran denken, Simon. Es wird unsere Aufgabe keineswegs erleichtern, wenn wir uns auch noch Sorgen über solche Dinge machen. Entweder wird der Herr der Stürme triumphieren, oder er wird es nicht tun. Mit dem, was in unserer Macht steht, können wir nichts daran ändern.«

Simon schwang sich ungeschickt in den Sattel. Er beneidete Sludig um seine Gewandtheit. »Ich rede nicht davon, daß wir ihn daran hindern sollen«, meinte er gereizt. »Ich wüßte nur gern, was er vorhat.«

»Wenn ich das wissen könnte«, seufzte Binabik, »dann würde ich mich nicht länger selbst verfluchen, weil ich meinem guten Meister so ein unfähiger Schüler bin.« Er pfiff nach Qantaqa.

Nachmittags machten sie halt, solange es noch hell war, um Feuerholz zu sammeln und Sludig Zeit zu geben, mit Simons Unterricht zu beginnen. Der Rimmersmann fand einen langen Ast unter dem Schnee und brach ihn in zwei Hälften. Dann umwickelte er das eine Ende jeder Hälfte mit Stoffstreifen, damit es sich besser festhalten ließ.

»Können wir keine richtigen Schwerter nehmen?« fragte Simon. »Ich kämpfe doch auch sonst nicht mit Holz.«

Sludig hob skeptisch die Brauen. »So? Du möchtest lieber auf nassem Boden ausrutschen und hinfallen, während du mit einer scharfen Klinge gegen einen ausgebildeten Fechter kämpfst? Vielleicht mit dem schwarzen Schwert hier, das du die meiste Zeit nicht einmal heben kannst?« Er nickte zu *Dorn* hinüber. »Ich weiß, daß es kalt und öde auf dieser Reise ist, Simon, aber hast du es wirklich so eilig mit dem Sterben?«

Simon warf ihm einen harten Blick zu. »So ungeschickt bin ich gar nicht. Das hast du mir selber gesagt. Außerdem habe ich ein paar Sachen von Haestan gelernt.«

»In nur zwei Wochen?« Sludigs Miene erheiterte sich. »Du bist mutig, Simon, und hast bisher viel Glück gehabt – eine Eigenschaft, die man nicht übersehen sollte –, aber was ich vorhabe, ist, dich zu einem besseren Kämpfer zu machen. Dein nächster Gegner ist vielleicht kein halbtierischer *Hune*, sondern ein gepanzerter Krieger. Darum nimm jetzt dein neues Schwert und triff mich.«

Er trat mit dem Fuß den Ast nach Simon und hob seine eigene Waffe vom Boden auf. Simon hielt den Ast vor sich und begann seinen Feind langsam zu umkreisen. Der Rimmersmann hatte recht, die verschneite Erde war heimtückisch. Bevor Simon auch nur einmal nach seinem Lehrmeister ausholen konnte, rutschten ihm die Füße weg, und er landete krachend auf

seinem Allerwertesten. Mit grimmigem Gesicht blieb er sitzen.

»Das braucht dir nicht peinlich zu sein«, ermunterte ihn Sludig, machte einen Schritt vorwärts und setzte Simon das Ende seines Knüppels auf die Brust. »Wenn du hinfällst – und in der Schlacht kann jeder stolpern und fallen –, dann achte darauf, die Klinge nach oben zu halten, sonst lebst du vielleicht nicht lange genug zum Weiterkämpfen.«

Simon, dem dieser Rat einleuchtete, brummte etwas und schob den Ast des Rimmersmanns mit der Hand zur Seite, bevor er sich auf die Knie aufrichtete. Dann stand er wieder auf und zog erneut seine Kreise, langsam wie ein Krebs.

»Warum tust du das?« fragte Sludig. »Warum schlägst du nicht einfach auf mich ein?«

»Weil du schneller bist als ich.«

»Gut. Du hast recht.« Bei diesen Worten sauste Sludigs Knüppel vor und traf Simon mit schmerzhaftem Hieb unter den Rippen. »Aber du mußt immer das Gleichgewicht halten. Ich habe dich getroffen, während du einen Fuß über den andern gesetzt hattest.« Er versuchte einen zweiten Schlag, aber diesmal schaffte es Simon, den Körper zur Seite zu biegen und seinerseits einen Hieb zu führen, den Sludig allerdings nach unten ableitete.

»Du lernst es, Krieger Simon!« rief Binabik. Er saß neben dem kleinen Feuer, kraulte Qantaqa am Hals und beobachtete das Spiel der Knüppel. Es war schwer zu sagen, ob es am Kraulen oder am Anblick des verdroschenen Simon lag, aber die Wölfin schien sich köstlich zu amüsieren; ihr buschiger Schweif zuckte vor Vergnügen.

Etwa eine Stunde arbeiteten Simon und der Rimmersmann sich so aus. Simon konnte nicht einen Hieb landen, mußte aber dafür eine Menge einstecken. Als er endlich auf einem flachen Stein am Feuerkreis zusammensackte, um wieder zu Atem zu kommen, war er für einen Schluck Kangkang aus Binabiks Schlauch mehr als empfänglich. Er nahm sogar gern einen zweiten Schluck und hätte auch einen dritten nicht verschmäht, wenn Binabik ihm den Schlauch nicht weggenommen hätte.

»Keine Freundlichkeit würde ich dir erweisen, Simon, wenn ich dich betrunken werden ließe«, meinte der Troll mit fester Stimme.

»Es ist ja nur, weil mir die Rippen so weh tun.«

»Du hast Jugend und wirst schnell heilen«, erwiderter Binabik. »Ich bin in gewisser Weise voller Verantwortung für dein Wohlergehen.«

Simon schnitt ein Gesicht, verzichtete aber auf Widerworte. Eigentlich

war es schön, daß sich jemand um ihn kümmerte, auch wenn er mit der Form, in der das geschah, nicht völlig zufrieden war.

Zwei weitere, kalte Tagesritte entlang dem Saum der Trollfjälle, dazu noch zwei Abende mit etwas, das der Empfänger der Unterweisungen bei sich als »Küchenjungen-Keile« zu bezeichnen begann – beides trug nicht viel dazu bei, Simons Weltbild heiterer zu machen. Immer wieder, wenn er während seiner Übungsstunde auf dem nassen Boden saß und ein neuer Körperteil sich schmerzhaft in den Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit drängte, erwog er, Sludig mitzuteilen, er wolle aufhören. Aber die Erinnerung an Haestans blasses Gesicht unter dem Leichentuch zwang ihn immer wieder auf die Füße. Der Wachsoldat hatte gewollt, daß Simon diese Dinge lernte, damit er sich selbst verteidigen und andere beschützen konnte. Haestan hatte seine Gefühle dabei nie recht ausdrücken können – der Erkynländer war kein Mann leichtfertigen Geschwätzes –, aber er hatte oft erwähnt, daß er es nicht recht fände, »wenn Starke auf die Schwachen einhacken«.

Simon mußte an Fengbald denken, Elias' Verbündeten. Der war mit einem Trupp Gepanzerter in seine eigene Grafschaft eingefallen, hatte einen ganzen Bezirk niedergebrannt und alles abgeschlachtet, was ihm in den Weg kam, nur weil die Gilde der Weber sich seinem Willen widersetzt hatte. Simon wurde ein wenig übel, als ihm einfiel, wie er Fengbald und seine schöne Rüstung bewundert hatte. Unterdrücker von Schwächeren, das war die einzig richtige Bezeichnung für den Grafen von Falshire und seinesgleichen – auch für Pryrates, obwohl der rote Priester ein Unterdrükker von wesentlich feinfühligerer und weit entsetzlicherer Art war. Simon spürte, daß Pryrates weniger Freude an der Macht hatte, seine Gegner vernichten zu können, als Graf Fengbald und dessen Kumpane; vielmehr benutzte der Priester seine Stärke mit einer gewissen gedankenlosen Grausamkeit und duldete kein Hindernis zwischen sich selbst und seinen unbekannten Zielen. Aber wie immer es damit auch stehen mochte, es blieb trotzdem eine Form der Unterdrückung.

Mehr als einmal genügte die Erinnerung an den haarlosen Priester, um Simon aufspringen und wieder wild drauflosschlagen zu lassen. Sludig, konzentriert und mit schmalen Augen, wich dann zurück, bis er Simons Wut in Bahnen lenken konnte, die dafür sorgten, daß der junge Mann wieder in seinen Unterricht zurückfand. Der Gedanke an Pryrates rief Simon ins Gedächtnis zurück, warum er kämpfen lernen mußte. Nicht, daß Schwertkunst ihm gegen den Alchimisten helfen konnte, aber vielleicht

konnte sie ihn so lange am Leben halten, daß er noch einmal an Pryrates herankam. Der Priester hatte viele Untaten auf dem Gewissen, aber Doktor Morgenes' Tod und seine eigene Verbannung aus der Heimat waren Grund genug für Simon, Pryrates' Gesicht immer vor Augen zu haben, sogar wenn er im Schnee der Weißen Öde mit Sludig die Stäbe kreuzte.

Am vierten Tag nach ihrem Aufbruch vom Blauschlammsee erwachte Simon schon bald nach dem Morgengrauen bibbernd unter dem armseligen Schutzdach aus zusammengebundenen Ästen, unter dem die vier die Nacht verbracht hatten. Qantaqa, die quer über seinen Beinen gelegen hatte, war zu Binabik nach draußen gegangen. Der Verlust ihrer pelzigen Wärme reichte aus, Simon in das kristallklare Morgenlicht hinauszutreiben. Mit klappernden Zähnen streifte er sich die Fichtennadeln aus dem Haar.

Sludig war nirgends zu sehen, aber Binabik saß auf einem verschneiten Stein bei den Resten ihres Feuers vom Vorabend und starrte in den östlichen Himmel, als denke er über die senkrechte Einstrahlung der Sonne nach. Simon drehte sich um und folgte seinem Blick, konnte jedoch nur erkennen, daß das fahle Gestirn langsam die letzten Gipfel der Trollfjälle hinaufkletterte.

Qantaqa, die auf den Füßen des Trolls lag, hob kurz den Kopf, als Simon durch den Schnee knirschte, und legte dann die zottige Schnauze wieder auf die Pfoten.

»Binabik? Geht es dir gut?« erkundigte sich Simon.

Einen Augenblick schien der Troll ihn gar nicht wahrzunehmen. Dann wandte er sich zu ihm, und ein kleines Lächeln kräuselte sein Gesicht. »Einen guten Morgen, Simon-Freund«, antwortete er. »Ich fühle mich gänzlich gut.«

»Oh. Ich dachte nur … du hast so gestarrt…«

»Schau.« Binabik streckte einen kurzen Finger aus dem Jackenärmel und deutete nach Osten. Simon legte die Hand über die Augen und sah nochmals in die Richtung. »Ich kann nichts erkennen.«

»Genauer solltest du schauen. Blick auf den letzten Gipfel, der ganz zu deiner Rechten steht. Dort.« Er zeigte auf einen vereisten Hang, den die dahinterstehende Sonne in Schatten getaucht hatte.

Simon, der nicht eingestehen wollte, daß er nichts feststellen konnte, strengte seine Augen an. Gerade, als er verzweifelt aufgeben wollte, entdeckte er tatsächlich etwas: dunkle Striche, die unter der glasigen Bergflanke dahinliefen wie Einschlüsse im Inneren eines Edelsteins. Mit zusammengekniffenen Augen versuchte er Einzelheiten auszumachen.

»Meinst du die Schatten?« fragte er endlich. Binabik nickte mit verzückter Miene. »Na und?« fragte Simon. »Bedeuten sie etwas?«

»Mehr als Schatten«, entgegnete Binabik ruhig. »Was du dort erblickst, sind die Türme des verlorenen Tumet'ai.«

»Türme innen im Berg? Und. was ist Tumet'ai?«

Binabik runzelte spöttisch die Stirn. »Simon. Mehrere Male hast du schon diesen Namen gehört. Was hat nur Doktor Morgenes für Schüler angenommen! Erinnerst du dich nicht, wie ich mit Jiriki über das *Ua'kiza Tumet'ai nei'R'i'anis* sprach?«

»Doch, irgendwie schon«, antwortete Simon unbehaglich. »Was ist es?«

»Das Lied vom Untergang der Stadt Tumet'ai, einer der großen Neun Städte der Sithi. Das Lied erzählt davon, wie die Stadt verlassen wurde. Die Schatten, die du da siehst, sind ihre Türme, gefangen in vielen tausend Jahren aus Eis.«

»Wirklich?« Simon schaute zu den dunklen, senkrechten Schatten hinüber, die unter dem milchigen Eis herunterliefen wie Flecken. »Warum verließen die Sithi ihre Stadt?« fragte er.

Binabik strich mit der Hand über Qantaqas Rückenfell. »Eine Anzahl von Gründen gibt es, Simon. Wenn du willst, erzähle ich dir nachher einen Teil der Geschichte, wenn wir weiterreiten. Es wird uns die Zeit vertreiben helfen.«

»Warum haben sie aber auch ihre Stadt auf einem Eisberg gebaut?« fragte Simon. »Das kommt mir unsinnig vor.«

Binabik sah griesgrämig zu ihm auf. »Simon, du sprichst mit jemandem, der in den Bergen aufgewachsen ist, wie du dich zweifellos erinnern wirst. Ein Teil der Männlichkeit, denke ich, besteht darin, daß man seine Worte abwägt, bevor man den Mund aufmacht.«

»Tut mir leid.« Simon versuchte ein schalkhaftes Grinsen zu unterdrükken. »Ich wußte nicht, daß Trolle wirklich gern dort leben, wo sie wohnen.«

»Simon«, erklärte Binabik streng, »ich würde es gut finden, wenn du jetzt die Pferde holen wolltest.«

»So, Binabik«, fing Simon endlich an, »was also sind die Neun Städte?« Sie waren bereits eine Stunde geritten, hatten sich jetzt vom Fuß des Gebirges abgewandt und waren in das ungeheure weiße Meer der Öde eingetaucht. Sie folgten den Spuren von etwas, das Binabik die *Alte Tumet'ai-*

*Straße* nannte, eines breiten Dammes, der einst die Stadt im Eis mit ihren Schwestern im Süden verbunden hatte. Von einer Straße war jetzt wenig mehr zu erkennen. Nur ein paar große Steine standen noch zu beiden Seiten des Pfades, und ab und zu fand sich unter der Schneedecke ein Stück Kopfsteinpflaster. Simon hatte seine Frage weniger deshalb gestellt, weil er unbedingt noch mehr Geschichte lernen wollte – sein Kopf war mit seltsamen Namen und fremden Orten bereits derart vollgestopft, daß kaum noch ein Gedanke hineinpaßte –, sondern weil die eintönige Gegend, das endlose Schneefeld, nur selten von einer einsamen Baumgruppe unterbrochen, in ihm die Sehnsucht nach einer Geschichte aufsteigen ließen.

Binabik, der ein Stückchen vorausgeritten war, flüsterte Qantaqa etwas zu. Die Wölfin stieß dampfende Atemwolken aus und blieb in ihrer breiten Fährte stehen, bis Simon aufgeholt hatte. Simons Stute scheute und brach aus. Während Qantaqa, ohne sie zu beachten, neben ihr herknirschte, klopfte Simon dem Pferd den Hals und sprach ihm leise, ermutigende Worte zu. Noch ein paar Schritte, bei denen es heftig den Kopf schwenkte, dann war das Tier so weit besänftigt, daß es weiterging und nur noch gelegentlich unruhig schnaubte. Die Wölfin ihrerseits kümmerte sich nicht um das Pferd. Sie hielt den Kopf gesenkt und schnüffelte im Schnee.

»Gut, Heimfinderin, gut.« Simon streichelte ihre Schulter und fühlte, wie sich die kräftigen Muskeln unter seinen Fingern bewegten. Er hatte ihr einen Namen gegeben, und nun gehorchte sie ihm. Stille Freude erfüllte ihn. Sie war sein Pferd.

Binabik lächelte über Simons stolze Miene. »Du erweist ihr Achtung. Das ist etwas Gutes«, erklärte er. »Zu oft geschieht es, daß Menschen glauben, wer ihnen dient, täte es, weil er ihnen unterlegen oder schwach ist.« Er lachte. »Wer so etwas denkt, sollte ein Tier wie Qantaqa reiten, die ihn fressen kann, wenn sie das möchte. Dann würden sie Bescheidenheit lernen.« Er kraulte den Fellkamm zwischen Qantaqas Schultern. Die Wölfin blieb einen Augenblick stehen, um die Aufmerksamkeit zu würdigen, und stapfte dann weiter durch den Schnee.

Sludig, der unmittelbar vor ihnen ritt, drehte sich um. »Ha! Du möchtest also nicht nur ein Kämpfer sein, sondern auch ein Reiter? Unser Freund Schneelocke ist in der Tat der kühnste Küchenjunge der Welt.«

Simon, peinlich berührt, machte ein finsteres Gesicht und fühlte, wie sich die Haut an seiner Wangennarbe zusammenzog. »Das ist nicht mein Name.«

Sludig lachte über seine Verlegenheit. »Und was gefällt dir daran nicht?

›Simon Schneelocke‹ ist ein echter Name und ehrenvoll errungen.«

»Wenn er dir mißbehagt, Simon«, meinte Binabik gutmütig, »werden wir dich anders nennen. Aber Sludig sagt die Wahrheit, dein Name wurde mit Ehren gewonnen. Jiriki aus dem höchsten Haus der Sithi war es, der ihn dir gab. Und die Sithi sehen klarer als die Sterblichen, zumindest in manchen Dingen. Wie ihre anderen Gaben soll man auch einen Namen nicht so leicht verschmähen. Erinnerst du dich, wie du den Weißen Pfeil über den Fluß hieltest?«

Und ob sich Simon erinnerte. Der Tag, an dem er in den strudelnden Aelfwent gefallen war, war trotz der vielen seltsamen Abenteuer, die er später noch erlebt hatte, in seinem Gedächtnis immer ein dunkler Punkt geblieben. Natürlich war es sein alberner Stolz gewesen – die andere Seite seiner Mondkalbnatur –, der ihn in die wirbelnde Tiefe geschleudert hatte. Er hatte Miriamel zeigen wollen, wie wenig Wert er selbst auf die Geschenke der Sithi legte. Beim bloßen Gedanken an soviel Dummheit wurde ihm übel. Was war er doch für ein Esel! Wie durfte er jemals hoffen, Miriamel könnte etwas für ihn übrig haben?

»Ich erinnere mich«, antwortete er nur, aber die Freude des Augenblicks war dahin. Jeder konnte auf einem Pferd sitzen, sogar ein Mondkalb. Warum mußte er sich auch so viel darauf einbilden, daß er eine längst kampferprobte Stute am Durchgehen gehindert hatte? »Du wolltest mir von den Neun Städten erzählen, Binabik«, sagte er traurig.

Der Troll hob die Brauen über Simons verzweifelten Unterton, verfolgte das Thema jedoch nicht weiter. Statt dessen ließ er Qantaqa anhalten.

»Dreht euch einen Augenblick um und schaut zurück«, forderte der Troll Simon und Sludig mit einer Handbewegung auf. Der Rimmersmann stieß einen Laut der Ungeduld aus, erfüllte jedoch Binabiks Wunsch.

Die Sonne hatte sich inzwischen aus der Umarmung des Berges gelöst. Ihre schrägen Strahlen loderten jetzt auf dem Antlitz des östlichsten Gipfels, bedeckten seine eisigen Wangen mit Feuer und warfen tiefe Schatten in die gefurchten Züge. Die gefangenen Türme, in der Dämmerung nur schwarze Striche, schienen in warmem, rötlichem Licht zu glühen, als rinne Blut durch die kalten Adern des Berges.

»Schaut es euch gut an«, mahnte Binabik. »Vielleicht wird keiner von uns diesen Anblick noch einmal erleben. Tumet'ai war ein Ort der höchsten Magie, so wie alle großen Städte der Sithi. Nie mehr wird etwas ans Licht treten, das ihnen gleicht.« Der Troll holte tief Atem und fing plötzlich und überraschend laut zu singen an.

»*T'seneí mezu y'eru,*
*Iku'do saju-rhá,*
*O do'ini he'huru.*
*Tumet'ai! Zi'inu asuná!*
*Shemisayu nun' ai temuy'á…*«

Binabiks Stimme klang weit hinaus in den windstillen Morgen und verhallte ohne antwortendes Echo. »Das ist der Anfang des Liedes von Tumet'ais Untergang«, verkündete er feierlich. »Ein sehr altes Lied, von dem ich nur wenige Verse kenne. Der, den ich gesungen habe, lautet:

Türme aus Scharlach und Silber,
Herold des Taggestirns,
in kalte Schatten bist du versunken.
Tumet'ai! Halle der Morgendämmerung!
Als erste beklagt und als letzte vergessen…«

Der Troll schüttelte den Kopf. »Es ist viel Schwierigkeit für mich, Werke von Sithikunst in richtige Worte zu bringen, vor allem in einer Zunge, die nicht die meines Geburtsortes ist. Ihr könnt mir vergeben, hoffe ich.« Er grinste unzufrieden. »Ohnehin wurzeln die meisten Sithilieder in Gedanken an Verlorenes und alten Erinnerungen – wie soll da ein Mann meiner kurzen Jahre ihre Worte zum Singen bringen?«

Simon starrte auf die fast unsichtbaren Türme, zerfließende Striche im Gefängnis des Eises.

»Wohin gingen die Sithi, die dort wohnten?« fragte er. Die klagenden Worte von Binabiks Lied wollten ihm nicht aus dem Sinn: *In kalte Schatten bist du versunken.* Er konnte fühlen, wie die kalten Schatten sein Herz umklammerten wie Hände aus Eis. *In kalte Schatten bist du versunken.* Dort, wo das Blut des Drachen ihn gezeichnet hatte, schmerzte sein Gesicht.

»Dort, wo die Sithi immer hingehen«, entgegnete der Troll. »Fort. An geringere Orte. Sie sterben oder wandern in die Schatten. Oder sie leben weiter und werden immer weniger.« Er unterbrach sich und suchte mit gesenktem Blick nach den richtigen Worten. »Sie haben vieles in die Welt gebracht, das schön war, Simon, und vieles Schöne in der Welt wurde von ihnen bewundert. Oft hat man gesagt, daß die Welt an Schönheit verloren

hat, weil die Sithi weniger geworden sind. Ich weiß nicht genug, um das bestätigen zu können.« Er vergrub die Hände in Qantaqas dickem Pelz und ließ sie kehrt machen und von den Bergen forttrotten. »Ich wollte nur, daß du diesen Ort nicht vergißt, Simon … aber sei nicht traurig. Noch immer gibt es viel Schönheit auf unserer Welt.«

Sludig schlug das Zeichen des *Baumes* über Brust und Mantel. »Ich kann nicht behaupten, daß ich deine Vorliebe für solche verzauberten Plätze teile, Troll.« Er riß an den Zügeln und trieb sein Pferd an. »Unser guter Herr Usires ist zu uns gekommen, um uns vom Heidentum zu befreien. Es ist kein Zufall, daß die heidnischen Dämonen, die unsere Welt bedrohen, Vettern jener Sithi sind, um die du trauerst.«

Simon war plötzlich wütend. »Unsinn, Sludig. Was ist mit Jiriki? Ist er ein Dämon?«

Der Rimmersmann drehte sich nach ihm um. In seinem blonden Bart blitzte ein trauriges Lächeln auf. »Nein, Jüngling, aber er ist auch kein magischer Spielgefährte und Beschützer, wie du offenbar glaubst. Jiriki ist älter und unergründlicher, als wir alle wissen können. Wie viele solche Wesen ist er auch gefährlicher, als Sterbliche zu begreifen vermögen. Jiriki hat ehrlich an uns gehandelt, aber sein Volk und unsere Völker können niemals zusammenleben. Wir sind zu verschieden.«

Simon verschluckte eine aufgebrachte Antwort und richtete den Blick auf den verschneiten Pfad vor ihnen. Manchmal mochte er Sludig überhaupt nicht.

Eine Weile ritten sie schweigend weiter, nur unterbrochen vom prustenden Atem und vom Hufschlag ihrer Pferde. Dann begann Binabik von neuem.

»Glück von großer Seltenheit hast du gehabt, Simon«, meinte er.

»Weil die Dämonen hinter mir her sind, meinst du?« knurrte Simon. »Oder weil ich zusehen darf, wie meine Freunde umgebracht werden?«

»Bitte.« Der Troll hob besänftigend die kleine Hand. »Ich meine nicht solche Glücklichkeit. Gewiß, einen schrecklichen Weg sind wir gegangen. Nein, was ich sagen wollte, ist, daß du drei der großen Neun Städte gesehen hast. Wenige Sterbliche, wenn es sie überhaupt gibt, können das mit Wahrheitsgetreulichkeit behaupten.«

»Welche drei?«

»Tumet'ai, von dem du gerade alles erblickt hast, was man noch sehen kann, nachdem das Eis es begraben hat.« Der Troll spreizte die Finger und zählte. »Da'ai Chikiza im Wald von Aldheorte, wo ich meinen unglückli-

chen Pfeilschuß davontrug. Und Asu'a selbst, dessen Gebeine die Grundfesten des Hochhorstes bilden, wo du deine Geburt erlebtest.«

»Die Sithi haben dort den Grünengelturm erbaut, und er steht immer noch«, sagte Simon und dachte an die blassen, fließenden Linien des Turms, der sich in den Himmel streckte wie ein weißer Zeigefinger. »Ich bin viel darin herumgeklettert.« Er überlegte einen Augenblick. »War dieser andere Ort … wie hieß er … Enki … Enki…«

»Enki-e-Shao'saye?« half Binabik.

»Ja. War Enki-e-Shao'saye auch eine der großen Städte?«

»In der Tat. Und vielleicht sehen wir eines Tages auch noch seine Ruinen, sofern es sie gibt; denn es liegt nahe der Stelle, an der wir den Stein des Abschieds finden sollen.« Er bückte sich, als Qantaqa mit einem Satz eine kleine Bodenerhebung übersprang.

»Ich habe es schon gesehen«, sagte Simon. »Jiriki hat es mir in seinem Spiegel gezeigt. Es war wunderschön, ganz grün und golden. Er nannte es die Sommerstadt.«

Binabik lächelte. »Dann sind es schon vier. Selbst von den Weisesten können das nach einem ganzen langen Leben wenige von sich sagen.«

Simon dachte darüber nach. Wer hätte je vermutet, daß sich Morgenes' Geschichtsunterricht als so wichtig erweisen würde? Alte Städte und alte Geschichten waren jetzt ein Teil seines Lebens geworden. Seltsam, wie die Zukunft untrennbar mit der Vergangenheit verknüpft zu sein schien, so daß beide sich um die Gegenwart drehten wie in einem riesigen Rad …

*Das Rad. Der Schatten des Rades…*

Vor ihm stieg ein Traumbild auf, ein riesiger schwarzer Kreis, der unerbittlich nach unten rollte, ein gigantisches Rad, das alles vor sich her trieb. Auf irgendeine Art erzwang sich die Vergangenheit ihren Weg mitten in diesen Augenblick der Gegenwart und warf einen langen Schatten auf das, was sein würde …

Da war etwas in seinem Kopf, gerade außerhalb seiner Reichweite, irgendeine verhüllte Gestalt, die er spürte, aber nicht erkennen konnte … Es hing mit seinen Träumen zusammen, mit Vergangenheit und Zukunft…

»Ich sollte noch mehr darüber wissen, Binabik«, meinte er endlich. »Aber es gibt so vieles, das ich begreifen muß. Ich kann gar nicht alles behalten. Wie hießen die anderen Städte?« Eine Bewegung über ihnen am Himmel lenkte ihn ab, eine Wolke verstreuter, dunkler Gestalten, die dahinflatterten wie vom Wind verwehte Blätter. Er kniff die Augen zusam-

men, sah dann aber, daß es nur ein aufsteigender Vogelschwarm war.

»Über die Vergangenheit Bescheid zu wissen, ist stets etwas Gutes, Simon«, erwiderte der kleine Mann. »Aber es ist die Entscheidung, was davon wichtig ist und was nicht, die den weisen Mann ausmacht. Und wiewohl ich fürchte, daß die Namen der Neun Städte uns wenig nützen werden, ist es doch gut, sie zu kennen. Einst wußte jedes Kind in der Wiege, wie sie hießen.

*Asu'a, Da'ai Chikiza, Enki-e-Shao'saye* und *Tumet'ai* kennst du schon. *Jhiná T'seneí* liegt ertrunken unter den südlichen Meeren. Auf der Insel Warinsten, Geburtsheimat eures Königs Johan Presbyter, sollen die Ruinen von *Kementari* stehen, doch niemand, glaube ich, hat sie seit Jahr und Tag gesehen. Ebenfalls lange nicht erblickt wurden *Mezutu'a* und *Hikehikayo*, beide in den nordwestlichen Bergen von Osten Ard verschollen. Die letzte heißt *Nakkiga*, und wenn ich richtig denke, hast du auch sie schon gesehen – zumindest in gewisser Weise…«

»Was meinst du damit?«

»Nakkiga war die Stadt, die die Nornen einst im Schatten von Sturmspitze erbauten, bevor sie sich in den großen Eisberg selbst zurückzogen. Als du mit Geloë und mir über die Straße der Träume wandertest, bist du dort gewesen, aber gewiß hast du die bröckelnden Reste der Stadt über der Unermeßlichkeit des Berges übersehen. Aber so hast du, könnte man sagen, auch Nakkiga besucht.«

Simon schauderte und erinnerte sich an seine Vision der endlos eisigen Hallen im Innern der Sturmspitze, an die geisterfahlen Gesichter und brennenden Augen, die in den Tiefen des Berges geglüht hatten. »Und näher möchte ich dieser Stadt auch niemals kommen«, sagte er. Mit schmalen Augen spähte er zum Himmel. Noch immer kreisten über ihnen träge die Vögel. »Sind das Raben?« fragte er Binabik und deutete nach oben. »Sie fliegen schon eine ganze Weile ständig über unseren Köpfen.«

Der Troll sah auf. »Raben, ja, und recht große sogar.« Er grinste boshaft. »Vielleicht warten sie darauf, daß wir ganz und gar tot umfallen und ihnen so bei der Nahrungssuche behilflich sind. Schade ist es, sie zu enttäuschen, oder?«

Simon brummte: »Vielleicht wissen sie, daß ich kurz vor dem Verhungern bin – daß ich nicht mehr lange durchhalte.«

Binabik nickte ernsthaft. »Wie gedankenlos ich doch bin. Natürlich, Simon, ist es wahr, daß du seit dem Frühstück keinen Bissen mehr zu dir genommen hast, und – bei Chukkus Eiern! Du armer Kerl! Das liegt ja

schon eine ganze Stunde zurück! Du mußt dich in Eile dem furchtbaren Moment deiner Beendigung nähern.« Nach dieser hämischen Bemerkung begann er jedoch in seinem Rucksack zu wühlen, wobei er sich mit der anderen Hand an Qantaqas Rücken festhielt. »Vielleicht entdecke ich ein Stückchen Trockenfisch für dich.«

»Vielen Dank.« Simon gab sich Mühe, Begeisterung zu zeigen – schließlich war alles Eßbare besser als gar nichts.

Während Binabik seine umständliche Suche fortsetzte, schaute Simon wieder nach dem Himmel. Über ihnen schwebte noch immer lautlos der schwarze Vogelschwarm, unter den düsteren Wolken vom Wind zerfetzt wie alte Lumpen.

Der Rabe stolzierte mit gegen die kalte Luft aufgeplustertem Gefieder auf dem Fensterbrett hin und her. Andere derselben Art, von den Abfällen des Galgens fett und frech geworden, krähten heiser in den entlaubten Zweigen vor dem Fenster. Aus dem stillen, verlassenen Hof drangen keine anderen Geräusche hier hinauf.

Auch während er sich die glänzendschwarzen Federn putzte, hielt der Rabe die hellen, gelben Augen offen; als der Pokal auf ihn zusauste wie ein von der Schleuder geschnellter Stein, blieb ihm reichlich Zeit, sich mit harschem Schrei vom Fensterbrett fallen zu lassen und mit ausgebreiteten Schwingen aufzuflattern, hinüber zu seinen Vettern in den Baumwipfeln. Der zerbeulte Pokal rollte in einem schiefen Kreis über den Steinboden und kam dann taumelnd zum Stehen. Von dem dunklen Gebräu, das unter dem Fensterbrett herausgespritzt war, stieg ein dünner Dampffaden auf.

»Ich hasse ihre Augen«, erklärte König Elias und griff nach einem frischen Pokal, den er nunmehr zu seinem richtigen und vorgesehenen Zweck benutzte. »Diese verdammten gelben Spitzelaugen.« Er wischte sich die Lippen. »Ich glaube, sie spionieren mir nach.«

»Spionieren, Majestät?« meinte Guthwulf langsam. Er hatte keine Lust, Elias in einen seiner tobenden Wutanfälle zu versetzen. »Warum sollten Vögel spionieren?«

Der Hochkönig durchbohrte ihn mit grünem Blick. Ein Grinsen zerriß sein bleiches Gesicht. »Ach, Guthwulf, du bist so unschuldig, so engelrein!« Er lachte rauh in sich hinein. »Komm, rück deinen Stuhl näher. Es tut gut, sich wieder einmal mit einem ehrlichen Mann zu unterhalten.«

Der Graf von Utanyeat gehorchte seinem König und schob seinen Stuhl nach vorn, bis ihn weniger als eine Elle von der vergilbten Masse des Dra-

chenbeinthrons trennte. Er vermied es beharrlich, das Schwert anzusehen, das in seiner schwarzen Scheide an der Seite des Königs hing.

»Ich weiß nicht, was Ihr mit ›unschuldig‹ meint, Elias«, antwortete er und verfluchte innerlich die Steifheit, die er aus seiner eigenen Stimme heraushörte. »Gott weiß, daß wir beide zu unserer Zeit im Tempel der Sünde recht fleißig geopfert haben. Wenn Ihr jedoch meint, daß ich unschuldig jeden Verrates an meinem König und Freund bin, dann nehme ich das Wort mit Freuden an.« Er hoffte, daß er überzeugter klang, als ihm zumute war. Neuerdings bekam er beim bloßen Wort »Verrat« Herzflattern, und die faulenden Früchte, die in der Ferne am Galgen reiften, waren nur einer der Gründe dafür.

Elias schien Guthwulfs böse Ahnungen nicht zu bemerken. »Nein, alter Freund, nein. Ich meinte es freundlich.« Er nahm wieder einen Schluck von der dunklen Flüssigkeit. »Es gibt nur noch so wenige, denen ich vertrauen kann. Ich habe tausend und abertausend Feinde.« Die Züge des Königs verdüsterten sich, was seine Blässe und die Furchen der Müdigkeit und Anspannung nur noch unterstrich. »Du weißt, daß Pryrates nach Nabban gereist ist«, fuhr er nach einer Weile fort. »Du kannst offen sprechen.«

In Guthwulf blitzte ein jäher Hoffnungsfunken auf. »Verdächtigt Ihr Pryrates, ein Verräter zu sein, Herr?«

Der Funke wurde sofort erstickt.

»Nein, Guthwulf. Du mißverstehst mich. Ich wollte nur sagen, daß ich weiß, du fühlst dich in Gegenwart des Priesters nicht wohl. Das nimmt mich nicht wunder; auch ich habe früher seine Anwesenheit nicht als angenehm empfunden. Aber ich bin ein anderer Mensch geworden!« Der König lachte sonderbar und rief dann lauter: »Hängfisch! Bring mir mehr von dem Trank, und beeil dich, verdammter Kerl!«

Aus dem Nebenraum erschien der neue Mundschenk des Königs, in der Hand einen fast überschwappenden Krug. Guthwulf warf ihm einen mißfälligen Blick zu. Er war nicht nur fest überzeugt, daß der glotzäugige Bruder Hengfisk zu Pryrates' Spitzeln gehörte, sondern auch davon, daß mit dem Mann irgend etwas ernstlich nicht in Ordnung war. Das Gesicht des Mönchs schien für alle Zeiten zu einem idiotischen Grinsen erstarrt, als platze er innerlich vor Lachen über einen großartigen Witz, den er jedoch nicht verraten durfte. Der Graf von Utanyeat hatte ihn einmal im Korridor anzusprechen versucht, aber Hengfisk hatte ihn nur wortlos angestarrt und dabei so breit gegrinst, als würde sich sein Gesicht gleich in zwei Hälften teilen.

Jeden anderen Dienstboten als den Mundschenk des Königs hätte Guthwulf für soviel Unverschämtheit niedergeschlagen, aber heutzutage wußte niemand mehr, worüber sich Elias aufregen würde. Außerdem war der schwachsinnige Mönch äußerlich ungewöhnlich abstoßend; seine Haut wirkte fast roh, so als sei die oberste Schicht verbrannt gewesen und hätte sich dann abgeschält. Guthwulf hatte es nicht eilig, ihn anzufassen.

Als Hengfisk die dunkle Flüssigkeit in den königlichen Pokal goß, spritzten ihm ein paar rauchende Tropfen auf die Hand. Der Mundschenk zuckte nicht einmal zusammen. Gleich darauf trottete er wieder hinaus, das irre Grinsen noch immer auf dem Gesicht. Guthwulf unterdrückte ein Schaudern. Wahnsinn! Was war aus dem Königreich geworden?

Elias hatte die ganze Episode nicht beachtet. Sein Blick war auf etwas draußen vor dem Fenster gerichtet. »Pryrates hat … Geheimnisse«, bemerkte er endlich langsam, als überlege er sorgfältig jedes einzelne Wort.

Der Graf zwang sich zur Aufmerksamkeit.

»Allerdings nicht vor mir«, fuhr der König fort, »auch wenn er das vielleicht nicht weiß. Etwas, von dem er glaubt, ich wüßte es nicht, ist, daß mein Bruder Josua den Fall von Naglimund überlebt hat.«

Er hob die Hand, um Guthwulfs erstaunten Ausruf zum Schweigen zu bringen. »Und noch ein Geheimnis, das keines ist: Er will dich beseitigen.«

»Mich?« Guthwulf war vollständig überrascht. »Pryrates will mich töten?« Der Zorn, der in ihm aufstieg, hatte einen Kern von Furcht. Der König lächelte mit Lippen, die die Zähne freigaben wie das Grinsen eines in die Enge getriebenen Hundes. »Ich weiß nicht, ob er dich töten will, Wolf, aber er möchte dich aus dem Wege haben. Pryrates fürchtet, daß ich zuviel Vertrauen in dich setze, obwohl doch ihm meine ganze Aufmerksamkeit gebührt.« Er lachte, ein harsches Bellen.

»Aber … aber Elias…« Guthwulf wußte nicht, was er denken sollte. »Was werdet Ihr tun?«

»Ich?« Der Blick des Königs war entmutigend gelassen. »Ich werde gar nichts tun. Und du auch nicht!«

»Wie?«

Elias lehnte sich in seinem Thron zurück, so daß sein Gesicht vorübergehend im Schatten des großen Drachenschädels verschwand. »Natürlich darfst du dich schützen«, erklärte er vergnügt. »Ich meine nur, daß ich dir nicht erlauben kann, Pryrates umzubringen – sofern du das überhaupt fertig brächtest, wovon ich keineswegs überzeugt bin. Ganz offen, alter Freund, er ist mir im Augenblick wichtiger als du.«

Die Worte des Königs hingen in der Luft und hörten sich so verrückt und unwahrscheinlich an, daß Guthwulf zu träumen glaubte. Als jedoch Sekunden verrannen und der kalte Raum nicht vor seinen Augen verschwamm und sich in etwas anderes verwandelte, mußte er sich zwingen, dem König zu antworten.

»Ich verstehe Euch nicht.«

»Das solltest du auch nicht. Noch nicht.« Elias beugte sich vor. Seine Augen leuchteten hell wie brennende Lampen hinter dünnem, grünem Glas. »Aber eines Tages wirst du es tun, Guthwulf. Ich hoffe, du lebst lange genug. Zur Zeit aber kann ich nicht gestatten, daß du mit Pryrates aneinandergerätst. Wenn du darum lieber die Burg verlassen möchtest, dann habe ich Verständnis dafür. Du bist der einzige Freund, der mir geblieben ist. Ich lege Wert auf dein Leben.«

Der Graf von Utanyeat hätte über diese Feststellung am liebsten laut gelacht, aber das krankhafte Gefühl der Unwirklichkeit wollte nicht weichen. »Aber es ist Euch nicht so wichtig wie Pryrates?«

Die Hand des Königs schnellte vor wie eine zubeißende Schlange und packte Guthwulfs Ärmel. »Sei kein Narr!« zischte er. »Pryrates bedeutet mir nichts. Es sind die Dinge, bei denen er mir hilft, auf die es ankommt. Ich habe dir gesagt, daß uns große Ereignisse bevorstehen. Aber zuerst wird es eine Zeit der … Veränderungen geben.«

Guthwulf sah dem König ins fiebrige Gesicht und fühlte, wie etwas in ihm starb. »Ich habe ein paar von diesen Veränderungen gespürt, Elias«, versetzte er grimmig. »Und andere selbst gesehen.«

Sein alter Freund erwiderte den Blick und lächelte seltsam. »Ach ja. Du meinst die Burg. Ja, einige Veränderungen finden unmittelbar hier statt. Aber du begreifst noch immer nicht.«

Guthwulf hatte wenig Übung in Geduld. Mit Mühe unterdrückte er seinen Zorn. »Helft mir, damit ich es begreife. Sagt mir, was Ihr tut.«

Der König schüttelte den Kopf. »Es ist nicht möglich, dir alles verständlich zu machen. Jetzt nicht, nicht einfach so.« Wieder lehnte er sich nach hinten, und sein Gesicht verschwand im Schatten, so daß es beinahe aussah, als sei der gewaltige Kopf mit den Reißzähnen und schwarzen Augenhöhlen sein eigener. Ein langes Schweigen senkte sich über die beiden. Guthwulf lauschte dem eintönigen Krächzen der Raben im Hof.

»Komm her, alter Freund«, befahl Elias endlich, und seine Stimme war langsam und gemessen. Guthwulf schaute auf. Der König hatte sein doppelgriffiges Schwert ein Stück aus der Scheide gezogen. Das Metall glänz-

te dunkel, eine Mischung aus Schwarz und dem wimmelnden Grau eines uralten, gefleckten Reptilbauchs. Jäh verstummten die Raben. »Komm her«, wiederholte der König.

Der Graf von Utanyeat konnte den Blick nicht von dem Schwert losreißen. Der Rest des Raums wurde grau und unbestimmt; das Schwert schien, ohne daß Licht darauf fiel, von innen zu glühen, bis die Luft selbst schwer wurde wie Stein. »Wollt Ihr mich jetzt töten, Elias?« Guthwulf fühlte, wie auch seine Worte das Gewicht von Steinen bekamen. Nur mit Mühe brachte er sie heraus. »Wollt Ihr Pryrates die Arbeit abnehmen?«

»Berühre das Schwert, Guthwulf«, gebot Elias. Seine Augen schienen um so heller zu leuchten, je dunkler der Raum wurde. »Komm zu mir und berühre das Schwert. Dann wirst du begreifen.«

»Nein«, wehrte Guthwulf schwächlich ab und sah mit Grausen, wie sein Arm sich ausstreckte, als besitze er einen eigenen Willen. »Ich will das verfluchte Ding nicht anfassen…« Schon schwebte seine Hand über der abstoßenden, sacht schillernden Klinge.

»Das verfluchte Ding?« Elias lachte, und seine Stimme schien von weit her zu kommen. Er streckte den Arm aus und nahm die Hand seines Freundes, sanft wie ein Liebender. »Du hast ja keine Ahnung. Weißt du, wie sein Name ist?«

Guthwulf sah zu, wie seine Finger sich langsam an die zerkratzte Oberfläche des Schwertes preßten. Eine tödliche Kälte kroch ihm den Arm hinauf, unzählige Nadeln aus Eis zerstachen sein Fleisch. Dicht auf die Kälte folgte feurige Schwärze.

Elias' Stimme schien in der Ferne zu verhallen.

»*Jingizu* ist sein Name«, rief der König. »Sein Name ist *Leid*…«

*Und inmitten des schrecklichen Nebels, der sich um sein Herz legte, durch die Decke aus Frost, der seine Augen, seine Ohren und seinen Mund verhüllte und dann in sie eindrang, spürte Guthwulf den entsetzlichen Triumphgesang des Schwertes. Es summte durch seinen ganzen Körper, zuerst leise, dann immer lauter, eine furchtbare, mächtige Musik, die sich erst seinen eigenen Rhythmen anpaßte und sie dann verschlang, die seine schwachen und kunstlosen Töne erstickte, bis sie das ganze Lied seiner Seele in ihre düster triumphierende Melodie hineingesogen hatte.*

Leid *sang in ihm, füllte ihn ganz. Er hörte es mit seiner Stimme schreien, als ob er zu dem Schwert oder das Schwert auf irgendeine Weise zu Guthwulf geworden wäre. Leid lebte und suchte nach etwas. Auch Guthwulf suchte; er war jetzt ein Teil seiner fremdartigen Melodie. Er und*

*die Klinge waren eins.*

Leid *suchte seine Brüder.*

*Guthwulf fand sie.*

*Zwei schimmernde Gebilde, gerade so weit entfernt, daß er sie nicht erreichen konnte. Guthwulf sehnte sich danach, bei ihnen zu sein, mit seiner stolzen Melodie in ihre einzustimmen, damit sie zusammen noch viel herrlichere Töne hervorbrachten. Er sehnte sich nach ihnen, eine blutlose Sehnsucht ohne Wärme, gleich einer zersprungenen Glocke, die mühsam zu läuten versucht, einem Magnetstein, den es zum höchsten Norden zieht. Sie gehörten zusammen, er und diese beiden anderen, drei Lieder, wie die Welt sie nie zuvor gehört hatte – aber jeder war unvollständig ohne die anderen. Er reckte sich nach seinen Brüdern, um sie zu berühren, aber die Entfernung war zu groß. Rein räumlicher Abstand trennte sie voneinander. So sehr er sich auch anstrengte, Guthwulf konnte sie weder zu sich holen noch selbst zu ihnen gelangen.*

*Endlich brach das schwankende Gleichgewicht zusammen und ließ ihn in unendliches Nichts stürzen, immer tiefer, tiefer, tiefer …*

*Langsam kam er wieder zu sich, Guthwulf, ein Mann, vom Weibe geboren, doch immer noch fiel er durch Schwärze. Er war außer sich vor Angst.*

*Die Zeit raste. Er fühlte Leichenwürmer, die sein Fleisch verzehrten, fühlte, wie er sich tief in der schwarzen Erde auflöste, sich in unzählige kleine Teilchen verwandelte, die sich qualvoll danach sehnten laut aufzuschreien, und doch keine Stimme dazu besaßen. Gleichzeitig flog er wie ein brausender Wind lachend an den Sternen vorbei, hinein in die endlosen Weiten zwischen Leben und Tod. Sekundenlang sprang die Tür des letzten Geheimnisses vor ihm auf, und in ihr stand ein dunkler Schatten, der ihm winkte…*

Noch lange, nachdem Elias das Schwert wieder in die Scheide zurückgeschoben hatte, lag Guthwulf auf den Stufen des Drachenbeinthrons und rang nach Luft. In seinen Augen brannten Tränen, die Finger waren hilflos gekrümmt.

»Kannst du nun verstehen?« fragte der König, strahlend vor Freude, als hätte er seinem Freund gerade einen besonders prächtigen Wein zu kosten gegeben. »Verstehst du, warum ich nicht versagen darf?«

Der Graf von Utanyeat stand langsam auf. Seine Kleidung war schmutzig. Wortlos kehrte er seinem Lehnsherrn den Rücken und stolperte quer durch den Thronsaal, schob sich zur Tür hinaus und trat in die Vorhalle, ohne sich ein einziges Mal umzusehen.

»Verstehst du?« schrie Elias ihm nach.

Drei Raben flatterten auf das Fensterbrett. Mit gelben, wachsamen Augen standen sie dort, einer dicht neben dem anderen. »Guthwulf?« Elias schrie nicht mehr, und trotzdem dröhnte seine Stimme durch den stillen Raum wie Glockenschlag. »Komm zurück, alter Freund.«

»Sieh nur, Binabik!« rief Simon. »Was tun diese Vögel da?«

Der Troll schaute Simons Zeigefinger nach. Am Himmel tobten die Raben und zogen lange, verschlungene Kreise.

»Vielleicht beunruhigt sie etwas.« Binabik zuckte die Achseln. »Ich habe nicht viel Wissen über solche Tiere…«

»Nein, sie suchen etwas!« sagte Simon erregt. »Sie suchen etwas! Ich weiß es! Sieh doch nur!«

»Aber sie bleiben immer über uns.« Binabik sprach lauter, als die Raben aufeinander einzuschreien begannen. Ihre krächzenden Stimmen hallten messerscharf durch die stille Luft.

Sludig hatte jetzt auch sein Pferd gezügelt und betrachtete das merkwürdige Schauspiel. »Wenn das nicht irgendein Teufelswerk ist«, erklärte er, »will ich kein Ädoniter sein. Der Rabe war Alt-Einaugs Vogel, damals in den dunklen Tagen…«

Er verstummte, als ihm etwas Neues auffiel. »Dort!« rief er und deutete mit dem Finger. »Jagen sie nicht einen anderen Vogel?«

Jetzt konnte Simon es auch sehen: etwas viel Kleineres, Graues, das wild zwischen den Schwarzen herumflatterte und jäh nach allen Seiten schoß, einmal hierhin, einmal dorthin. Überall schien einer der größeren Vögel bereits zu warten. Simon konnte klar erkennen, daß der Graue ermattete. Seine Sturzflüge wurden immer zielloser, sein Entkommen jedesmal knapper.

»Es ist ein Sperling!« rief Simon. »Wie die von Morgenes! Sie werden ihn töten!«

Noch während er das sagte, schien der sausende Ring der Räuber zu spüren, daß seine Beute am Ende ihrer Kräfte war. Der wirbelnde Trichter zog sich zusammen, und die krächzenden Stimmen erhoben sich zu triumphierendem Kreischen. Aber gerade als es aussah, als sei die Jagd beendet, fand der Sperling einen Durchschlupf und brach aus dem schwarzen Ring hervor. Schwankend schoß er auf eine Fichtengruppe zu, die etwa eine halbe Achtelmeile vor ihnen stand. Die Raben schrien und brausten hinter

ihm her.

»Ich halte es nicht für einen Zufall, daß dieser Vogel sich hier aufhält«, sagte Binabik und schraubte seinen Wanderstab auseinander, um den Beutel mit den Dornen herauszuschütteln. »Oder daß die Raben mit solcher Geduldigkeit gerade dort gewartet haben, wo wir waren.« Er packte Qantaqa beim Nackenhaar. »*Chok, Qantaqa!*« schrie er. »*Ummu chok!*«

Die Wölfin rannte davon, daß der Schnee unter ihren breiten Pfoten knirschte. Sludig rammte seinem Pferd die Absätze in die Seiten und eilte ihr nach. Simon fluchte wortlos, weil er Heimfinderins Zügel durcheinandergebracht hatte. Bis er sie wieder ordnen konnte, war die Stute Sludigs Pferd von allein gefolgt. Simon umklammerte ihren Hals, während sie über den unebenen Schneeboden galoppierten. Der von den Hufen aufgewirbelte Matsch brannte ihm in den Augen.

Die Raben kreisten um das Gehölz wie ein schwarzer Bienenschwarm. Vorne verschwand Binabik bereits unter den dichtstehenden Stämmen. Sludig, gleich dahinter, hatte den Speer in der Hand. Simon konnte sich gerade noch den Kopf zerbrechen, wie der Rimmersmann mit seinem schweren Speer Vögel töten wollte, dann ragte auch vor ihm die Reihe der Bäume auf. Er zog die Zügel an, damit das Pferd langsamer lief, und duckte sich unter einem niedrig hängenden Ast, allerdings nicht schnell genug, einem Klumpen Schnee auszuweichen, der in die Kapuze seines Mantels fiel und ihm in den Hals rutschte.

Im Mittelpunkt des Gehölzes stand Binabik neben Qantaqa und hatte das Blasrohr am Mund. Die Wangen des Trolls blähten sich. Gleich darauf plumpste ein großes, schwarzes Bündel aus den Zweigen und flatterte in einem langsamen Kreis über den weißen Boden, bis es starb. »Dort!« sagte Binabik und zeigte mit dem Finger. Sludig stocherte mit dem Speer nach oben und schlug mit der Spitze an die Äste. Qantaqa stieß ein scharfes, erregtes Gebell aus.

An Simons Gesicht vorbei schoß ein schwarzer Flügel. Der Rabe hackte auf Sludigs Hinterkopf ein. Seine Krallen kratzten ohnmächtig über das Metall des Helms. Kreischend fuhr ein weiterer Vogel herunter und umschwirrte die Arme des Rimmersmannes, der seinen Speer schwang. *Wieso trage ich keinen Helm?* dachte Simon angewidert und hob die Hand vor die plötzlich verwundbar gewordenen Augen.

Das kleine Wäldchen war erfüllt vom wütenden Geschrei der Vögel. Qantaqa hatte die Vorderpfoten an einen Stamm gestellt und schüttelte den Kopf hin und her, als hätte sie schon einen Raben im Maul. Aus dem Baum

über ihnen stürzte etwas Kleines und Stilles wie ein winziger Schneeball. Binabik fiel vor den Füßen des Rimmersmannes auf die Knie und barg es in den hohlen Händen.

»Ich habe ihn!« rief er. »Zurück ins Freie! *Sosa, Qantaqa!*«

Die Hand in die Jacke gesteckt, kletterte er auf den Rücken der Wölfin. Er mußte sich vor einem angreifenden Raben ducken. Wo gerade noch sein Kopf gewesen war, pfiff jetzt Sludigs Speerschaft und zerschmetterte den Vogel wie eine Keule. Schwarze Federn spritzten nach allen Seiten. Gleich darauf hatte die Wölfin Binabik aus den Bäumen herausgetragen. Simon und Sludig folgten eilig.

Trotz der zornigen Stimmen der Vögel hinter ihnen kam das offene Gelände draußen Simon erstaunlich still vor. Er sah sich um. Von den obersten Zweigen starrten ihnen gelbe Augen nach, aber die Raben verfolgten sie nicht. »Hast du den Vogel gerettet?« fragte er.

»Reiten wir noch ein Stück weiter«, schlug Binabik vor. »Dann wollen wir sehen, was wir haben.«

Als sie kurze Zeit später anhielten, zog der Troll die Hand aus seiner Lederjacke und öffnete sie langsam, als sei er nicht sicher, was er darin finden würde. Das Vögelchen, das sich in seine Finger schmiegte, war tot oder doch beinahe. Regungslos lag es auf der Seite, aus klaffenden Wunden rann Blut. An einem Bein hing ein Fetzen Pergament.

»Ich habe gedacht, daß es so sein könnte«, bemerkte Binabik und warf einen Blick über die Schulter. Wie bucklige Inquisitoren saßen die dunklen Umrisse eines Dutzends Raben im nächsten Baum. »Ich fürchte, wir sind später dran, als wir hätten sein sollen.«

Mit seinen kleinen Fingern rollte er das Pergament auseinander. Bis auf einen mageren Überrest war es zerkaut oder abgerissen. »Nur ein Fragment«, meinte Binabik traurig.

Simon betrachtete die winzigen Runen, mit denen das ausgefranste Stückchen bedeckt war. »Wir könnten unter den Bäumen nach dem Rest suchen«, sagte er und fand diese Idee, kaum ausgesprochen, bereits höchst widerwärtig.

Der Troll schüttelte den Kopf. »Ich habe eine Überzeugung, daß dieser Rest den Weg in einen Rabenrachen gefunden hat – so wie es dem Streifchen hier und auch dem Boten selbst ergangen wäre, wenn wir noch später gekommen wären.« Er las mit schmalen Augen. »Wenige Worte kann ich entziffern, aber ich fühle keinen Zweifel daran, daß es für uns bestimmt war. Seht ihr?«

Er zeigte auf einen kaum wahrnehmbaren Schnörkel. »Kreis und Feder des *Bundes der Schriftrolle.* Ein Träger der Schriftrolle hat das geschickt.«

»Wer?« fragte Simon.

»Geduld, Simon-Freund. Vielleicht verrät es uns das, was von der Botschaft noch übrig ist.« Er hielt den sich kräuselnden Streifen so flach er konnte. »Zwei Stückchen nur kann ich lesen. Hier: ›… te dich vor falschen Boten‹, und dort: ›Beeile dich. Der Sturm wird stä…‹. Darunter steht als Unterschrift das Zeichen des *Bundes*.«

»Falsche Boten«, flüsterte Simon erschrocken. »Das war doch mein Traum in Geloës Haus. Doktor Morgenes warnte mich vor dem falschen Boten.« Er versuchte, nicht mehr an den Traum zu denken, in dem der Doktor ein verkohlter Leichnam gewesen war.

»Dann heißt es wohl ›Hüte dich vor falschen Boten‹«, sagte Binabik. »›Beeile dich. Der Sturm wird stä…‹ Stärker, nehme ich an.«

Die ungeheure Angst, die Simon seit Tagen unterdrückt hatte, stieg heimlich wieder in ihm auf. »Falsche Boten«, wiederholte er hilflos. »Was kann das bedeuten? Wer hat das geschrieben, Binabik?«

Der Troll zuckte die Achseln. Er steckte den Pergamentstreifen in seinen Rucksack und kniete dann nieder, um ein Loch in den Schnee zu graben. »Es muß ein Träger der Schriftrolle sein, und von ihnen gibt es nicht mehr viele. Vielleicht Jarnauga, sofern er noch lebt. Oder Dinivan in Nabban.« Er legte den kleinen grauen Vogel in das Loch und deckte ihn liebevoll mit Schnee zu.

»Dinivan?« fragte Simon.

»Er ist der Gehilfe von Lektor Ranessin, dem Oberhaupt eurer Mutter Kirche«, erläuterte Binabik. »Ein sehr guter Mann.«

Sludig, der schweigend danebengestanden hatte, mischte sich plötzlich ein. »Der Lektor ist Mitglied eures heidnischen Bundes?« fragte er erstaunt. »Zusammen mit Trollen und ihresgleichen?«

Binabik lächelte sparsam. »Nicht der Lektor. Vater Dinivan, sein Gehilfe. Und es ist kein ›heidnischer Bund‹, Sludig, sondern eine Gruppe von Leuten, die wichtiges Wissen erhalten wollen – für Zeiten wie diese.« Er runzelte die Stirn. »Ich überlege, wer es sonst noch sein könnte, der uns diese Botschaft geschrieben hat, uns, oder vielmehr mir, denn wahrscheinlich waren es die Künste meines Meisters, die diesen Vogel zu mir geführt haben. Wenn es keiner der beiden ist, die ich genannt habe, weiß ich es auch nicht zu sagen, denn Morgenes und mein Meister Ookequk sind tot. Ich kenne keine anderen Träger der Schriftrolle, es sei denn, man hätte

inzwischen neue hinzugewählt.«

»Könnte es Geloë sein?« fragte Simon.

Binabik dachte einen Augenblick nach, schüttelte dann aber den Kopf. »Zwar gehört sie zu den Weisesten der Weisen, aber sie war niemals wirklich eine Trägerin der Schriftrolle. Ich glaube auch nicht, daß sie die Rune des Bundes statt ihrer eigenen benutzen würde.« Er stieg auf Qantaqas Rücken. »Wir wollen beim Reiten über den Sinn dieser Warnung nachdenken. Viele Boten haben uns bis hierher geführt, und vielen anderen werden wir ohne Zweifel in den nächsten Tagen und Wochen noch begegnen. Welche von ihnen sind falsch? Das ist ein Rätsel von großer Schwierigkeit.«

»Seht, die Raben fliegen fort!« rief Sludig. Simon und Binabik drehten sich um. Die Vögel stiegen von dem Gehölz auf wie Rauch, wirbelten am grauen Himmel und schwenkten dann in nordwestlicher Richtung ab. Ihre Stimmen waren noch lange zu hören.

»Sie haben getan, womit man sie beauftragt hatte«, sagte Binabik. »Jetzt kehren sie zur Sturmspitze zurück, denkt ihr nicht auch?«

Simons kalte Furcht wuchs. »Du meinst … der Sturmkönig hat sie uns nachgeschickt?«

»Ich zweifle kaum daran, daß sie diese Botschaft von uns fernhalten sollten«, erklärte Binabik und bückte sich nach seinem Wanderstab, der noch auf dem Boden lag.

Simon sah dem Flug der immer kleiner werdenden Raben nach. Fast erwartete er eine dunkle Gestalt am nördlichen Himmel aufragen zu sehen, glühendrote Augen im gesichtslosen schwarzen Haupt.

»Diese Sturmwolken am Horizont sehen sehr dunkel aus«, bemerkte er. »Viel dunkler als vorhin.«

»Der Junge hat recht«, bestätigte Sludig finster. »Ein übles Wetter braut sich da zusammen.«

Binabik seufzte. Auch sein rundes Gesicht war grimmig. »Den zweiten Teil der Botschaft verstehen wir alle. Der Sturm wird stärker, in mehr als nur einer Hinsicht. Vor uns liegt eine lange Reise durch offenes und ungeschütztes Gelände. Wir werden reiten müssen, so schnell wir nur können.«

Qantaqa setzte sich in Trab. Simon und Sludig spornten ihre Pferde. Getrieben von etwas, das er selbst nicht verstand, drehte Simon sich noch einmal um, obwohl er schon wußte, was er dort sehen würde.

Die Raben, jetzt kaum mehr als schwarze Punkte im Wind, verschwan-

den in der dunklen Brandung des heraufziehenden Sturms.

# XIII

## Der Stamm des Hengstes

Nach fast einem Monat im ungeheuren, uralten Aldheorte-Wald erreichte die Schar des Prinzen endlich die Ebenen. Als sie die letzte Baumreihe hinter sich gelassen hatten, öffnete sich vor ihnen das Grasland, eine weite Fläche welliger, in Morgendunst gehüllter Wiesen, die nahtlos in den grauen Horizont überging.

Vater Strangyeard beschleunigte seinen Gang, um Geloë einzuholen. Zielstrebig wanderte die Zauberfrau hinaus ins flache Land. Die nassen Halme bogen sich unter ihrem Schritt.

»Valada Geloë«, sagte Strangyeard atemlos, »ach, es ist ein wunderbares Buch, das Morgenes da geschrieben hat! Wunderbar! Valada Geloë, habt Ihr diese Stelle gelesen?« Er wollte die losen Blätter umschichten, stolperte über ein Grasbüschel und hielt nur mühsam das Gleichgewicht. »Ich glaube, daß dort etwas Wichtiges steht. Oh, wie albern von mir, wie töricht – es gibt so viel Wichtiges. Was für ein wunderbares Buch!«

Geloë legte die Hand auf Leleths Schultern, worauf das Kind sofort anhielt. Das kleine Mädchen blickte nicht auf, sondern stand, wo sie stehengeblieben war, und starrte hinaus in den Nebel.

»Strangyeard, Ihr werdet Euch noch verletzen«, sagte Geloë brüsk. Sie schenkte ihm einen erwartungsvollen Blick. »Nun?«

»Liebe Güte«, antwortete der Archivar und zupfte verlegen an seiner Augenklappe, wobei er fast den Arm voll Blätter verlor. »Ich wollte nicht, daß Ihr stehenbleiben solltet. Ich kann lesen und trotzdem Schritt halten.«

»Noch einmal: Ihr werdet Euch weh tun. Lest.«

Aber noch bevor Strangyeard anfangen konnte, wurden sie von weiteren Ankömmlingen unterbrochen.

»Preis sei Gott!« rief Isorn. Er und Deornoth kämpften sich durch die Bäume am Hang. »Wir sind aus dem verfluchten Wald heraus und auf freiem Land!« Vorsichtig setzten die beiden die Trage nieder, die sie ge-

schleppt hatten, froh, Sangfugols Last einen Augenblick los zu sein. In der Behandlung der Zauberfrau machte die Genesung des Harfners zwar gute Fortschritte und er erholte sich schnell von einer Wunde, die zu tödlicher Blutvergiftung hätte führen können; aber trotzdem war er noch nicht fähig, mehr als einige Stunden hintereinander zu laufen.

Geloë drehte sich um. »Preist Gott, soviel Ihr wollt«, warnte sie, »aber vielleicht werden wir den Verlust der schützenden Bäume schon bald bedauern.«

Jetzt hinkte der Rest der Gesellschaft zwischen den Bäumen hervor. Prinz Josua stützte Strupp, der verwirrt und stumm vor sich hin trottete; der alte Mann hatte die Augen nach oben gerichtet, als schaue er in einen fernen, hinter der Nebeldecke der Wolken verborgenen Himmel. Hinter ihnen folgten Vara und Herzogin Gutrun.

»Viele Jahre ist es her, daß ich die Thrithinge gesehen habe«, sagte Josua, »selbst diesen zahmeren Teil. Ich hatte fast vergessen, wie schön sie sind.« Sinnend schloß er die Augen und öffnete sie dann wieder, um nach dem unbestimmten Horizont zu spähen. »Kein anderes Land in ganz Osten Ard gleicht diesem – manche nennen es ›Gottes Tischplatte‹.«

»Wenn das wirklich Gottes Tischplatte ist, mein Prinz«, erklärte Sangfugol mit mattem Lächeln, »dann spielt er darauf mit uns als Würfeln. Ädon helfe mir, mein Beruf ist es, von Hans Mundwald und seinen kecken Räubern Lieder zu singen, nicht aber, wie sie im Wald herumzustreunen.« Er stand mühsam von der Bahre auf. »Ich muß von diesem bockenden, stoßenden Folterinstrument herunter und mich hinsetzen – nein, das Gras tut mir gut. Ich habe mehr Angst vor meinem verletzten Bein als vor der Feuchtigkeit.«

»Das nennt man Dankbarkeit«, brummte Isorn lächelnd. »Ich glaube, ich muß dir einmal zeigen, was wirkliches Bocken ist, Harfner.«

»Also gut«, stimmte Josua zu. »Rasten wir. Bleibt aber in der Nähe, und wer sich mehr als eine Steinwurfweite entfernen will, nimmt einen anderen mit.«

»So wären wir also dem Wald entkommen«, seufzte Deornoth. »Wenn das doch Einskaldir noch erlebt hätte.« Er dachte an das Grab des Rimmersmannes auf einer stillen Lichtung des Shisae'ron, ein schlichter Hügel, nur mit seinem Helm und Strangyeards hölzernem *Baum* gekennzeichnet. Nicht einmal Geloës Künste hatten es vermocht, ihn von den furchtbaren Wunden zu heilen, die er erlitten hatte, als er ihre Flucht vor den Nornen anführte. Nun lag der wilde Einskaldir für immer an einem Ort unendlicher

Ruhe. »Ein finsterer Bastard war er, Gott hab ihn selig.« Deornoth schüttelte den Kopf. »Nie gab er auf. Trotzdem hat er wahrscheinlich gedacht, wir würden es nicht schaffen.«

»Ohne ihn hätten wir das auch nicht«, sagte Isorn. »Er ist ein weiterer Punkt auf der Liste.«

»Der Liste?«

»Der Liste dessen, was wir unseren Feinden schulden – Skali und Elias und allen anderen.« Isorns breites Gesicht war hart. »Blutfehde schulden wir ihnen. Eines Tages werden sie für alles bezahlen. Und an diesem Tag wird Einskaldir vom Himmel her zusehen. Und lachen.«

Deornoth fiel dazu keine Antwort ein. Wenn Einskaldir wirklich vom Himmel auf Schlachten herunterschauen konnte, dann *würde* er lachen. Aber trotz aller Frömmigkeit schien es irgendwie schade, daß Einskaldir nicht in den alten Heidenzeiten von Rimmersgard gelebt hatte und nun gezwungen sein würde, die Ewigkeit in der ruhigeren Umgebung des Ädon-Paradieses zu verbringen.

Während die anderen hierhin und dorthin liefen, sagte Vara leise etwas zu Herzogin Gutrun und ging dann den kleinen Hang hinunter, hinein in die feuchte Wiese. Sie bewegte sich wie im Traum, den Blick ins Leere gerichtet. Ziellos, immer wieder stehenbleibend, wanderte sie durch das nasse Gras.

»Vara!« rief Josua mit schärferer Stimme als gewöhnlich. »Geh nicht allein! Der Nebel ist sehr dicht, und wir würden dich bald nicht mehr sehen.«

»Sie müßte schon sehr weit gehen, um uns nicht mehr zu hören« bemerkte Gutrun, die Strupp sanft am Ellenbogen führte.

»Mag sein«, versetzte Josua, »aber mir wäre es trotzdem lieber, wir stolperten hier nicht im Nebel herum und verkündeten jedem, der die Ohren aufsperrt, lauthals unsere Ankunft. Bestimmt habt Ihr noch nicht vergessen, wer uns das Geleit aus Naglimund gegeben hat.«

Gutrun schüttelte bekümmert den Kopf. Josua hatte recht. Vara, die das Gespräch scheinbar gar nicht beachtet hatte, war nur noch als vager, aufrechter Schatten sichtbar, der durch den Nebel glitt wie ein Geist.

»Verdammt sei ihre Keckheit«, fluchte Josua grimmig und sah ihr nach.

»Ich werde sie begleiten.« Geloë wandte sich an Gutrun. »Haltet das Kind dicht bei Euch, bitte.« Sie drehte Leleth in die ungefähre Richtung der Herzogin und folgte der schnell im Nebel verschwindenden Vara.

Josua schaute zu, wie sie ausschritt, und lachte dann traurig. »Wenn ich

so über ein Königreich von neun oder zehn Untertanen regiere«, sagte er zu Deornoth, »dann kann mein Bruder in aller Ruhe auf dem Drachenbeinthron sitzen bleiben. Einst haben die Menschen meinen Vater Johan darum gebeten, seine Befehle erfüllen zu dürfen.«

*Auch seine Königin?* dachte Deornoth, sprach es aber nicht aus. Er sah, wie Geloës dunkle Gestalt das Gespenst einholte, das Vara hieß. *Wenn man eine stolze und eigenwillige Frau hat, sollte man seinen Erfolg nicht an ihrem Gehorsam messen.*

»Bitte, Herr«, sagte er laut, »schmäht Euch nicht selbst. Ihr seid hungrig, müde und verfroren. Laßt mich ein Feuer anzünden.«

»Nein.« Josua rieb sich den Armstumpf, als schmerze er ihn. »Wir werden nicht lange hierbleiben.« Er blickte zurück zum Waldrand und auf die gähnenden Schatten, die ihn säumten. »Wir müssen erst ein Stück von hier weg sein, bevor wir mehr als nur eine kurze Rast halten können. Wir suchen uns einen Platz, an dem wir ringsum offenes Gelände haben. Dann kann uns zwar jeder sehen, aber alles, das uns jagt, ist in derselben Lage.«

»Ein reizender Gedanke«, brummte der im Gras sitzende Sangfugol. »Bei Gott, was sind wir doch für eine fröhliche Pilgerschar.«

»Pilger auf der Fahrt zur Hölle können sich nicht viel Fröhlichkeit erlauben«, erwiderte Josua und ging ein paar Schritte in die grüne Wiese hinein, um dort gedankenvoll stehenzubleiben.

»Aber warum sagt Ihr es ihm nicht?« Geloës Stimme klang ärgerlich, aber die falkengleichen Augen verrieten keine Gefühle. »Bei Baum und Borke, Vara, Ihr seid kein junges Mädchen, sondern eine erwachsene Frau. Warum stellt Ihr Euch so an?«

Vara hatte feuchte Augen. »Weiß nicht. Ich verstehe ihn nicht.«

Geloë schüttelte den Kopf. »Ich verstehe Euch manchmal alle nicht. Ich habe nur einen kleinen Teil meines Lebens unter dem Menschenvolk verbracht, eben wegen dieser lächerlichen Unsicherheit – ›Ich will dies, ich will das nicht‹. Die Tiere, so scheint mir, besitzen mehr Vernunft. Sie tun, was sie müssen, und grämen sich nicht um Dinge, die niemand ändern kann.« Die Zauberfrau legte Vara die schwielige Hand auf den Arm. »Was sorgt Ihr Euch um Unwichtigkeiten? Daß Prinz Josua Euch liebt, ist offensichtlich. Warum sagt Ihr ihm nicht die Wahrheit?«

Ihre Gefährtin seufzte. »Er hält mich für ein dummes Mädchen von den Wagen. Es macht ihn kalt zu mir. Wenn ich es ihm sage, wird es nur noch schlimmer werden … verzeiht mir.«

Zornig wischte sie sich mit dem Ärmel das Gesicht ab. »Es kommt daher, daß ich die *Feluwelt* wiedergesehen habe – so nennt mein Volk dieses Gebiet, in dem die Wiese im Schatten des Waldes liegt. Mir ist so vieles wieder eingefallen, das mich unglücklich macht…«

»Valada Geloë?« Es war Vater Strangyeards Stimme, ursprungslos im Nebel, jedoch ganz nahe. »Seid Ihr dort? Valada Geloë?«

Gelinder Ärger zeigte sich in Geloës strengen Zügen. »Hier, Strangyeard. Stimmt etwas nicht?«

Der Archivar erschien, eine schlaksige, schlotternde Gestalt aus grauem Dunkel. »Nein, nein, ich wollte nur…« Er hielt inne und sah auf Varas tränenüberströmtes Gesicht. »Oh. Oh, es tut mir so schrecklich leid. Wie unhöflich von mir. Ich verlasse Euch sofort.«

Er machte kehrt und wollte wieder in den Nebel hineinstolpern.

»Geht nicht!« Seltsamerweise war es Vara, die ihn rief. »Verlaßt uns nicht, Vater. Begleitet uns.«

Strangyeard betrachtete erst sie, dann Geloë. »Ich möchte mich nicht aufdrängen, Herrin. Ich fürchte, ich habe nur an etwas gedacht, das ich in Morgenes' Buch fand.« Mit seiner schiefgerutschten Augenklappe und dem dünnen rötlichen Haarkranz, der sich in der Nässe kräuselte, sah er aus wie ein erschrockener Specht. Er schien schon wieder davonflattern zu wollen, als die Zauberfrau beruhigend die Hand hob.

»Begleitet uns, Strangyeard, wie Vara gesagt hat. Vielleicht habt Ihr einen Wunsch, den ich besser erfüllen kann.« Der Priester warf ihr einen unruhigen Blick zu. »Kommt. Wir unterhalten uns und gehen dabei zurück zu den anderen.«

Strangyeard schleppte noch immer die losen Blätter aus Morgenes' Buch mit sich herum. Nach ein paar wortlosen Schritten blätterte er wieder darin herum. »Ich fürchte, ich kann den Abschnitt nicht mehr finden«, meinte er und raschelte mit dem Pergament. »Ich hielt ihn für bedeutsam – es war etwas über Magie – die *Kunst,* wie Morgenes es nannte. Ich bin verblüfft, was er alles wußte, wirklich verblüfft … ich hätte nie davon geträumt…« Ein triumphierendes Lächeln trat auf sein Gesicht. »Da ist es.« Er kniff die Augen zusammen. »Ein wundervoller Stil…«

Wieder gingen sie schweigend einige Schritte. »Wollt Ihr es uns vorlesen?« fragte Geloë dann.

»Oh! Natürlich.« Strangyeard räusperte sich und begann.

»… *Die Wahrheit ist, daß Gegenstände, die der Kunst nützlich sind, sich*

*grob in zwei Sorten einteilen lassen: solche, die ihren Wert in sich selbst tragen, und solche, deren Wert in ihrer Herkunft liegt. Im Gegensatz zum Aberglauben des Volkes ist ein auf einem Friedhof gepflücktes Kraut nicht deshalb wirksam, weil es von einem derartigen Orte stammt, sondern vielmehr wegen der Kraft des Krautes selbst. Weil aber vielleicht der Friedhof die einzige Stelle ist, an der man es findet, wird ein Zusammenhang hergestellt, der dann fast nicht wieder gelöst werden kann. Die zweite Sorte nützlicher Gegenstände besteht in der Regel aus ›angefertigten‹ Dingen, deren Kraft in ihrer Herstellung oder ihrem Rohstoff liegt. Die Sithi, die von altersher über kunsthandwerkliche Geheimnisse verfügten, die sie vor den Sterblichen verbargen, erzeugten viele Dinge, deren Herstellung bereits einer Ausübung der Kunst gleichkam, auch wenn die Sithi es nicht unbedingt so nennen wollten. Darum beruht die Macht solcher Gegenstände auf der Art ihrer Fertigung. Ein Beispiel dafür sind die berühmten Pfeile von Vindaomeyo: aus gewöhnlichem Holz geschnitzt, mit den Federn alltäglicher Vögel befiedert, ist doch jeder einzelne ein Talisman von großem Wert.*

*Die Kraft anderer Gegenstände entstammt dem Stoff, aus dem sie bestehen. Beispiele dafür sind die Großen Schwerter, die in Nisses' verschollenem Buch erwähnt werden. Sie alle scheinen ihren Wert aus dem Material zu beziehen, aus dem sie hergestellt sind, obwohl der Prozeß dieser Herstellung in jedem einzelnen Fall eine gewaltige Aufgabe war.* Minneyar, *König Fingils Klinge, bestand aus dem eisernen Kiel seines Bootes, Eisen, das mit den Seeräubern von Rimmersgard aus dem verlorenen Westen nach Osten Ard gekommen war.* Dorn, *bis vor kurzem das Schwert von Priester Johans edelstem Ritter, Herrn Camaris, war aus den glühenden Metallen eines fallenden Sterns geschmiedet – wie* Minneyars *Eisen stammte es nicht aus Osten Ard. Und* Leid, *das Schwert, von dem Nisses behauptet, Ineluki von den Sithi habe damit seinen eigenen Vater, den Erlkönig, erschlagen, war aus Sithi-Hexenholz und Eisen zusammengefügt, zwei Stoffen, von denen man stets angenommen hatte, sie stießen einander ab und seien nicht zu vermischen.*

*Mithin stammt die Kraft solcher Gegenstände, so scheint es, vor allem aus der nicht irdischen Herkunft ihres Rohstoffs. Freilich heißt es in den Geschichten, daß in das Schmieden dieser drei Klingen auch mächtige Zaubersprüche eingeflossen seien, so daß die Macht der Großen Schwerter sowohl in ihren Bestandteilen als auch in ihrer Herstellung begründet sein kann.*

*Ti-Tuna, das Jagdhorn, im sagenhaften Mezutu'a aus einem Zahn des Drachen Hidohebhi geschnitzt, ist ein weiteres Beispiel dafür, wie manchmal sowohl die Herstellung als auch das verwendete Material einem Ding Macht verleihen können…*«

Strangyeard brach ab. »Es fährt dann mit anderen Dingen fort. Natürlich ist das alles ungemein fesselnd – was für ein Gelehrter dieser Mann war! Aber ich dachte, der Abschnitt über die Schwerter könnte Euch interessieren.«

Geloë nickte langsam. »O ja. Ich habe schon viel über diese drei Schwerter nachgedacht, auf denen so viel Hoffnungen ruhen. Was Morgenes über die Ursachen ihres Wertes sagt, klingt sehr einleuchtend. Vielleicht können sie uns wirklich gegen Ineluki helfen. Wie gut, daß Ihr das herausgefunden habt, Strangyeard.«

Die rosigen Wangen des Priesters färbten sich dunkler. »Zu liebenswürdig. Ihr seid zu liebenswürdig.«

Geloë legte den Kopf schräg. »Ich höre die anderen. Habt Ihr Euch beruhigt, Vara?«

Vara nickte. »Ich bin keine solche Närrin, wie Ihr glaubt«, erwiderte sie leise.

Die Zauberfrau lachte. »Ich glaube nicht, daß gerade Ihr eine Närrin seid. Ich halte die *meisten* Leute für Narren – mich selbst eingeschlossen, wie ich hier ohne ein Dach über dem Kopf durch das Grasland trotte, so wie eine Jungkuh, die sich verlaufen hat. Manchmal ist offenkundige Narrheit die einzige Antwort auf ernste Fragen.«

»Hmmm«, bemerkte Strangyeard ratlos. »Hmmm.«

Die zerlumpte Schar machte sich wieder auf den Weg, immer tiefer hinein in die nebelverhangenen Wiesenländer. Sie bewegten sich dabei in südlicher Richtung auf den Fluß Ymstrecca zu, der sich quer über die ganze Breite der Hoch-Thrithinge schlängelte. Ihr Lager schlugen sie auf der offenen Ebene auf, zitterten im regenschweren Wind und duckten sich eng um ihr kleines Feuer. Geloë kochte aus Kräutern und Wurzeln, die sie gesammelt hatte, eine Suppe. Sie füllte den Magen und wärmte, aber Deornoth hätte lieber etwas Festeres zum Beißen gehabt.

»Laßt mich doch morgen ein Stückchen vorausgehen, Herr«, flehte er Josua an, als die beiden am Feuer saßen. Die anderen, ausgenommen Geloë, lagen eng aneinandergeschmiegt wie ein Wurf schlafender Kätzchen im Gras, eingewickelt in ihre Mäntel. Die Zauberfrau wanderte draußen herum. »Ich würde bestimmt ein paar Hasen finden, und selbst in diesem

kalten Sommer müßten die Büsche voller Moorhühner sein. Wir haben seit Tagen kein Fleisch mehr gegessen!«

Josua gestattete sich ein kühles Lächeln. »Ich wünschte, ich könnte ja sagen, mein treuer Freund, aber ich brauche deinen starken Arm und deinen klugen Kopf hier bei mir. Diese Menschen können kaum einen Schritt mehr gehen, soweit sie überhaupt noch imstande sind, sich fortzubewegen. Nein, ein paar Hasen würden uns zwar gut schmecken, aber ich muß dich in meiner Nähe wissen. Außerdem sagt mir Valada Geloë, daß man jahrelang ohne Fleisch auskommen kann.«

Deornoth schnitt eine Grimasse. »Aber wer will das schon?« Er sah seinen Prinzen prüfend an. Josuas schon früher schlanke Gestalt war noch schmaler geworden; man sah das Spiel der Knochen deutlich unter der Haut. Das wenige Fett, das er am Körper gehabt hatte, war längst verbraucht, und mit seiner hohen Stirn und den blassen Augen wirkte der Prinz wie die Statue eines Mönchsphilosophen aus uralter Zeit, den Blick stetig ins Unendliche gerichtet, während sich um ihn herum unbeachtet die geschäftige Welt drehte.

Das Feuer zischte am feuchten Holz. »Dann eine andere Frage, Herr«, sagte Deornoth leise. »Sind wir von diesem Stein des Abschieds so überzeugt, daß wir auf der Suche nach ihm Kranke und Verwundete quer durch die Thrithinge zerren müssen? Nichts gegen Geloë, die gewiß eine gute Seele ist, aber soll man wirklich so weit gehen? Nur wenige Meilen westlich von hier beginnt Erkynland. Bestimmt würden wir in einer der Städte des Hasutals ein paar treue Herzen finden – selbst wenn sie zuviel Angst vor Eurem Bruder, dem König, hätten, um uns Zuflucht zu gewähren, würde man uns doch Essen, Trinken und warme Kleidung für die Verwundeten geben.«

Josua rieb sich seufzend die Augen. »Vielleicht, Deornoth, vielleicht. Glaub mir, ich habe diesen Gedanken auch schon gehabt.«

Er streckte die langen Beine vor sich aus und schob mit dem Stiefelabsatz die Kohlen am Rand des Feuers zusammen. »Aber wir können es nicht wagen, und wir haben auch nicht so viel Zeit. Jede Stunde, die wir hier im offenen Gelände verbringen, bedeutet eine weitere Möglichkeit für Elias' Suchtrupps, uns aufzuspüren, oder für etwas noch viel Schlimmeres, uns schutzlos zu überraschen. Nein, mir scheint, der einzige Ort, der uns bleibt, ist Geloës Stein des Abschieds, und je schneller wir dort sind, desto besser. Erkynland ist für uns verloren – für jetzt auf jeden Fall, vielleicht für immer.«

Der Prinz schüttelte den Kopf und versank von neuem in Grübeln. Deornoth seufzte und schürte das Feuer.

Am Morgen ihres dritten Tages im Grasland erreichten sie das Ufer des Ymstrecca. Der breite Fluß lag fahlglänzend unter dem grauen Himmel, ein matter Streifen Silber, der wie ein Traum durch die dunklen, feuchten Wiesen rann. Die Stimme des Wassers war so gedämpft wie sein Glanz, ein schwaches Murmeln wie von fernen Gesprächen.

Josuas Begleiter waren froh, eine Pause machen und sich ein Weilchen auf den Uferböschungen ausruhen zu können. Sie genossen das Rauschen und den Anblick des ersten schnellfließenden Gewässers, das sie seit dem tiefen Innern des Aldheortewaldes zu sehen bekamen. Als Gutrun und Vara verkündeten, sie wollten ein kleines Stück flußab gehen und dort an einer geschützten Stelle ein Bad nehmen, erhob Josua sofort Einwände, weil er sich um ihre Sicherheit sorgte. Erst als Geloë sich erbot, mitzukommen, stimmte er widerwillig zu. Es war tatsächlich schwer, sich eine Situation vorzustellen, mit der die Zauberfrau nicht fertig würde.

»Ach, es ist fast, als wäre ich nie von hier fortgewesen«, sagte Vara und ließ die Füße in die Strömung baumeln. Sie hatten sich ein sandiges Uferstück ausgesucht, wo eine Gruppe von Birken, die mitten im Strom stand, den Flußlauf breiter machte und sie so vor den Augen der Männer weiter oben verbarg. Varas Stimme klang sorglos, aber ihr Gesicht strafte sie Lügen. »Wie damals als kleines Mädchen.« Mit finsterem Gesicht spritzte sie Wasser über ihre mit zahllosen Kratzern bedeckten Beine. »Aber so kalt!«

Herzogin Gutrun hatte ihren Kleidausschnitt gelockert. Sie stand ein Stückchen vom Ufer entfernt, die rundlichen Waden vom Fluß umspült, goß sich Wasser in den Hals und schrubbte ihr Gesicht. »So schlimm ist es gar nicht«, lachte sie. »Bei uns zu Hause in Elvritshalla fließt der Gratuvask – das nenne ich kaltes Wasser! Jedes Jahr im Frühling kommen die Jungfrauen der Stadt, um im Fluß zu baden – ich habe es auch getan, als ich jung war.« Sie richtete sich auf und starrte vor sich hin. »Die Männer müssen bei Androhung von Prügelstrafe den ganzen Vormittag in den Häusern bleiben, damit die Mädchen im Gratuvask planschen können. Solch eine Kälte! Der Fluß entspringt im Schnee der Gebirge im Norden. Ihr wißt nicht, was Kreischen ist, bevor Ihr nicht gehört habt, wie an einem Avrelmorgen hundert junge Mädchen in einen eiskalten Fluß tauchen!« Sie lachte wieder. »Es gibt da eine Geschichte, wißt Ihr, von einem jungen Mann, der unbedingt die Jungfrauen im Gratuvask sehen wollte – eine berühmte Geschichte im Land der Rimmer, vielleicht kennt Ihr sie schon?«

Sie brach ab. Wasser rann aus ihren hohlen Händen. »Vara? Ist Euch übel?«

Die Thrithing-Frau saß zusammengekrümmt da, ihr Gesicht weiß wie Milch. »Nur ein Stechen«, antwortete sie rauh und setzte sich wieder gerade hin. »Bestimmt ist es gleich wieder vorbei. Seht, es geht mir schon besser. Erzählt Eure Geschichte.«

Gutrun betrachtete sie mißtrauisch. Aber bevor die Herzogin etwas bemerken konnte, sprach Geloë, die in der Nähe am Ufer saß und mit einem Kamm aus Fischbein Leleths Haare strählte.

»Die Geschichte muß warten«, erklärte die Zauberfrau in scharfem Ton. »Seht – wir sind nicht allein.«

Vara und die Herzogin drehten sich um und sahen in die Richtung, in die sie deutete. Drei oder vier Achtelmeilen südlich von ihnen, auf der anderen Seite der Wiesen, hielt auf einem kleinen Hügel ein Reiter. Er war zu weit entfernt, als daß sie sein Gesicht hätten erkennen können, aber es gab kaum einen Zweifel, daß er zu ihnen hinüberblickte. Die Frauen starrten zurück, selbst Leleth, die ihre seltsamen Augen weit aufgerissen hatte. Nach ein paar schweigenden Sekunden, in denen kein Herz zu schlagen schien, wandte die einsame Gestalt ihr Pferd, ritt den Hügel hinab und war verschwunden.

»Wie … wie furchterregend«, sagte die Herzogin und hielt mit der nassen Hand ihren Kleidausschnitt zusammen. »Wer war das? Einer von diesen schrecklichen Nornen?«

»Ich kann es nicht sagen«, erwiderte Geloë rauh. »Aber wir sollten zurückgehen und den anderen Bescheid sagen, falls Josua den Mann nicht gesehen hat. Für uns ist jetzt jeder Fremde wichtig, ganz gleich, ob Freund oder Feind.«

Vara schauderte. Ihr Gesicht war immer noch blaß. »Es gibt keine Fremden im Grasland, die unsere Freunde sind«, sagte sie.

Die Nachricht der Frauen genügte, Josua zu überzeugen, daß sie sich keine weitere Verzögerung erlauben durften. Bekümmert schulterten alle ihre geringen Habseligkeiten und machten sich wieder auf den Weg. Sie folgten dem Lauf des Ymstrecca nach Osten, immer entlang der Grenze des jetzt weit hinter ihnen liegenden Waldes, der als dünner schwarzer Streifen am nebligen nördlichen Horizont dahinlief.

Den ganzen Nachmittag lang sahen sie niemanden.

»Dieses Land hier macht einen fruchtbaren Eindruck«, meinte Deornoth, während sie einen Lagerplatz suchten. »Ist es nicht merkwürdig, daß uns

außer diesem einsamen Reiter keine Menschenseele begegnet ist?«

»Ein Reiter ist genug«, versetzte Josua grimmig.

»Mein Volk ist nie gern hierhergekommen, so nah an den alten Wald«, erklärte Vara und schauderte. »Es sind Totengeister unter den Bäumen.«

Josua seufzte. »Noch vor einem Jahr hätte ich über so etwas gelacht. Jetzt habe ich selbst Geister oder noch Schlimmeres gesehen. Gott steh mir bei, was ist aus unserer Welt geworden!«

Geloë, die der kleinen Leleth ein Lager aus Gras bereitete, sah auf. »Es ist immer dieselbe Welt, Prinz Josua«, meinte sie. »Nur sieht man in diesen unruhigen Zeiten manches klarer. Die Lampen der Städte lassen viele Schatten verschwimmen, die man im Licht des Mondes deutlich erkennt.«

Mitten in der Nacht wachte Deornoth auf. Sein Herz klopfte wild. Er hatte von König Elias geträumt, der sich in ein spindeldürres Ungeheuer mit gierigen Krallen und roten Augen verwandelt hatte und sich auf Prinz Josuas Rücken festklammerte. Josua konnte ihn nicht sehen und schien die Gegenwart seines Bruders nicht einmal zu bemerken. Im Traum wollte Deornoth ihn warnen, aber Josua hörte nicht zu, sondern wanderte nur lächelnd durch die Straßen von Erchester, das schaurige Elias-Wesen huckepack auf den Schultern wie einen mißgestalteten Säugling. Jedesmal, wenn Josua sich bückte, um einem Kind über den Kopf zu streichen oder einem Bettler eine Münze zu reichen, streckte Elias die Hand aus, um das gute Werk zunichte zu machen, sobald Josua einen Schritt weitergegangen war.

Er riß die Münze weg oder zerkratzte dem Kind mit schmutzigen Fingernägeln das Gesicht. Bald hatte Josua eine wütende Menge hinter sich, die nach Strafe für ihn schrie, aber der ahnungslose Prinz setzte heiter seinen Weg fort, selbst als Deornoth laut aufschrie und auf das Scheusal zeigte, das auf dem Rücken des Prinzen ritt.

Wach lag Deornoth im nächtlichen Grasland, schüttelte den Kopf und versuchte, auch das beharrliche Gefühl des Unbehagens abzuschütteln. Elias' Traumgestalt, verdorrt und voller Haß, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Er richtete sich auf und schaute sich um. Das ganze Lager schlief. Nur Valada Geloë saß träumend oder grübelnd vor den letzten Schlacken des verlöschenden Feuers.

Er legte sich wieder hin und versuchte zu schlafen, fand aber vor lauter Furcht, der Traum könne wiederkehren, keine Ruhe. Schließlich ärgerte er sich so über seine eigene Feigheit, daß er aufstand, leise seinen Mantel ausschüttelte und zum Feuer hinüberging, wo er sich neben Geloë niederließ.

Die Zauberfrau blickte nicht auf. Ihr Gesicht war vom Feuer rotgefleckt, und ihre Augen starrten ohne zu blinzeln in die Glut, als sei alles um sie her versunken. Ihre Lippen bewegten sich lautlos. Deornoth lief es eiskalt den Rücken hinunter. Was war mit ihr? Sollte er sie wecken?

Geloës Mund gab keine Ruhe. Jetzt hob sich die Stimme zu einem Wispern. »Amerasu, wo bist du? Dein Geist ist dunkel … und ich bin schwach…«

Einen Zoll vom rauhen Ärmel der Zauberfrau entfernt erstarrte Deornoths Hand in der Luft.

»Wenn du jemals teilst, dann laß es jetzt sein…« Geloës Stimme zischte wie der Wind. »Ach bitte…« Eine Träne, scharlachgesprenkelt, tropfte über die verwitterten Wangen.

Ihr verzweifeltes Flüstern trieb Deornoth auf sein dürftiges Lager zurück. Lange Zeit fand er keinen Schlaf, sondern starrte hinauf zu den blauweißen Sternen.

Noch einmal erwachte er, bevor der Tag graute. Diesmal weckte ihn Josua. Der Prinz schüttelte Deornoths Arm und legte ihm warnend das handlose Gelenk an die Lippen, um ihn zum Schweigen zu mahnen. Der Ritter sah auf und gewahrte im Westen eine dunkle Masse, dichter noch als die allgemeine Schwärze der Nacht. Sie näherte sich vom Flußlauf her. Gedämpfter Hufschlag klang über das Gras zu ihnen hinüber. Deornoths Herz raste. Er tastete am Boden nach der Schwertscheide und fand ein wenig Trost darin, den Griff unter seinen Fingern zu fühlen. Josua kroch weiter, um die übrigen zu wecken.

»Wo ist die Zauberfrau?« flüsterte Deornoth drängend, aber der Prinz war schon außer Hörweite. Er schlich hinüber zu Strangyeard. Der ältere Mann, der nicht sehr fest geschlafen hatte, war sofort wach.

»Seid still«, murmelte der Ritter, »es kommen Reiter.«

»Wer ist es?« fragte Strangyeard. Deornoth schüttelte den Kopf.

Die Herankommenden, noch immer fast nur als Schatten sichtbar, teilten sich fast lautlos in einzelne Gruppen und umzingelten das Lager in einem großen Kreis. Deornoth mußte ihre schweigende Reitkunst bewundern, während er zugleich den Mangel an Bogen und Pfeilen bei seinen eigenen Leuten verwünschte. Es war sinnlos, mit dem Schwert gegen berittene Männer zu kämpfen – sofern es sich überhaupt um Männer handelte. Er glaubte, zwei Dutzend Angreifer zählen zu können, obwohl bei dem herrschenden Zwielicht jede Schätzung zweifelhaft bleiben mußte.

Deornoth stand auf. Ein paar unbestimmte Gestalten in seiner Nähe folg-

ten ihm. Neben ihm zog Josua Naidel aus der Scheide; das plötzliche Zischen von Metall auf Leder war laut wie ein Schrei. Die Berittenen ringsum zügelten die Pferde, und einen Augenblick lang war es völlig still. Nur einen Steinwurf weit entfernt hätte man nicht vermuten können, daß sich überhaupt jemand hier aufhielt, ganz zu schweigen von zwei kampfbereiten Scharen.

Eine Stimme brach das Schweigen.

»Eindringlinge! Ihr befindet euch auf dem Land des Stammes Mehrdon! Legt eure Waffen nieder!«

Feuerstein klirrte auf Stahl, dann flammte hinter den vordersten Reitern eine Fackel auf und warf ihre langen Schatten über den Lagerplatz. Männer in Kapuzenmänteln umringten Josua und seine Gefährten mit einem Kreis aus Speeren.

»Legt eure Waffen nieder!« wiederholte die Stimme in schwerfälligem Westerling. »Ihr seid Gefangene der Randwächter. Wenn ihr Widerstand leistet, werden wir euch töten.« Weitere Fackeln loderten auf. Die Nacht war plötzlich voller bewaffneter Schatten.

»Barmherziger Ädon!« sagte Herzogin Gutrun aus irgendeiner Ecke. »Süße Elysia, was soll das werden!«

Eine große Gestalt schob sich auf sie zu – Isorn, der seine Mutter trösten wollte.

»Keine Bewegung!« bellte die körperlose Stimme. Gleich darauf kam einer der Reiter langsam vorwärts. Auf seiner gesenkten Speerspitze glitzerte Fackelschein. »Ich höre Frauen«, sagte er. »Macht keine Dummheiten, dann werden wir sie schonen. Wir sind keine Unmenschen.«

»Und was geschieht mit den anderen?« fragte Josua und trat ebenfalls ins Licht. »Es sind Verwundete und Kranke unter uns. Was habt ihr mit uns vor?«

Der Reiter lehnte sich hinab und musterte Josua. Dabei zeigte er für einen Augenblick das Gesicht unter der Kapuze. Seine Züge waren breit, mit narbigen Wangen und einem struppigen, in Zöpfe geflochtenen Bart. An seinen Armen klirrten schwere Armbänder. Deornoth merkte, daß seine Anspannung ein wenig nachließ. Wenigstens waren ihre Feinde sterbliche Menschen.

Der Reiter spuckte ins dunkle Gras. »Ihr seid Gefangene. Ihr stellt keine Fragen. Der Mark-Than wird entscheiden.« Er rief seine Kameraden. »Osbern! Kunret! Treibt sie zum Abmarsch zusammen!« Er ließ sein Pferd eine Schwenkung machen, um zu beaufsichtigen, wie Josua, Deornoth und

die übrigen mit gezückter Speerspitze in den Ring der Fackeln gescheucht wurden.

»Euer Mark-Than wird unzufrieden sein, wenn ihr uns mißhandelt«, sagte Josua.

Der Anführer lachte. »Aber noch viel unzufriedener, wenn ihr nicht bis Sonnenhoch bei den Wagen seid!« Einen der anderen Reiter fragte er: »Alle?«

»Alle, Hotvig. Sechs Männer, zwei Frauen, ein Kind. Nur einer, der nicht laufen kann.« Er wies mit dem Speerende auf Sangfugol.

»Setzt ihn auf ein Pferd«, befahl Hotvig. »Notfalls legt ihn quer über den Sattel. Wir müssen uns beeilen.«

Als man sie mit Speerstößen in Marsch setzte, schob sich Deornoth näher an Josua heran. »Es könnte schlimmer sein«, flüsterte er dem Prinzen zu. »Statt der Thrithing-Männer hätten uns auch die Nornen fangen können.«

Der Prinz antwortete nicht. Deornoth berührte seinen Arm und spürte unter seinen Fingern Muskeln, die angespannt waren wie Faßdauben. »Was habt Ihr, Prinz Josua? Haben sich die Thrithing-Männer Elias angeschlossen? Herr?«

Einer der Reiter sah zu ihnen hinunter, den Mund zu einem unfrohen, zahnlückigen Grinsen verzogen. »Ruhe, Steinhäusler!« fauchte er. »Spart euren Atem zum Laufen!«

Josua wandte Deornoth ein verstörtes Gesicht zu. »Hast du nicht gehört?« hauchte der Prinz. »Hast du nicht gehört?«

Deornoth erschrak. »Was denn?«

»Sechs Männer, zwei Frauen, ein Kind«, zischte Josua und sah sich nach allen Seiten um. »Zwei Frauen! Wo ist Vara?«

Der Reiter schlug ihm das Speerende auf die Schulter, und der Prinz verfiel in gequältes Schweigen. Sie stapften zwischen den Reitern dahin. Am östlichen Himmel begann die Morgendämmerung zu schwelen.

Rachel der Drache lag im dunklen Dienstbotenquartier auf ihrem harten Bett und hatte das Gefühl, sie könne das Knarren des Galgens hören, das den heulenden Wind übertönte, der durch die Zinnen pfiff. Neun neue Leichen, unter ihnen der Kanzler Helfcene, schwankten heute nacht über dem Nerulagh-Tor und tanzten hilflos zur wilden Musik des Windes.

Viel näher weinte jemand.

»Sarrah? Bist du das?« wisperte Rachel. »Sarrah?«

Das Klagen des Nordwindes hatte nachgelassen. »J-ja, Herrin«, kam die erstickte Antwort.

»Gesegnete Rhiap, warum schluchzt du denn so? Du weckst ja die anderen!« Außer Sarrah und Rachel schliefen jetzt nur noch drei andere Frauen im Saal der Mägde, aber die fünf Lagerstätten drängten sich dicht aneinander, um in dem großen, eiskalten Raum ein wenig Wärme zu speichern.

Sarrah strengte sich offenbar an, ihre Fassung zurückzugewinnen, aber als sie antwortete, zitterte immer noch ein Schluchzen in ihrer Stimme. »Ich … ich hab Angst, Frau Rachel.«

»Wovor denn, albernes Ding, dem Wind?« Rachel setzte sich auf, die dünne Decke eng um sich geschlungen. »Ein Sturm zieht auf, aber das hörst du doch nicht zum ersten Mal.« Fackellicht von draußen drang unter der Tür durch und zeigte ihr den schwachen Umriß von Sarrahs blassem Gesicht.

»Es ist nur … meine Großma hat immer gesagt…« Die Magd hustete feucht. »Großma hat gesagt, in Nächten wie dieser … wandern die … Totengeister. Man kann … man kann ihre Stimmen hören … im W-wind.«

Rachel war froh über die Dunkelheit, die ihr eigenes unbehagliches Schaudern verbarg. Wenn es überhaupt solche Nächte gab, kam die heutige unbedingt dafür in Frage. Seit Sonnenuntergang schon tobte der Wind wie ein verwundetes Tier, heulte in den Kaminen des Hochhorstes herum und kratzte mit beharrlichen Zweigfingern an Fenstern und Türen.

Sie gab ihrer Stimme einen festen Klang. »In *meiner* Burg wandern keine Toten, dummes Mädchen. Jetzt geh wieder schlafen, bevor du den anderen Alpträume machst.« Rachel ließ sich wieder auf ihren Strohsack sinken und versuchte eine Lage zu finden, die für ihren verspannten Rücken etwas bequemer war. »Schlaf, Sarrah«, wiederholte sie. »Der Wind kann dir nichts tun, und morgen wird es einen Haufen Arbeit geben – der gute Gott weiß es –, um nur allein alles wieder aufzulesen, was der Wind heruntergeweht hat.«

»Es tut mir leid.« Das blasse Gesicht versank. Nach einigen Minuten Geschnief war Sarrah wieder still. Rachel starrte in die Schwärze hinauf und lauschte den rastlosen Stimmen der Nacht.

Vielleicht hatte sie geschlafen – schwer zu sagen in dieser Dunkelheit –, aber jedenfalls wußte Rachel, daß sie schon eine ganze Weile auf ein Geräusch horchte, das durch das Singen des Windes an ihr Ohr drang. Es war ein leises, verstohlenes Kratzen, ein trockener Laut wie Vogelkrallen auf

einem Schieferdach.

Etwas war an der Tür.

Auch wenn sie vorher geschlafen hatte, jetzt war sie hellwach. Sie drehte den Kopf zur Seite und sah einen Schatten über den Lichtstreifen unter der Tür huschen. Das Kratzen wurde lauter, und es klang, als weine jemand.

»Sarrah?« flüsterte Rachel und dachte, die Magd sei von dem Geräusch wach geworden. Aber Sarrah antwortete nicht. Als Rachel mit weitgeöffneten Augen ins Dunkel lauschte, merkte sie, daß der sonderbare, dünne Laut aus dem Korridor kam – von dem, was da vor ihrer verriegelten Tür stand.

»*Bitte*«, flüsterte es, »*bitte…*«

In Rachels Kopf dröhnte das Blut. Sie richtete sich auf und setzte lautlos die nackten Füße auf den Steinboden. Träumte sie? Zwar fühlte sie sich völlig wach, aber das klang doch wie eine Jungenstimme, wie…

Das Kratzen wurde ungeduldiger, hörte sich aber bald angstvoll an; was immer es war, dachte sie, mußte wirklich große Furcht haben, um derart zu kratzen … Ein wandernder Geist, etwas Heimatloses, das allein und verlassen in der stürmischen Nacht umherirrte und sein längst zu Staub zerfallenes Bett suchte?

Still wie Schnee schlich Rachel zur Tür. Ihr Herz klopfte mühsam. Der Wind in den Zinnen wurde leiser. Sie stand allein im Dunkel, um sie herum nur das Atmen der schlummernden Mägde und das erbarmungswürdige Kratzen an der Tür.

»*Bitte*«, begann die Stimme wieder, leise und schwach, »*ich habe Angst…*«

Rachel zeichnete ihre Brust mit dem *Baum*, packte den Riegel und zog ihn zurück. Obwohl sie damit ihre Entscheidung getroffen hatte, öffnete sie die Tür nur langsam; obwohl entschlossen, fürchtete sie sich doch vor dem, was sie erblicken würde.

Die einzelne Fackel am Ende des Ganges beschien matt die Umrisse einer mageren Gestalt, ihren Haarschopf, die vogelscheuchendürren Glieder. Das Gesicht, das sich ihr zuwandte, war geschwärzt wie nach einem Brand. Die erschrockenen Augen zeigten das Weiße.

»Hilf mir«, sagte das Wesen und stolperte durch die Tür in ihre Arme.

»Simon!« rief Rachel und spürte, wie ihr gegen alle Vernunft das Herz aufging. Er war zurückgekehrt, aus Feuer und Tod…

»Si Simon?« sagte der Junge, dem vor Erschöpfung und Schmerz die

Augen zufielen. »Simon ist tot. Er … er starb … in dem Feuer. Pyrates hat ihn … ermordet.«

Er sackte in ihren Armen zusammen. In Rachels Kopf drehte sich alles. Sie zog die schlaffe Gestalt in den Schlafsaal hinein, ließ den Jungen zu Boden gleiten und schob mit aller Kraft den Riegel vor. Dann machte sie sich auf die Suche nach eine Kerze. Spöttisch rief draußen der Wind; wenn andere Stimmen darin mitschrien, dann keine, die Rachel erkannte.

»Es ist Jeremias, der Wachszieherjunge«, sagte Sarrah staunend, als Rachel ihm das geronnene Blut vom Gesicht gewaschen hatte. Jeremias' Augen, die in dunklen Höhlen lagen, und seine zerkratzten Wangen gaben ihm fast das Aussehen eines runzligen Greises.

»Aber er war doch so rundlich«, antwortete Rachel. In ihrem Kopf brodelten die Worte des Jungen. Doch man mußte alles schön der Reihe nach erledigen. Was würden diese unnützen Mädchen von ihr denken, wenn sie jetzt völlig außer sich geriet? »Was kann ihm nur geschehen sein?« knurrte sie. »Er ist dürr wie ein Stecken.«

Alle Mägde hatten sich um sie versammelt, die Decken als Mäntel über den Nachthemden. Jael, längst nicht mehr so dick wie einst, seit die Arbeit, in die die noch vorhandenen Mädchen sich teilen mußten, so zugenommen hatte, starrte den bewußtlosen Jungen an. »Hieß es nicht, Jeremias sei davongelaufen?« fragte sie stirnrunzelnd. »Warum ist er wiedergekommen?«

»Sei nicht töricht«, versetzte Rachel und versuchte Jeremias das zerfetzte Hemd über den Kopf zu ziehen, ohne ihn aufzuwecken. »Wenn er weggerannt wäre, wie sollte er dann mitten in der Nacht wieder in den Hochhorst hineinkommen? Mit Flügeln?«

»Dann sagt uns doch, *wo* er gewesen ist«, bemerkte eines der anderen Mädchen. Es sagte viel über den Schock, den Jeremias' Erscheinung Rachel zugefügt hatte, daß diese Fast-Unverschämtheit von der Obersten der Kammerfrauen nicht des geringsten Kommentars gewürdigt wurde.

»Helft mir, ihn umzudrehen«, erklärte sie und entfernte vorsichtig das Hemd. »Wir legen ihn in … Oh! Elysia, Mutter Gottes!« Sie verstummte entsetzt. Neben ihr brach Sarrah in Tränen aus.

Der Rücken des Jungen war über und über mit tiefen, blutigen Striemen bedeckt.

»Mir wird … übel…«, murmelte Jael und schwankte beiseite.

»Sei nicht albern«, fauchte Rachel, die sich sofort wieder gefaßt hatte. »Spritz dir ein bißchen Wasser ins Gesicht und bring mir dann den Rest der Schüssel. Der nasse Lappen reicht für so etwas nicht. Und hol mir das

Laken von dem Bett, in dem Hepzibah geschlafen hat, und reiß es in Streifen zum Verbinden. Bei Rhiaps Schmerzen, muß ich denn alles selber machen?«

Sie brauchten das ganze Laken und noch ein Stück von einem anderen. Jeremias war auch an den Beinen ausgepeitscht worden.

Der Junge erwachte kurz vor Tagesanbruch. Eine Weile schweiften seine Blicke ziellos durch den Raum, ohne etwas zu erkennen, aber dann schien er wieder zu sich zu kommen. Sarrah, durch deren schlichtes Gesicht Trauer und Mitleid leuchteten, als wäre es aus Glas, gab ihm Wasser zu trinken.

»Wo bin ich?« fragte er endlich.

»Im Dienstbotenflügel, Junge«, antwortete Rachel energisch. »Wie du eigentlich wissen müßtest. Nun – was hast du angestellt?«

Benommen starrte er sie an. »Ihr seid Rachel der Drache«, erklärte er endlich. Müde und verängstigt, wie sie waren, und trotz der späten Stunde hatten die Mägde es schwer, sich ein Lächeln zu verbeißen. Erstaunlicherweise schien aber Rachel gar nicht wütend zu sein.

»Ja, ich bin Rachel«, bestätigte sie. »Wo bist du nun wirklich gewesen, Junge? Wir haben gehört, du seist ausgerissen.«

»Ihr habt mich für Simon gehalten«, sagte Jeremias verwundert und sah sich im Zimmer um. »Er war mein Freund – aber er ist doch tot, oder nicht? Bin ich auch tot?«

»Du bist nicht tot. Was hast du erlebt?« Rachel beugte sich vor, um Jeremias das wirre Haar aus den Augen zu streichen. Eine Sekunde lag ihre Hand an seiner Wange. »Jetzt bist du in Sicherheit. Erzähl uns alles.«

Es schien, als wolle er wieder einschlafen, aber dann schlug er erneut die Augen auf. Er sprach jetzt deutlicher als vorher. »Ich wollte wirklich ausreißen«, sagte er. »Als die Soldaten des Königs meinen Meister Jakob verprügelten und zum Tor hinausjagten, da wollte ich in der Nacht wegrennen. Aber die Wachen erwischten mich. Sie übergaben mich Inch.«

Rachels Gesicht wurde finster. »Diesem Tier.«

Jeremias riß die Augen auf. »Er ist schlimmer als jedes Tier. Er ist ein Teufel. Er sagte, ich sollte sein Lehrling sein, unten bei den Hochöfen … in den Schmieden. Er hält sich für den König dort unten.« Das Gesicht des Jungen verzog sich, und er brach jäh in Tränen aus. »Er sagt … er sagt, er wäre jetzt *Doktor* Inch. Er hat mich geschlagen und … und mißbraucht.«

Rachel tupfte ihm mit ihrem Tuch die Wangen ab. Die Mädchen schlugen das Zeichen des *Baumes*.

Jeremias' Schluchzen wurde leiser. »Es ist das Allerschlimmste auf der Welt … dort unten.«

»Du hast etwas gesagt, Junge«, mahnte Rachel mit fester Stimme. »Etwas über den Ratgeber des Königs … und Simon. Sag es noch einmal.«

Der Junge schlug groß die verweinten Augen auf. »Pryrates hat sie umgebracht. Simon und Morgenes. Der Priester ist mit Soldaten hingegangen. Morgenes hat gegen sie gekämpft, aber das Zimmer geriet in Brand, und Simon und der Doktor starben.«

»Und woher willst du das wissen?« fragte Rachel ein wenig grob. »Wie kann einer wie du so etwas wissen?«

»Pryrates hat es selbst gesagt. Er kommt nach unten zu Inch. Manchmal prahlt er nur herum, wie mit dem Tod von Morgenes. Manchmal hilft er Inch auch dabei … Leuten … w-weh zu tun.« Jeremias konnte kaum weitersprechen. »Manchmal … m-manchmal nimmt der Priester auch jemanden mit … nimmt sie mit, w-wenn er w-weggeht … Die kommen dann nicht w-wieder…« Er rang nach Atem. »Und noch andere … Dinge. Da unten sind noch andere … Dinge. Schreckliche Dinge. O Gott, bitte schickt mich nicht zurück.« Er umklammerte Rachels Handgelenk. »Bitte versteckt mich!«

Rachel versuchte ihr Entsetzen nicht zu zeigen. Absichtlich verdrängte sie Simon und diese neuen Enthüllungen aus ihren Gedanken, bis sie Zeit haben würde, allein und in Ruhe darüber nachzusinnen.

Aber trotz ihrer tapferen Selbstbeherrschung wuchs in Rachel ein kalter Haß, Haß, wie sie ihn nie zuvor empfunden hatte.

»Wir lassen nicht zu, daß sie dich holen«, versicherte sie, und ihr energischer Ton machte deutlich, daß jeder, der sich ihrem Willen widersetzte, das auf eigene, große Gefahr tat. »Wir werden dich … wir werden…« Sie verstummte einen Augenblick ratlos. Was sollten sie wirklich mit ihm anfangen? Hier im Dienstbotenquartier konnten sie den Jungen nicht lange verstecken, vor allem nicht, wenn er aus den Schmieden des Königs unter dem Hochhorst geflohen war.

»Was waren das für ›andere Dinge‹?« fragte Jael mit verwirrten braunen Kalbsaugen.

»Genug davon«, versetzte Rachel scharf, aber Jeremias gab bereits Antwort.

»Ich w-weiß es nicht genau«, erklärte er. »Da sind … Schatten, die sich bewegen. Schatten ohne Menschen dazu. Und Dinge, die da sind … und auf einmal nicht mehr da sind. Und Stimmen…« Er zitterte und starrte an

der Kerzenflamme vorbei in die dunkle Ecke des Raums. »Stimmen, die weinen … und singen … und … und…« Wieder füllten sich seine Augen mit Tränen.

»Schluß damit!« sagte Rachel streng, unzufrieden über sich selbst, weil sie den Jungen so lange hatte reden lassen. Ihre Zöglinge warfen einander unruhige Blicke zu, wie verschreckte Schafe.

*Elysia!* dachte sie, *das hat mir gerade noch gefehlt – mir meine letzten Mädchen aus der Burg weggraulen zu lassen.*

»Zuviel Gerede«, sagte sie laut. »Der Junge braucht Ruhe. Er ist so erschöpft und zerschlagen, daß er sich Sachen einbildet. Laßt ihn schlafen.«

Jeremias schüttelte matt den Kopf. »Ich sage die Wahrheit«, beharrte er. »Liefert mich nicht aus!«

»Das tun wir nicht«, versicherte Rachel. »Schlaf jetzt erst einmal. Wenn wir dich nicht verstecken können, werden wir uns etwas einfallen lassen, um dich aus dem Hochhorst herauszuschmuggeln. Dann kannst du zu deinen Verwandten gehen, wo immer sie auch sein mögen. Dieser einäugige Teufel Inch soll dich nicht zurückbekommen.«

»Und Pryrates auch nicht«, erwiderte Jeremias stockend und immer schläfriger. »Er … redet … mit … den … Stimmen…«

Gleich darauf war der Junge eingeschlafen. Seine vom Hunger ausgemergelten Züge sahen nicht mehr ganz so angstvoll aus. Rachel sah ihn an und fühlte, wie das Herz in ihrer Brust hart wurde wie Stein. Dieser Teufelspriester Pryrates! Dieser Mörder! Welche Pest hatte er über ihr Haus gebracht, welches Böse über ihren geliebten Hochhorst?

Und was hatte er ihrem Simon angetan?

Sie musterte ihre großäugigen Mägde mit strengem Blick. »Ihr solltet jetzt besser noch schlafen, soviel ihr könnt«, knurrte sie. »Ein bißchen Aufregung heißt nicht, daß es bei Sonnenaufgang keine Böden zu scheuern gibt.«

Als sie in ihre Betten gekrochen waren, blies Rachel die Kerze aus und legte sich mit ihren kalten Gedanken ebenfalls nieder. Draußen suchte der Wind noch immer einen Weg hineinzukommen.

Über der grauen Wolkendecke stieg die Morgensonne auf. Sie warf ein unbestimmtes Licht auf das wogende Grasland der Hoch-Thrithinge, konnte jedoch die Feuchtigkeit aus den endlosen Meilen voller Präriegras und Heidekraut nicht vertreiben. Deornoth war naß bis an die Oberschenkel

und hatte das Marschieren gründlich satt.

Die Thrithing-Männer hielten zum Essen nicht an, sondern verpflegten sich im Reiten mit getrocknetem Fleisch und Obst aus ihren Satteltaschen. Die Gefangenen bekamen nichts. Nur einmal am Vormittag gestattete man ihnen eine kurze Rast. Deornoth und Josua nutzten diese Zeit, um ihre Gefährten leise nach dem Verbleib Varas zu fragen. Niemand hatte sie fortgehen sehen, obwohl Geloë sagte, sie hätte Vara geweckt, als sie die Reiter kommen hörte.

»Sie ist auf diesem Land geboren«, erklärte die Zauberfrau dem Prinzen. »Ich würde mir nicht allzuviel Sorgen um sie machen.« Doch Geloës eigenes Gesicht machte einen durchaus besorgten Eindruck.

Hotvig und seine Männer scheuchten Josuas Schar nach allzukurzer Ruhe wieder auf die Beine, und der Marsch ging weiter. Von Nordwesten begann Wind aufzukommen, zunächst schwach, dann immer stärker, bis die Bänder an den Sätteln der Thrithing-Männer wie Turnierwimpel knatterten und die hohen Grashalme sich bis zum Boden neigten. Mühsam stapften die Gefangenen voran und zitterten in ihren nassen Kleidern.

Bald zeigten sich Anzeichen von Besiedlung. Auf den flachen Hügeln grasten kleine Viehherden, bewacht von einzelnen Reitern. Als die Sonne sich ihrem mittäglichen Scheitelpunkt näherte, wurden die Viehherden, an denen sie vorüberkamen, größer und die Abstände zwischen ihnen kleiner, bis die Gefangenen endlich, immer entlang dem gewundenen Lauf eines Nebenflusses des Ymstrecca, mitten durch eine ungeheure Ansammlung von Tieren zogen. Die riesige Herde schien sich von Horizont zu Horizont zu erstrecken und bestand meist aus den üblichen Rindern, unter denen jedoch auch zottige Bisons und Stiere mit langen, gebogenen Hörnern weideten. Sie hoben die Köpfe und glotzten die vorüberstolpernden Gefangenen trübe an. Ihre Mäuler kauten ernsthaft vor sich hin.

»Ganz offensichtlich folgen diese Leute Geloës Ratschlägen über das Gemüseessen nicht«, bemerkte Deornoth. »Hier steht genug Fleisch auf dem Huf, um ganz Osten Ard zu ernähren.«

Er warf dem Prinzen einen hoffnungsvollen Blick zu, aber Josua lächelte nur müde.

»Aber es sind viel Kränkliche darunter«, erklärte Gutrun. Während der häufigen Abwesenheit ihres Mannes verwaltete sie den herzoglichen Hof und Haushalt in Elvritshalla mit fester Hand und war mit Recht der Ansicht, etwas von Viehzucht zu verstehen. »Seht, es gibt auch für eine so ungeheuer große Herde viel zuwenig Kälber.«

Einer der Reiter, der zugehört hatte, stieß ein verächtliches Schnauben aus, als wollte er seine Verachtung für die Meinung von Gefangenen ausdrücken, aber ein anderer nickte und sagte: »Es ist ein schlechtes Jahr. Viele Kühe sterben beim Kalben. Andere fressen und nehmen doch nicht zu.« Der Bart des Thrithing-Mannes flatterte im Wind. »Ein schlechtes Jahr«, wiederholte er.

Hier und da standen mitten unter der großen Herde im Kreis angeordnete Wagen, ringsum von Zäunen aus hastig eingeschlagenen Pfosten umgrenzt. Die Wagen bestanden aus Holz und hatten große, hohe Räder. Im übrigen sah jeder anders aus. Manche waren so hoch wie zwei oder drei Männer, kleine Häuser auf Rädern, mit Holzdächern und Fensterläden. Andere bestanden fast nur aus einem Wagenboden mit einem tuchbespannten Schutzdach darüber, dessen Stoff in der steifen Brise wogte und knallte. In vielen dieser Einfriedungen spielten Kinder oder schossen drinnen und draußen zwischen den wimmelnden, gutmütigen Rindern umher. Auf einigen Koppeln grasten Pferde, und es waren nicht nur Zugpferde und Wagengäule. Viele hatten schlanke Glieder und wilde Mähnen, und selbst von ferne ließ sich erkennen, daß etwas in ihrem Gang lag, das so leicht und stark war wie geschmiedeter Stahl.

»Ach Gott, wenn wir nur ein paar von diesen Tieren hätten«, meinte Deornoth sehnsüchtig. »Aber wir besitzen nichts zum Handeln. Ich bin das Marschieren gründlich leid.«

Josua betrachtete ihn mit einem Anflug säuerlichen Humors. »Wir können von Glück sagen, wenn wir hier mit dem Leben davonkommen, Deornoth, und du hoffst auf ein paar Schlachtrösser? Ich hätte lieber deine Zuversicht als ihre Gäule.«

Als die Gefangenen und ihre Bewacher weiter nach Süden gelangten, wuchsen die verstreuten Wagenburgen immer dichter zusammen, eng gedrängt wie Pilze nach einem Herbstregen. Gruppen von Berittenen kamen und gingen zwischen den Lagern; mit einigen von ihnen tauschten Josuas Begleiter Bemerkungen aus. Bald standen die Wagen so nahe beieinander, daß es den Gefangenen vorkam, als wanderten sie durch eine Stadt ohne Straßen.

Endlich erreichten sie eine besonders große Einfriedigung, deren Pfosten mit Zierrat aus glänzendem Metall und poliertem Holz geschmückt waren, der im Wind klapperte. Die meisten der Reiter bogen jetzt ab, nur der Anführer Hotvig und sechs oder sieben andere führten die Schar des Prinzen durch ein Schwingtor in das Innere. Dort gab es mehrere abgetrennte Be-

reiche, von denen einer rund zwanzig sehr schöne Pferde, ein anderer ein halbes Dutzend fette, glänzende Jungkühe beherbergte. In einer besonderen Umzäunung stand ein riesiger Hengst, in dessen zottige Mähne rote und goldene Bänder geflochten waren. Als sie Vorbeikamen, hatte das gewaltige Tier die Nase am Boden und sah nicht auf. Der Hengst war ein Herrscher, der das Angestarrtwerden mehr gewöhnt war als das eigene Anstarren. Die Männer, die Josua und seine Leute führten, berührten im Vorübergehen ehrfürchtig die Augen mit der Hand.

»Es ist ihr Stammestier«, sagte Geloë zu niemand im besonderen.

Am äußersten Ende des Lagers stand ein großer Wagen mit breiten Rädern und dicken Speichen, von dessen Dachspitze ein Banner mit einem goldenen Pferd wehte. Davor saßen zwei Gestalten, ein großer Mann und ein junges Mädchen. Das Mädchen war damit beschäftigt, den langen Bart des Mannes in zwei dicke Zöpfe zu flechten, die ihm bis auf die Brust hingen. Trotz seines Alters – er schien auf gute sechzig Sommer im Grasland zurückblicken zu können – wies das lange schwarze Haar des Mannes nur wenige silberne Strähnen auf, und die breiten Schultern zeigten kraftvolle Muskeln. Mit den großen Händen, die von Ringen und Armbändern strotzten, hielt er eine Schale auf dem Schoß fest.

Die Reiter hielten an und stiegen ab. Hotvig trat vor und nahm vor ihm Aufstellung.

»Mark-Than, wir haben Eindringlinge gefangen, die ohne deine Erlaubnis durch die Feluwelt wanderten: sechs Männer, zwei Frauen und ein Kind.«

Der Mark-Than musterte die Gefangenen von Kopf bis Fuß. Ein breites, schiefzahniges Grinsen trat auf sein Gesicht. »Prinz Josua Ohnehand«, sagte er ohne jede Überraschung. »Bist du nun, da dein Steinhaus gefallen ist, gekommen, um unter dem Himmel zu leben wie ein Mann?« Er nahm einen tiefen Zug aus der Schale, leerte sie, gab sie dem Mädchen und winkte ihr, sich zu entfernen.

»Fikolmij«, sagte Josua mit düsterer Heiterkeit. »Du bist jetzt also Mark-Than.«

»Als der Tag des Wählens kam, wollte von allen Häuptlingen nur Blehmunt gegen mich stehen. Ich zerbrach seinen Schädel wie ein Ei.« Fikolmij lachte, strich sich den frischgeflochtenen Bart, hielt dann jedoch inne und senkte die Brauen wie ein gereizter Stier. »Wo ist meine Tochter?«

»Wenn das junge Ding da dir gehört, so hast du sie gerade fortgeschickt«, erwiderte Josua.

Fikolmij ballte zornig die Faust und lachte dann wieder. »Albernheiten, Josua. Du weißt, wen ich meine. Wo ist sie?«

»Ich werde dir die Wahrheit sagen«, erklärte Josua. »Ich weiß nicht, wo Vara sich aufhält.«

Der Mark-Than betrachtete ihn nachdenklich. »Nun gut«, sagte er schließlich. »Du stehst nicht mehr so hoch in der Welt wie damals, Steinhäusler. Du bist ein Eindringling in die Freien Thrithinge und ein Töchterdieb dazu. Vielleicht wirst du mir besser gefallen, wenn deine andere Hand auch weg ist. Ich werde es mir überlegen.« Er hob die behaarte Pranke und winkte Hotvig nachlässig zu. »Sperr sie in eine der Stierkoppeln, bis ich entscheide, wer aufgeschlitzt wird und wen ich behalte.«

»Barmherziger Ädon, errette uns«, murmelte Vater Strangyeard.

Der Mark-Than lachte in sich hinein und strich sich eine vom Wind verwehte Haarlocke aus dem Auge. »Und gib diesen Stadtratten ein paar Decken und etwas zu essen, Hotvig. Sonst könnte die Nachtluft sie umbringen und mir meinen Spaß verderben.«

Josua und seine Begleiter wurden mit gezückter Speerspitze fortgeführt. Fikolmij drehte sich um und brüllte nach dem Mädchen, das ihm neuen Wein bringen sollte.

# XIV

## Eine Krone aus Feuer

Noch während er träumte, wußte Simon, daß es ein Traum war. Es fing gar nicht weiter aufregend an: Simon lag oben auf dem großen Heuboden des Hochhorstes, versteckt in kitzelnden Halmen, und hörte den vertrauten Gestalten von Shem Pferdeknecht und Ruben dem Bären, dem Schmied der Burg, bei ihrem gedämpften Gespräch zu. Ruben, dessen dicke Arme vor Schweiß glänzten, hämmerte krachend auf ein rotglühendes Hufeisen ein.

Plötzlich nahm der Traum eine seltsame Wendung. Rubens und Shems Stimmen veränderten sich, bis sie überhaupt nicht mehr nach ihren ursprünglichen Besitzern klangen. Simon konnte die Unterhaltung zwar jetzt deutlich hören, aber der Schmiedehammer, der auf das schimmernde Eisen heruntersauste, war stumm.

»… *Aber ich habe doch alles getan, was Ihr verlangt habt*«, erklärte Shem plötzlich in einem merkwürdig schnarrenden Ton. »*Ich habe Euch König Elias zugeführt.*«

»*Du bist zu anmaßend*«, erwiderte Ruben. Seine Stimme hatte mit nichts Ähnlichkeit, das Simon je gehört hatte; sie war kalt und fern wie der Wind in einem hohen Gebirgspaß. »*Du weißt nichts von dem, was wir wirklich wollen … was ER will.*« Es war nicht allein die *Stimme* des Schmiedes, mit der irgend etwas nicht so war, wie es sein sollte – etwas Falsches ging von ihm aus, als verstecke sich ein tiefer, grundloser See unter einer dünnen Eisschicht. Wie konnte Ruben ihm so bösartig vorkommen, auch wenn es nur im Traum war – der freundliche Ruben mit seiner langsamen Sprechweise?

Auf Shems gefurchtem Gesicht stand ein munteres Lächeln, aber seine Worte klangen angespannt. »*Das ist mir gleich. Ich werde alles tun, was ER wünscht. Es ist nur eine geringe Gegengabe, um die ich bitte.*«

»*Du erbittest sehr viel mehr, als jeder andere Sterbliche zu fordern wagen würde*«, versetzte Ruben. »*Du erdreistest dich nicht nur, die Rote*

*Hand anzurufen, sondern du besitzt auch die Keckheit, Gunstbezeigungen zu verlangen.*« Er war kalt und achtlos wie Friedhofserde. »*Du weißt nicht einmal, um was du bittest. Ein Kind bist du, Priester, das nach glänzenden Dingen greift, nur weil es sie hübsch findet. Du könntest dich an einer scharfen Kante schneiden und merken, daß du verblutest.*«

»*Das ist mir gleich.*« Shem sprach mit nachtwandlerischer Sicherheit. »*Es ist mir gleich. Lehre mich die Worte der Verwandlung. Der Dunkle Herr schuldet mir etwas … er ist mir verpflichtet…*«

Ruben warf in wildem Auflachen den Kopf in den Nacken. Eine Krone aus Feuer schien jäh um seinen Kopf zu lodern. »*Verpflichtet?*« keuchte er. Seine Erheiterung hatte einen schaurigen Klang. »*Unser Meister? Dir?*« Wieder lachte er, und die Haut des Schmiedes begann Blasen zu werfen. Kleine Rauchwolken stiegen auf und zerplatzten, als Rubens Fleisch verbrannte und sich abschälte, bis nur ein zuckender Flammenkern zurückblieb, der im rötlichen Licht aufflackerte wie eine vom Wind gefächelte Kohle. »*Du wirst dabei sein, wenn er endgültig triumphiert. Das ist eine höhere Belohnung, als die meisten Sterblichen erwarten dürfen.*«

»*Bitte!*« Im Augenblick, als Ruben aufflammte, hatte Shem zu schrumpfen begonnen, war klein und grau geworden wie verkohltes Pergament. Er wedelte mit den winzigen, auseinanderbröckelnden Armen. »*Bitte, o Unsterblicher, ich bitte Euch.*« Seine Stimme war eigenartig leicht und hatte einen Unterton von Verschlagenheit. »*Ich werde um nichts weiter bitten – ich werde den Namen des Dunklen nie wieder nennen. Lehrt mich das Wort.*«

Wo Ruben gestanden hatte, glühte lebendiges Feuer. »*Nun gut, Priester. Vielleicht ist es kein großes Wagnis, dir dieses gefährliche, aber endgültige Spielzeug anzuvertrauen. Schon bald wird dem Herrn über alles diese Welt wieder gehören … es gibt nichts, das du dagegen tun könntest. Wohlan, ich will dich das Wort lehren, aber der Schmerz wird groß sein.*

*Jede Verwandlung hat ihren Preis.*« Wieder gluckste die unirdische Stimme vor Lachen. »*Du wirst laut schreien.…*«

»*Das ist mir gleich!*« rief Shem, und seine Aschengestalt löste sich in wirbelnder Dunkelheit auf; mit ihm die düstere Schmiede und der Heuboden selbst. »*Das ist mir gleich! Ich muß es wissen!*« Und dann war auch das glühende Wesen, das wie Ruben ausgesehen hatte, nur noch ein Lichtpunkt in der Schwärze … ein Stern …

Atemlos wachte Simon auf. In seiner Brust hämmerte das Herz. Über ihm stand ein einzelner Stern und spähte durch ein Loch im Dach ihres

Unterstands wie ein blauweißes Auge auf ihn herunter.

Binabik hob den Kopf von Qantaqas zottigem Hals. Der Troll, noch halb im Schlaf, gab sich große Mühe, wach zu werden. »Was ist, Simon?« fragte er. »Hattest du einen Traum voller Furcht?«

Simon schüttelte den Kopf. Seine Angst ließ bereits ein wenig nach, aber er war überzeugt, daß der Traum mehr als nur eine nächtliche Phantasie gewesen war. Es war gewesen, als hätte neben ihm wirklich eine Unterhaltung stattgefunden, ein Gespräch, das sein Geist im Schlaf fein säuberlich mit dem Inhalt seines Traums verknüpft hatte – ein ganz alltägliches Vorkommnis, wie er es schon oft erlebt hatte. Seltsam und beängstigend war nur, daß es niemanden gab, der da gesprochen hatte: Sludig schnarchte, und Binabik war offensichtlich gerade erst im Begriff, wach zu werden.

»Ach, nichts«, sagte Simon und bemühte sich energisch um Gelassenheit. Er kroch zur Vorderseite des Unterstandes, wobei er Rücksicht auf die blauen Flecke vom Stockfechten des vorigen Abends nahm, und steckte den Kopf hinaus, um sich umzuschauen. Der eine Stern, den er gesehen hatte, befand sich in großer Gesellschaft – eine Vielzahl winziger weißer Lichter bedeckte wie hingesprüht den Nachthimmel. Ein frischer Wind hatte die Wolken verjagt, die Nacht war klar und kalt, und die ununterbrochene Eintönigkeit der Weißen Öde dehnte sich nach allen Seiten. Nichts Lebendiges außer ihnen zeigte sich unter einem elfenbeinernen Mond.

Also war es doch nur ein Traum gewesen, ein Traum darüber, wie wohl der alte Shem Pferdeknecht mit Pryrates' krächzender Stimme sprechen würde und Ruben der Bär mit der Grabesstimme von etwas, das es auf Gottes lebendiger Erde gar nicht gab…

»Simon?« fragte Binabik schläfrig. »Hast du …?«

Er *hatte* Angst, aber wenn er ein Mann sein sollte, konnte er nicht vor jedem schlechten Traum weglaufen und sich an irgendeiner Schulter ausweinen. »Alles in Ordnung.« Zitternd krabbelte er zurück auf seinen Mantel. »Mir geht es gut.«

*Aber es war so wirklich. So wirklich. Als redeten sie in meinem Kopf.*

Sie hatten sich die bruchstückhafte Botschaft des Silbersperlings zu Herzen genommen und ritten jeden Tag vom frühen Morgen bis in den späten Abend, um dem herannahenden Sturm so lange wie möglich aus dem Weg zu gehen. Simons Kampfspiele mit Sludig fanden jetzt bei Feuerschein statt, so daß er vom Augenblick des Aufstehens bis zum Ende des Tages, wenn er erschöpft in Schlummer fiel, kaum einen Augenblick für sich allein hatte. Die Tage des Rittes verliefen in immer gleichem Einerlei: die

endlosen, buckligen weißen Felder, das dunkle Gewirr verkrüppelter Bäume, die betäubende Hartnäckigkeit des Windes. Simon war dankbar dafür, daß sein Bart immer dichter wuchs; ohne ihn, dachte er oft, würde der gnadenlose Wind ihm das Gesicht bis auf die Knochen abscheuern.

Das Antlitz des Landes schien der Wind bereits abgescheuert zu haben, wobei wenig Bemerkenswertes oder Herausgehobenes übriggeblieben war. Wäre der Waldstreifen am Horizont nicht jeden Tag breiter geworden, hätte Simon glauben können, sie brächen jeden Morgen aufs neue von demselben kalten, öden Ort auf. Trübe dachte er an sein warmes Bett auf dem Hochhorst und kam zu dem Entschluß, selbst wenn der Sturmkönig persönlich in die Burg einzöge, begleitet von einem Gefolge, zahlreich wie Schneeflocken, würde er, Simon, mit Vergnügen im Dienstbotenflügel wohnen bleiben. Verzweifelt sehnte er sich nach einem Zuhause. Er war schon fast soweit, daß er eine Matratze in der Hölle angenommen hätte, wäre der Teufel nur bereit, ihm noch ein Kissen zu leihen.

Als die Tage vergingen, wurde der Sturm in ihrem Rücken immer stärker, eine schwarze Säule, die unheilverkündend in den nordwestlichen Himmel ragte. Große Wolkenarme umklammerten das Firmament wie die Äste eines himmelumspannenden Baumes. Dazwischen flackerten Blitze.

»Besonders schnell kommt er nicht voran«, meinte Simon eines Tages, während sie ihr karges Mittagsmahl einnahmen. Seine Stimme klang ängstlicher, als ihm lieb war.

Binabik nickte. »Er wächst, aber er breitet sich nur langsam aus. Das ist etwas, für das wir dankbar sein müssen.« Er machte einen ungewöhnlich mutlosen Eindruck. »Je langsamer er sich bewegt, desto länger fallen wir nicht unter seinen Schatten – denn ich denke, wenn er kommt, wird er eine Dunkelheit mitbringen, die nicht wieder vergeht wie bei einem gewöhnlichen Unwetter.«

»Was meinst du damit?« Das Zittern in Simons Stimme war nicht mehr zu überhören.

»Dies ist nicht nur ein Sturm mit Schnee und Regen«, erläuterte Binabik bedächtig. »Mein Gedanke ist, daß er dazu bestimmt ist, Furcht zu verbreiten, wohin er kommt. Er steigt auf von Sturmspitze, und er sieht aus, als sei er voller Unnatürlichkeit.« Er hob entschuldigend die Hände. »Er wird stärker, aber wie du gesagt hast, nicht mit großer Schnelligkeit.«

»Ich weiß nichts von solchen Dingen«, bemerkte Sludig, »aber ich muß euch gestehen, froh zu sein, daß wir die Öde bald hinter uns haben. Ich möchte mich hier nicht auf freiem Feld von irgendeinem Unwetter überra-

schen lassen, und das dahinten macht einen wirklich unangenehmen Eindruck.« Er spähte nach Süden. »In zwei Tagen haben wir den Aldheorte erreicht. Dort werden wir einigermaßen geschützt sein.«

Binabik seufzte. »Hoffentlich hast du recht. Aber ich fürchte, daß es gegen diesen Sturm keinen Schutz gibt – oder daß der Schutz aus etwas anderem bestehen muß als aus Waldbäumen oder Hausdächern.«

»Meinst du die Schwerter?« erkundigte Simon sich leise.

Der kleine Mann zuckte die Achseln. »Vielleicht. Wenn wir sie alle drei finden, läßt sich der Winter vielleicht eine Speerlänge von uns zurückhalten oder sogar vertreiben. Aber zuerst müssen wir den Ort erreichen, den Geloë uns genannt hat. Sonst machen wir uns nur Sorgen um Dinge, die wir nicht ändern können, und das ist Torheit.« Er schaffte ein Lächeln. »›Wenn du keine Zähne mehr hast‹, sagen wir Qanuc, ›genieß den Brei‹.«

Am nächsten Morgen, ihrem siebten in der Öde, kam das schlechte Wetter mit Macht. Zwar blieb der Sturm im Norden immer noch nur ein tintenschwarzer Fleck, der den fernen Horizont verunzierte, aber über ihnen waren stahlgraue Wolken aufgezogen, deren Ränder der immer steifer wehende Wind in rußige Fetzen zerrissen hatte. Mittags, als die Sonne gänzlich hinter diesem tristen Bahrtuch verschwunden war, fing es heftig zu schneien an.

»Das ist ja fürchterlich!« schrie Simon, die Augen gegen die stechenden Graupeln zusammengekniffen. Trotz der schweren Lederhandschuhe wurden seine Finger schon allmählich taub. »Wir sehen ja gar nichts mehr! Wollen wir nicht anhalten und uns einen Unterschlupf suchen?«

Binabik, ein kleiner verschneiter Schatten auf Qantaqas Rücken, drehte sich um und rief: »Wenn wir noch ein Stück weiterreiten, erreichen wir das Wegkreuz!«

»Wegkreuz?« brüllte Sludig. »Hier in der Wildnis?«

»Kommt näher!« schrie Binabik. »Ich erkläre es euch!«

Simon und der Rimmersmann lenkten ihre Pferde dichter an die voranschreitende Wölfin. Binabik hielt die Hand an den Mund; dennoch drohte das Heulen des Windes ihm die Worte von den Lippen zu reißen. »Unweit von hier, ist meine Vermutung, stößt diese Alte Tumet'ai-Straße auf den Weißen Weg, der am Nordrand des Waldes entlangführt. Vielleicht finden wir am Wegkreuz einen Unterschlupf oder wenigstens dichter beieinanderstehende Bäume, denn der Wald ist dort schon näher. Wir sollten noch eine Weile weiterreiten. Wenn es an der Kreuzung nichts für uns gibt, müssen

wir eben auch so unser Lager aufschlagen.«

»Wenn wir nur anhalten, bevor es dunkel wird, Troll«, grölte Sludig. »Du bist zwar schlau, aber es kann sein, daß auch deine Schlauheit uns in diesem Schneesturm kein anständiges Lager verschafft, wenn es schon finster ist. Nachdem ich in letzter Zeit soviel Irrsinn überlebt habe, will ich nicht im Schnee verrecken wie eine verirrte Kuh!«

Simon sagte gar nichts, sondern sparte seine Kräfte, um sein ganzes Elend besser würdigen zu können. Ädon, wie kalt es war! Würde dieser Schnee denn niemals aufhören?

Den ganzen trüben eisigen Nachmittag ritten sie weiter. Simons Stute stapfte langsam vorwärts, knöcheltief in frischen Schneewehen. Er lehnte den Kopf dicht an ihre Mähne, um sich vor dem Wind zu schützen. Die Welt schien so formlos und weiß wie das Innere eines Mehlfasses und kaum einladender.

Sonne war überhaupt nicht mehr zu sehen. Trotzdem zeigte ein Trüberwerden des ohnehin kargen Lichtes an, daß sich der Tag rasch dem Ende zuneigte. Binabik schien jedoch nach wie vor nicht anhalten zu wollen. Als sie das nächste Mal an einem der wenig vertrauenerweckenden Immergrün-Gehölze vorbeiritten, hielt Simon es nicht länger aus.

»Binabik, ich erfriere!« schrie er zornig über den Wind hinweg. »Und es wird dunkel! Schon wieder sind wir an einer Baumgruppe vorbeigekommen und trotzdem weitergeritten. Es ist fast Nacht! Bei Gottes blutigem *Baum*, ich reite keinen Schritt weiter!«

»Simon«, begann Binabik und strengte sich an, einen besänftigenden Ton in seine Stimme zu legen, was schwierig war, weil er aus vollem Halse schreien mußte.

»Da ist etwas auf der Straße!« unterbrach ihn ein heiseres Aufbrüllen Sludigs. »*Vaer!* Vor uns! Ein Troll!«

Binabik spähte. »Es ist nichts dergleichen«, kreischte er empört. »Kein Qanuc wäre so töricht, bei solchem Wetter allein herumzuwandern!«

Simon starrte hinaus in die wirbelnde graue Dämmerung. »Ich sehe nichts.«

»Ich auch nicht.« Binabik klopfte sich den Schnee aus dem Kapuzenfutter.

»Aber ich habe etwas gesehen«, grollte Sludig. »Ich mag ja schneeblind sein, aber ich bin nicht verrückt.«

»Ein Tier, höchstwahrscheinlich«, meinte der Troll. »Oder, wenn wir

Unglück haben, einer von den Gräbern, der für die anderen auf Kundschaft ausgeht. Vielleicht ist es wirklich Zeit, daß wir uns einen Unterstand bauen und ein Feuer anzünden, wie du gesagt hast, Simon. Gerade vor uns steht eine Baumgruppe, die uns vielleicht besseren Schutz bietet. Dort, hinter der Kuppe.«

Die Gefährten suchten sich die geschützteste Stelle aus, die sie finden konnten. Simon und Sludig flochten Zweige als Windschutz zwischen die Bäume, während Binabik mit Hilfe seines gelben Feuerpulvers feuchtes Holz in Brand setzte, um Wasser für eine Brühe zu kochen. Das Wetter war so gnadenlos kalt und grausam, daß sie sich, kaum daß sie die dünne Suppe miteinander geteilt hatten, in ihre Mäntel rollten und zitternd dalagen. In dem lauten Wind hätte man sich nur schreiend unterhalten können. Trotz der Nähe seiner Freunde fühlte Simon sich mit seinen tristen Gedanken allein, bis er endlich einschlief.

Simon erwachte, Qantaqas dampfenden Atem im Gesicht. Die Wölfin winselte und stieß ihn mit dem dicken Kopf an, bis sie ihn halb auf die Seite gerollt hatte. Er setzte sich auf und blinzelte in die matten Strahlen der Morgensonne, die in das Gehölz sickerten. Hinter den zusammengeflochtenen Zweigen hatten sich Schneewehen gebildet, deren Wall den Wind nicht eindringen ließ, so daß der Rauch von Binabiks Lagerfeuer fast senkrecht in die Höhe steigen konnte.

»Guten Morgen, Simon-Freund«, sagte der Troll. »Wir haben den Sturm überlebt.«

Simon schob Qantaqas Kopf sanft aus seinen Rippen fort. Sie gab einen enttäuschten Laut von sich und entfernte sich nach rückwärts. Ihre Schnauze war rotgesprenkelt.

»Sie ist schon den ganzen Morgen unruhig«, lachte Binabik. »Ich glaube aber, daß die vielen erfrorenen Eichhörnchen und Vögel und anderen von den Bäumen gefallenen Tiere sie gut gespeist haben.«

»Wo ist Sludig?«

»Er kümmert sich um die Pferde.« Binabik schürte das Feuer. »Ich habe ihn überzeugt, daß es besser ist, sie weiter unten ins freie Feld zu bringen, damit sie hier nicht auf mein Frühstück oder dein Gesicht treten.« Er hob eine Schale hoch. »Das ist der letzte Rest der Brühe. Nachdem unser Trokkenfleisch beinahe zu Ende ist, empfehle ich dir, ihn zu genießen. Wenn wir uns auf unsere eigene Jagd verlassen müssen, werden die Mahlzeiten wohl etwas magerer ausfallen.«

Simon wischte sich schnatternd vor Kälte eine Handvoll Schnee aus dem

Gesicht. »Sind wir denn nicht bald am Wald?«

Geduldig hielt ihm Binabik nochmals die Schale hin. »Doch, aber wir sollten lieber am Waldrand weiterreiten, als in sein Inneres vorzudringen. Es ist ein etwas umständlicherer Weg, aber weniger zeitraubend, weil wir uns nicht erst durch Unterholz vorarbeiten müssen. Außerdem gibt es vielleicht in diesem erfrorenen Sommer kaum Tiere, die nicht in ihren Höhlen und Nestern liegen und schlafen. Wenn du mir also diese Suppe nicht bald abnimmst, werde ich sie selbst austrinken. Ich habe genauso wenig für das Verhungern übrig wie du, aber viel mehr Vernunft im Kopf.«

»Entschuldige. Danke.« Simon beugte sich tief über die Schale und sog tief und genüßlich den aufsteigenden Duft ein, bevor er trank.

»Wenn du fertig bist«, schniefte der Troll, »könntest du die Schale saubermachen. Eine reinliche Schale ist auf einer Reise von solcher Gefährlichkeit etwas höchst Üppiges.«

Simon lächelte. »Du hörst dich an wie Rachel der Drache.«

»Ich bin dieser Drachen-Rachel nicht begegnet«, sagte Binabik, stand auf und klopfte sich den Schnee von der Hose, »aber wenn sie für dich verantwortlich war, muß sie eine Frau von großer Geduldigkeit und Güte gewesen sein.«

Simon kicherte.

Spät am Morgen erreichten sie das Wegkreuz. Nur ein hagerer Finger aus Stein, der senkrecht aus dem gefrorenen Boden aufragte, bezeichnete die Begegnung der beiden Straßen. Graugrüne, anscheinend frostunempfindliche Flechten klammerten sich grimmig an ihm fest.

»Die Alte Tumet'ai-Straße geht durch den Wald.« Binabik deutete auf die kaum wahrnehmbare Linie der Südstraße, die sich in einem Fichtengehölz verlor. »Weil ich fürchte, daß sie nicht mehr benutzt wird und darum wahrscheinlich völlig zugewachsen ist, sollten wir lieber dem Weißen Weg folgen. Vielleicht stoßen wir auf ein paar verlassene Siedlungen, in denen sich möglicherweise noch Vorräte befinden.«

Der Weiße Weg erwies sich als etwas neuer als die Straße aus dem uralten Tumet'ai. Es gab ein paar Anzeichen kürzlicher menschlicher Anwesenheit – ein verrosteter und zerbrochener Radring aus Eisen, der neben der Straße an einem Ast hing, auf den ihn sicher ein erboster Wagenbesitzer geschleudert hatte; eine angespitzte Speiche, die vielleicht als Zeltpfahl gedient hatte und jetzt weggeworfen am Wegrand lag; ein halb zugeschneiter Kreis aus angekohlten Steinen.

»Wer mag hier draußen leben?« fragte Simon. »Warum gibt es über-

haupt eine Straße?«

»Früher standen östlich des Klosters von Sankt Skendi mehrere kleine Siedlungen«, antwortete Sludig. »Du erinnerst dich doch noch an Sankt Skendi – der unter dem Schnee begrabene Ort, an dem wir auf unserem Weg zum Drachenberg vorbeikamen. Es gab sogar ein paar kleine Städte – Sovebek, Grinsaby, noch einige mehr, an die ich mich erinnere. Ich meine auch, daß vor etwa einem Jahrhundert die Leute, die von den Thrithingen nach Norden reisten, diesen Weg um den großen Wald herum wählten, so daß es vielleicht auch ein paar Herbergen gegeben hat.«

»In den Tagen vor mehr als einem Jahrhundert«, fiel Binabik ein, »reisten viele in diesem Teil der Welt. Wir Qanuc – zumindest manche von uns – zogen im Sommer weiter nach Süden, manchmal bis an die Grenzen der Tiefländer. Auch die Sithi kamen auf ihren Wanderungen überall hin. Erst jetzt in dieser späten und traurigen Zeit hat das Land hier seine Stimmen verloren.«

»Jetzt macht es jedenfalls einen leeren Eindruck«, meinte Simon. »Wahrscheinlich *kann* hier niemand mehr leben.«

Sie folgten den kurzen Nachmittag lang dem gewundenen Lauf der Straße. Hier am Rande des Waldes standen die Bäume allmählich dichter, manchmal so nah an der Straße, daß es den Gefährten vorkam, als ritten sie bereits im Inneren des Aldheorte, ohne eigentlich hineingewollt zu haben. Endlich gelangten sie zu einem weiteren hohen Stein, der ganz allein und schief am Straßenrand stand, ohne daß ein Kreuzweg oder eine andere Landmarke zu erkennen gewesen wäre. Sludig stieg ab, um ihn genauer zu untersuchen.

»Es sind Runen darauf, aber schwach und verwittert.« Er kratzte ein Stückchen weit das gefrorene Moos ab. »Ich glaube, hier steht, daß Grinsaby in der Nähe ist.« Er blickte auf und lächelte in den bereiften Bart. »Vielleicht ein Ort mit einigen Dächern, wenn schon sonst nichts. Das wäre eine nette Abwechslung.« Sein Schritt war etwas federnder geworden, als der Rimmersmann wieder in den Sattel sprang. Auch Simon faßte neuen Mut. Selbst eine verlassene Stadt war um vieles besser als die trostlose Öde.

Wieder fielen ihm die Worte aus Binabiks Lied ein. *In kalte Schatten bist du versunken* … Eine Sekunde lang fühlte er brennende Einsamkeit. Vielleicht war die Stadt doch nicht verlassen. Vielleicht gab es eine Herberge mit einem Feuer und etwas zu essen …

Während er so seiner Sehnsucht nach den Bequemlichkeiten der Zivili-

sation nachhing, verschwand die Sonne endgültig hinter dem Wald. Der Wind frischte auf, und die frühe Dämmerung des Nordens senkte sich auf sie herab.

Der Himmel war noch nicht ganz dunkel, aber die verschneite Landschaft hatte sich blau und grau gefärbt und sog die Schatten auf wie ein mit Tinte getränkter Lappen. Simon und seine Gefährten wollten gerade anhalten und ihr Lager aufschlagen. Mit lauten Stimmen, die den eintönigen Wind überschrien, besprachen sie das Wo und Wie. Da erreichten sie die ersten Gebäude von Grinsaby.

Als wollten sie selbst Sludigs bescheidene Hoffnungen zunichte machen, waren die Dächer der verlassenen Hütten unter der Schneelast eingestürzt. Koppeln und Gärten waren seit langem ungepflegt und lagen knietief unter wirbelndem Weiß. Simon hatte auf seiner Fahrt durch den Norden so viele verlassene Städte gesehen, daß er sich nur schwer vorstellen konnte, Frostmark und Öde seien überhaupt je besiedelt gewesen und Menschen hätten hier gelebt wie in den grünen Feldern von Erkynland. Er sehnte sich schmerzlich nach seiner Heimat, nach vertrauten Orten und vertrautem Wetter. Oder hatte der Winter sich längst über ganz Osten Ard gelegt?

Sie ritten weiter. Bald tauchten die verlassenen Häuser von Grinsaby in größerer Menge zu beiden Seiten der Straße auf, die Binabik den Weißen Weg nannte. Manche zeigten noch Spuren ihrer einstigen Bewohner: Eine rostige Axt mit verrottetem Stiel steckte noch im Hackklotz vor einer unter dem Schnee begrabenen Haustür; aus den Schneewehen am Straßenrand ragte ein aufrechtstehender Besen hervor wie eine Fahne oder der Schwanz eines erfrorenen Tiers. Aber die meisten Wohnstätten waren so leer und trostlos wie Totenschädel.

»Wo wollen wir bleiben?« fragte Sludig. »Ich fürchte, wir werden wohl doch kein Dach mehr finden.«

»Wahrscheinlich nicht. Suchen wir lieber nach festen Wänden«, schlug Binabik vor. Er wollte noch etwas hinzufügen, als Simon erstaunt ausrief:

»Sieh doch! Es ist ein Troll! Sludig hat recht gehabt!« Simon deutete zum Straßenrand, wo eine kleine Gestalt stand, stockstill bis auf den im Wind flatternden Mantel. Die letzten Sonnenstrahlen fielen durch ein Loch im Saum des Waldes hinter Grinsaby direkt auf den Fremdling.

»Schau selber hin«, versetzte Binabik unwirsch, den Blick wachsam auf den Fremden gerichtet. »Das ist kein Troll.«

Das Geschöpf an der Straße war sehr klein und trug einen dünnen Kapuzenmantel. Dort, wo die zu kurzen Hosenbeine nicht bis auf die Stiefel

reichten, war nackte, bläuliche Haut zu sehen.

»Es ist ein kleiner Junge!« Nachdem Simon sich so berichtigt hatte, lenkte er Heimfinderin zum Straßenrand. Seine beiden Gefährten folgten. »Er muß sich ja zu Tode frieren!«

Als sie näherkamen, blickte das Kind auf. An seinen dunklen Brauen und Wimpern hing Schnee. Er starrte die drei Männer an, drehte sich um und rannte davon.

»Bleib stehen!« rief Simon. »Wir tun dir nichts!«

»*Halad, Künde!*« schrie Sludig. Die fliehende Gestalt machte wieder kehrt und blieb mit weit aufgerissenen Augen stehen. Sludig ritt noch ein paar Ellen dichter heran, kletterte dann vom Pferd und ging langsam auf das Kind zu. »*Vjer sommen marroven, Künde*«, sagte er und streckte die Hand aus. Der Junge betrachtete ihn mißtrauisch, machte aber keine weiteren Anstalten auszureißen. Er schien nicht älter als sieben oder acht Jahre alt und nach dem wenigen, was man von ihm sah, dünn wie ein Butterfaßgriff zu sein. Seine Hände waren voller Eicheln.

»Mir ist kalt«, sagte der Junge in recht ordentlichem Westerling.

Sludig sah überrascht aus, nickte aber lächelnd. »Dann komm mit, Bürschchen.« Er nahm ihm vorsichtig die Eicheln ab und schüttete sie in seine Manteltasche. Dann hob er das Kind, das sich nicht wehrte, auf seine starken Arme. »Alles in Ordnung. Wir helfen dir.« Der Rimmersmann setzte den dunkelhaarigen Fremdling vor sich auf den Sattel und wickelte ihn so in seinen Mantel, daß der Kopf des Knaben unmittelbar aus Sludigs jetzt recht breitem Bauch hervorzuwachsen schien. »Können wir uns jetzt einen Lagerplatz suchen, Troll?« brummte er.

Binabik nickte. »Natürlich.«

Er trieb Qantaqa an. Der Knabe beobachtete den Wolf mit großen, aber furchtlosen Augen. Auch Simon und Sludig setzten sich in Trab. Die Vertiefung, in der der Junge gestanden hatte, wurde rasch von fallendem Schnee zugedeckt.

Während sie so durch die leere Stadt ritten, holte Sludig den Schlauch mit dem Kangkang heraus und gab dem Neuankömmling einen kleinen Schluck zu trinken. Der Junge hustete, schien jedoch im übrigen von dem bitteren Qanucschnaps nicht weiter überrascht. Simon fand, er könnte älter sein, als es auf den ersten Blick den Anschein hatte; seine Bewegungen hatten etwas Abgezirkeltes, das sie wenig kindlich machte. Vielleicht wirkte er auch nur deshalb so jugendlich, dachte Simon, weil er so große Augen und eine so schmale Gestalt hatte.

»Wie ist dein Name, Kleiner?« fragte Sludig nach einer Weile.

Der Junge musterte ihn gelassen. »Vren«, sagte er endlich, und das Wort klang sonderbar fließend und merkwürdig betont. Er zupfte an dem Trinkschlauch, aber Sludig schüttelte den Kopf und steckte ihn wieder in die Satteltasche.

»Freund?« fragte Simon erstaunt.

»*Vren,* denke ich, hat er gesagt«, erklärte Binabik. »Es ist ein hyrkanischer Name, und vielleicht ist er ein Hyrka.«

»Schaut auf das schwarze Haar«, meinte Sludig. »Und seine Hautfarbe. Er ist ein Hyrka, oder ich bin kein Rimmersmann. Aber was tut er hier allein im Schnee?«

Simon wußte, daß die Hyrka ein wanderndes Volk waren, das als pferdekundig und geschickt in Spielen galt, bei denen andere ihr Geld verloren. Er hatte sie oft auf dem großen Markt von Erchester gesehen. »Leben denn die Hyrkas hier draußen in der Weißen Öde?«

Sludig runzelte die Stirn. »Es wäre mir ganz neu – aber ich habe in letzter Zeit eine Menge Dinge gesehen, die ich mir in Elvritshalla niemals hätte vorstellen können. Ich dachte immer, die Hyrkas wohnten hauptsächlich in den großen Städten und draußen im Grasland bei den Stämmen der Thrithinge.«

Binabik griff nach oben und streichelte den Jungen beruhigend mit der kleinen Hand. »So habe ich es auch gelernt, obwohl es auch Hyrkas gibt, die noch jenseits der Öde hausen, im leeren Steppenland des Ostens.«

Wieder ritten sie ein Stück weiter, dann stieg Sludig erneut ab, um nach Anzeichen von Bewohnern zu suchen. Kopfschüttelnd kam er wieder und trat zu Vren. Die braunen Augen des Kindes begegneten ihm ohne zu blinzeln. »Wo wohnst du?« fragte der Rimmersmann.

»Bei Skodi«, war die Antwort.

»Ist das weit von hier?« fragte Binabik. Der Junge zuckte die Achseln. »Wo sind deine Eltern?« Dieselbe Gebärde.

Der Troll sah seine Gefährten an. »Vielleicht heißt seine Mutter Skodi. Oder es könnte der Name eines anderen Ortes sein, der in der Nähe von Grinsaby liegt. Möglich ist auch, daß er einem Wagenzug weggelaufen ist – obwohl diese Straßen, ich weiß es mit Sicherlichkeit, selbst in den besten Zeiten nicht viel benutzt werden. Doch wie konnte er in so schrecklichen Wintertagen überleben?« Er zuckte die Achseln, der Bewegung des Kindes eigenartig ähnlich.

»Bleibt er bei uns?« fragte Simon. Sludig stieß ein gereiztes Schnauben aus, antwortete jedoch nichts.

»Wir können ihn doch hier nicht sterben lassen!« fuhr Simon den Rimmersmann zornig an.

Binabik winkte beschwichtigend mit dem Finger. »Nein, hab keine Furcht davor. Außerdem vermute ich, daß hier noch mehr Leute als Vren leben.«

»Der Troll hat recht«, knurrte Sludig. »Es muß Leute hier geben. Auf jeden Fall ist der Gedanke, ein Kind mitzunehmen, unsinnig für uns.«

»Das haben manche auch von Simon gesagt«, versetzte Binabik gelassen. »Aber ich finde Zustimmung zu deiner ersten Feststellung. Suchen wir sein Heim.«

»Er kann eine Weile mit mir reiten«, bot Simon an. Der Rimmersmann verzog das Gesicht, reichte ihm aber das nicht widerstrebende Kind hinüber. Simon wickelte den Jungen in seinen Mantel, wie Sludig es getan hatte.

»Schlaf jetzt, Vren«, flüsterte er. In den zerstörten Häusern klagte der Wind. »Du bist jetzt bei Freunden. Wir bringen dich nach Hause.«

Der Knabe starrte ihn so feierlich an wie ein untergeordneter Beamter bei einem öffentlichen Festakt. Eine kleine Hand schlich sich unter der Jacke hervor, um Heimfinderins Rücken zu streicheln. Vrens schmale Gestalt an seiner Brust, nahm Simon die Zügel in eine Hand, damit er den anderen Arm um den Leib des Kleinen legen konnte. Er kam sich sehr erwachsen und verantwortungsbewußt vor.

*Werde ich je ein Vater sein?* fragte er sich, während sie in die sinkende Nacht hineinritten. *Söhne haben?* Er dachte darüber nach. *Töchter?*

Alle Leute, die er kannte, schienen ihre Väter verloren zu haben: Binabik in einer Lawine, Prinz Josua wegen hohen Alters; der Vater von Jeremias, dem Wachszieherjungen, fiel Simon ein, war am Brustfieber gestorben; Prinzessin Miriamels Vater konnte für sie genausogut tot sein. Er dachte auch an seinen Vater, der vor seiner Geburt ertrunken war. Waren Väter so – wie bei Katzen und Hunden –, zeugten Kinder und gingen dann einfach ihrer Wege?

»Sludig!« rief er. »Hast du einen Vater?«

Der Rimmersmann drehte sich um und warf ihm einen gereizten Blick zu. »Was soll das heißen, Simon?«

»Ich meine, lebt er noch?«

»Soweit ich weiß, ja«, schnaubte der Rimmersmann. »Nicht, daß mir das geringste daran läge. Der alte Teufel könnte in der Hölle schmoren, ohne daß es mir etwas ausmachte.« Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder der tiefverschneiten Straße zu.

*So ein Vater werde ich nicht,* beschloß Simon und hielt das Kind ein wenig fester. Vren bewegte sich unbehaglich unter Simons Mantel. *Ich bleibe bei meinem Sohn. Wir werden ein Zuhause haben, und ich werde nicht fortgehen.*

Doch wer sollte die Mutter sein? Eine Reihe verwirrender Bilder, wahllos wie Schneeflocken, schwirrte vor seinem geistigen Auge: Miriamel hoch oben in ihrem Turmbalkon auf dem Hochhorst, die Magd Hepzibah, die knurrige alte Rachel und die Herrin Vara mit den zornigen Augen. Und wo wäre sein Zuhause? Er betrachtete das unendliche Weiß der Öde und den immer näher rückenden Schatten des Aldheorte. Wie konnte ein Mensch hoffen, in dieser wahnsinnigen Welt an einem Ort bleiben zu dürfen? Wer einem Kind so etwas versprach, belog es. Zuhause? Man mußte schon Glück haben, einen windgeschützten Platz für die Nacht zu finden.

Sein trauriges Lachen ließ Vren unruhig zappeln. Simon zog den Mantel enger um sich und das Kind.

Am östlichen Ortsrand von Grinsaby hatten sie immer noch keine Menschenseele zu Gesicht bekommen und auch keinerlei Spuren neuerer Besiedlung gefunden. Sie hatten Vren eindringlich befragt, aber außer dem Namen »Skodi« nichts aus ihm herausbekommen.

»Ist Skodi dein Vater?« fragte Simon.

»Es ist ein Frauenname«, erklärte Sludig. »Ein Rimmersfrauenname.«

Simon versuchte es nochmals. »Ist Skodi deine Mutter?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Ich lebe bei Skodi«, sagte er und sprach trotz seines Akzents so deutlich, daß Simon sich erneut fragte, ob der Junge nicht älter war, als sie ihn geschätzt hatten.

Zwischen den flachen Hügeln am Rande des Weißen Weges fanden sich vereinzelt noch ein paar trostlose Gehöfte, aber auch sie wurden immer seltener. Die Nacht war hereingebrochen und füllte die Lücken zwischen den Bäumen mit tintenschwarzen Schatten. Sie waren schon viel zu lange geritten und hatten vor allem nach Simons Ansicht die Essenszeit bei weitem überschritten. Die Dunkelheit machte das Weitersuchen sinnlos. Gerade zündete Binabik einen harzigen Fichtenast an, um ihn als Fackel zu verwenden, als Simon in einiger Entfernung von der Straße ein Licht durch die Bäume schimmern sah.

»Seht doch!« rief er. »Da drüben muß ein Feuer sein!« Die Bäume in ihren weißen Decken schienen rot zu glühen.

»Skodis Haus! Skodis Haus!« rief der Junge und hüpfte so heftig im Sattel auf und ab, daß Simon ihn festhalten mußte. »Sie wird sich freuen!«

Sie hielten kurz an und schauten nach dem flackernden Licht.

»Ganz vorsichtig«, mahnte Sludig und bewegte die Finger, mit denen er seinen Qanucspeer umklammerte. »Das ist ein verdammt seltsamer Wohnort. Wir können nicht sicher sein, daß man uns dort freundlich aufnimmt.«

Bei Sludigs Worten überlief es Simon kalt. Wenn nur *Dorn* so zuverlässig wäre, daß er es an seiner Seite tragen könnte! Statt dessen tastete er nach dem Knochendolch in der Scheide und war beruhigt.

»Ich werde vorausreiten«, verkündete Binabik. »Ich bin kleiner als ihr, und Qantaqa ist leiser. Wir werden uns ein wenig umsehen.« Er murmelte etwas, und die Wölfin verließ die Straße und glitt in die langen Schatten hinein. Ihr Schweif wehte hinter ihr her wie eine Rauchwolke.

Ein paar Minuten vergingen. Simon und Sludig ritten langsam zwischen den verschneiten Kuppen dahin. Sie schwiegen. Simon starrte auf das warme Licht, das in den Wipfeln der Bäume glänzte. Er war in eine Art seichten Wachtraum verfallen, aus dem ihn das plötzliche Wiederauftauchen des Trolls emporschreckte. Qantaqa grinste von Ohr zu Ohr. Die rote Zunge hing ihr aus dem Maul.

»Es ist ein altes Kloster, dünkt mich«, erklärte Binabik, dessen Gesicht im Schatten seiner Kapuze fast unsichtbar war. »Im Torhof brennt ein großes Lagerfeuer, an dem mehrere Leute sitzen, aber es scheinen Kinder zu sein. Ich habe keine Anzeichen von Pferden oder von einem Hinterhalt, der auf uns wartet, bemerkt.«

Schweigend setzten sie ihren Weg bis zur Höhe eines kleinen Hügels fort. Unten vor ihnen brannte auf einer von Bäumen umstandenen Lichtung das Feuer, um das kleine Gestalten herumtanzten. Dahinter ragten die rötlich gefärbten Steinmauern des Klosters auf. Der Mörtel war vielfach abgeplatzt. Es war ein sehr altes Gebäude, das unter den Unbilden des rauhen Wetters gelitten hatte: das lange Dach war an mehreren Stellen eingefallen, und die Löcher gähnten die Sterne an wie Mäuler. Von den ringsum wachsenden Bäumen hatten viele ihre Äste mitten in die kleinen Fenster gedrängt, als wollten sie vor der Kälte fliehen.

Während sie noch so dasaßen und hinabschauten, rutschte Vren unter Simons Mantel hervor und sprang vom Sattel. Er fiel in den Schnee, stand auf und schüttelte sich wie ein Hund, um dann zum Feuer hinunterzuren-

nen. Ein paar der kleinen Gestalten begrüßten ihn mit Freudenrufen. Vren blieb kurz bei ihnen stehen, wobei er aufgeregt mit den Armen fuchtelte, drängte sich dann durch die Vordertür des Klosters und verschwand im warmen Glühen.

Als eine ganze Weile vergangen war, ohne daß jemand sich sehen ließ, warf Simon Binabik und Sludig einen fragenden Blick zu.

»Eindeutig scheint es sein Heim zu sein«, meinte Binabik.

»Wollen wir weiterreiten?« fragte Simon und hoffte, sie würden nein sagen. Sludig musterte ihn und gab dann ein ärgerliches Brummen von sich.

»Es wäre töricht, auf die Möglichkeit einer warmen Nacht zu verzichten«, gab der Rimmersmann unwillig zu. »Und es ist auch Zeit für uns, das Lager aufzuschlagen. Aber kein Wort davon, wer wir sind und was wir hier tun. Wenn jemand fragen sollte, sind wir aus der Garnison von Skoggey entlaufene Soldaten.«

Binabik grinste. »Ich billige deine Logik, wiewohl ich stark bezweifle, daß mich jemand für einen Rimmersmann-Krieger halten wird. Gehen wir uns Vrens Zuhause anschauen.«

Sie galoppierten hinab in die Senke. Die kleinen Gestalten, insgesamt vielleicht ein halbes Dutzend, hatten ihr Tanzspiel wieder aufgenommen. Als Simon und die anderen näherkamen, hörten sie damit auf und standen schweigend da. Es waren nur zerlumpte Kinder, wie Binabik berichtet hatte.

Alle Augen waren auf die Ankömmlinge gerichtet. Simon hatte das Gefühl, ganz genau betrachtet zu werden. Die Kinder schienen von drei bis vier Jahren bis ungefähr hinauf zu Vrens Jahrgang alt zu sein, vielleicht noch etwas älter. Sie gehörten keinem einheitlichen Typus an. Es gab ein kleines Mädchen, das Vrens schwarzes Haar und dunkle Augen hatte, aber auch zwei oder drei, die so blond waren, daß sie nur aus Rimmersgard stammen konnten. In allen Gesichtern stand großäugige Vorsicht. Als Simon und seine Freunde abstiegen, drehten sich in einer einzigen Bewegung alle Köpfe nach ihnen. Niemand sprach ein Wort.

»Hallo«, sagte Simon. Der ihm zunächst stehende Junge starrte mürrisch vor sich hin. Sein Gesicht war in Feuerschein getaucht. »Ist eure Mutter da?« Der Junge glotzte nur.

»Das Kind, das wir hergebracht haben, ist nach drinnen gegangen« meinte Sludig. »Dort sind bestimmt auch die Erwachsenen.« Nachdenklich wog er den Speer in den Händen. Ein Dutzend Augen verfolgten wachsam jede Bewegung. Der Rimmersmann trat mit dem Speer an die Klostertür,

die Vren hinter sich zugeschlagen hatte, und lehnte die Waffe gegen den geborstenen Mörtel der Wand.

Er warf seinem stummen Publikum einen bedeutungsvollen Blick zu. »Niemand faßt das an!« befahl er. »Verstanden? *Gjal es, Künden!*«

Er klopfte auf das in der Scheide steckende Schwert, hob die Faust und hämmerte an die Tür. Simon sah nach hinten zu *Dorn*, einem in Felle gehüllten Bündel auf einem der Packpferde. Er überlegte, ob er es mitnehmen sollte, fand dann aber, daß er damit vielleicht mehr Aufsehen erregen könnte, als für sie alle gut war. Trotzdem nagte es an ihm. So viele Opfer hatten sie gebracht, um dieses schwarze Schwert zu erringen, und nun mußte man es am Sattel festgeschnallt lassen wie einen alten Besenstiel.

»Binabik«, sagte er leise und wies auf die verhüllte Klinge. »Meinst du …?«

Der Troll schüttelte den Kopf. »Kein Grund zur Besorgnis, gewißlich«, flüsterte er. »Und selbst wenn die Kinder es stehlen wollten, dürfte ihnen das Wegschleppen schwerfallen.«

Die große Tür glitt langsam auf. Der kleine Vren stand auf der Schwelle. »Kommt herein, Männer. Skodi sagt, kommt herein.«

Binabik stieg ab. Qantaqa sog einen Augenblick witternd die Luft ein und sprang dann in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren. Hingerissen beobachteten die Kinder am Feuer ihren Abgang.

»Laßt sie jagen«, sagte Binabik. »Sie ist nicht glücklich im Inneren eines Menschenhauses. Komm, Simon, man bietet uns Gastlichkeit an.« Er ging an Sludig vorbei und folgte Vren nach innen.

Im Kamin krachte und knisterte ein Feuer, fast so groß wie das Lagerfeuer draußen im Torhof. Es warf wilde, flackernde Schatten auf den von Spinnweben überzogenen Putz der Wände. Simons erster Eindruck von dem Raum war der eines Tierbaus. Große Haufen von Kleidung, Stroh und anderen, weniger alltäglichen Dingen waren wahllos in jeder schmutzigen Ecke aufgehäuft.

»Willkommen, Fremde«, sagte jemand. »Ich bin Skodi. Habt ihr irgend etwas zu essen? Die Kinder sind sehr hungrig.«

Sie saß in einem Sessel dicht am Feuer. Mehrere Kinder, jünger als die im Hof, kletterten auf ihrem Schoß herum oder saßen zu ihren Füßen. Simon dachte zuerst, auch sie sei ein Kind, merkte aber bald, daß sie so alt war wie er, vielleicht sogar ein wenig älter. Ihr weißblondes Haar, farblos wie Spinnenseide, umrahmte ein rundes Gesicht, das trotz einiger Hautunreinheiten durchaus hübsch hätte sein können, wenn sie nicht so dick ge-

wesen wäre. Die blaßblauen Augen starrten die Ankömmlinge hungrig an.

Sludig musterte sie mißtrauisch. Er fühlte sich in so vollgestopfter Umgebung nicht wohl. »Essen? Wir haben nur sehr wenig, Frau.« Er überlegte kurz. »Aber wir teilen es gern mit Euch.«

Sie winkte leicht mit der Hand. Ihr rundlich-rosiger Arm hätte fast ein schlafendes Kleinkind weggeschleudert. »Es ist nicht so wichtig. Irgendwie schaffen wir es doch immer.« Wie Sludig vorausgesagt hatte, sprach sie das Westerling mit starkem Rimmersgard-Akzent. »Setzt euch und erzählt mir, was es in der Welt Neues gibt.« Stirnrunzelnd kräuselte sie die roten Lippen. »Vielleicht ist irgendwo noch etwas Bier. Ihr Männer trinkt gern Bier, nicht wahr? Vren, such das Bier. Und wo sind die Eichnüsse, nach denen ich dich geschickt habe?«

Sludig sah plötzlich auf. »Oh.« Verlegen holte er Vrens Eicheln aus der Manteltasche.

»Gut«, meinte Skodi. »Jetzt Bier.«

»Ja, Skodi.« Vren huschte einen Gang aus aufgestapelten Schemeln hinunter und verschwand in den Schatten.

»Wie, wenn wir fragen dürfen, ist es möglich, daß Ihr hier draußen leben könnt?« erkundigte sich Binabik. »Scheint es mir doch ein Ort von großer Einsamkeit.«

Skodi hatte ihn gierig gemustert. Jetzt hoben sich erstaunt ihre Brauen. »Ich dachte, du wärst ein Kind!« sie klang enttäuscht. »Und dabei bist du ein kleiner Mann!«

»Qanuc, Herrin.« Binabik deutete eine Verbeugung an. »Was Euer Volk ›Trolle‹ nennt.«

»Ein Troll!« Sie klatschte aufgeregt in die Hände. Diesmal rutschte tatsächlich eines der Kinder von ihrem runden Schoß und landete in den zu ihren Füßen liegenden Decken. Das Kleine wachte nicht auf und ein anderes krabbelte geschwind an ihr empor, um seinen Platz einzunehmen. »So etwas Wundervolles! Wir haben noch nie einen Troll hier gehabt!« Sie drehte sich um und rief ins Dunkel: »Vren! Wo ist das Bier für die Männer?«

»Wo kommen die vielen Kinder her?« fragte Simon staunend. »Gehören sie alle Euch?«

Die Miene des Mädchens wurde abweisend. »Ja. Jetzt ja. Ihre Eltern wollten sie nicht mehr, darum behält sie Skodi.«

»Aha.« Simon war verdutzt. »Nun, das ist wirklich gütig von Euch. Aber

wie ernährt Ihr sie? Ihr sagtet, sie hätten Hunger.«

»Ja, es ist gütig«, erwiderte Skodi, jetzt mit einem Lächeln. »Es ist gütig von mir, aber so habe ich es gelernt. Der Herr Usires hat gesagt, daß man die Kinder beschützen muß.«

»Aye«, brummte Sludig. »So ist es.«

Im Feuerschein tauchte Vren auf und balancierte einen Bierkrug und ein paar angestoßene Trinkschalen. Der Stapel schwankte gefährlich, aber mit einiger Hilfe gelang es dem Jungen, alles abzusetzen und den drei Reisenden Bier einzuschenken. Der Wind war stärker geworden und ließ die Flammen im Kamin in die Höhe schlagen.

»Das ist ein großartiges Feuer«, sagte Sludig und wischte sich Schaum vom Schnurrbart. »Ihr müßt große Mühe gehabt haben, bei dem Sturm gestern trockenes Holz zu finden.«

»Oh, das hat Vren schon im Frühjahr für mich gehackt.« Sie streckte den Arm aus und tätschelte dem Jungen den Kopf. »Er ist auch mein Metzger und mein Koch. Mein guter Junge ist er, Vren.«

»Gibt es denn niemand Älteren hier?« erkundigte sich Binabik. »Ich meine gewiß nichts Unhöfliches, aber Ihr scheint mir zu jung, um hier in der Einsamkeit diese Kinder großzuziehen.«

Skodi betrachtete ihn eingehend, bevor sie antwortete: »Ich habe es euch gesagt: ihre Mütter und Väter sind fortgegangen. Außer uns ist niemand hier. Aber wir kommen sehr gut zurecht, nicht wahr, Vren?«

»Ja, Skodi.« Dem Kleinen fielen die Augen zu. Er kuschelte sich an ihr Bein und genoß die Wärme des Feuers.

»So«, meinte sie. »Ihr habt gesagt, ihr hättet etwas zu essen. Warum holt ihr es nicht, dann können wir es mit euch teilen. Irgendwo finden wir hier noch andere Zutaten. Wach auf, Vren, du Faulpelz!« Sie gab ihm einen leichten Klaps auf den Kopf. »Wach auf! Zeit, das Abendessen zu bereiten!«

»Weckt ihn nicht auf«, bat Simon, dem der kleine schwarzhaarige Bursche leid tat. »Wir kümmern uns um das Essen.«

»Unsinn«, erklärte Skodi und schüttelte den widerstrebenden Vren behutsam von sich ab. »Er liebt es, das Abendessen für uns aufzutischen. Geht nur und holt, was ihr habt. Ihr bleibt doch über Nacht? Dann solltet ihr eure Pferde in den Stall führen. Ich glaube, er liegt drüben an der hinteren Hofseite. Vren, steh auf, du Faulpelz! Wo ist der Stall?«

Dort, wo die Ställe standen, war der Wald bis dicht an die Rückseite des

Klosters herangewachsen. Die alten Bäume, vom Schnee bestäubt, schwankten klagend, als Simon und seine Gefährten trockenes Stroh auf den Boden eines Stalles warfen und Schnee zum Schmelzen in den Wassertrog häuften. Der Stall schien gelegentlich benutzt worden zu sein – in den Wandhalterungen steckten verkohlte Fackeln, und die bröckelnden Mauern waren an ein paar Stellen ungeschickt ausgebessert –, aber es ließ sich schwer schätzen, wann das zum letzten Mal der Fall gewesen sein mochte.

»Sollen wir alles mit ins Haus nehmen?« fragte Simon.

»Ich meine, ja«, erwiderte Binabik und löste einem Packpferd den Bauchgurt. »Ich weiß nicht, ob die Kinder etwas stehlen würden, das man nicht essen kann, aber wer kann sagen, was dabei vielleicht verlegt wird?«

Es roch stark nach nassen Pferden. Simon rieb Heimfinderins harte Flanke. »Findet ihr es nicht seltsam, daß hier nur Kinder wohnen?«

Sludig lachte kurz auf. »Die junge Frau ist älter als du, Schneelocke – und eine ganz schöne Portion Frau dazu. Mädchen ihres Alters haben oft schon eigene Kinder.«

Simon errötete. Binabik kam seiner gereizten Antwort zuvor.

»Ich habe mir überlegt«, sagte der Troll, »daß Simon mit guter Vernunft spricht. Es ist nicht alles klar an diesem Ort. Unserer Gastgeberin noch einige Fragen zu stellen, kann nicht schaden.«

Bevor Simon *Dorn* durch den Schnee zum Kloster trug, wickelte er es in seinen Mantel. Das wankelmütige Schwert war diesmal ganz leicht. Außerdem schien es leise zu vibrieren, obwohl Simon wußte, daß das auch an seinen eiskalten, zitternden Händen liegen konnte. Als der kleine Vren sie wieder hineinließ, legte Simon *Dorn* vor den Kamin, an dem sie schlafen sollten, und stellte mehrere Satteltaschen darauf, als wollte er ein schlafendes, wildes Tier festhalten, das vielleicht aufwachen und um sich schlagen konnte.

Das Abendessen war eine merkwürdige Mischung aus ungewöhnlichen Speisen und sonderbaren Gesprächen. Außer den Resten von Trockenfrüchten und Dörrfleisch, die die drei Reisenden beisteuerten, stellten Skodi und ihre kleinen Schützlinge Schüsseln mit bitteren Eicheln und sauren Beeren auf den Tisch. Vren hatte die zerstörte Speisekammer des Klosters durchstöbert und einen schimmligen, aber noch eßbaren Käse gefunden, dazu noch mehrere Krüge von dem nach Moschus riechenden Rimmersgard-Bier. Damit brachten sie ein Essen zustande, von dem alle satt wurden, wenn auch nur knapp, denn die Kinder zählten über ein Dutzend Köp-

fe.

Während der Mahlzeit hatte Binabik wenig Gelegenheit, Fragen zu stellen. Diejenigen von Skodis Zöglingen, die alt genug waren, allein nach draußen zu gehen, standen nacheinander auf und erzählten phantastische Geschichten von Abenteuern, die sie tagsüber erlebt haben wollten, Geschichten, die so völlig übertrieben klangen, daß sie offensichtlich unwahr sein mußten. Ein kleines Mädchen berichtete, sie sei auf die Spitze einer mächtigen Kiefer geflogen, um einem verzauberten Häher eine Feder zu stehlen. Einer der älteren Jungen schwor, in einer Höhle im Wald eine Truhe mit dem Gold menschenfressender Riesen gefunden zu haben. Als Vren an die Reihe kam, teilte er seinen Zuhörern gelassen mit, daß ihn beim Eichelsammeln ein Eisdämon mit funkelnden blauen Augen verfolgt und nur Simon und dessen Begleiter ihn aus den Klauen jenes frostigen Ungeheuers errettet und es mit den Schwertern zerschmettert hätten, bis es zu Eiszapfen zerbarst.

Beim Essen hielt Skodi die kleinen Kinder auf dem Schoß, eines nach dem anderen, und lauschte jeder einzelnen Geschichte mit einer Miene neiderfüllter Spannung. Die Erzähler, deren Erfindungen ihr am besten gefielen, belohnte sie mit Extrahäppchen, die gierig verschlungen wurden – tatsächlich, dachte Simon, war wohl die Belohnung der Hauptgrund für den fabelhaften Inhalt der Erzählungen.

Etwas in Skodis Gesicht zog Simon an. Trotz ihres gewaltigen Umfangs hatten ihre mädchenhaften Züge etwas Zierliches, und in ihrem Blick und ihrem Lächeln lag ein Strahlen, das ihn mitten ins Herz traf. Manchmal, wenn sie atemlos über die Erfindungen der Kinder lachte oder sich so drehte, daß der Schein des Feuers schimmernd mit ihrem Flachshaar spielte, schien sie ihm schön; dann wieder, wenn sie einem der kleineren Kinder gierig eine Handvoll Beeren wegriß und sich selber in den breiten Mund stopfte oder ihre verzückte Hingabe an die gerade erzählte Geschichte ihrem Gesicht einen fast schwachsinnigen Ausdruck gab, fand er sie abstoßend.

Ein paarmal erwischte sie Simon, als er sie anstarrte. Die Blicke, die sie ihm zurückgab, machten ihm ein wenig Angst und ließen ihn gleichzeitig erröten. Bei all ihrer Fülle lag in Skodis Augen ein Hunger, der bei einem ausgemergelten Bettler nicht verwundert hätte.

»So«, meinte sie, als Vren seine wilde Geschichte beendet hatte, »ihr seid also noch viel tapferer, als ich gedacht hatte.« Sie schenkte Simon ein breites Lächeln. »Heute nacht werden wir gut schlafen, weil wir euch unter

unserem Dach wissen. Ihr nehmt doch sicher nicht an, daß Vrens Eisdämon noch Brüder hat, oder?«

»Ich denke nicht, daß es wahrscheinlich ist«, entgegnete Binabik mit mildem Lächeln. »Ihr braucht Euch vor keinem solchen Dämon zu fürchten, solange wir in Eurem Heim weilen. Als Gegenleistung wissen wir Euch großen Dank für ein Dach über unserem Kopf und einen Kamin zum Wärmen.«

»O nein«, antwortete Skodi mit großen Augen, »ich bin es, die dankbar ist. Wir haben hier nicht viele Gäste. Vren, hilf mir, eine Stelle freizuräumen, an der die Männer schlafen können. Vren! Hörst du?«

Vren starrte Simon durchbohrend an, einen unergründlichen Ausdruck in den dunklen Augen.

»Eure Erwähnung von Gästen, Herrin«, begann Binabik, »läßt mich an eine Frage denken, die ich Euch stellen wollte. Wie kommt es, daß Ihr und diese Kinder in eine solche Einöde gelangt seid?«

»Die Stürme kamen. Andere rannten fort. Wir hatten keinen Ort, an den wir gehen konnten.« Ihre knappen Worte verbargen nur schlecht den verletzten Unterton. »Niemand von uns war erwünscht – keines der Kinder, und Skodi auch nicht.« Nach dieser Feststellung wurde ihre Stimme wieder wärmer. »Die Kleinen müssen jetzt ins Bett. Kommt alle und helft mir auf!« Mehrere ihrer Schützlinge eilten herbei, um sie zu stützen und den massigen Leib aus dem Sessel zu heben. Während sie langsam auf die Tür an der Rückwand des Raums zuging, ein Paar schlafender Kinder an sie geklammert wie Fledermausjunge, rief sie den Gefährten zu: »Vren wird euch helfen, euch zurechtzufinden. Bring die Kerze mit, wenn du kommst, Vren!« Sie verschwand in den Schatten.

In der Tiefe der Nacht erwachte Simon aus unruhigem Schlaf. Die rötliche, sternlose Finsternis und ein fadendünner Laut, der sich durch die gedämpfte Melodie des Windgesanges schlängelte, erfüllten ihn mit einer unbestimmten, nagenden Angst. Es dauerte eine Weile, bis er sich erinnerte, daß sie vor dem Kamin des alten Klosters schliefen, gewärmt von träumenden Kohlen, durch Dach und bröckelnde Mauern vor den Elementen geschützt. Der Laut war Qantaqas einsames Heulen, das aus der Ferne zu ihm herüberhallte. Simons Furcht ließ etwas nach, ohne jedoch ganz zu verschwinden.

*War das ein Traum, letzte Nacht? Shem und Ruben und die Stimmen? War es wirklich nur eine Wahnvorstellung oder so wahr, wie es aussah … wie es sich anhörte?*

Seit jener Nacht, in der er aus dem Hochhorst entkommen war, hatte er sich nie mehr als Herr seines eigenen Schicksals gefühlt. In jener Steinigungsnacht, als er – wie, wußte er nicht – Pryrates' widerwärtige Gedanken aufgefangen und höchst unwillig an dem Ritual teilgenommen hatte, das Elias die entsetzliche Gabe des Schwertes *Leid* bescherte, hatte sich Simon sogar gefragt, ob er wenigstens noch Herr seines Verstandes war. Seine Träume gingen in ihrer Lebendigkeit weit über bloße nächtliche Wanderungen hinaus. Der Traum in Geloës Haus, in dem ein leichenhafter Morgenes ihn vor einem falschen Boten gewarnt hatte, die wiederholten Heimsuchungen durch das gigantische, alles vernichtende Rad und den Baum-der-ein-Turm-war, weiß unter den Sternen – das alles schien zu hartnäckig, zu mächtig, als daß es sich als unruhiger Schlaf abtun ließ. Und nun hatte er im Traum der vorigen Nacht Pryrates so deutlich mit einem nichtirdischen Wesen sprechen hören, als lausche er am Schlüsselloch. Mit seinen Träumen aus der Zeit vor diesem letzten, schrecklichen Jahr hatte das alles nicht die geringste Ähnlichkeit.

Als Binabik und Geloë ihn auf die Straße der Träume mitgenommen hatten, war die Vision, die er dort gehabt hatte, diesen anderen Träumen sehr ähnlich gewesen – als träume er, sei dabei aber im Besitz einer wilden, unbeschreiblichen Vorstellungskraft. Vielleicht hatte sich – durch Pryrates, damals auf dem Berg, oder durch ein anderes Ereignis – eine Tür in seinem Inneren geöffnet, durch die er manchmal auf die Traumstraße gelangte. Es klang wie Wahnsinn, aber was klang in dieser Zeit, in der alles auf dem Kopf stand, nicht so. Die Träume mußten eine Bedeutung haben – jedesmal, wenn er aufwachte, hatte er das Gefühl, etwas ungeheuer Wichtiges entgleite ihm –, aber das Schreckliche war, daß er nicht die geringste Ahnung hatte, worin diese Bedeutung lag.

Wieder tönte Qantaqas klagender Ruf durch den Sturm, der um die Mauern des Klosters tobte. Simon wunderte sich, daß der Troll nicht aufstand, um nach seinem Reittier zu sehen, aber das Geräusch von Binabiks und Sludigs Schnarchen wurde nicht leiser. Simon wollte hinausgehen und der Wölfin das Hereinkommen wenigstens anbieten – sie klang so einsam und verlassen, und es war so fürchterlich kalt dort draußen –, mußte jedoch feststellen, daß eine schwere Trägheit seine Glieder gefangen hielt und er einfach nicht auf die Füße kam. Er strengte sich an, aber es war vergeblich. Seine Glieder hätten genausogut aus Eschenholz sein können, so wenig wollten sie sich regen.

Plötzlich fühlte er sich ungeheuer schläfrig. Er wehrte sich gegen diese

Benommenheit, die ihn erbarmungslos hinabzog; aber Qantaqas fernes Heulen verstummte, und er glitt einen langen Abhang hinunter in tiefe Bewußtlosigkeit…

Als er zum zweitenmal aufwachte, waren die letzten Kohlen schwarzgebrannt. Das Kloster lag in tiefer Dunkelheit. Eine kalte Hand berührte sein Gesicht. Erschrocken schnappte er nach Luft, bekam aber kaum genug davon in seine Lungen. Noch immer fühlte sein Körper sich schwer wie Stein an, und er konnte sich nicht rühren.

»Hübsch«, flüsterte Skodi, ein dunklerer Schatten, den er mehr ahnte als sah, groß und breit über ihm aufragend. Sie streichelte seine Wange. »Und mit dem allerersten Bart. Hübsch bist du. Dich behalte ich.«

Hilflos versuchte Simon, sich ihren Fingern zu entwinden.

»Sie wollen dich auch nicht, nicht wahr?« sagte Skodi summend wie zu einem Kleinkind. »Ich kann es spüren. Skodi weiß. Verstoßen hat man dich. Ich kann es hören, in deinem Kopf. Aber nicht deshalb habe ich Vren gesagt, er sollte dich herbringen.«

Sie ließ sich im Finstern neben ihm nieder, sackte zusammen wie ein Zelt, das sich von seinen Pfählen losreißt. »Skodi weiß, was du hast. Ich habe es in meinen Ohren singen hören, in meinen Träumen gesehen. Die Herrin Silbermaske will es haben und ihr Gebieter Rotauge auch. Sie wollen das Schwert, das schwarze Schwert, und wenn ich es ihnen gebe, werden sie nett zu mir sein. Sie werden Skodi liebhaben und ihr Geschenke geben.« Sie nahm eine Haarlocke von ihm zwischen ihre dicken Finger und zog kräftig. Der stechende Schmerz schien weit von ihm entfernt. Gleich darauf strich sie, wie zur Belohnung, vorsichtig mit der Hand über Simons Kopf und Gesicht.

»Hübsch«, wiederholte sie. »Ein Freund für mich – ein Freund in meinem Alter. Darauf habe ich gewartet. Ich werde dich von den Träumen befreien, die dich quälen. Ich werde dich von allen deinen Träumen befreien. Ich kann das, weißt du.« Sie senkte die flüsternde Stimme noch mehr, und Simon merkte zum ersten Mal, daß das schwere Atmen seiner beiden Freunde aufgehört hatte. Er fragte sich, ob sie schweigend im Dunkel lagen und darauf warteten, ihn zu retten. Wenn das der Fall war, betete er, daß sie es bald tun sollten. Sein Herz schien so mutlos wie die bleiernen Glieder, aber die Furcht pochte in ihm wie ein geheimer, schmerzhafter Puls.

»Sie haben mich aus Haethstad fortgejagt«, murmelte Skodi. »Meine eigene Familie und die Nachbarn. Eine Hexe wäre ich, haben sie gesagt, und ich würde die Leute verwünschen. Haben mich fortgejagt.« Zu Simons

Grauen fing sie an zu schniefen. Als sie weitersprach, erstickten Tränen die Worte. »Ich hab's ihnen aber gezeigt. Als Vater betrunken war und schlief, erstach ich Mutter mit seinem Messer und steckte es ihm dann in die Hand. Er brachte sich um.«

Ihr Lachen war bitter, aber ohne Reue. »Ich konnte immer Dinge sehen, die andere nicht sahen, an Dinge denken, von denen sie nichts wissen wollten. Und als der tiefe Winter kam und nicht weggehen wollte, da konnte ich allmählich auch Dinge *tun*. Jetzt kann ich vieles, das sonst niemand kann.« Ihre Stimme hob sich triumphierend. »Ich werde immer stärker. Stärker und stärker. Wenn ich Herrin Silbermaske und Fürst Rotauge das Schwert gebe, nach dem sie suchen, das singende schwarze Schwert, das ich in meinen Träumen höre, dann werde ich sein wie sie. Dann werden die Kinder und ich dafür sorgen, daß es allen leid tut.«

Beim Reden ließ sie gedankenverloren die kalte Hand von Simons Stirn in sein Hemd gleiten und auf seiner nackten Brust spielen, als streichele sie einen Hund. Der Wind hatte sich gelegt, und in der schaurigen Stille, die jetzt herrschte, wußte Simon plötzlich, daß man seine Freunde fortgeschafft hatte. In dem finsteren Raum befanden sich nur er und Skodi.

»Aber *dich* werde ich behalten«, sagte sie. »Dich behalte ich für mich selbst.«

# XV

## In Gottes Mauern

Vater Dinivan stocherte im Essen herum und starrte dabei in seine Schale, als ließe sich aus den Olivenkernen und Brotkrumen darin eine hilfreiche Botschaft herauslesen. Kerzen brannten über die ganze Länge des Tisches und gaben ein grelles Licht. Pryrates redete. Seine Stimme klang laut und grob wie ein Messinggong.

»Ihr seht also, Eure Heiligkeit, daß alles, was König Elias wünscht, die Anerkennung einer einzigen Tatsache ist: die Mutter Kirche mag Einfluß auf die Seelen der Menschen nehmen, aber sie hat kein Recht, sich in das zu mischen, was deren legitimer Herrscher über ihre körperliche Gestalt verfügt.«

Der haarlose Priester grinste selbstzufrieden. Dinivans Herz sank, als er auch den Lektor ausdruckslos zurücklächeln sah. Ranessin mußte doch wissen, daß Elias damit sagen wollte, Gottes Hirtem auf Erden stünde weniger Macht zu als jedem irdischen König! Warum saß er da und antwortete nicht?

Langsam nickte der Lektor. Er sah über den Tisch zu Pryrates hinüber, dann kurz zu Herzog Benigaris, dem neuen Gebieter über Nabban, den der scharfe Blick des Lektors ein wenig nervös zu machen schien, so daß er sich hastig mit der Rückseite seines Brokatärmels das Fett vom Kinn wischte. Das Fest am Vorabend von Hlafmansa war im allgemeinen ein religiöses und zeremonielles Ereignis. Obwohl Dinivan wußte, daß der Herzog ganz und gar die Kreatur von Pryrates' Herrscher Elias war, schien sich Benigaris in diesem Augenblick eher ein Mehr an Zeremonie und dafür weniger Feindseligkeit zu wünschen.

»Der Hochkönig und sein Gesandter Pryrates wollen nur das Beste für Mutter Kirche, Heiligkeit«, bemerkte Benigaris schroff. Er konnte Ranessins Blick nicht aushalten; es war, als sähe er dort das Spiegelbild des Mordes, den er dem Gerücht nach an seinem Vater begangen haben sollte. »Hören wir uns doch an, was Pryrates zu sagen hat.« Er wandte sich wie-

der seinem Eßbrett zu, das ihn offenbar freundlicher anlachte.

»Wir erwägen alles, was Pryrates zu sagen hat«, erwiderte der Lektor milde. Wieder senkte sich Schweigen über die Tafel. Der dicke Velligis und die anderen anwesenden Escritoren beschäftigten sich wieder mit ihrem Essen, sichtlich befriedigt, daß die lange befürchtete Auseinandersetzung umgangen zu sein schien.

Dinivan schlug die Augen nieder und betrachtete die Reste seiner Abendmahlzeit. Ein junger Priester, der hinter ihm stand, füllte ihm den Pokal mit Wasser nach – der Abend war einer von denen, die einen lieber auf Wein verzichten ließen – und streckte dann die Hand aus, um Dinivans Schale abzuräumen. Mit einer Gebärde hinderte Dinivan ihn daran. Es war besser, wenn man etwas hatte, auf das man sich konzentrieren konnte, und sei es nur, um die giftige Schlange Pryrates nicht ansehen zu müssen, der sich gar keine Mühe gab, sein Vergnügen daran, die führenden Köpfe der Kirche zu verunsichern, noch zu verhehlen.

Geistesabwesend schob Dinivan mit seinem Messer die Brotkrumen über die Schale und staunte wieder einmal, wie eng doch das Erhabene und das Alltägliche miteinander verknüpft zu sein schienen. Dieses Ultimatum von König Elias und die Antwort des Lektors darauf würden vielleicht als Ereignisse von unvergeßlicher Bedeutung in die Geschichte eingehen, wie etwa jener längst vergangene Tag, an dem der dritte Larexes den Edelmann Sulis zum Ketzer und Abtrünnigen erklärt und diesen prächtigen und vielgeplagten Mann ins Exil geschickt hatte. Doch selbst bei diesem weltbewegenden Anlaß, überlegte Dinivan, hatte es wahrscheinlich Priester gegeben, die sich an der Nase kratzten oder an die Decke glotzten oder im stillen ihre schmerzenden Gelenke beklagten, während sie mitten im Schmelztiegel der Historie saßen; genau wie Dinivan jetzt in den Überbleibseln seines Essens herumstocherte und Herzog Benigaris rülpste und seinen Gürtel lockerte. So würden die Menschen eben immer bleiben, eine Mischung aus Affe und Engel, deren tierische Natur sich gegen die Fesseln der Zivilisation aufbäumte, während sie im selben Augenblick nach Himmel oder Hölle griffen. Es war wirklich komisch … oder hätte es sein sollen.

Während Escritor Velligis ein etwas harmloseres Tischgespräch einzuführen versuchte, spürte Dinivan plötzlich ein merkwürdiges Zittern in den Fingern: die Tafel wackelte ganz leicht unter seiner Hand. *Ein Erdbeben!* war sein erster Gedanke. Dann aber begannen die Olivenkerne in seiner Schale langsam aufeinander zuzugleiten und sich vor seinen erstaunten

Augen zu Runen zusammenzufügen. Verblüfft sah er auf, aber niemand sonst an der Bankett-Tafel schien etwas Auffälliges zu bemerken. Velligis, das feiste Gesicht schweißglänzend, dröhnte weiter; die anderen Gäste sahen ihm zu und heuchelten höfliches Interesse.

Wie kriechende Insekten hatten sich die Reste in Dinivans Schale zu drei höhnischen Worten zusammengedrängt: »SCHRIFTROLLENSCHWEIN.« Ihm wurde übel. Aufblickend begegnete er Pryrates' haischwarzen Augen. Im Gesicht des Alchimisten stand größte Belustigung. Einer seiner weißen Finger bewegte sich über dem Tischtuch, als male er etwas in die leere Luft. Noch während Dinivan ihn beobachtete, wedelte Pryrates plötzlich mit allen zehn Fingern auf einmal. Die Krumen und Kerne in Dinivans Schale fielen sogleich auseinander. Was immer sie vorher zusammengehalten hatte, es war verschwunden.

Dinivans Hand hob sich abwehrend, um nach der Kette zu greifen, die er unter der Kutte trug, und nach der verborgenen Schriftrolle zu tasten. Pryrates' Grinsen wurde in fast kindischer Freude immer breiter. Dinivan merkte, wie sein gewöhnlich zuversichtliches Gemüt sich unter dem nicht zu übersehenden Selbstvertrauen des roten Priesters verfinsterte. Jäh begriff er, was für ein schwankendes und zerbrechliches Rohr im Winde sein Leben war.

»Ich glaube ja nicht, daß sie wirklich gefährlich sind«, plapperte Velligis, »aber es ist ein furchtbarer Schlag gegen die Würde der Mutter Kirche, wenn sich diese Barbaren auf öffentlichen Plätzen selbst verbrennen, ein furchtbarer Schlag – als wollten sie die Kirche herausfordern, etwas gegen sie zu unternehmen! Es ist eine ansteckende Art von Wahnsinn, sagt man mir, übertragen durch schlechte Luft. Ich gehe nie mehr ohne ein Tuch aus, mit dem ich Mund und Nase bedecke…«

»Aber vielleicht sind die Feuertänzer ja gar nicht verrückt«, warf Pryrates beiläufig sein. »Vielleicht sind ihre Träume … wirklicher … als Ihr wahrhaben möchtet.«

»Das ist … das ist…«, stotterte Velligis, aber Pryrates achtete nicht auf ihn, sondern hielt die widerwärtig leeren Augen noch immer auf Dinivan gerichtet.

*Er hat vor keiner Maßlosigkeit mehr Angst*, dachte Dinivan. Die Erkenntnis schien ihm eine unerträgliche Last. *Es gibt nichts mehr, das ihn zurückhält. Aus seiner schrecklichen Neugier ist ein rücksichtsloser und unersättlicher Hunger geworden.*

War das der Punkt gewesen, von dem ab mit der Welt alles schiefzuge-

hen schien? Als Dinivan und die anderen Träger der Schriftrolle Pryrates in ihren geheimen Rat aufgenommen hatten? Sie hatten dem jungen Priester ihre Herzen und die wie Schätze bewahrten Archive geöffnet und lange Zeit die geschliffene Schärfe seines Verstandes geachtet, bis die Fäulnis in seinem Inneren sich nicht länger übersehen ließ. Dann hatten sie ihn aus ihrem Kreis verbannt – doch anscheinend zu spät. Viel zu spät. Wie Dinivan saß der Priester am Tisch der Mächtigen, aber Pryrates' roter Stern war jetzt im Steigen begriffen, während Dinivans Pfad dunkel und unbestimmt schien.

Was konnte er noch unternehmen? Er hatte Botschaften an die beiden überlebenden Schriftrollenträger geschickt, an Jarnauga und an Ookequks Schüler, obwohl er schon lange nichts von beiden gehört hatte. Darüber hinaus hatte er anderen, die fest im Glauben standen, Vorschläge oder Anleitungen zukommen lassen, etwa der Waldfrau Geloë und dem kleinen Tiamak in den Marschen von Wran. Er hatte Prinzessin Miriamel sicher nach der Sancellanischen Ädonitis gebracht und sie dem Lektor ihre Geschichte erzählen lassen. Er hatte alle seine Bäume gehegt, wie Morgenes es gewünscht hätte. Nun konnte er nur noch abwarten, was sie für Früchte bringen würden.

Dinivan riß sich aus Pryrates' Blick los, der ihn beunruhigte, und sah sich im Speisesaal des Lektors um. Er versuchte sich Einzelheiten zu merken. Wenn dies ein Abend der Entscheidung werden sollte, ob zum Guten oder zum Bösen, wollte er sich wenigstens einprägen, was er nur konnte. Vielleicht würde er in irgendeiner Zukunft – einer helleren, als er sie sich im Augenblick vorstellen konnte – als alter Mann neben einem jungen Künstler stehen und ihn auf Fehler aufmerksam machen: »Nein, so war es ganz und gar nicht! *Ich war dabei…*« Er lächelte und vergaß für eine kleine Weile seine Sorgen. Welch glücklicher Gedanke – die Ängste dieser dunklen Zeiten zu überleben und keine größere Verantwortung mehr zu tragen, als einem armen Künstler, der mühsam einen Auftrag ausführte, das Dasein schwer zu machen!

Seine kurze Träumerei war jäh zu Ende, als er in der gewölbten Türöffnung, die zu den Küchen führte, ein bekanntes Gesicht gewahrte. Was tat Cadrach hier? Er befand sich kaum eine Woche in der Sancellanischen Ädonitis und konnte mit nichts beschäftigt sein, das ihm Zutritt zu den Privatgemächern des Lektors verschaffte. Also war er nur hier, um die Gäste des Lektors auszuspionieren. War es reine Neugier, oder trieben Cadrach … Padreic … Gefühle alter Freundschaft? Mehrerer, miteinander in

Widerstreit liegender Freundschaften?

Noch während Dinivan diese Gedanken durch den Kopf schossen, verschwand das Gesicht des Mönchs wieder in den Schatten der Tür und war nicht mehr zu sehen. Gleich darauf erschien dort ein Diener mit einem so breiten Tablett, daß Cadrach keinen Platz mehr im Türbogen gehabt hätte.

Wie als Kontrapunkt zu Dinivans Verwirrung erhob sich jetzt unerwartet der Lektor aus seinem hohen Sessel am Kopfende der Tafel. Ranessins gütiges Gesicht war düster; die Schatten, die das helle Kerzenlicht warf, gaben ihm ein uraltes, von Sorgen gebeugtes Aussehen.

Eine einzige Handbewegung genügte, um den Schwätzer Velligis zum Schweigen zu bringen. »Wir haben nachgedacht«, begann der Lektor langsam. Sein weißhaariges Haupt schien fern wie ein schneebedeckter Berggipfel. »Die Welt, wie Ihr sie seht, Pryrates, leuchtet in gewisser Weise ein. Ihre Logik hat Gewicht. Wir haben von Herzog Benigaris und seinem häufig zu uns kommenden Gesandten, Graf Aspitis, ähnliche Dinge vernommen.«

»Reichsgraf Aspitis«, unterbrach Benigaris mit gerötetem Gesicht. Er hatte dem Wein des Lektors kräftig zugesprochen. »*Reichsgraf*«, wiederholte er rücksichtslos. »König Elias hat ihn auf mein Ersuchen zum Reichsgrafen gemacht. Als Zeichen seiner Freundschaft für Nabban.«

Ranessins schmales Gesicht verzog sich zu einer kaum verhehlten Miene des Abscheus. »Wir wissen, daß Ihr dem Hochkönig nahesteht, Benigaris. Wir wissen auch, daß Ihr es seid, der Nabban regiert. Heute aber sitzt Ihr an unserem Tisch im Hause Gottes – an *meinem* Tisch –, und wir fordern Euch auf zu schweigen, bis der Hohepriester der Mutter Kirche seine Rede beendet hat.«

Der zornige Ton des Lektors erschreckte Dinivan. Ranessin war sonst der mildeste der Menschen. Zugleich aber ermutigte ihn die unerwartete Kraft. Benigaris' Schnurrbart zitterte wütend, aber er griff mit der Unbeholfenheit eines verlegenen Kindes nach seinem Weinbecher.

Ranessins blaue Augen richteten sich auf Pryrates. In der förmlichen Art, von der er so selten Gebrauch machte und die ihm doch so selbstverständlich von den Lippen floß, fuhr er fort: »Wie wir erwähnt haben, leuchtet die Welt, die Ihr und Elias und Benigaris predigt, in mancher Hinsicht ein. Es ist eine Welt, in der Alchimisten und Monarchen nicht nur über das Schicksal der Körper von Menschen bestimmen, sondern auch über ihre Seelen, und in der die Schergen des Königs solche irregeleiteten Seelen anstiften, sich zum Ruhm falscher Götzen zu verbrennen, wenn es

ihren Zwecken dient. Eine Welt, die die Ungewißheit eines Gottes, den man nicht sehen kann, durch die Gewißheit eines schwarzen, feurigen Geistes ersetzt, der auf der Erde lebt, im Herzen eines Berges aus Eis.«

Bei diesen Worten schossen Pryrates' haarlose Brauen in die Höhe. Dinivan empfand plötzliche kalte Freude. Gut. Immerhin gab es noch Überraschungen für das Scheusal.

»Hört mich an!« Ranessins Stimme war stärker geworden, so daß es sekundenlang schien, als sei nicht nur der Raum stumm geworden sondern die ganze Welt mit ihm, als schwebe in diesem Augenblick die Tafel mit ihren Kerzen auf dem absoluten Scheitelpunkt der Schöpfung. »Diese Welt – *Eure* Welt, die Welt, die Eure hinterlistigen Worte uns predigen – ist *nicht* die Welt der Mutter Kirche. Schon lange wissen wir von einem dunklen Engel, der über die Erde schreitet und seine finsteren Hände ausstreckt, um die Herzen von ganz Osten Ard mit Furcht und Schrecken zu erfüllen – , aber unsere Geißel ist der Erzfeind selber, der unversöhnliche Feind des göttlichen Lichtes. Ob nun aber Euer Bundesgenosse wirklich dieser jahrtausendealte Gegner oder nur ein anderer boshafter Diener der Finsternis ist – die Mutter Kirche hat sich stets gegen seinesgleichen gewehrt … und wird es immer tun.«

Einen endlosen Augenblick lang schienen alle im Saal den Atem anzuhalten.

»Ihr wißt nicht, was Ihr da sagt, Alter.« Pryrates' Stimme war ein schwefliges Zischen. »Ihr seid geschwächt, und Euer Geist irrt umher. «

Entsetzlich war, daß nicht einer der Escritoren laut gegen diese Bemerkung protestierte oder eine eigene Meinung vertrat. Mit weitaufgerissenen Augen starrten sie auf Ranessin, der sich über den Tisch beugte und gelassen dem wütenden Blick des Priesters standhielt. Überall im Bankettsaal schienen die Lichter trüber zu brennen, fast zu verlöschen, so daß nur noch diese beiden hell beleuchtet waren, der eine scharlachrot, der andere weiß, und ihre Schatten immer länger wurden … immer länger…

»Lügen, Haß und Gier«, sagte der Lektor leise. »Vertraute, uralte Feinde. Es kommt nicht darauf an, unter wessen Banner sie marschieren.« Er stand auf, eine blasse, schmale Gestalt, und hob die Hand. Wieder brannte in Dinivan die grimmige, unwiderstehliche Liebe, die ihn dazu getrieben hatte, als demütiger Bittsteller vor dem Geheimnis der göttlichen Bestimmung des Menschen den Rücken zu beugen und sein Leben dem Dienst an diesem bescheidenen und großartigen Mann zu weihen, an ihm und der Kirche, die in seiner Person lebendig wurde.

Mit kalter Bedächtigkeit zeichnete Ranessin das Symbol des *Baumes* vor sich in die Luft. Wieder schien die Tafel unter Dinivans Hand zu beben, aber diesmal glaubte er nicht, daß der Alchimist daran schuld war. »Ihr habt Türen geöffnet, Pryrates, die für alle Zeiten verschlossen bleiben sollten«, verkündete der Lektor. »In Eurem Stolz und Eurer Torheit habt Ihr und der Hochkönig die schwere Bürde einer bösen Macht in diese Welt gebracht, die vorher schon unter einem ungeheuren Leidensdruck ächzte. Unsere Kirche – meine Kirche – wird um jede einzelne Seele mit Euch kämpfen, bis der Tag des Abwägens selbst anbricht. Ich erkläre Euch und mit Euch König Elias für exkommuniziert und verbanne auch jeden anderen aus den Armen der Mutter Kirche, der Eure Finsternis und Euren Irrtum mit Euch teilt.« Sein Arm sauste nieder, einmal, zweimal. »*Duos Onenpodensis, Feata Vorum Lexeran. Duos Onenpodensis, Feata Vorum Lexeran!*«

Kein Donnerschlag, kein Hornstoß des Jüngsten Gerichts folgten den weithin hallenden Worten des Lektors. Nur der ferne Schall der Claves-Glocke schlug die Stunde. Pryrates stand langsam auf. Sein Gesicht war wachsbleich, der Mund zur zuckenden Grimasse verzerrt.

»Ihr begeht einen furchtbaren Fehler«, schnarrte er. »Ein törichter alter Mann seid Ihr, und Eure große Mutter Kirche ist ein Kinderspielzeug aus Pergament und Leim.« Er war so überrascht, daß er vor Wut zitterte. »Wir werden sie schon bald in Brand stecken. Das Geheul wird groß sein, wenn sie brennt. *Ihr habt einen Fehler begangen.*«

Er machte kehrt und stampfte aus dem Speisesaal. Die Absätze seiner Stiefel klirrten auf den Steinplatten des Bodens, seine Gewänder wogten wie Flammen. Dinivan glaubte die Anzeichen einer entsetzlichen Katastrophe aus den verhallenden Schritten des Priesters herauszuhören, das Krachen einer gewaltigen und endgültigen Feuersbrunst, die die Seiten der Geschichte schwarz versengen würde.

Miriamel nähte gerade einen hölzernen Knopf an ihren Mantel, als es an die Tür klopfte. Erschrocken rutschte sie vom Bett und ging nachsehen. Der kalte Boden war eisig unter ihren bloßen Füßen.

»Wer ist dort?«

»Öffnet die Tür, Prin … Malachias. Bitte öffnet die Tür.«

Sie schob den Riegel zurück. Im schwach beleuchteten Gang stand Cadrach. Sein schweißnasses Gesicht glänzte im Kerzenschein. Er drängte sich an ihr vorbei in die kleine Zelle und stieß mit dem Ellenbogen die Tür

so hastig zu, daß Miriamel den Luftzug spürte.

»Seid Ihr von Sinnen?« fragte sie. »Ihr könnt doch hier nicht so eindringen!«

»Bitte, Prinzessin…«

»Hinaus! Sofort!«

»Herrin…« Zu ihrer Verblüffung sank Cadrach vor ihr in die Knie. Sein sonst so rosiges Gesicht war aschfahl. »Wir müssen aus der Sancellanischen Ädonitis fliehen. Noch heute nacht.«

Miriamel starrte auf ihn hinunter. »Ihr *müßt* von Sinnen sein.« Sie sprach in gebieterischem Ton. »Wovon redet Ihr überhaupt? Habt Ihr etwas gestohlen? Ich weiß nicht, ob ich richtig handle, wenn ich Euch weiterhin decke, und ich werde ganz bestimmt nicht Hals über Kopf von hier…«

Er unterbrach sie mitten im Satz. »Nein. Es liegt nicht daran, daß ich etwas getan hätte – zumindest nicht heute abend –, und mir droht eher weniger Gefahr als Euch. Aber diese Gefahr ist sehr groß. Wir müssen fort von hier!«

Mehrere Sekunden lang wußte Miriamel nicht, was sie antworten sollte. Cadrach sah tatsächlich vollkommen verängstigt aus, ganz anders als seine sonst stets undurchsichtige Miene.

Endlich brach er das Schweigen. »Herrin, ich bitte Euch. Ich weiß, daß ich Euch kein treuer Begleiter gewesen bin, aber ich habe auch einiges Gute bewirkt. Bitte vertraut mir nur dieses eine Mal. Ihr befindet Euch in furchtbarer Gefahr.«

»Was ist das für eine Gefahr?«

»Pryrates ist hier.«

Eine Welle der Erleichterung überkam sie. Cadrachs wildes Gerede hatte sie trotz allem in Angst versetzt. »Dummkopf. Das weiß ich. Ich habe gestern mit dem Lektor gesprochen. Ich weiß alles über Pryrates.«

Der stämmige Mönch stand auf, das Kinn entschlossen vorgeschoben. »Das ist eine der dümmsten Bemerkungen, die Ihr je gemacht habt, Prinzessin. Ihr wißt sehr wenig über ihn, und dafür solltet Ihr dankbar sein. Dankbar!« Er griff nach ihr und packte sie am Arm.

»Laßt das! Wie könnt Ihr es wagen!« Sie wollte ihn ohrfeigen, aber Cadrach wich dem Schlag aus, ohne sie loszulassen. Er war überraschend stark.

»Bei Sankt Muirfaths Gebeinen!« zischte er. »Seid nicht so eine Närrin,

Miriamel!« Er beugte sich zu ihr und hielt mit großen Augen ihren Blick fest. Flüchtig stellte sie fest, daß er nicht nach Wein roch. »Wenn ich Euch wie ein Kind behandeln muß, werde ich es tun«, knurrte der Mönch. Er schob sie rückwärts, bis sie auf ihr Lager fiel, und blieb dann zornig und angstvoll zugleich vor ihr stehen. »Der Lektor hat Pryrates und Euren Vater für exkommuniziert erklärt. Wißt Ihr, was das bedeutet?«

»Ja!« antwortete sie fast schreiend. »Und ich bin froh darüber!«

»Aber Pryrates ist *nicht* froh. Böses wird geschehen, und zwar sehr bald. Ihr solltet nicht hier sein, wenn der Augenblick eintritt.«

»Böses? Was meint Ihr? Pryrates ist allein im Sancellanischen Palast. Er kam mit einem halben Dutzend Wachsoldaten meines Vaters. Was kann er schon ausrichten?«

»Und Ihr wollt alles über ihn wissen.« Cadrach schüttelte angewidert den Kopf. Dann drehte er sich um und fing an, Miriamels herumliegende Kleidungsstücke und ihre wenigen anderen Habseligkeiten in ihren Reisesack zu stopfen. »Ich jedenfalls möchte nicht miterleben, was Pryrates anrichten wird.«

Sie sah ihn bestürzt an. Wer war dieser Mann, der aussah wie Cadrach, aber herumschrie und Anweisungen gab und sie am Arm packte wie ein Flußkahnräuber? »Ich werde nirgendwohin gehen, bevor ich nicht mit Vater Dinivan gesprochen habe«, erklärte sie schließlich. Ihre Stimme klang nicht mehr ganz so scharf.

»Hervorragend«, erwiderte Cadrach. »Soviel Euch beliebt. Nur macht Euch reisefertig. Ich bin sicher, daß Dinivan mir zustimmen wird – wenn wir ihn finden können.«

Unwillig bückte sie sich, um ihm zu helfen. »Sagt mir nur eins«, bat sie. »Schwört Ihr mir, daß wir in Gefahr sind? Und daß es nicht Eure Schuld ist?«

Er hielt inne. Zum ersten Mal, seit er das Zimmer betreten hatte, erschien das alte, seltsame, halbe Lächeln in seinem Gesicht, aber diesmal verzerrte es seine Züge zu einer Maske unendlicher Trauer »Jeder von uns hat etwas getan, das er bedauert, Miriamel. Ich habe Fehler begangen, die den höchsten Gott auf seinem erhabenen Thron zum Weinen gebracht haben.« Er schüttelte den Kopf, zornig darüber, daß sie mit Reden Zeit vergeudeten. »Aber diese Gefahr ist greifbar und ganz nah, und wir können nichts tun, um sie geringer zu machen. Darum werden wir fliehen. Feiglinge überleben immer.«

Miriamel sah sein Gesicht und hatte plötzlich nicht mehr den Wunsch,

jemals zu erfahren, was Cadrach getan hatte, um sich selbst so zu hassen. Sie schauderte und wandte sich ab, um ihre Stiefel zu suchen.

Selbst für diese späte Abendstunde machte die Sancellanische Ädonitis einen merkwürdig verlassenen Eindruck. In den verschiedenen Gemeinschaftsräumen hatten sich einige wenige Priester zusammengefunden, die sich mit unterdrückter Stimme unterhielten. Ein paar andere wanderten mit brennenden Kerzen durch die Gänge und erledigten ihre verschiedenen Aufgaben. Bis auf diese Wenigen waren die Hallen leer. Die Fackeln, von ständigen Windstößen zum Flackern gebracht, brannten unruhig in ihren Halterungen.

Miriamel und Cadrach standen oben in einer verödeten Galerie, die von den Räumen, in denen zu Besuch weilende Kleriker schliefen, bis ins innere Herz der Verwaltung und der Zeremonien von Gottes Haus führte. Der Mönch zog Miriamel in eine düstere Fensternische.

»Stellt die Kerze ab und schaut«, sagte er leise. Sie steckte das Wachslicht in eine Spalte zwischen zwei Steinplatten und beugte sich vor. Die kalte Luft traf sie ins Gesicht wie ein Schlag.

»Was soll ich mir ansehen?«

»Dort unten. Erkennt Ihr die vielen Männer mit den Fackeln?« Er versuchte durch das schmale Fenster in die Richtung zu deuten. Miriamel erkannte im Hof an die zwanzig Männer, die Rüstungen unter den Mänteln und Speere auf den Schultern trugen.

»Ja«, sagte sie langsam. Die Soldaten schienen nichts Schlimmeres zu tun, als sich an den Feuerstellen im Hof die Hände zu wärmen. »Und?«

»Sie gehören zu Herzog Benigaris' Schloßwache«, erläuterte Cadrach grimmig. »Jemand rechnet für heute nacht mit Ärger, und zwar hier im Palast.«

»Aber ich dachte, in der Sancellanischen Ädonitis müßten alle Soldaten ihre Waffen ablegen.« Die Speerspitzen leuchteten im Feuerschein wie Flammenzungen.

»O ja. Aber Herzog Benigaris ist heute nacht hier zu Gast, weil er am Bankett des Lektors teilgenommen hat.«

»Warum ist er nicht zur Sancellanischen Mahistrevis zurückgeritten?« Miriamel trat von dem zugigen Fenster zurück. »Sie liegt doch gleich nebenan.«

»Eine ausgezeichnete Frage«, erwiderte Cadrach, ein unfrohes Lächeln im schattengestreiften Gesicht. »Warum wohl?«

Herzog Isgrimnur prüfte mit dem Daumen Kvalnirs scharfe Schneide und nickte zufrieden. Er steckte Wetzstein und Ölkrug wieder in seine Tasche. Es hatte etwas ungemein Beruhigendes, wenn man so sein Schwert schärfte. Zu schade, daß er es nicht mitnehmen konnte. Er seufzte und wickelte es wieder in ein paar Lumpen. Dann schob er es unter seinen Strohsack.

*Hat keinen Sinn, mit dem Schwert zum Lektor zu gehen,* dachte er. *Auch wenn ich mich damit viel besser fühlen würde. Seine Wachen hätten bestimmt etwas dagegen.*

Nicht daß Isgrimnur den Lektor persönlich zu sehen bekommen würde. Es war höchst unwahrscheinlich, daß man einem wildfremden Mönch gestatten würde, das Schlafgemach des Oberhirten der Mutter Kirche zu betreten; aber Dinivans Räume lagen unmittelbar daneben. Der Sekretär des Lektors verfügte nicht über Wachen. Außerdem kannte und schätzte Dinivan Isgrimnur. Wenn der Priester erkannte, wer ihn da zu später Nachtstunde besuchte, würde er den Worten des Herzogs sehr aufmerksam lauschen.

Trotzdem hatte Isgrimnur das gleiche ungute Gefühl im Magen wie früher vor einer seiner zahllosen Schlachten. Darum hatte er auch sein Schwert hervorgeholt. Kvalnir war nicht mehr als zweimal aus der Scheide gekommen, seit er Naglimund verlassen hatte, und es hatte gewiß keine Arbeit verrichtet, die seine dverning-geschmiedete Klinge hätte abstumpfen können; aber wenn das Warten schwerfiel, gab das Schärfen seines Schwertes einem Mann Beschäftigung. Irgend etwas lag in der Luft heute nacht, eine flaue Erwartung, die Isgrimnur an das Ufer des Clodu in der Schlacht um die Seeländer erinnerte.

Selbst König Johan, der erfahrene Kriegsfalke, hatte in dieser Nacht Anzeichen von Unruhe gezeigt, denn er hatte gewußt, daß irgendwo in der Dunkelheit zehntausend Thrithing-Männer auf ihn warteten – und auch, daß die Stämme der Ebenen sich nicht an die ordnungsgemäße Anfangszeit für Schlachten – nämlich im Morgengrauen – oder sonstige stillschweigende Übereinkünfte zivilisierter Kriegsführung hielten.

Damals war Johan der Priester ans Feuer gekommen und hatte mit seinem jungen Rimmersmann-Freund – Isgrimnur war zu dieser Zeit noch nicht Erbe des väterlichen Herzogtums gewesen – einen Krug Wein geteilt und Gespräche geführt. Während sie sich unterhielten, hatte der König mit Stein und Poliertuch an seinem sagenhaften Schwert Hellnagel gearbeitet.

Plaudernd hatten sie die Nacht verbracht, zuerst ein wenig verlegen, mit vielen Pausen, in denen sie auf ungewöhnliche Geräusche horchten, dann immer gemütlicher, als die Morgendämmerung näherrückte und es klar wurde, daß die Thrithing-Männer keinen nächtlichen Überfall beabsichtigten.

Johan erzählte Isgrimnur Geschichten aus seiner Jugend auf Warinsten – das er als Insel voller rückständiger und vom Aberglauben verblendeter Hinterwäldler schilderte – und von seinen ersten Reisen auf dem Festland von Osten Ard. Die unerwarteten Einblicke in die Jugendjahre des Königs faszinierten Isgrimnur. In dieser Nacht, als sie am Clodu-See am Feuer saßen, war Johan der Priester schon fast fünfzig Jahre alt und hätte für den jungen Rimmersmann König seit Anfang aller Zeiten sein können. Als er ihn aber nach seinem legendären Sieg über den Drachen Shurakai befragte, wehrte der König die Frage ab wie eine lästige Fliege. Genausowenig war er bereit, davon zu erzählen, wie er das Schwert Hellnagel errungen hatte, und er meinte, davon werde schon viel zu viel geschwatzt, es sei langweilig.

Jetzt, vierzig Jahre später in einer Mönchszelle der Sancellanischen Ädonitis, erinnerte sich Isgrimnur daran und lächelte. Johans unruhiges Wetzen von Hellnagel kam von allem, was der Herzog je an seinem Gebieter gesehen hatte, der Furcht am nächsten – zumindest der Furcht vor einem Kampf.

Der Herzog schnaubte. Jetzt lag der gute alte Mann erst zwei Jahre in seinem Grab, und schon saß hier sein Freund Isgrimnur und brütete vor sich hin, während zu Nutz und Frommen von Johans Königreich Taten zu tun waren.

*So Gott will, wird Dinivan mein Herold sein. Er ist ein kluger Kopf. Er wird Lektor Ranessin günstig für mich stimmen, und wir werden Miriamel aufspüren.*

Er zog die Kapuze tief hinunter und öffnete dann die Tür. Vom Gang her drang Fackellicht in den Raum. Isgrimnur ging noch einmal zurück, um die Kerze auszublasen. Ungünstig, sie auf seinen Strohsack fallen zu lassen und den ganzen Palast in Brand zu stecken.

Cadrach wurde immer aufgeregter. Schon seit geraumer Zeit warteten sie in Dinivans Studierstube auf den Sekretär. Soeben hatte die Claves-Glocke die elfte Stunde geschlagen.

»Er kommt nicht wieder, Prinzessin, und ich weiß nicht, wo sich seine

Privaträume befinden. Wir müssen fort.«

Miriamel spähte durch den Vorhang an der Rückwand von Dinivans Arbeitszimmer in den großen Audienzsaal des Lektors. Nur von einer einzigen Fackel erhellt schienen die gemalten Figuren an der hohen Decke in einem trüben Gewässer zu schwimmen.

»Wie ich Dinivan kenne, sind seine Privaträume wahrscheinlich gleich neben der Studierstube«, meinte sie. Der besorgte Ton des Mönches hatte ihr ein gewisses Gefühl der Überlegenheit zurückgegeben. »Er kommt bestimmt wieder. Er hat doch alle Kerzen brennen lassen. Warum seid Ihr so unruhig?«

Cadrach sah von Dinivans Papieren auf, in denen er verstohlen herumgeblättert hatte. »Ich war heute abend beim Bankett. Ich habe Pryrates' Gesicht gesehen. Er ist nicht gewöhnt, auf Widerstand zu stoßen.«

»Woher wißt Ihr das? Und was hattet Ihr bei dem Bankett zu suchen?«

»Ich tat, was nötig war: die Augen offenhalten.«

Miriamel ließ den Vorhang zurückfallen. »Ihr steckt voll verborgener Talente, stelle ich fest. Wo habt Ihr gelernt, eine Tür ohne Schlüssel zu öffnen, wie bei diesem Zimmer?«

Cadrach machte ein betroffenes Gesicht. »Ihr wolltet ihn sehen Herrin. Ihr bestandet darauf, hierherzukommen. Ich fand es besser, hineinzugehen, als im Gang herumzustehen und darauf zu warten, daß die Wachen des Lektors auftauchten oder einer von den anderen Priestern vielleicht wissen wollte, was wir in diesem Teil des Sancellanischen Palastes zu suchen hätten.«

»Einbrecher, Spion, Entführer – ungewöhnliche Talente für einen Mönch.«

»Macht Euch nur über mich lustig, Prinzessin.« Er schien fast beschämt. »Ich habe nicht das Leben geführt, das ich mir ausgesucht hätte, oder besser gesagt, das, was ich mir ausgesucht habe, taugte nichts. Trotzdem solltet Ihr mich mit Euren boshaften Sticheleien verschonen, bis wir hier heraus und in Sicherheit sind.«

Sie ließ sich in Dinivans Sessel gleiten, rieb sich die kalten Hände und musterte den Mönch so gleichmütig wie möglich. »Woher kommt Ihr, Cadrach?«

Er schüttelte den Kopf. »Darüber möchte ich nicht sprechen. Ich fürchte immer mehr, daß Dinivan nicht zurückkommt. Wir müssen fort.«

»Nein. Und wenn Ihr nicht damit aufhört, werde ich schreien. Dann

werden wir ja sehen, was die Wachen des Lektors *dazu* sagen.«

Cadrach warf einen schnellen Blick hinaus in den Gang und fuhr zurück. Hastig schloß er die Tür. Trotz der Kälte hing ihm das geschorene Haar in schweißfeuchten Strähnen um den Kopf. »Herrin, ich bitte Euch, ich flehe Euch an, um Eures eigenen Lebens und Eurer Sicherheit willen, *bitte* laßt uns jetzt aufbrechen. Glaubt mir doch!« Es klang jetzt wirklich verzweifelt. »Wir können nicht länger warten.«

»Ihr irrt Euch.« Miriamel genoß es, wieder die Oberhand zu haben. Sie legte die Stiefel auf Dinivans vollgestopften Tisch. »Wenn nötig, kann ich die ganze Nacht hier warten.« Sie versuchte Cadrach mit strengem Blick festzunageln, aber er wanderte hinter ihr auf und ab und sah sie nicht an. »Und wir werden auch nicht ohne Sinn und Verstand in die Nacht hineinfliehen, sondern erst mit Dinivan sprechen. Ich traue ihm entschieden mehr als Euch.«

»Womit Ihr vermutlich recht habt«, seufzte Cadrach. Er zeichnete flüchtig das Symbol des *Baumes* in die Luft, griff dann nach einem von Dinivans schweren Büchern und ließ es auf ihren Kopf niedersausen. Bewußtlos fiel Miriamel auf den teppichbelegten Boden. Cadrach verfluchte sich selbst und bückte sich, um sie aufzuheben. Plötzlich hielt er inne. Draußen im Gang waren Stimmen zu hören.

»Du mußt jetzt aber wirklich gehen«, sagte der Lektor schläfrig. Er lag halb sitzend in seinem breiten Bett, ein aufgeschlagenes Exemplar von *En Semblis Ädonitis* auf dem Schoß. »Ich werde noch ein wenig lesen. Du mußt dich vor allem ausruhen, Dinivan. Es war für uns alle ein sehr anstrengender Tag.«

Sein Sekretär hatte die bemalte Wandtäfelung betrachtet. Nun drehte er sich um. »Also gut. Aber lest nicht mehr so lange, Heiligkeit.«

»Das habe ich nicht vor. Bei Kerzenlicht ermüden meine Augen sehr schnell.«

Dinivan blickte den alten Mann an und kniete dann impulsiv nieder. Er nahm die rechte Hand des Lektors und küßte seinen Ilenitring. »Gott segne Euch, Eure Heiligkeit.«

Ranessin betrachtete ihn mit besorgter Zuneigung. »Du mußt wirklich übermüdet sein, lieber Freund. Dein Benehmen ist so ungewöhnlich.«

Dinivan stand auf. »Ihr habt gerade den Hochkönig exkommuniziert, Heiligkeit. Macht das diesen Tag nicht einigermaßen ungewöhnlich?«

Der Lektor machte eine abwehrende Handbewegung. »Nicht, daß es irgendeinen Sinn hätte. Der König und Pryrates werden tun, was ihnen beliebt. Das Volk wird abwarten, wie sich die Dinge entwickeln. Elias ist nicht der erste Herrscher, der sich den Unwillen der Mutter Kirche zuzieht.«

»Warum dann das Ganze? Warum stellen wir uns gegen ihn?«

Ranessin sah ihn aus klugen Augen an. »Du redest, als hättest du nicht selbst von ganzem Herzen auf diese Exkommunikation gehofft. Du weißt es selbst am allerbesten, Dinivan: Wir müssen den Mund auftun, wenn das Böse sich zeigt, ganz gleich, ob Hoffnung auf Besserung besteht oder nicht.« Er schloß das Buch vor sich. »Ich bin wirklich selbst zum Lesen zu müde. Sag mir die Wahrheit, Dinivan. Besteht noch ein wenig Hoffnung?«

Der Priester schaute ihn überrascht an. »Wieso fragt Ihr mich, Heiligkeit?«

»Schon wieder stellst du dich so naiv, mein Sohn. Ich weiß, daß es viele Dinge gibt, mit denen du einen erschöpften alte Mann nicht belastest. Ich weiß auch, daß deine Zurückhaltung gute Gründe hat. Aber sage mir nach all dem, was du aus deinen eigenen Quellen weißt: Gibt es Hoffnung?«

»Es gibt immer Hoffnung, Heiligkeit. Das habt Ihr selbst mich gelehrt.«

»Ah.« Ranessins Lächeln war seltsam befriedigt. Er legte sich in seine Kissen zurück.

Dinivan wandte sich an den jungen Meßdiener, der am Fuß von Ranessins Bett schlief. »Achte unbedingt darauf, daß du die Tür hinter mir verriegelst, wenn ich jetzt gehe.« Der Jüngling, der schon halb geschlafen hatte, nickte. »Und laß heute nacht *niemanden* in dieses Zimmer.«

»Nein, Vater, gewiß nicht.«

»Gut.« Dinivan trat an die schwere Tür. »Gute Nacht, Heiligkeit. Gott sei mit Euch.«

»Und mit dir«, erwiderte Ranessin gedämpft aus seinen Kissen. Als Dinivan in den Korridor hinausging, schlurfte der Meßdiener herbei, um die Tür ins Schloß zu drücken.

Die Halle war noch schwächer erleuchtet als das Schlafgemach des Lektors. Dinivan sah sich besorgt um, bis er die vier Wachen entdeckte, die vor der dunklen Wand strammstanden, die Schwerter in ihren Scheiden an der Seite, Spieße in der gepanzerten Faust. Erleichtert atmete er auf und schritt durch den langen, hochgewölbten Korridor auf sie zu. Vielleicht war es doch besser, noch vier zusätzliche Wachen anzufordern. Er würde

erst dann wieder an die Sicherheit des Lektors glauben, wenn Pyrates zu Hause auf dem Hochhorst saß und der verräterische Benigaris in den herzoglichen Palast zurückgekehrt war.

Als er sich den Wachen näherte, rieb er sich die Augen. Er fühlte sich wirklich sehr müde, erschöpft und ausgelaugt. Er wollte nur noch ein paar Sachen aus seiner Studierstube holen und dann zu Bett gehen. Nur wenige Stunden, dann kam schon der Morgengottesdienst.

»He, Hauptmann«, sagte er zu dem Soldaten im weißen Helmbusch. »Ich denke, es wäre am besten, wenn Ihr noch … wenn Ihr noch…« Verdutzt brach er ab. Die Augen des Wächters glühten wie Nadelspitzen aus der Tiefe des Helms, aber sie waren starr auf einen Punkt hinter Dinivan gerichtet, ebenso die Augen der anderen Wachen. Alle standen reglos wie Bildsäulen. »Hauptmann?« Er berührte den Arm des Mannes, der hart wie Stein war. »In Usires Ädons Namen«, murmelte Dinivan, »was geht hier vor?«

»Sie sehen und hören dich nicht.«

Die schnarrende Stimme kannte er. Dinivan fuhr herum und sah am anderen Ende des Ganges etwas Rotes schimmern.

»Teufel! Was hast du getan?«

»Sie schlafen«, lachte Pyrates. »Morgen früh werden sie sich an nichts erinnern. Wie die Schurken an ihnen vorbeikamen, um den Lektor zu töten, wird ein Geheimnis bleiben. Vielleicht wird es manchen Menschen sogar – zum Beispiel den Feuertänzern – wie ein *Wunder der Finsternis* vorkommen.«

Wie eine Schlange kroch Furcht aus Dinivans Magen und mischte sich mit seinem Zorn. »*Du wirst dem Lektor nichts Böses tun.*«

»Und wer will mich daran hindern?« Pyrates' Lachen wurde verächtlich. »Versuch, was du willst, kleiner Wicht. Schrei, wenn es dich danach verlangt. Niemand wird hören, was in diesem Gang geschieht, solange ich hier bin.«

»Dann werde ich selbst dich aufhalten.« Dinivan griff in sein Gewand und zog den *Baum* hervor, den er um den Hals trug.

»Oh, Dinivan, du hast deinen Beruf verfehlt.« Der Alchimist kam näher. Im Licht der Fackel glänzte die Wölbung seines haarlosen Schädels wie poliert. »Statt Sekretär des Lektors zu werden, hättest du dir eine Stellung als Gottes Hofnarr suchen sollen. Du kannst mich an nichts hindern. Du ahnst nicht, welche Weisheit ich gefunden habe und über welche Mächte ich gebiete.«

Dinivan wich nicht zurück, als Pryrates immer weiter auf ihn zuschritt. Die Absätze seiner Stiefel hallten im Gang wider. »Wenn du es Weisheit nennst, deine unsterbliche Seele billig zu verkaufen, dann bin ich froh, solche Weisheit nicht zu besitzen.« Seine Furcht wuchs, und er mußte sich anstrengen, damit seine Stimme nicht zitterte.

Pryrates' Reptiliengrinsen wurde breiter. »Das ist dein Fehler – deiner und aller dieser anderen Angsthasen, die sich Träger der Schriftrolle nennen. Der Bund der Schriftrolle! Ein Klatschverein für winselnde, spitzfindige Möchtegerngelehrte! Und du, Dinivan, bist der Schlimmste von allen. Für Aberglauben und ein paar beschwichtigende Sprüche hast du selber deine Seele verhökert. Statt deine Augen den Geheimnissen des Unendlichen zu öffnen, hast du dich unter den Ringküssern der Kirche mit ihren schwieligen Knien versteckt.«

Eine Welle von Wut durchflutete Dinivan und schwemmte für einen Augenblick alles Entsetzen fort. »Zurück!« schrie er und hob den *Baum* vor sich in die Höhe. Er schien von innen heraus zu glühen, als schwele das Holz. »Du wirst nicht weitergehen, Diener übler Herren, oder du mußt zuerst mich töten.«

Pryrates riß in höhnischem Erstaunen die Augen auf. »Aha! Der kleine Priester hat Zähne! Nun gut, spielen wir das Spiel auf deine Art … und ich werde dir auch einmal meine Zähne zeigen.« Der Alchimist hob die Hände über den Kopf. Seine Scharlachgewänder wogten, als fahre eine Sturmbö durch den Gang. Die Fackeln flackerten in ihren Ringen und erloschen. »Und vergiß nicht…«, zischte Pryrates in die Dunkelheit. »Ich gebiete jetzt über die Worte der Verwandlung! *Ich diene niemandem mehr*!«

Der *Baum* in Dinivans Hand leuchtete heller, aber um Pryrates herum blieb es dunkel. Die Stimme des Alchimisten wurde lauter und intonierte einen Gesang in einer Sprache, deren bloßer Klang Dinivan in den Ohren schmerzte und ein Band aus Todesqual um seinen Hals schnürte.

»Im Namen des allerhöchsten Gottes!« brüllte Dinivan, aber Pryrates' Gesang schwoll zu einem triumphierenden Höhepunkt an und schien ihm die Worte des Gebetes von den Lippen zu reißen, bevor er sie noch ausgesprochen hatte. Dinivan konnte kaum atmen. Im Finsteren vor ihm hatte sich Pryrates' Zauberlied in ein grunzendes, keuchendes Zerrbild von Sprache verwandelt, als durchlitte der Alchimist eine unendlich qualvolle Verwandlung.

Wo Pryrates gestanden hatte, schlug jetzt ein brodelnder, unbestimmter Schatten um sich, wand sich in knotigen Schlingen, die immer größer und

größer wurden und zum Schluß selbst das Sternenlicht erstickten. Der Gang versank in undurchdringlicher Schwärze. Schwere Lungen schnauften wie ein Schmiedeblasebalg. Tödliche, uralte Kälte erfüllte den Korridor mit unsichtbarem Frost.

Mit einem Aufschrei erschrockener Wut warf Dinivan sich nach vorn, um mit seinem heiligen *Baum* auf das unsichtbare Etwas einzuschlagen. Aber statt dessen fand er sich in der Umklammerung eines massiven und zugleich grausig unkörperlichen Fangarms wieder, der ihn in die Höhe riß wie eine Puppe. Sie rangen miteinander, verloren in der eisigen Dunkelheit. Dinivan schnappte nach Luft, als er spürte, wie sich etwas in seine vor Angst rasenden Gedanken drängte, mit glühendheißen Fingern in seinem Hirn kratzte und das Gefäß seines Verstandes aufzudrücken versuchte wie einen Marmeladentopf. Er wehrte sich mit aller Macht und versuchte das Bild des heiligen Ädon vor sein sich trübendes geistiges Auge zu bannen; ihm war, als höre er das Böse, das ihn gepackt hielt, schmerzhaft aufstöhnen.

Aber der Schatten schien nur an Festigkeit zu gewinnen. Sein Griff wurde enger, eine grausige, knochenzermalmende Faust aus Gallerte und Blei. Saurer, kalter Atem berührte seine Wange wie der Kuß eines Alptraums.

»Im Namen Gottes … und des Bundes…«, ächzte Dinivan. Die tierischen Laute und das schreckliche, gepreßte Atmen wurden leiser. In seinem Kopf schwirrten Engel aus peinigendem, sengendem Licht, tanzten zur Begrüßung der Finsternis, betäubten ihn mit ihrem schweigenden Lied.

Cadrach zerrte Miriamels schlaffen Körper in den Gang hinaus und schwor dabei verschiedenen Heiligen, Göttern und Dämonen angsterfüllte Eide. Das einzige Licht kam vom dünnen Blau des Sternenscheins, der durch die Fenster an der Decke fiel. Trotzdem war die zusammengesunkene Gestalt des Priesters, der wenige Schritte weiter wie eine weggeschleuderte Puppe mitten im Korridor lag, kaum zu übersehen. Genauso unmöglich konnte man die gräßlichen Schreie und das Heulen überhören, die aus dem Gemach des Lektors am Ende des Ganges drangen. Die schwere Holztür lag in Splittern am Boden.

Jäh erstarb das Schreien in einem langgezogenen, verzweifelten Klagen, das schließlich in einem gurgelnden Zischen erstickte. In Cadrachs Gesicht stand Grauen. Er hob die Prinzessin auf und legte sie sich über die Schulter. Dann bückte er sich noch einmal ungeschickt nach dem Sack mit ihren Sachen. Er richtete sich auf und stolperte von dem Gemetzel am anderen

Ende des Ganges fort. Nur mühsam hielt er sich auf den Beinen.

Hinter der nächsten Ecke wurde der Gang breiter, aber auch dort waren alle Fackeln erloschen. Cadrach war es, als erkenne er die Schattengestalten bewaffneter Männer, die Posten standen, aber sie waren reglos wie steinerne Reliquien. Im Gewölbe der Halle hinter ihm ertönte das gemächliche Echo von Stiefelschritten. Cadrach verwünschte die glatten Steinplatten des Bodens und eilte weiter.

Wieder machte der Gang eine Biegung und öffnete sich zur großen Eingangshalle hin. Aber als der Mönch durch die Türbogen hasten wollte, stieß er gegen etwas, das so hart war wie eine Wand aus Adamant, obwohl in der Öffnung nicht das geringste zu sehen war. Benommen strauchelte er und kippte nach hinten. Miriamel glitt von seiner Schulter auf den harten Stein.

»Ach bitte, laß nicht zu, daß sie ihm in die Hände fällt«, murmelte der Mönch und kratzte mit verzweifelten Fingern auf der Suche nach einer Lücke über die unsichtbare Sperre. »Bitte!«

Sein Suchen war vergeblich. Die Wand war ohne jede Nahtstelle.

Cadrach kniete vor der Türöffnung nieder. Langsam sank ihm der Kopf auf die Brust. Die Schritte wurden immer lauter. Der unbewegliche Mönch hätte ein Gefangener sein können, der vor dem Richtblock wartet. Plötzlich blickte er auf.

»Warte!« zischte er. »Denk nach, Dummkopf, denk nach!« Er schüttelte den Kopf, holte tief Atem, stieß ihn wieder aus und atmete noch einmal tief. Dann hielt er die Handfläche in den Türbogen und sagte ein einziges leises Wort. Ein Schwall kalter Luft rauschte an ihm vorbei und bewegte die Wandteppiche der Eingangshalle. Die Sperre war verschwunden.

Er schleppte Miriamel hinaus, zerrte sie quer durch die Halle und in eine der Türöffnungen, die von dort abgingen. Sie waren kaum außer Sicht, als Pryrates' rotgewandete Gestalt in dem Türbogen erschien, wo das unsichtbare Hindernis gewesen war. Vage Alarmgeräusche begannen sich in den Hallen zu verbreiten.

Der rote Priester blieb stehen, anscheinend überrascht, seine Sperre nicht mehr vorzufinden. Trotzdem drehte er sich um und machte eine Gebärde in die Richtung, aus der er gekommen war, wie um alle vielleicht noch verbleibenden Spuren seines Wirkens auszulöschen.

Dann dröhnte seine Stimme und hallte in allen Richtungen die Korridore hinunter. »Mord!« schrie er. »Mörder im Hause Gottes!« Als das Echo verklungen war, lächelte er einen Augenblick und schritt dann den Gemä-

chern zu, die er als Gast des Lektors bewohnte.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Pryrates blieb in der Türöffnung stehen, drehte sich um und betrachtete die Halle. Noch einmal hob er die Hand und bewegte die Finger. Eine der Fackeln sprühte Funken und spie dann eine Flammenzunge aus, die auf eine Reihe von Wandbehängen übersprang. Die uralten Gewebe flammten auf wie Zunder. Feuer leckte zu den großen Deckenbalken hinauf und verbreitete sich rasch von Wand zu Wand. Hinter ihm im Gang flackerte es bereits.

Der Alchimist grinste. »Omen muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen«, sagte er zu sich selbst und entfernte sich dann lachend. Ringsum begann das Gewirr verstörter und angstvoller Stimmen durch die Seitengänge der Sancellanischen Ädonitis zu hallen.

Herzog Isgrimnur beglückwünschte sich, eine Kerze mitgenommen zu haben. Der Gang war schwarz wie Teer. Wo waren die Posten? Wieso brannten die Fackeln nicht?

Was immer hier nicht in Ordnung war, der ganze Sancellanische Palast schien aufzuwachen. Er hörte, wie jemand laut etwas von Mord schrie, und sein Herz schlug schneller; andere, weiter entfernte Schreie folgten. Er überlegte kurz, ob er in seine kleine Zelle zurückgehen sollte, fand dann jedoch, daß die Verwirrung ihm vielleicht nur nützen könnte. Ganz gleich, was den Alarm wirklich ausgelöst hatte – und bestimmt war es kein Mord –, vielleicht konnte er auf diese Art den Sekretär des Lektors finden, ohne den Wachen Seiner Heiligkeit lästige Fragen beantworten zu müssen.

Die Kerze in ihrem hölzernen Leuchter warf Isgrimnurs Schatten hoch an die Wände der großen Eingangshalle. Während die Geräusche herannahender Entdeckung lauter wurden, zermarterte er sich das Hirn, welcher der vielen Ausgänge wohl der richtige sein mochte. Er entschied sich für den Türbogen, der ihm am aussichtsreichsten erschien.

Bald nach der zweiten Biegung des Ganges fand er sich in einer breiten Galerie. Hingestreckt auf dem Boden lag ein Mann in einer Kutte inmitten eines wirren Haufens von Stoff. Mehrere bewaffnete Wachsoldaten sahen gleichmütig auf ihn herunter.

*Sind das denn Standbilder?* fragte sich Isgrimnur. *Aber verdammt, so sehen doch keine Statuen aus! Der eine beugt sich ja vor, als wolle er dem anderen etwas zuflüstern!* Er sah in die leeren Augen, die unter den Helmen glommen. Es lief ihm kalt über den Rücken. *Ädon steh uns bei! Schwarze Magie. Es ist schwarze Magie.*

Zu seiner Verzweiflung erkannte er den Mann am Boden sofort, als er ihn umdrehte. Selbst im matten Kerzenlicht wirkte Dinivans Gesicht bläulich. Dünne Blutstreifen rannen ihm aus den Ohren und trockneten wie Tränen auf seinen Wangen. Sein Körper fühlte sich an wie ein Sack Kleinholz.

»Elysia, Mutter Gottes, was ist hier geschehen?« stöhnte der Herzog.

Dinivans Augen flatterten auf, was Isgrimnur einen derartigen Schrekken versetzte, daß er den Kopf des Priesters fast wieder auf die Steinplatten fallen ließ. Dinivans Blick irrte einen Moment umher und richtete sich dann auf Isgrimnur. Vielleicht lag es an der Kerze, die Isgrimnur in der ungeschickten Hand hielt, aber in den Augen des Priesters schien ein seltsamer Funke zu lodern. Doch was immer ihn zum Glühen brachte, Isgrimnur wußte, daß die Zeit kurz war.

»Lektor…«, hauchte Dinivan. Der andere beugte sich näher. »Sieh … nach … dem Lektor…«

»Dinivan, ich bin es, Herzog Isgrimnur. Ich suche Miriamel.«

»Lektor…«, beharrte der Priester verbissen. Mühsam formten die blutigen Lippen das Wort. Isgrimnur richtete sich auf.

»Also gut.« Hilflos sah er sich nach etwas um, auf das er den verletzten Kopf des Priesters betten könnte, fand aber nichts. Er ließ Dinivan vorsichtig zu Boden gleiten, erhob sich und ging zum Ende des Korridors. Es bestand wenig Zweifel daran, welcher Raum dem Lektor gehört haben mußte – die Tür lag in großen Stücken am Boden, und sogar die Marmoreinfassung des Rahmens war versengt und bröckelte. Noch weniger zweifelhaft war Lektor Ranessins Schicksal. Isgrimnur warf einen einzigen Blick in das verwüstete Zimmer, machte kehrt und trat hastig in den Gang zurück. Wie mit einem riesigen Pinsel war über alle Wände Blut verschmiert. Die verstümmelten Überreste des Hauptes der Mutter Kirche und seines jungen Dieners waren kaum noch als menschlich zu erkennen; man hatte ihren Körpern keine Schändung erspart. Selbst Isgrimnurs altes Soldatenherz erbebte bei dem Anblick von soviel Blut.

Hinten im Korridor flackerten Flammen, als der Herzog wieder zu Dinivan kam. Aber er nahm allen Mut zusammen und kümmerte sich noch nicht darum. Ans Entkommen konnte er später denken. Er nahm die kalte Hand des Sekretärs.

»Der Lektor ist tot. Könnt Ihr mir helfen, Prinzessin Miriamel zu finden?«

Der Priester holte mühsam und stoßweise Atem. Das Licht in seinen

Augen wurde schwächer. »Sie ist … hier«, brachte er langsam hervor. »Heißt … Malachias. Fragt den … Aufseher der … Zimmer.« Er rang nach Luft. »Bringt sie nach … Kwanitupul … zu … *Pelippas Schüssel.* Dort ist … Tiamak.«

Isgrimnurs Augen füllten sich mit Tränen. Dieser Mann hätte schon tot sein müssen. Nur schiere Willenskraft konnte ihn noch am Leben halten. »Ich werde sie finden«, versicherte er. »Ich werde sie behüten.«

Plötzlich schien Dinivan ihn zu erkennen. »Sagt … Josua…«, keuchte er. »Ich fürchte … *falsche Boten*.«

»Was meint Ihr?« fragte Isgrimnur. Aber Dinivan schwieg. Seine freie Hand kroch über seine Brust wie eine sterbende Spinne und betastete hilflos den Hals seiner Kutte. Isgrimnur griff sanft nach Dinivans heiligem *Baum* und legte ihn auf seine Brust, aber der Priester schüttelte schwach den Kopf und versuchte noch einmal, in sein Gewand zu greifen. Isgrimnur folgte seiner Hand und fand einen Anhänger mit einer goldenen Schriftrolle und Feder an langer Kette. Als er danach griff, öffnete sich das Schloß. Die Kette huschte in das feuchte Haar in Dinivans Nacken wie eine winzige, glänzende Schlange.

»Tiamak … geben…«, krächzte Dinivan. Im Lärm sich nähernder Stimmen und dem Knistern der Flammen im Gang konnte Isgrimnur ihn kaum verstehen. Der Herzog ließ Anhänger und Kette in die Tasche seiner Mönchskutte gleiten. Eine plötzliche Bewegung neben sich erschreckte ihn, und er sah auf. Einer der erstarrten Wächter, grell im atmenden Glühen des Feuers, schwankte auf seinem Platz und fiel krachend um. Sein Helm schepperte auf den Steinplatten. Der gestürzte Soldat stöhnte.

Als Isgrimnur wieder nach unten blickte, war das Licht aus Dinivans Augen geflohen.

# XVI

## Die Heimatlosen

Im Inneren des Klosters war es vollständig dunkel. Nur Simons stoßweises Atmen störte die Stille. Dann sprach Skodi wieder. Ihre Stimme war kein süßes Flüstern mehr.

»Steh auf.«

Eine Kraft schien an ihm zu ziehen, ein Druck, zart wie Spinnweben und doch stark wie Eisen. Seine Muskeln spannten sich gegen seinen Willen, aber er wehrte sich. Eben hatte er noch versucht, sich aufzurichten – jetzt strengte er sich an, liegenzubleiben.

»Warum kämpfst du gegen mich?« fragte Skodi schmollend. Ihre eiskalte Hand strich über seine Brust und berührte die schaudernde Haut seines Bauchs. Simon zuckte zurück und verlor die Herrschaft über seine Glieder, als der Wille des Mädchens sich um ihn schloß wie eine Faust. Ein kraftvoller, aber körperloser Griff zwang ihn auf die Beine. Er schwankte im Dunkeln und konnte sein Gleichgewicht nicht finden. »Wir geben ihnen das Schwert«, summte Skodi, »das schwarze Schwert. So schöne Geschenke werden wir dafür bekommen…«

»Wo … sind … meine … Freunde?« krächzte Simon.

»Ruhig, Dummerchen. Geh in den Hof.«

Hilflos stolperte er durch den finsteren Raum, stieß sich die Schienbeine an verborgenen Hindernissen, torkelte wie eine ungeschickt gesteuerte Marionette.

»Hier«, sagte Skodi. In knarrenden Angeln schwang die Eingangstür des Klosters auf. Bösartig rötliches Licht drang in den Raum. Skodi stand auf der Schwelle. Ihr fahles Haar flatterte im wirbelnden Wind. »Komm schon, Simon. Was für eine Nacht das ist! Eine *wilde* Nacht.«

Das große Feuer im Torhof loderte noch höher als bei ihrer Ankunft, ein Flammenzeichen, das bis zur Höhe des schrägen Dachs reichte und die geborstenen Mauern des Klosters in rotes Glühen tauchte. Skodis Kinder,

kleine und große, waren damit beschäftigt, alle möglichen merkwürdigen Gegenstände in die Flammen zu werfen: zerbrochene Stühle und andere Stücke kaputter Möbel, dazu abgestorbenes Holz aus dem Wald, das beim Verbrennen pausenlos zischende Dämpfe ausstieß; ja, die Hüter des Feuers schienen ihm alles vorzuwerfen, das sie nur finden konnten, ohne Rücksicht darauf, ob es überhaupt brennbar war: Steine und Tierknochen, gesprungene Tongefäße und bunte Glasscherben von den zerbrochenen Klosterfenstern. Im anschwellenden Wind brüllten und stiegen die Flammen. Ihr Licht brach sich in den Augen der Kinder, die gelb wie Fuchsaugen glommen.

Simon, Skodi dicht hinter sich, taumelte in den verschneiten Hof. Ein klagendes Heulen durchbohrte die Nacht, ein tieftrauriger, einsamer Ton. Langsam wie eine sich sonnende Schildkröte drehte Simon den Kopf nach dem grünäugigen Etwas, das auf dem Hügel hinter der Lichtung kauerte. Einen Augenblick fühlte er Hoffnung, als es die Schnauze hob und noch einmal aufjaulte.

»Qantaqa!« rief er. Der Name klang seltsam von seiner steifen Zunge und den schlaffen Lippen. Die Wölfin blieb oben auf ihrer Hügelkuppe. Wieder heulte sie, ein Aufschrei der Furcht und ohnmächtigen Wut, so unmißverständlich, als hätte sie mit menschlicher Zunge gesprochen.

»Scheußliches Tier«, stellte Skodi angewidert fest. »Kinderfresser. Mondanbeller. Kommt nicht zu Skodis Haus. Kann Skodis Zauber nicht brechen.« Sie starrte hart in die fernen grünen Augen, und Qantaqas Bellen verwandelte sich in schmerzliches Winseln. Gleich darauf machte die Wölfin kehrt und verschwand von der Kuppe. Simon fluchte innerlich und versuchte von neuem sich loszureißen; aber er war nach wie vor hilflos wie ein am Nackenfell hochgehaltenes Kätzchen. Nur sein Kopf schien ihm noch zu gehören, jede Bewegung war unendlich schwierig. Langsam drehte er sich um und spähte nach Binabik und Sludig. Mit großen entsetzten Augen hielt er inne.

An der bröckelnden, verputzten Mauer des Klosters lagen zusammengekrümmt zwei Gestalten, eine kleine und eine große. Simons Tränen froren auf seinen Wangen zu brennendem Eis, als etwas seinen Kopf herumdrehte und ihn einen weiteren erzwungenen Schritt zum Feuer führte.

»Warte«, befahl Skodi. Ihr weites, weißes Nachthemd flatterte im Wind. Die Füße waren bloß. »Ich will dich nicht zu nah haben. Du könntest dich verbrennen; das würde dich verderben. Stell dich dort drüben hin.« Ihr runder Arm deutete auf eine wenige Schritte entfernte Stelle. Als wäre er

eine Fortsetzung ihrer Hand, trottete Simon durch den tauenden Schlamm dorthin.

»Vren!« rief Skodi, wie besessen von irrer Lustigkeit. »Wo ist der Strick? Wo steckst du?«

Der dunkelhaarige Junge erschien in der Klostertür. »Hier, Skodi.«

»Binde ihm die hübschen Handgelenke zusammen.« Vren setzte sich in Trab. Er huschte über den eisigen Boden, packte Simons schlaffe Hände und zog sie auf seinen Rücken, wo er sie geschickt mit einem Stück Schnur fesselte.

»Warum tust du das, Vren?« keuchte Simon. »Wir waren freundlich zu dir.«

Der Hyrkajunge beachtete ihn nicht, sondern zog die Knoten fest. Als er fertig war, legte er die kleinen Hände auf Simons Hüften und schob ihn zu der Stelle, an der Binabik und Sludig dicht nebeneinander auf der Erde lagen.

Auch ihnen waren die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Binabik rollte die Augen nach Simon. Im feurigen Schatten des Hofs leuchtete ihr Weiß. Sludig atmete, war jedoch bewußtlos. Ein gefrorener Speichelfaden rann in seinen blonden Bart.

»Simon-Freund«, krächzte der Troll, jedes Wort eine Anstrengung. Der kleine Mann holte Atem, als wolle er noch etwas sagen, brachte jedoch nichts weiter hervor.

Auf der anderen Seite des Hofs hatte Skodi sich gebückt und mit einer Handvoll rötlichen Pulvers, das sie verstreute, einen Kreis in den schmelzenden Schnee gezogen. Dann begann sie Runen in den schlammigen Boden zu kratzen, die Zungenspitze zwischen den Zähnen wie ein eifriges Kind. In einiger Entfernung stand Vren und drehte den Kopf von Skodi zu Simon und von Simon zu Skodi. Sein Gesicht zeigte keinerlei Regung, nur die Wachsamkeit eines Tiers.

Die Kinder waren damit fertig, das Feuer zu schüren, und hockten nun aneinandergekauert vor der Klostermauer. Eines der kleineren Mädchen saß in seinem dünnen Hemd auf der Erde und schluchzte leise vor sich hin. Ein älterer Junge strich ihr beiläufig über den Kopf, als wollte er sie trösten. Alle beobachteten mit gespannter Aufmerksamkeit Skodis Bewegungen. Der Wind hatte das Feuer zu einer wogenden Säule emporgepeitscht, die ihre ernsthaften kleinen Gesichter mit purpurrotem Licht überzog.

»Wo ist denn Honsa?« rief Skodi, richtete sich auf und zog ihr Nachthemd enger um den Körper. »Honsa?«

»Ich hole sie, Skodi«, sagte Vren. Er verschwand im Schatten der Klosterecke und kam gleich darauf mit einem schwarzhaarigen Hyrkamädchen zurück, ein paar Jahre älter als er. Zwischen den beiden schwankte ein schwerer Korb, der immer wieder gegen den höckrigen Boden stieß und abprallte, bis sie ihn vor Skodis geschwollenen Füßen absetzten und zu den anderen wartenden Kindern hinübergingen. Dort hockte sich Vren vor die kleine Gruppe, zog ein Messer aus dem Gürtel und fing an, nervös an dem restlichen Ende seines Stricks herumzuschneiden. Simon konnte die Anspannung des Jungen über den ganzen Hof weg fühlen. Er fragte sich benommen, welchen Grund sie haben mochte.

Skodi griff in den Korb und holte einen Schädel heraus, dessen Unterkiefer nur noch an ein paar Knoten verdorrten Fleisches hing, so daß das augenlose Gesicht mit aufgerissenem Mund zu staunen schien. Simon sah, daß der überquellende Korb voll von solchen Schädeln war. Plötzlich war er überzeugt davon, das Schicksal der Eltern all dieser Kinder zu kennen. Sein betäubter Körper schauderte reflexartig, aber er nahm die Bewegung nur unbestimmt wahr, als betreffe sie eine andere, irgendwo neben ihm stehende Person. Ein Stück weiter spielte der dunkeläugige Vren mit seiner glänzenden Klinge an dem Seilende, einen finster brütenden Ausdruck im Gesicht. Simon sank das Herz, als ihm einfiel, daß Skodi erzählt hatte, Vren sei neben seinen sonstigen Aufgaben auch ihr Metzger und ihr Koch.

Skodi hielt den Schädel vor sich hin. Ihr eigenartig hübsches Gesicht war völlig versunken, wie bei einer Gelehrten, die eine Tabelle mit Formeln der höheren Mathematik studiert. Sie schwankte nach rechts und links wie ein Boot im Sturm, und ihr Nachthemd flatterte. Mit hoher, kindlicher Stimme begann sie schrill zu singen.

*»Tief im Loch, tief im Grase,*
*Maulwurf singt mit nasser Nase,*
*singt ein Lied von kaltem Stein,*
*Schlamm und grauem Knochenbein,*
*stiller kleiner Maulwurfsang,*
*eiskalt dunkle Nächte lang,*
*wo er gräbt in den Tiefen,*
*wo die weißen Würmer schliefen,*
*wo die toten Menschen liegen,*
*Augen sich in Erde schmiegen.*
*Wo die Käfer Eier legen*

*und sich ihre Larven regen,*
*mit den spröden schwarzen Beinchen*
*kratzen über kleine Steinchen,*
*kratz und schab und kratz und schab,*
*und das Dunkel steigt herab,*
*deckt sie wie ein Mantel zu*
*mit Vergessen, Schwärze, Ruh.*
*Dunkel deckt ihre Schande,*
*deckt die Namen weit im Lande,*
*Namen von so vielen Toten,*
*längst verhallt, verstummt, verboten,*
*fortgeflohen, leere Hirne,*
*leerer Wind in leerer Stirne.*

*Drüber wächst auf Stein das Gras,*
*brache Felder, regennaß;*
*keine Saat, nur tiefe Wunden.*
*Was sie kannten, ist verschwunden,*
*und sie klagen in den Tiefen,*
*ganz als ob sie dort nicht schliefen,*
*rufen traurig und vergessen*
*Dingen nach, die sie besessen,*
*werfen weinend sich umher,*
*augenlos, doch tränenschwer.*
*Unter Grubenkraut und Moos*
*in des Grabes tiefem Schoß*
*gibt es Diener nicht noch Herrn,*
*kein Gesicht, nicht Ruhm noch Stern,*
*Wissen braucht man nicht noch Glück.*
*Doch sie sehnen sich zurück.*
*Und es starrn die toten Alten*
*aufwärts durch die düstren Spalten*
*nach dem Sonnenlicht, dem trüben,*
*und verfluchen alte Lieben*
*und den Frieden, den das Leben*
*ihnen damals nicht gegeben,*
*Sorgen nur, aus Not geboren,*
*Frau und Kind, aus Not verloren,*
*Leid und Kummer, die sie brannten,*

*Lehren, die sie nicht erkannten.*
*Trotzdem wollen sie zurück,*
*zurück, zurück,*
*wollen sehnsuchtsvoll zurück.*
*ZURÜCK!*

*Schau ins Loch tief hinab*
*unterm alten Hügelgrab:*
*Haut und Blut und Gebein,*
*weich wie Schlamm unterm Stein,*
*und die Welt stimmt faulig ein…*«

Skodis Lied schien kein Ende zu haben. Es kreiste abwärts wie ein dunkler Strudel in einem verlassenen, von Wasserkräutern erstickten Teich. Simon fühlte, wie er mit hinabsank, gezogen von den beharrlichen Rhythmen, bis die Flammen und die nackten Sterne und die glimmenden Kinderaugen zu Lichtstreifen ineinanderschmolzen und sein Herz sich in tiefe Dunkelheit drehte. Sein Geist empfand keine Verbindung mehr mit seinem gefesselten Körper und dem, was um ihn herum vorging. Das eintönige Zischen eines sinnlosen Geräusches überdeckte seine Gedanken. Auf dem verschneiten Hof bewegten sich dunkle Gestalten, unwichtig wie Ameisen.

Jetzt packte eine der Gestalten den runden, bleichen Gegenstand, den sie in der Hand gehalten hatte, und schleuderte ihn ins Feuer, eine Faustvoll Pulver hinterher. Eine Wolke scharlachroten Rauchs quoll auf, stieg langsam zum Himmel empor und verdunkelte Simons Blick. Als der Rauch sich verzogen hatte, brannte das Feuer so hell wie zuvor, aber über den Hof schien sich eine tiefere Finsternis gelegt zu haben. Das rote Licht, das die Gebäude blutig gefärbt hatte, schien jetzt gedämpft und alt wie der Sonnenuntergang einer sterbenden Welt. Der Wind hatte sich gelegt, aber vom Boden des Klostergeländes stieg eine tiefere Kälte auf. Obwohl ihm sein Körper nicht mehr ganz gehörte, konnte Simon doch den durchbohrenden Frost fühlen, der ihm jetzt bis ins innerste Mark drang.

»Kommt zu mir, Herrin Silbermaske!« rief die größte der Gestalten. »Sprecht mit mir, Fürst Rotauge! Ich möchte mit Euch handeln! Ich habe etwas Schönes für Euch!«

Der Wind schwieg noch immer, aber trotzdem begann das Feuer zu schwanken, sich auszudehnen und sich zu schütteln wie ein großes Tier, das in einem Sack um sich schlägt. Die Kälte verdichtete sich. Die Sterne

verblaßten. Ein Schattenmund und zwei leere schwarze Augenflecke formten sich in den Flammen.

»Ich habe ein Geschenk für Euch!« rief die große Gestalt fröhlich. Simon erinnerte sich, daß sie Skodi hieß. Mehrere Kinder weinten, und trotz der sonderbaren Stille klangen ihre Stimmen wie erstickt.

Das Gesicht im Feuer verzerrte sich. Ein tiefes, grollendes Aufbrüllen quoll aus dem gähnenden schwarzen Mund, langsam und tief wie das Knarren der Wurzeln eines Berges. Falls das Brüllen Wörter enthielt waren sie nicht zu verstehen. Gleich darauf begann die Erscheinung zu flimmern und zu verblassen.

»Bleibt!« schrie Skodi. »Warum geht Ihr fort?« Wild um sich blickend, ruderte sie mit den dicken Armen. Ihre fröhliche Miene war verschwunden. »Das Schwert!« kreischte sie das Kinderrudel an. »Hört auf zu flennen, Dummköpfe! Wo ist das Schwert? Vren!«

»Drinnen, Skodi«, antwortete der Junge, der eines der kleineren Kinder auf dem Schoß hielt. Trotz seines seltsamen Gefühls räumlicher Verschiebung – oder vielleicht gerade deshalb – konnte Simon nicht umhin zu bemerken, wie nackt und dürr Vrens Arme unter dem zerfetzten Mantel hervortraten.

»Dann hol es, du Tölpel!« kreischte Skodi und hüpfte in einem leviathanischen Tanz der Wut auf und ab. Das Gesicht im Feuer war kaum noch zu erkennen. »Hol es!«

Sofort stand Vren auf und ließ das Kind auf seinem Schoß zu Boden gleiten, wo es mit seinem Geheul in die allgemeinen Mißtöne einstimmte. Der Junge eilte ins Haus. Skodi wandte sich wieder den wogenden Flammen zu. »Kommt zurück, kommt zurück«, lockte sie das immer unbestimmter werdende Gesicht. »Ich habe ein Geschenk für den Herrn und die Herrin!«

Skodis Griff um ihn schien sich ein wenig zu lockern. Simon fühlte, wie er in seinen Körper zurückglitt – eine eigenartige Empfindung, als schlüpfe man in einen Mantel aus kitzelnden Federn.

In der Tür erschien Vren, tiefen Ernst in den bleichen Zügen. »Zu schwer!« rief er. »Honsa, Endi, ihr anderen, kommt her! Kommt und helft!« Auf seinen Ruf kamen mehrere andere Kinder langsam durch den Schnee hinüber zum Klostergebäude. Dabei drehten sie sich immer wieder nach dem stöhnenden Feuer und ihrer gestikulierenden Hüterin um. Wie eine Schar verschreckter Gänseküken folgten sie Vren ins dunkle Innere des Hauses.

Wieder drehte Skodi sich um. Ihre runden Wangen glühten, die rosigen Lippen zitterten. »Vren! Bring mir das Schwert, Faulpelz! Schnell!«

Er streckte den Kopf durch die Tür. »Es ist zu schwer, Skodi. Es ist schwer wie Stein!«

Unvermittelt richtete Skodi den irren Blick auf Simon. »Es ist doch dein Schwert, nicht wahr?« Das Gesicht stand nicht mehr in den Flammen, aber die Sterne, fahl wie Kugeln aus Eis, schwelten noch immer nur matt am Nachthimmel, und noch immer wogte und tanzte das Feuer, ohne daß ein Wind es berührte. »Du kannst es tragen, oder?« Ihr Blick war kaum auszuhalten.

Simon antwortete nicht und kämpfte innerlich mit aller Macht dagegen an, loszuplappern wie ein Säufer und vor diesen zwingenden Augen jeden Gedanken herauszusprudeln, der ihm jemals durch den Kopf gegangen war.

»Ich *muß* es ihnen geben«, zischte Skodi. »Ich weiß, daß sie danach suchen. Meine Träume sagen es mir. Der Herr und die Herrin werden mir … Macht geben.« Sie fing an zu lachen, ein mädchenhaftes Trillern, das ihm mehr Angst einjagte als alles andere, das sich seit Sonnenuntergang zugetragen hatte. »Ach, hübscher Simon«, kicherte sie, »was für eine wilde Nacht! Geh und hol mir dein schwarzes Schwert.« Sie rief in die leere Türöffnung: »Vren! Komm und binde ihm die Hände los!«

Vren schoß heraus und starrte sie wutentbrannt an. »Nein!« kreischte er. »Er ist böse! Er wird weglaufen! Er wird dir weh tun!« Skodis Gesicht erstarrte zur abstoßenden Maske. »Tu, was ich sage, Vren. Binde ihn los.«

Steif vor Zorn sprang der Junge vorwärts. In seinen Augen standen Tränen. Grob zerrte er Simon die Hände weg und rammte die Messerklinge zwischen die Schlingen. Sein Atem kam in gepreßten Stößen, als er den Strick zersägte. Kaum waren Simons Hände heruntergefallen, als der Hyrkajunge kehrtmachte und ins Kloster zurückrannte.

Simon stand da und rieb sich zögernd die Handgelenke. Er überlegte, ob er nicht einfach fortlaufen sollte. Skodi hatte ihm den Rücken zugewandt und summte flehend das Feuer an. Aus dem Augenwinkel warf er einen Blick auf Binabik und Sludig. Der Rimmersmann lag noch immer regungslos da, aber der Troll versuchte seine Fesseln zu sprengen.

»Nimm … nimm das Schwert und lauf, Simon!« flüsterte Binabik. »Wir werden schon freikommen … irgendwie…«

Skodis Stimme durchschnitt die Dunkelheit wie ein Messer. »Das Schwert!« Simon merkte, daß er sich von seinem Freund abwandte getrie-

ben von einem unwiderstehlichen Zwang. Er lief auf das Kloster zu, als schiebe ihn eine unsichtbare Hand.

Innen kauerten die Kinder in der dunklen Kaminecke und zerrten noch immer erfolglos an *Dorn*. Vren warf dem eintretenden Simon einen giftigen Blick zu, gab ihm jedoch den Weg frei. Simon kniete vor dem Schwert nieder. Das harte, kantige Bündel war in Lumpen und Felle gehüllt. Er packte es aus. Seine Hände waren sonderbar gefühllos.

Als er den umwickelten Griff anfaßte, malte der zur Tür hereinfallende Feuerschein einen glühendroten Streifen über *Dorns* schwarze Klinge. Unter seinen Fingern erbebte das Schwert, wie er es noch nie erlebt hatte, ein Zittern wie vor Hunger und Erwartung. Zum ersten Mal empfand Simon *Dorn* als etwas unaussprechlich und widerwärtig Fremdartiges. Aber er konnte es ebensowenig loslassen, wie er imstande war fortzulaufen. Er hob es auf. Diesmal war die Klinge nicht, wie sonst manchmal, schmerzhaft schwer, leistete aber trotzdem auf seltsame Weise Widerstand, so als ziehe er sie aus dem Schlamm am Grunde eines Teichs.

Er fühlte sich zur Tür getrieben. Auch wenn sie ihn nicht sehen konnte, war Skodi stark genug, ihn zu bewegen wie eine Strohpuppe. Er ließ sich wieder auf den rot erleuchteten Hof zerren.

»Komm her, Simon«, sagte sie, als er draußen erschien, und breitete die Arme aus wie eine liebevolle Mutter. »Komm und stell dich zu mir in den Kreis!«

»Er hat ein Schwert!« kreischte Vren von der Tür her. »Er wird dir weh tun!«

Skodi lachte verächtlich. »Das wird er nicht. Skodi ist zu stark. Außerdem ist er mein neuer Liebling. Er mag mich, nicht wahr?«

Sie streckte die Hand nach Simon aus. *Dorn* schien dick geschwollen von schrecklichem, träge atmendem Leben. »Brich den Kreis nicht«, bemerkte Skodi beiläufig, als spielten sie ein Spiel. Sie ergriff seinen Arm und zog ihn zu sich heran, wobei sie ihm half, die ungeschickten Füße über den Ring aus rötlichem Staub zu heben. »Jetzt werden sie das Schwert sehen können!« Sie glühte triumphierend. Eine ihrer warmen rosigen Hände legte sich auf seine Hand am Griff *Dorns*, die andere umschlang seinen Hals und drückte ihn an ihre weichen Brüste und den schwellenden Bauch. Die Hitze des Feuers machte Simon weich wie Wachs; der Druck von Skodis Körper gegen seinen Leib schien ein erstickender Fiebertraum. Obwohl er das Mädchen um einen halben Kopf überragte, konnte er ihr so wenig Widerstand leisten wie ein Säugling. Was für eine Hexe war sie

nur?

Skodi schwankte hinter seinem Rücken und begann in durchdringender Rimmerspakk zu schreien. Wieder formten sich im Feuer die Umrisse eines Gesichts. Durch Tränen, die ihm die Hitze in die Augen trieb, sah Simon, wie der unbestimmte schwarze Mund sich öffnete und schloß wie ein Haimaul. Etwas Kaltes und Schreckliches legte sich über sie – suchend, fragend und mit raubtierhafter Geduld nach ihnen witternd.

Die Stimme brüllte sie an. Diesmal konnte Simon im Getöse der Laute etwas wie Sprache erkennen, unverständliche Worte, von denen ihm buchstäblich die Zähne weh taten.

Skodi keuchte vor Erregung. »Es ist einer von Fürst Rotauges obersten Dienern, so wie ich gehofft hatte! Schaut, Herr, schaut! Das Geschenk, das Ihr sucht!« Sie zwang Simon, *Dorn* hochzuheben, und starrte gierig auf das Schattenwesen, das im Feuer schwankte und von neuem sprach. Ihr begeistertes Grinsen wurde mürrisch. »Es versteht mich nicht«, flüsterte sie mit der selbstverständlichen Vertrautheit einer Liebenden in Simons Nacken. »Es kann den richtigen Weg nicht finden. Das hatte ich befürchtet. Mein Zauber allein ist nicht stark genug. Skodi muß etwas tun, das sie nicht tun wollte.« Sie drehte den Kopf aus dem Kreis. »Vren! Wir brauchen Blut! Nimm die Schüssel, bring mir ein wenig Blut von dem Langen!«

Simon wollte aufschreien; es war unmöglich. Die Hitze im Kreis ließ Skodis feines Haar wie bleiche Rauchfäden zu Berge stehen. Ihre Augen schienen flach und unmenschlich wie Topfscherben. »Blut, Vren!«

Der Junge stand vor Sludig, in der einen Hand eine irdene Schale. Die Messerklinge – riesig in Vrens kleinen Fingern – lag am Hals des Rimmersmannes. Vren sah wieder auf Skodi und achtete nicht auf Binabik, der sich neben ihm am Boden wand.

»Richtig, den Großen!« rief Skodi. »Den Kleinen will ich behalten. Schnell jetzt, Vren, du dummes Eichhörnchen, ich brauche das Blut für mein Feuer, sonst verschwindet der Bote!«

Vren hob das Messer.

»Und bring es vorsichtig!« fuhr Skodi fort. »Du darfst im Kreis nichts verschütten. Du weißt, wie die *Kleinen* schwärmen, wenn sie Zaubersprüche hören, und wie hungrig sie sind.«

Plötzlich fuhr der Hyrkajunge herum und marschierte auf Skodi und Simon zu, das Gesicht verzerrt von Zorn und Furcht. »Nein!« schrie er. Sekundenlang wallte Hoffnung in Simon auf, der Kleine wolle Skodi niederstechen. »Nein!« kreischte Vren noch einmal und fuchtelte mit dem Mes-

ser in der Luft herum. Tränen strömten ihm über die Wangen. »Warum behältst du sie? Warum behältst du ihn?« Er zückte die Klinge nach Simon. »Er ist zu alt, Skodi! Er ist böse! Nicht wie ich!«

»Vren, was tust du!« Skodi kniff erschreckt die Augen zusammen, als der Junge auf den Kreis zusprang. Rotschimmernd schoß die Klinge nach oben. Simons Muskeln brannten, als er dem Jungen auszuweichen versuchte, aber eine Hand aus Stein hielt ihn fest. Bäche von Schweiß rannen in seine Augen.

»Du kannst ihn nicht gernhaben!« kreischte Vren. Mit einem heiseren Schrei gelang es Simon, sich gerade so weit zur Seite zu werfen, daß die auf seine Rippen gezielte Klinge ihn verfehlte und statt dessen seinen Rükken traf, wo sie eine lange Spur silbrig kalter Pein zog. Etwas im Feuer brüllte wie ein Stier, dann schlug die Dunkelheit über Simon zusammen und löschte die matten Sterne aus.

Eolair hatte Maegwin einen Augenblick alleingelassen, um durch die große Tür zurückzugehen und eine zweite Lampe zu holen.

Während sie darauf wartete, daß der Graf von Nad Mullach zurückkehrte, schaute die Prinzessin voller Glück auf die riesige steinerne Stadt in der Höhle unter ihr hinab. Ein großer Stein war von ihrem Herzen gefallen. Hier stand die Stadt der Sithi, Hernystirs uralter Bundesgenossen. Sie hatte sie gefunden! Eine Weile hatte Maegwin sich wirklich selbst schon für so verrückt gehalten, wie die anderen es von ihr glaubten, aber hier war die Stadt.

Zuerst war sie ihr als eine Art Unordnung in ihren Träumen erschienen – unruhigen Träumen, die auch so schon dunkel und wirr genug waren, voll von den gequälten Gesichtern ihrer geliebten Toten. Dann begannen andere Bilder sich darüber zu legen. Diese neuen Träume zeigten ihr eine Stadt von großer Schönheit, mit wehenden Bannern, voller Blumen und betörender Musik, verborgen vor Krieg und Blutvergießen. Freilich hatten diese Visionen, die in den letzten, flüchtigen Sekunden ihres Schlafs vor ihr auftauchten, auch wenn sie besser waren als ihre Alpträume, durchaus nicht zu ihrer Beruhigung beigetragen. Es war vielmehr so, daß ihre Üppigkeit, ihre exotischen Wunder Maegwin erst recht um ihren verstörten Geist fürchten ließen. Sie hatte angefangen, in den Tunneln des Grianspog umherzuwandern, und schon bald ein Flüstern aus den Tiefen der Erde vernommen, singende Stimmen, die sich von allem unterschieden, das sie je gehört hatte.

Die Vorstellung von der uralten Stadt war in ihr gewachsen und stark geworden, bis sie ihr um vieles wichtiger wurde als alles, was oben im Schein des Sonnenlichtes geschah. Sonnenschein brachte Böses mit sich; das Tagesgestirn war ein Fanal des Unglücks, eine Leuchte, mit deren Hilfe die Feinde Hernystirs ihr Volk finden und vernichten konnten. Nur in der Tiefe lag Geborgenheit, unten bei den Wurzeln der Erde, wo die Helden und Götter der alten Zeiten noch am Leben waren und wohin der grausame Winter nicht vordringen konnte.

Nun, da diese phantastische Stadt hier unten vor ihr lag – *ihre* Stadt –, überkam sie ein Gefühl unendlicher Befriedigung. Zum ersten Mal, seitdem ihr Vater König Lluth in die Schlacht gegen Skali Scharfnase gezogen war, herrschte Stille in ihrem Herzen. Gewiß, die steinernen Türme und Kuppeln, die die Felsenschlucht dort unten füllten, entsprachen nicht unbedingt dem Bild der luftigen Sommerstadt aus ihren Träumen; aber jedenfalls ließ sich kaum bezweifeln, daß die Hände, die diesen Ort geschaffen hatten, nicht menschlich waren. Die Stadt stand an einer Stelle, die seit unvordenklichen Zeiten kein Hernystiri mehr betreten hatte; wenn sie also nicht die Wohnung der unsterblichen Sithi war, was dann? Es mußte ihre Stadt sein, das schien geradezu lächerlich sicher.

»Maegwin?« rief Eolair und schlüpfte durch die halboffene Tür »Wo seid Ihr?« Die Sorge in seiner Stimme zauberte ein winziges Lächeln auf ihr Gesicht; aber sie verbarg es vor ihm.

»Hier natürlich, Graf, wo Ihr mir zu bleiben befahlt.«

Er kam zu ihr, stellte sich neben sie und schaute in die Tiefe. »Götter von Stock und Stein«, sagte er kopfschüttelnd, »es *ist* ein Wunder. «

Maegwins Lächeln kehrte zurück. »Was sonst erwartet Ihr von einem Ort wie diesem? Laßt uns hinuntersteigen und sehen, wer dort wohnt. Ihr wißt, daß unser Volk in großer Not ist.«

Eolair betrachtete sie skeptisch. »Prinzessin, ich bezweifle sehr, daß dort überhaupt jemand wohnt. Seht Ihr etwas, das sich bewegt? Und es brennen keine Lichter außer unseren.«

»Und wie kommt Ihr darauf, daß die *Friedlichen* nicht im Dunkeln sehen können?« fragte sie und mußte lachen über die Torheit der Männer im allgemeinen und so kluger Männer wie des Grafen im besonderen. Ihr Herz raste so, daß ihr Lachen sich fast überschlug. Sicherheit! Der Gedanke raubte ihr den Atem. Wer konnte ihnen etwas Böses antun, hier im Schoß der uralten Beschützer von Hernystir?

»Nun gut, Herrin«, erwiderte Eolair langsam. »Wir werden ein kleines

Stück nach unten steigen, sofern man diesen Stufen trauen kann. Aber Euer Volk sorgt sich um Euch«, er verzog das Gesicht, »und es wird sich bald auch um mich sorgen. Wir müssen schnellstens zurück. Schließlich können wir jederzeit und mit mehr Leuten wiederkommen.«

»Gewiß.« Sie machte eine wegwerfende Handbewegung, um anzudeuten, wie wenig es ihr darauf ankam. Natürlich würden sie zurückkehren, und zwar mit dem gesamten Volk. Hier war der Ort, an dem sie in Zukunft leben würden, fern von Skali und Elias und den anderen bluttriefenden Wahnsinnigen, die über der Erde hausten.

Eolair nahm ihren Ellbogen und führte sie mit geradezu alberner Sorgfalt. Maegwin wäre die roh behauenen Stufen am liebsten hinuntergehüpft. Was konnte ihnen hier schon geschehen?

Sie stiegen hinab wie zwei kleine Sterne, die in einen gewaltigen Abgrund sinken. In den bleichen Steindächern unter ihnen brachen sich die Flammen ihrer Lampen. Ihre Schritte tönten durch die riesige Felshöhle und prallten von der unsichtbaren Decke ab, um in unzähligen Wiederholungen nachzuhallen und schließlich als huschendes Rauschen zu ihnen zurückzusurren wie die samtigen Flügel einer Million Fledermäuse.

Trotz ihrer vollendeten Schönheit machte die Stadt einen skelettartigen Eindruck. Ihre miteinander verbundenen Gebäude waren mit hellen Steinplatten in tausend Farben verkleidet, die vom Weiß des frischgefallenen Schnees über endlose matte Sandschattierungen bis zu Perltönen und rußigem Grau reichten. Die runden Fenster starrten wie blinde Augen. Die polierten Steinstraßen glänzten feucht wie die Spuren wandernder Schnecken.

Als sie die Hälfte der Stufen zurückgelegt hatten, blieb Eolair unvermittelt stehen und drückte Maegwins Arm eng an seine Seite. Im Lampenlicht wirkte sein besorgtes Gesicht beinahe durchscheinend; Maegwin kam es vor, als könne sie jeden Gedanken in seinem Kopf sehen.

»Wir sind weit genug gegangen, Herrin«, erklärte er. »Euer Volk wird uns bereits suchen.«

»Mein Volk?« Sie machte sich von ihm los. »Ist es nicht auch das Eure? Oder steht Ihr jetzt hoch über einem Stamm armseliger Höhlenbewohner, Graf?«

»Das habe ich nicht gemeint, Maegwin, und Ihr wißt es«, entgegnete er rauh.

*Das sieht wie Schmerz in Euren Augen aus, Eolair,* dachte sie. *Ist es so schlimm, an eine Wahnsinnige gebunden zu sein? Wie konnte ich nur so töricht sein, Euch zu lieben, obwohl ich doch nie mehr als höfliche Nach-*

*sicht von Euch erhoffen durfte?*

Laut sagte sie: »Es steht Euch frei, zu gehen, wohin Ihr wollt, Graf. Ihr habt an mir gezweifelt. Nun fürchtet Ihr Euch vielleicht, denen gegenüberzutreten, deren Dasein Ihr geleugnet habt. Ich jedoch werde keinen anderen Weg einschlagen als den hinunter in die Stadt.«

Eolairs feingeschnittene Züge nahmen einen Ausdruck der Verärgerung an. Als er sich, ohne es zu bemerken, einen Fleck aus Lampenruß über das Kinn rieb, fragte sich Maegwin plötzlich, wie sie selbst wohl aussah. Die langen Stunden, in denen sie wie eine Besessene gesucht und gegraben und auf den Riegel, der die große Tür sicherte, eingehackt hatte, schwammen durch ihren Kopf wie ein fast vergessener Traum. Wie lange befand sie sich schon hier unten? Mit einem wachsenden Gefühl des Entsetzens musterte sie ihre erdverkrusteten Hände. Sie mußte ja wirklich wie eine Verrückte aussehen! Doch dann schob sie den Gedanken verächtlich beiseite. Was bedeuteten solche Kleinigkeiten in einer Stunde wie dieser?

»Ich kann nicht zulassen, daß Ihr Euch hier verirrt, Herrin«, erklärte Eolair nach einer Weile.

»Dann kommt mit mir oder quält mich den ganzen Weg zurück in Euer gräßliches Lager, edler Graf.« Der höhnische Unterton gefiel ihr plötzlich selber nicht, aber es war nun einmal heraus, und sie würde es nicht zurücknehmen.

Eolair zeigte nicht den erwarteten Zorn; statt dessen trat müde Resignation in seine Züge. Der Schmerz, der ihr vorher aufgefallen war, verschwand nicht; es war vielmehr, als sinke er ein Stück tiefer und lege sich über jeden Winkel seines Gesichts. »Ihr habt mir ein Versprechen gegeben, Maegwin. Bevor ich die Tür öffnete, sagtet Ihr, Ihr würdet Euch meiner Entscheidung fügen. Ich hielt Euch nicht für wortbrüchig. Ich weiß, daß Euer Vater es niemals war.«

Getroffen fuhr Maegwin zurück. »Laßt meinen Vater aus dem Spiel!«

Eolair schüttelte den Kopf. »Trotzdem habt Ihr es mir versprochen, Herrin.«

Maegwin sah ihn an. Etwas in seinem vorsichtigen, klugen Gesicht berührte sie, so daß sie nicht einfach die Treppe hinunterrannte, wie sie es eigentlich vorgehabt hatte. Eine innere Stimme spottete über ihre Dummheit, aber sie sah ihm gerade in die Augen.

»Ihr habt nur teilweise recht, Graf Eolair«, sagte sie bedächtig. »Erinnert Euch – Ihr konntet das Tor nicht allein öffnen. Ich mußte Euch helfen.«

Er betrachtete sie scharf. »Das heißt?«

»Das heißt, daß wir einen Vergleich schließen. Ich weiß, Ihr haltet mich für starrköpfig oder noch Schlimmeres, aber dennoch lege ich Wert auf Eure Freundschaft, Eolair. Ihr seid dem Hause meines Vaters stets geneigt gewesen.«

»Ein Handel, Maegwin?« fragte er ausdruckslos.

»Wenn Ihr mit mir bis ans Ende der Treppe geht – nur bis wir den Fuß auf die Steinplatten der Stadt setzen können –, dann werde ich umkehren und mit Euch zurückgehen … wenn Ihr das wollt. Das verspreche ich.«

Eolairs Lippen umspielte ein müdes Lächeln. »Ihr versprecht es?«

»Ich schwöre bei Bagbas Herde.« Sie legte die schmutzige Hand auf die Brust.

»Hier unten solltet Ihr lieber beim Schwarzen Cuamh schwören.« Er verzog unzufrieden das Gesicht. Aus seinem langen Pferdeschwanz hatte sich das Band gelöst. Das Haar floß schwarz um seine Schultern. »Also gut. Ich habe keine Lust, Euch gegen Euren Willen diese Stufen hinaufzutragen.«

»Ihr würdet es nicht können«, meinte Maegwin zufrieden. »Ich bin zu stark. Kommt, wir wollen schneller gehen. Wie Ihr sagtet: wir werden erwartet.«

Schweigend stiegen sie weiter die Treppe hinunter. Maegwin genoß die Sicherheit der Schatten und steinernen Berge, Eolair war in seine eigenen, unausgesprochenen Gedanken versunken. Trotz der großen Breite der Treppe fürchteten sie Fehltritte und achteten darum auf ihre Füße. Die Stufen hatten sich gesenkt und waren von Rissen durchzogen, als hätte die Erde sich in unruhigem Schlaf bewegt, aber die Steinarbeiten waren von großer Schönheit und feiner Ausführung. Der Schein der Lampen beleuchtete Spuren komplizierter Muster, die sich über die Stufen und hinauf an die Wand über der Treppe zogen, Ritzungen, so zart wie die Wedel junger Farne oder die schuppenartig übereinanderliegenden Federn von Kolibris. Maegwin konnte sich eines befriedigten Lächelns nicht enthalten, als sie Eolair darauf hinwies.

»Seht Ihr das?« Sie hielt ihre Lampe an die Wand. »Kann das ein Werk bloßer Sterblicher sein?«

»Ich sehe es, Herrin«, versetzte Eolair ernst. »Aber auf der anderen Seite der Treppe ist keine solche Wand.« Er deutete auf den steilen Absturz hinab in die Schlucht. Obwohl sie bereits ziemlich weit unten waren, war der Boden noch immer so weit entfernt, daß ein Fall mit großer Sicherheit den Tod zur Folge gehabt hätte. »Bitte widmet den Steinschnitzereien nicht

soviel Aufmerksamkeit, daß Ihr über den Rand stolpert.«

Maegwin machte einen Knicks. »Ich werde mich bemühen, Graf.«

Eolair runzelte die Stirn, vielleicht über soviel Leichtfertigkeit, nickte jedoch nur.

Die große Treppe weitete sich unten wie ein am Grund der Schlucht ausgebreiteter Fächer. Als sie die überhängende Höhlenwand hinter sich gelassen hatten, schien der Schein ihrer Lampen schwächer zu werden, das Licht nicht stark genug zu sein, um die tiefe, alles verschlingende Dunkelheit zu durchdringen. Gebäude, die oben vom Rand der Schlucht ausgesehen hatten wie kunstreich geschnitztes Spielzeug, ragten jetzt hoch über ihnen auf, ein phantastisches Gewirr düsterer Kuppeln und gedrehter Türme, die sich oben in der Schwärze verloren wie unfaßliche Stalagmiten. Brücken aus gewachsenem Fels führten von den Höhlenwänden zu den Türmen und wanden sich zwischen den Turmspitzen hindurch wie Bänder. Die einzelnen Teile der Stadt waren auf diese Weise mit schmalen Deckhäuten aus Stein verbunden, so daß der Ort eher das Aussehen eines einzigen, atmenden Lebewesens als eines künstlich hergestellten Gegenstands aus totem Stein hatte. Aber er war offensichtlich unbewohnt.

»Wenn die Sithi hier je gelebt haben, Herrin, sind sie jetzt lange verschwunden.« Eolair sagte es fast feierlich, aber Maegwin glaubte einen Unterton von Befriedigung herauszuhören. »Es ist Zeit zum Umkehren.«

Maegwin warf ihm einen verächtlichen Blick zu. War der Mann denn bar jeder Wißbegier? »Und was ist das?« fragte sie und deutete auf ein mattes Leuchten, ziemlich im Mittelpunkt der dunklen Stadt. »Wenn das kein Lampenlicht ist, bin ich ein Rimmersmann.«

Der Graf riß die Augen auf. »Es sieht tatsächlich danach aus«, bestätigte er zögernd. »Trotzdem könnte es auch etwas anderes sein. Licht, das von oben einfällt, zum Beispiel.«

»Ich bin schon sehr lange in den Tunneln«, erwiderte Maegwin.

»Die Sonne ist oben bestimmt schon lange untergegangen.« Sie berührte seinen Arm. »Kommt, Eolair, ich bitte Euch! Seid doch nicht so ein Greis! Wie könnt Ihr diesen Ort verlassen, ohne Näheres zu wissen?«

Der Graf von Nad Mullach zog die Brauen zusammen, aber Maegwin sah deutlich, daß unter der Oberfläche andere Gefühle miteinander im Widerstreit lagen. Auch er wollte wissen, was hier vorging, soviel war unverkennbar. Eben diese Durchsichtigkeit seines Wesens war es ja, die ihr Herz bezwungen hatte. Wie war es nur möglich, daß er als Gesandter an allen Höfen von Osten Ard geweilt hatte und trotzdem manchmal so offenherzig

war wie ein Kind?

»Bitte«, wiederholte sie.

Er prüfte das Öl in den Lampen, bevor er antwortete. »Nun gut. Aber nur, damit Ihr beruhigt seid. Ich zweifle nicht daran, daß Ihr einen Ort entdeckt habt, der einst den Sithi gehörte oder vielleicht auch Menschen aus alter Zeit, die über Fähigkeiten verfügten, die wir heute nicht mehr besitzen. Aber sie sind längst verschwunden. Sie können uns nicht mehr vor dem Schicksal retten, das uns erwartet.«

»Wie Ihr meint, Graf. Jetzt aber schnell!«

Sie zog ihn weiter, in die Stadt hinein.

Trotz Maegwins zuversichtlicher Worte schienen die steinernen Gassen wirklich lange verödet. Unter ihren Füßen wirbelte Staub auf und senkte sich lustlos wieder nieder. Als sie eine Weile gegangen waren, merkte Maegwin, wie ihre Begeisterung nachließ und ihre Gedanken sich trübten. Das Lampenlicht ließ die hervorragenden Türme und weitgeschwungenen Brückenbögen grotesk hervortreten. Wieder fühlte sie sich an Gebeine erinnert, als wanderten sie durch den von der Zeit blankgescheuerten Brustkorb eines unvorstellbaren Ungeheuers. Sie folgte den gewundenen Straßen durch die verlassene Stadt und fühlte sich allmählich wie verschluckt. Zum ersten Mal bekam die Unendlichkeit dieser Tiefe, bekamen die schieren Achtelmeilen von Gestein zwischen ihr und der Sonne etwas Bedrükkendes.

Sie kamen an unzähligen leeren Löchern in den gemeißelten Steinfassaden vorüber, Löcher, deren glatte Ränder einst von Türen verschlossen gewesen waren. Maegwin stellte sich Augen vor, die aus den dunklen Eingängen zu ihnen hinausstarrten – keine boshaften Augen, sondern traurige, Augen, die die Eindringlinge mehr bedauernd als zornig musterten.

Umringt von stolzen Ruinen fühlte Lluths Tochter sich niedergedrückt von der Last dessen, was ihr Volk nicht geworden war und niemals werden konnte. Die sonnenbeschienenen Felder der ganzen Welt hatten ihnen gehört, und doch hatten die Stämme von Hernystir sich in die Höhlen des Berges zurückdrängen lassen. Selbst ihre Götter waren von ihnen gegangen. Diese Sithi hatten wenigstens ihr Denkmal in prachtvoll gemeißeltem Stein zurückgelassen. Maegwins Volk baute aus Holz, und sogar die Knochen der Krieger von Hernystir, die jetzt am Inniscrich bleichten, würden im Lauf der Jahre zerfallen. Bald würde von ihrem Volk überhaupt nichts mehr übrig sein.

Wenn sich kein Retter fand. Aber das konnten eigentlich nur die Sithi

sein, und wo waren sie geblieben? Hatte Eolair recht? Waren sie wirklich tot? Sie war so sicher gewesen, daß sie sich nur tief ins Innere der Erde zurückgezogen hatten, aber vielleicht lebten sie längst an einem ganz anderen Ort.

Sie sah Eolair verstohlen von der Seite an. Der Graf ging stumm neben ihr her. Er starrte die prächtigen Türme an wie ein Bauer vom Rand des Circoille-Waldes bei seinem ersten Besuch in Hernysadharc. Sie betrachtete sein Gesicht mit der schmalen Nase und dem aufgelösten schwarzen Pferdeschwanz und fühlte plötzlich, wie ihre Liebe zu ihm von der Stelle tief in ihrem Inneren, an der sie sie eingesperrt hatte, brennend emporstieg, eine hilflose Liebe, schmerzhaft und unwiderstehlich wie Gram. Maegwins Erinnerung flog über ein Dutzend Jahre zurück zu dem Tag, an dem sie ihn das erste Mal gesehen hatte.

Sie war noch ein Mädchen gewesen, aber schon groß wie eine erwachsene Frau, erinnerte sie sich angewidert. In der große Halle des Taig hatte sie hinter dem Sessel ihres Vaters gestanden, als der neue Graf von Nad Mullach dort seinen rituellen Treueschwur ablegte. Eolair hatte so jung ausgesehen, schlank und helläugig wie ein Fuchs, fast schwindlig vor lauter Stolz. Jung *ausgesehen*? Er war jung *gewesen:* kaum zweiundzwanzig Jahre alt, voll vom unterdrückten Lachen eifriger Jugend. Er hatte Maegwins Blick aufgefangen, als sie neugierig hinter der hohen Lehne von Lluths Sessel hervorlugte. Sie war dunkelrot geworden wie ein Beere. Eolair hatte gelächelt und seine weißen, kleinen, scharfen Zähne gezeigt. Ihr war zumute gewesen, als bisse er sanft ein Stückchen aus ihrem Herzen.

Natürlich – das wußte sie – hatte es für ihn nichts bedeutet. Sie war zwar noch ein Mädchen, aber ihr Schicksal als tolpatschige, altjüngferliche Tochter des Königs bereits vorgezeichnet gewesen: eine Frau, die ihre Aufmerksamkeit an Schweine, Pferde und Vögel mit gebrochenen Flügeln verschwendete und Sachen vom Tisch stieß, weil sie nie daran dachte, so zierlich zu schreiten, zu sitzen und sich zu bewegen, wie es sich für eine Dame gehörte. Nein, er hatte nichts weiter im Sinn gehabt, als ein großäugiges junges Mädchen gereizt anzulächeln, aber mit diesem ahnungslosen Lächeln hatte Eolair sie für immer in einem unzerreißbaren Netz gefangen …

Ihre Gedanken brachen ab, als die von Mauern begrenzte Straße, für die sie sich entschieden hatten, vor einem dicken, massiven Turm endete, dessen Außenseite von zierlichem Rankenwerk und durchscheinenden Blüten aus Stein überquoll. Dunkel wie ein zahnloses Maul gähnte eine breite

Türöffnung. Eolair warf einen mißtrauischen Blick auf den düsteren Eingang, bevor er darauf zuging und hineinspähte.

Das Innere des Turms machte trotz der dichten Schatten einen merkwürdig geräumigen Eindruck. An der einen Innenwand lief eine mit Geröll übersäte Treppe nach oben, während in der Gegenrichtung eine andere Treppe an der Rundung des Turms entlang nach unten führte. Eolair und Maegwin hielten ihre Lampen vor den Eingang und sahen einen Lichtschimmer – nur einen ganz schwachen Glanz –, der die Luft an der Stelle erhellte, wo die nach unten führende Treppe sich im Dunkel verlor.

Maegwin holte tief Atem. Zu ihrem Erstaunen empfand sie keinerlei Furcht vor diesem sonderbaren Ort. »Wir kehren um, wann immer Ihr wollt.«

»Diese Treppe ist viel zu unsicher«, meinte Eolair. »Wir sollten jetzt wirklich zurückgehen.« Aber er zögerte, hin- und hergerissen zwischen Neugier und Verantwortungsgefühl. Unstreitig gab es dort unten einen Lichtschein. Maegwin konnte ihren Blick nicht davon lösen, sagte jedoch nichts. Der Graf seufzte. »Wir gehen noch ein ganz kleines Stück diesen Weg hinunter.«

Sie folgten den Stufen. Etwa eine Achtelmeile weit wendelten sie sich in die Tiefe und mündeten schließlich in einen ebenen, breiten, niedrigen Gang. Wände und Decke waren mit ineinander verschlungenen steinernen Ranken, Gräsern und Blumen ausgeschmückt, Bildern einer Vegetation, die nur hoch über ihnen wachsen konnte, unter Sonne und Himmel. Die verwobenen Stränge aus Stengeln und Reben liefen endlos neben ihnen die Wände entlang, ein Teppich aus Stein. Aber obwohl es so unendlich viele Wandplatten waren, schien keine von ihnen der anderen im Muster vollständig zu gleichen. Die großen Reliefs waren aus vielerlei Steinarten zusammengesetzt und zeigten eine fast unübersehbare Vielfalt von Farben und Maserungen; aber im Gegensatz zum gemusterten Fußboden bestanden die Wandplatten nicht aus einzelnen Steintafeln. Vielmehr schien der Stein selbst sich zu exakten und dem Auge wohlgefälligen Formen gebildet zu haben, wie eine von Gärtnern gepflegte und beschnittene Hecke in der Gestalt eines Vierfüßlers oder Vogels wächst.

»Bei den Göttern von Erde und Himmel«, hauchte Maegwin.

»Wir müssen umkehren, Prinzessin.« Eolairs Stimme klang wenig überzeugt. Hier in der Tiefe schien die Zeit selbst fast zum Stillstand gekommen zu sein.

Sie gingen weiter, stumm in den Anblick der phantastischen Schnitzerei-

en versunken. Endlich ergänzte ein unbestimmtes Glühen vom Ausgang des Tunnels her das Licht ihrer Lampen. Maegwin und der Graf traten aus dem Gang hinaus ins Freie. Hoch über ihnen wölbte sich von neuem die unsichtbare Decke der riesigen Höhle.

Sie standen auf einem breiten Fächer aus Steinplatten. Unter ihnen lag eine große, flache Senke aus Stein.

Die Arena, drei Steinwürfe im Durchmesser, war umgeben von Sitzbänken aus blassem, bröckelndem Feuerstein, als sei die verlassene Senke einst ein Ort für Gottesdienste oder große Schauspiele gewesen.

Auf der freien Fläche in der Mitte glühte ein dunstig-weißes Licht wie eine todkranke Sonne.

»Cuamh und Brynioch!« fluchte Eolair leise. Seine Stimme hatte einen abweisenden, besorgten Unterton. »Was ist das?«

Was da inmitten der Arena stand, war auf einem Altar aus stumpfgrauem Granit ein großer, eckiger Kristall, der wie eine Totenkerze schimmerte. Der Stein war milchweiß, mit glatter Oberfläche, aber rauhen Kanten wie ein zackiger Klumpen Quarz. Sein eigenartig zartes Licht wurde langsam heller und wieder dunkler, um dann erneut aufzuleuchten, so daß die uralten Bänke ringsum immer wieder neu in schillernden Schein tauchten und flackernd daraus verschwanden. Bleiches Licht überflutete die beiden Menschen, als sie sich dem fremdartigen Gebilde näherten; die kalte Luft erwärmte sich spürbar. Maegwin stockte der Atem, so wunderbar beeindruckend war der Glanz. Lange Augenblicke standen Eolair und sie da und schauten in das schneeweiße Leuchten, sahen, wie in der Tiefe des Steins zarte Farben einander jagten, Ringelblumengelb und Korallenrot und scheues Lavendelblau, fließend wie Quecksilber.

»Es ist wunderschön«, sagte sie endlich.

»Aye.«

Gebannt verharrten sie. Endlich wandte sich der Graf von Nad Mullach mit sichtlichem Widerstreben ab. »Aber sonst ist hier nichts, Herrin. Nichts.«

Bevor Maegwin antworten konnte, loderte der weiße Stein plötzlich auf. Sein Glanz wuchs und blühte, als werde ein Himmelsstern geboren, bis blendende Helligkeit die ganze Höhle zu erfüllen schien. Mühsam versuchte Maegwin sich in diesem Meer beängstigenden Gleißens zurechtzufinden. Sie streckte die Hand nach Eolair aus, dessen Gesicht im grellen Strahlen so unbestimmt erschien, daß sie kaum noch die Züge unterscheiden konnte. Die andere Seite seines Körpers lag so tief im Schatten, daß er

wie halbiert wirkte.

»Was geht hier vor?« rief sie. »Verbrennt der Stein?«

»Herrin!« Eolair packte sie und wollte sie aus dem Gleißen fortziehen. »Seid Ihr verletzt?«

»*Kinder Ruyans!*«

Zu Tode erschrocken, prallte Maegwin zurück und stolperte, ohne es zu merken, in Eolairs schützenden Arm. Der Stein hatte gesprochen. Es war die Stimme einer Frau, und sie schien von allen Seiten gleichzeitig zu kommen, als gebe es Münder überall ringsum.

»*Warum antwortet ihr mir nicht? Dreimal schon rief ich euch. Ich habe die Kraft nicht mehr. Ich werde es kein weiteres Mal versuchen können!*«

Die Worte erklangen in einer Sprache, die Maegwin noch nie gehört hatte, aber sie verstand den Sinn so gut, als wären sie in ihrem eigenen Hernystiri gesprochen worden, als tönte die Stimme der Frau laut in ihrem Kopf. War das der Wahnsinn, vor dem sie sich gefürchtet hatte? Aber auch Eolair preßte die Hände an die Ohren, gebannt von derselben unnatürlichen Stimme.

»*Volk Ruyans! Ich flehe euch an, Vergeßt den alten Hader, das Unrecht von einst! Ein größerer Feind bedroht uns jetzt beide!*«

Die Stimme sprach, als koste es sie große Mühe. Erschöpfung und Sorge lagen darin, aber auch ungeheure Macht, eine Kraft, die Maegwins Haut zum Prickeln brachte. Sie hielt die gespreizten Finger vor die Augen und versuchte ins Herz des Gleißens zu spähen. Aber sie konnte nichts sehen. Das Licht, das auf sie eindrang, schien sie anzustoßen wie ein heftiger Wind. Konnte sich inmitten dieser umwerfenden Helligkeit überhaupt ein Wesen aufhalten? Oder war es der Stein selbst, der da sprach? Sie merkte, wie sie mit dem Geschöpf litt, das da so verzweifelt rief, während sie sich noch gegen die Wahnvorstellung eines schreienden Steins wehrte.

»Wer bist du?« rief sie. »Warum bist du in dem Stein? Geh mir aus den Ohren!«

»*Was? Ist endlich jemand da? Preis sei dem Garten!*« Unerwartete Hoffnung leuchtete in der Stimme und verdrängte für einen Augenblick alle Müdigkeit daraus. »*Gesippen aus alter Zeit, schwarzes Unheil bedroht die Heimat unserer Wahl! Ich sehne mich nach Antwort auf meine Fragen … Fragen, die uns vielleicht allen Rettung bringen können!*«

»Herrin!«

Erst jetzt merkte Maegwin, daß Eolair ihre Mitte eng umfaßt hielt. »Es

wird mir nichts tun«, erklärte sie. Sie wehrte sich gegen seine starken Arme und trat ein Stück näher an den Stein heran. »Welche Fragen?« rief sie. »Wir sind Hernystiri. Ich bin König Lluth-ubh-Llythinns Tochter! Wer bist du? Bist du im Stein? Bist du in dieser Stadt?«

Das Licht des Steins wurde matter und begann zu flackern. Nach einer Pause kam die Stimme wieder, jetzt gedämpfter als vorher. »*Seid ihr Tinukeda'ya? Ich höre euch nur ganz schwach*«, sagte die Frau. »*Es ist zu spät! Ihr werdet immer leiser. Wenn ihr noch versteht und uns gegen einen gemeinsamen Feind beistehen wollt, dann kommt zu uns nach Jao é-Tinukai'i. Einige von euch müssen wissen, wo es liegt.*« Ihre Stimme wurde noch leiser, bis sie kaum mehr als ein Flüstern war, das Maegwin in den Ohren kitzelte. »*Viele suchen nach den drei Großen Schwertern. Hört zu! Es könnte unser aller Rettung sein, oder unser Untergang.*« Der Stein pulsierte. »*Das ist alles, was der Hain der Tanzenden Jahre mir sagen konnte, alles, was die Blätter singen wollten…*« Verzweiflung erfüllte die sterbende Stimme. »*Ich habe versagt. Allzu schwach bin ich geworden. Erste Großmutter hat versagt … nur Dunkelheit sehe ich vor uns…*«

Endlich verstummten die leisen Worte. Vor Maegwins Blick verdunkelte sich der sprechende Stein, bis nur ein blasser Schimmer zurückblieb. »Ich konnte ihr nicht helfen, Eolair.« Sie fühlte sich vollkommen leer. »Wir haben nichts getan. Und sie war so traurig!« Sanft gab Eolair sie frei. »Wir verstehen zu wenig von diesen Dingen, um jemandem helfen zu können, Herrin«, gab er milde zu bedenken. »Wir brauchen selbst Hilfe.«

Maegwin trat zurück. Sie verbiß sich zornige Tränen. Hatte er nicht die Güte der Frau, ihr Leiden gespürt? Maegwin war zumute, als hätte sie einen wundervollen Vogel gesehen, der gerade außerhalb ihrer Reichweite in einer Falle zappelte.

Als sie sich wieder zu Eolair umdrehte, gewahrte sie erstaunt, daß hinter ihm in der Dunkelheit Funken aufblitzten. Sie blinzelte, aber es war kein Trugbild ihrer geblendeten Augen. Eine Prozession matter Lichter bewegte sich durch die Mittelgänge der dunklen Arena auf sie zu.

Eolair war ihrem Blick gefolgt. »Bei Murhaghs Schild!« fluchte er. »Ich wußte, daß ich recht hatte, diesem Ort zu mißtrauen!« Er tastete nach dem Schwertgriff. »Hinter mich, Maegwin!«

»Mich vor denen verstecken, die uns retten wollen?« Sie duckte sich unter seinem Griff. Die tanzenden Lichter kamen immer näher. »Es sind die Sithi! Endlich!« Die Lichter, rosa und weiß, flimmerten wie Glühwürmchen. Maegwin trat einen Schritt vor. »Friedliche!« rief sie. »Eure alten

Bundesgenossen brauchen euch!«

Die Worte, die aus den Schatten flüsterten, stammten aus keiner sterblichen Kehle. Maegwin, von wilder Erregung erfüllt, war nun sicher, daß ihre Träume die Wahrheit gesagt hatten. Die neue Stimme sprach ein uraltes Hernystiri, wie man es seit Jahrhunderten nicht mehr unter dem Sonnenlicht gehört hatte. Merkwürdigerweise lag ein ganz leiser Unterton von Furcht in den Worten.

»Staub und Asche sind unsere Bundesgenossen, so wie die meisten unseres eigenen Volkes. Was seid ihr für Wesen, daß ihr den Scherben nicht fürchtet?«

Langsam schritten der Sprecher und seine Begleiter ins Licht. Maegwin, die auf alles gefaßt zu sein geglaubt hatte, schien es, als wankten unter ihr die Grundfesten der Erde. Sie umklammerte Eolairs Arm. Der Graf von Nad Mullach stieß ein überraschtes Zischen aus.

Es waren vor allem ihre Augen, die den beiden so seltsam vorkamen, große, runde Augen ohne Weiß. Die vier Ankömmlinge, die da ins Lampenlicht blinzelten, waren wie verängstigte Tiere der Waldnacht. So groß wie Menschen, aber quälend mager, hielten sie glänzende Stäbe aus einem durchscheinenden Edelgestein in den langen Spinnenfingern. Feines, fahles Haar umrahmte die knochigen Gesichter. Ihre Züge waren feingeschnitten, aber sie trugen grobe Kleidung aus Fellen und staubigem Leder, ausgebeult an Knien und Ellenbogen.

Eolairs Schwert fuhr schnarrend aus der Scheide, rosig glänzend im Schimmer der Kristallstäbe. »Zurück! Wer seid ihr?«

Das vorderste Wesen tat einen Schritt zurück und blieb dann stehen, nervöse Überraschung im dünnen Gesicht. »Ihr seid es doch, die als Eindringlinge kommt. Ah, Kinder Herns seid ihr, so wie wir dachten. Sterbliche.« Er drehte sich um und sagte etwas zu seinen Gefährten. Seine Stimme klang wie murmelnder Gesang. Die anderen nickten ernsthaft. Dann richteten sich alle vier Riesenaugen paare wieder auf Maegwin und Eolair. »Nein, wir haben es erörtert, und nur geziemend ist es, daß zuerst ihr eure Namen nennt.«

Voller Verwunderung über diese Wendung ihres Traums suchte Maegwin Halt an Eolairs Arm und antwortete. »Wir … wir sind … ich bin Maegwin, König Lluths Tochter. Dieser Mann ist Eolair, Graf von Nad Mullach.«

Die Köpfe der sonderbaren Wesen hüpften auf ihren dürren Hälsen, und wieder sprachen sie in melodischen Tönen untereinander. Maegwin und

der Graf tauschten einen Blick fassungslosen Unglaubens. Das Geschöpf, das vorher schon gesprochen hatte, gab ein unauffälliges Räuspern von sich.

»Mit gutem Anstand redet ihr. So seid ihr denn von edlem Blut unter den Euren? Und gelobt, daß ihr uns keinen Schaden zufügt? Traurig ist es, daß wir viele Jahre Herns Volk nicht mehr erblickt haben noch Umgang mit ihnen hatten, und nichts ahnen wir von dem, was aus ihnen geworden ist. Wir fürchteten uns, als ihr mit dem Scherben geredet habt.«

Eolair schluckte. »Aber wer seid ihr? Und was ist dieser Ort?«

Der Anführer sah ihn lange an. In seinen großen Augen spiegelte sich das Licht der Lampe. »Yis-fidri bin ich. Sho-vennae und Imai-an heißen meine Gefährten, und Yis-hadra, die meine liebe Gattin ist.« Sie verneigten sich nacheinander, als ihr Name fiel. »Mezutu'a heißt diese Stadt.«

Maegwin fand Yis-fidri und seine Freunde zwar faszinierend, aber in ihrem Hinterkopf meldete sich nagender Zweifel. Gewiß waren sie seltsam, aber so anders, als sie erwartet hatte …

»Ihr könnt nicht die Sithi sein«, begann sie. »Wo sind sie? Seid ihr ihre Diener?«

Die Fremden musterten sie, Unruhe in den großäugigen Gesichtern, gingen ein paar zögernde Schritte rückwärts und führten ein kurzes, wie feine Glöckchen klingendes Gespräch. Dann kam Yis-fidri wieder. Er sprach ein wenig schärfer als zuvor.

»Einst dienten wir anderen, aber das war vor langer Zeit. Haben sie euch zu uns geschickt? Wir gehen nicht zurück.« So trotzig das auch klang, es lag etwas unendlich Anrührendes in Yis-fidris wackelndem Kopf und den riesigen, traurigen Augen. »Was hat euch der Scherben gesagt?«

Eolair schüttelte verwirrt den Kopf. »Vergebt uns, wenn wir unhöflich sind, aber wir haben noch nie euresgleichen gesehen. Niemand hat uns zu euch gesandt. Wir wußten nicht einmal, daß es euch gibt.«

»Der Scherben? Meint ihr den Stein?« fragte Maegwin. »Er hat vieles erzählt. Ich will versuchen, mich an alles zu erinnern. Aber wenn ihr nicht die Sithi seid, wer seid ihr dann?«

Yis-fidri antwortete nicht, sondern hob langsam seinen Kristall. Er streckte die Spindelhand aus, bis der Stab ohne Hitze neben Maegwins Gesicht brannte. »Eurem Anblick nach hat Herns Volk sich kaum verändert, seit wir Tinukeda'ya aus den Bergen es zuletzt zu Gesicht bekamen«, meinte er wehmütig. »Wie kommt es, daß wir schon vergessen sind – liegen so viele Menschengenerationen zwischen damals und heute? Ist es

nicht erst wenige Erdumdrehungen her, daß die Männer eurer nördlichen Stämme, die mit den Bärten, uns kannten?« Das schmale Gesicht wurde abweisend. »Dverninge nannten uns die Nordleute; sie brachten uns Geschenke, damit wir für sie unsere Kunst übten.«

Eolair trat auf ihn zu. »Ihr seid es, die unsere Ahnen *Domhaini* nannten? Aber wir dachten, sie seien nur eine Sage, oder doch schon lange ausgestorben. Ihr seid die … Unterirdischen?«

Yis-fidris Stirn legte sich in milde Falten. »Sage? Ihr seid vom Volk Herns, ist es nicht so? Wer, glaubt ihr, zeigte euren Vorvätern einst, wie man in diesen Bergen schürft? Wir waren es. Und Namen – was bedeuten schon Namen? Unterirdische nennen uns manche der Sterblichen, Dverninge oder Domhaini andere.« Er regte langsam und traurig die langen Finger. »Nichts als Worte. Tinukeda'ya sind wir. Wir kommen aus dem Garten, und niemals können wir dorthin zurück.«

Mit einem Krachen, das in der Höhle widerhallte, stieß Eolair das Schwert zurück in die Scheide. »Ihr suchtet die Friedlichen, Prinzessin! Das hier ist ebenso wunderbar, vielleicht sogar noch wunderbarer. Eine Stadt im Herzen des Berges! Die Unterirdischen aus unseren ältesten Legenden! Ist die Welt hier unten genauso wahnsinnig geworden wie unsere Oberwelt?«

Maegwin, kaum weniger verblüfft als Eolair, wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Traurig sah sie die Unterirdischen an. Die schwarze Wolke über ihrem Gemüt, die sich für eine Weile verzogen hatte, schien sich von neuem niedersenken zu wollen.

»Aber ihr seid nicht die Sithi«, sagte sie endlich mit ausdrucksloser Stimme. »Sie sind nicht hier. Sie werden uns nicht helfen.«

Yis-fidris Gefährten waren nähergekommen und bildeten jetzt einen Halbkreis um das dicht aneinandergedrängte Paar. Die großäugigen Unterirdischen beobachteten Maegwin und Eolair besorgt und schienen jederzeit bereit zur Flucht.

»Wenn ihr kamt, um die Zida'ya zu suchen – die ihr Sithi nennt –«, begann Yis-fidri bedächtig, »so ist das für uns von großer Bedeutung, denn sie sind es, vor denen wir hierher geflohen sind, um uns vor ihnen zu verbergen.« Er nickte langsam. »Vor langer Zeit weigerten wir uns, uns weiter ihrem Willen, ihrer anmaßenden Ungerechtigkeit zu fügen, und wir entkamen ihnen. Wir glaubten, sie hätten uns vergessen, aber das stimmt nicht. Nun, da wir müde und gering an Zahl sind, suchen sie uns von neuem zu fangen.« In Yis-fidris Augen glomm ein düsteres Feuer. »Sie rufen sogar

durch den Scherben nach uns, den *Zeugen*, der so viele, lange Jahre geschwiegen hat. Sie verhöhnen uns mit ihrer Tücke und wollen uns zurücklocken.«

»Ihr versteckt euch vor den Sithi?« fragte Eolair ratlos. »Aber warum?«

»Einst dienten wir ihnen, Kind Herns. Wir flohen. Nun wollen sie uns schmeicheln, damit wir zurückkehren. Sie sprechen von Schwertern, um uns zu ködern – denn sie wissen, daß das Schmieden solcher Schwerter stets unser Entzücken war und wir die Großen Schwerter zu unseren Meisterwerken zählen. Sie fragen uns nach Sterblichen, denen wir nie begegnet sind und von denen wir nie gehört haben – und was könnten wir heutzutage noch mit Sterblichen zu schaffen haben? Ihr seid die ersten, die wir seit langer Zeit zu sehen bekommen haben.«

Der Graf von Nad Mullach wartete, daß Yis-fidri fortfuhr. Als er nicht weiterzusprechen schien, fragte Eolair: »Sterbliche? Wie wir? Welche Sterblichen haben sie erwähnt?«

»Die Zida'ya-Frau – Erste Großmutter wird sie genannt – sprach mehrmals von…«, der Unterirdische beriet sich kurz mit seinen Begleitern, »… von einem handlosen Josua.«

»Handlos …! O Götter von Erde und Strom, meint ihr Josua Ohnehand?« Verblüfft starrte Eolair die Unterirdischen an. »Mein Himmel, es *ist* Wahnsinn!« Er ließ sich schwer auf eine der bröckelnden Bänke fallen.

Maegwin sank neben ihm zusammen. Sie war vor lauter Müdigkeit und Enttäuschung schon so mitgenommen, daß sie zum Überraschtsein nicht mehr die Kraft besaß; aber als sie endlich den Blick von den großen, milden Augen der erstaunten Unterirdischen abwandte, um Eolair anzusehen, zeigte das Gesicht des Grafen den Ausdruck eines Menschen, den der Blitz in seinem eigenen Haus erschlägt.

Simon erwachte aus einem Flug durch schwarze Weiten und schreiende Winde. Das Heulen dauerte an, aber die Dunkelheit wich, und vor seinen Augen blühte ein rotes Licht auf.

»Vren, du kleiner Tölpel!« kreischte jemand dicht neben ihm. »Es ist Blut im Kreis!«

Als Simon Atem holen wollte, spürte er, wie sich etwas auf ihn legte. Seine Lungen rangen nach Luft. Eine Sekunde überlegte er, ob ein Dach auf ihn gefallen wäre. Feuer? Das rote Licht tanzte und wogte. Stand der Hochhorst in Flammen?

Er erkannte eine umfangreiche, in flatterndes Weiß gekleidete Gestalt. Sie schien in die Höhe gewachsen zu sein wie die Bäume und bis hinauf in den Himmel zu reichen. Er brauchte lange, bis er begriff, daß er auf der eiskalten Erde lag und Skodi vor ihm stand und jemanden anschrie. Wie lange …?

Ein paar Ellen weiter wand sich der kleine Vren auf dem Boden, die Hände an der eigenen Kehle, hervorquellende Augen im dunklen Gesicht. Von niemandem berührt, ohne daß jemand bei ihm war, trat er wild um sich. Seine Absätze trommelten auf den gefrorenen Schlamm. Irgendwo in der Nähe heulte Qantaqa klagend auf.

»Böse bist du!« schrie Skodi mit vor Wut purpurrotem Gesicht »Böser Vren! Hat Blut verschüttet! Sie werden schwärmen! Böse!« Keuchend holte sie tief Luft und brüllte: »*Strafe!*«

Der Kleine zuckte wie eine zertretene Schlange.

Hinter Skodi sah aus der Mitte des wogenden Feuers ein Schattengesicht zu. Der schwankende Mund verzerrte sich lachend. Gleich darauf richteten sich die unergründlichen schwarzen Augen auf Simon. Ihre plötzliche Berührung leckte über sein Gesicht wie eine Zunge aus Eis. Er wollte schreien, aber eine Zentnerlast drückte ihn zu Boden.

*Kleine Fliege,* wisperte eine Stimme in seinem Kopf, schwer und dunkel wie Schlamm. Es war eine Stimme, die ihn in vielen Träumen verfolgt hatte, eine Stimme mit roten Augen, voll brennender Finsternis. *An den seltsamsten Orten treffen wir dich, und du hast sogar das Schwert. Wir müssen dem Herrn von dir erzählen. Er wird großen Anteil nehmen.* Eine Pause entstand. Das Wesen im Feuer schien größer zu werden. Seine Augen waren kalte schwarze Gruben im Herzen einer Hölle. *Schau dich doch an, Menschenkind,* schnurrte es, *du blutest ja*…

Simon zog die zitternde Hand unter seinem Körper vor und wunderte sich, warum es ihm so merkwürdig vorkam, daß sie seinem Willen gehorchte. Als er sie von *Dorns* Griff löste, sah er, daß seine bebenden Finger tatsächlich mit glitschigem rotem Blut bedeckt waren.

»*Bestraft!*« kreischte Skodi mit überschnappender Kinderstimme. »Alle werden bestraft! Wir sollten dem Herrn und der Herrin Geschenke geben!« Wieder heulte die Wölfin, noch näher.

Vren lag schlaff im Schlamm vor Skodis Füßen, das Gesicht nach unten. Simon betrachtete ihn abwesend. Plötzlich schien sich der Boden nach oben zu wölben und die Sicht auf die blasse, verkrümmte Gestalt des Jungen zu verdecken. Gleich darauf bildete sich unmittelbar neben ihm eine

zweite, vibrierende Ausbeulung. Die halb aufgetaute Erde gab ein knirschendes, schmatzendes Geräusch von sich und barst. Aus dem aufgewühlten Boden hoben sich ein dürrer schwarzer Arm und eine Hand mit langen Nägeln und griffen mit Fingern, weit auseindergespreizt wie die Blütenblätter einer schwarzen Blume, hinauf zu den trüben Sternen. Eine zweite Hand schlängelte sich hinterher, gefolgt von einem blaßäugigen Kopf, der kaum größer war als ein Apfel. Ein nadelspitzes Grinsen zerriß das runzlige Gesicht und ließ den schütteren schwarzen Backenbart zucken.

Simon wand sich auf der Erde. Er brachte keinen Ton heraus. Der ganze Hof schlug jetzt Blasen, zuerst ein Dutzend, dann ein Dutzend mehr. In Sekundenschnelle quollen die Gräber aus dem Boden wie Maden aus einem geplatzten Kadaver.

»Bukken!« schrillte Skodi entsetzt. »Bukken! Vren, du kleiner Dummkopf, ich habe dir doch gesagt, du darfst im Zauberkreis kein Blut verschütten!« Sie wedelte mit den dicken Armen nach den Gräbern, die wie eine Woge quiekender Ratten über die laut kreischenden Kinder herfielen. »Ich habe ihn doch bestraft!« schrie sie und deutete auf den reglosen Vren. »Weg mit euch!« Sie sprach zum Feuer. »Macht, daß sie weggehen, Herr! Macht, daß sie weggehen!«

Das Feuer flackerte im kalten Wind, aber das Gesicht schaute nur zu.

»Hilfe! Simon!« Binabiks Stimme klang heiser vor Furcht. »Hilf uns! Wir sind immer noch gefesselt!«

Simon rollte sich mühsam auf die Seite und versuchte die Knie anzuziehen. Sein Rücken war zu einem festen Knoten verkrampft wie nach dem Tritt eines Pferdes. Die Luft vor seinen Augen schien voll glitzernder Schneeflocken zu sein.

»Binabik!« stöhnte er. Eine Welle quietschender schwarzer Wesen flutete vom Hauptstrom fort, weg von den Kindern und hinüber zur Klostermauer, an der Sludig und der Troll lagen.

»Hört auf! Ich werde euch zwingen!« Skodi hatte die Hände an die Ohren gepreßt, als wollte sie sich vor dem erbarmungswürdigen Schreien der Kinder schützen. Einen kurzen Augenblick tauchte aus dem Haufen der Gräber ein kleiner Fuß auf, bleich wie ein Pilz, und verschwand gleich wieder. »*Hört auf!*«

Jäh explodierte rund um sie die Erde. Glibbrige Schlammbrocken besudelten ihr Nachthemd. Ein Schwarm dürrer Spinnenarme umklammerte ihre fetten Waden, und gleich darauf kletterte eine Horde Gräber an ihren Beinen hoch, als wären es Baumstämme. Skodis Nachthemd bauschte sich,

als immer mehr und mehr Gräber sich darunter nach oben drängten, bis endlich das dünne Gewebe wie eine allzu vollgestopfte Tasche aufriß und eine wimmelnde Masse von Augen, Spindelbeinen und Krallenhänden preisgab, die Skodis teigiges Fleisch fast völlig bedeckte. Ihr Mund öffnete sich weit, um aufzuschreien, und ein schlangenartiger Arm bohrte sich hinein und stieß vor bis zur Schulter. Die fahlen Augen des Mädchens traten aus ihren Höhlen.

Simon hatte sich gerade mit großer Anstrengung zu einer halb kauernden Stellung aufgerichtet, als eine graue Gestalt an ihm vorbeisauste, auf die sich windende, quiekende Masse, die einmal Skodi gewesen war, losstürzte und sie zu Fall brachte. Die miauenden Schreie der Gräber wurden schriller und verwandelten sich schnell in angstvolle Triller, als Qantaqa Genicke und Schädel zermalmte und mit freudiger Begeisterung kleine Körper in die Luft schleuderte. Gleich darauf war sie durch sie hindurch und raste auf die Meute der Kreaturen zu, die sich über Binabik und Sludig hergemacht hatten.

Das Feuer war inzwischen hoch emporgestiegen. Das formlose Ding darin lachte. Simon fühlte, wie seine grausige Fröhlichkeit an ihm nagte und das Leben aus ihm heraussaugte.

*Lustig ist das, kleine Fliege, findest du nicht? Warum kommst du nicht näher, damit wir uns alles gemeinsam anschauen können?*

Simon versuchte sich dem Sog der Stimme zu entziehen, die hartnäckige Macht der Worte nicht zu beachten. Qualvoll kam er auf die Füße und stolperte vom Feuer und dem Wesen weg, das darin lauerte. Er benutzte *Dorn* als Krücke, auf die er sich stützte, obwohl ihm der Griff immer wieder aus der von Blut nassen Hand zu gleiten drohte. Vrens Schnittwunde auf seinem Rücken war ein kalter Schmerz, eine Taubheit, die trotzdem weh tat.

Das von Skodi heraufbeschworene Wesen fuhr fort, ihn zu reizen. Das Echo seiner Stimme dröhnte in Simons Kopf. Es spielte mit ihm wie ein grausames Kind mit einem gefangenen Insekt.

*Kleine Fliege, wo willst du hin? Komm zu mir. Der Gebieter wird dich kennenlernen wollen…*

Es fiel ihm unsäglich schwer, sich weiter in die entgegengesetzte Richtung zu bewegen. Das Leben schien aus ihm herauszurinnen wie Sand. Das Quieken der Gräber und Qantaqas nasses, freudiges Knurren waren nur noch ein schwaches Rauschen in seinen Ohren.

Es dauerte einen langen Augenblick, bis er die Klauen bemerkte, die

nach seinen Beinen griffen. Als er endlich nach unten in die Spinneneieraugen des Bukken blickte, war ihm, als schaue er durch ein Fenster in eine andere Welt, einen fürchterlichen Ort, der zum Glück ohne Verbindung zu seiner eignen Welt war. Erst als die kratzenden Krallen seine Hosenbeine aufzuschlitzen und das Fleisch darunter zu zerfetzen begannen, fiel der Traumzustand von ihm ab. Mit einem Aufschrei des Entsetzens zerschmetterte er mit der geballten Faust das Schrumpfgesicht. Immer mehr Bukken krochen an seinen Beinen hoch. Stöhnend vor Ekel trat er sie beiseite, aber sie schienen zahllos wie Termiten.

Wieder erbebte *Dorn* unter seiner Hand. Ohne zu überlegen hob Simon es hoch und ließ die schwarze Klinge pfeifend in einen Klumpen um ihn herumspringender Wesen sausen. Er fühlte das Schwert summen, als sänge es ein stummes Lied. Plötzlich wundervoll leicht, mähte *Dorn* Köpfe und Arme wie Grashalme, bis dunkle Flüssigkeit in Strömen über die Klinge lief. Jeder Hieb stach mit feurigen Schmerzen in Simons Rücken, aber gleichzeitig raste ein Gefühl wahnwitziger Begeisterung durch seine Adern. Noch eine ganze Weile, nachdem die Gräber um ihn tot oder geflohen waren, hackte er auf die durcheinanderliegende Leichen ein.

*Was für eine grimmige Fliege du doch bist! Komm zu uns.* Die Stimme schien in seinen Kopf hineinzugreifen wie in eine offene Wunde. Simon krümmte sich vor Ekel. *Heute ist eine große Nacht, eine wilde Nacht.*

»Simon!« Binabiks erstickter Schrei durchdrang endlich seinen tobenden Haß. »Simon! Binde uns los!«

*Du weißt, daß wir siegen werden, kleine Fliege. Gerade in diesem Augenblick fällt fern im Süden einer deiner stärksten Verbündeten … verzweifelt … stirbt…*

Simon machte kehrt und torkelte auf den Troll zu. Qantaqa, die Schnauze bluttriefend bis an die Ohren, hielt einen hüpfenden, schrillenden Haufen Gräber in Schach. Wieder schwang Simon *Dorn* und begann sich einen Weg durch die Bukken zu bahnen, die er gleich gruppenweise niederschlug, bis sie ihm endlich fliehend den Pfad freigaben. Die Stimme in seinem Kopf schien nur noch fast wortlos zu summen. Vor seinen Augen flimmerte der vom Feuer rotgefärbte Hof.

Er bückte sich, um die Fesseln des Trolls zu durchschneiden. Eine gewaltige Woge von Schwindel überkam ihn. Fast wäre er umgekippt. Binabik rieb den Strick kurz gegen *Dorns* Schneide, bis die Stücke herunterfielen. Der kleine Mann bemühte sich einen Augenblick, wieder Leben in seine Handgelenke zu reiben, und wandte sich dann zu Sludig. Nachdem er

den Knoten an dessen Händen betastet hatte, sagte er zu Simon: »Komm, versuch es mit deinem Schwert!« Plötzlich starrte er den anderen an. »*Bei Chukkus Eiern!* Simon, dein ganzer Rücken ist voller Blut!«

*Blut öffnet die Tür, Menschenkind. Komm zu uns!*

Simon wollte etwas zu Binabik sagen, brachte jedoch keinen Ton heraus. Statt dessen holte er so ungeschickt mit *Dorn* aus, daß er Sludig mit der Spitze in den Rücken stach. Der Rimmersmann, der dabei war, langsam aufzuwachen, stöhnte.

»Als er schlief, schlugen sie seinen Kopf mit einem Stein«, klagte Binabik. »Wegen seiner Größe, denke ich. Mich fesselten sie nur.« Er zersägte Sludigs Fesseln an *Dorns* Schneide, bis auch sie auf den verschneiten Boden fielen. »Wir müssen zu den Pferden«, erklärte der Troll. »Simon, besitzt du genügend Stärke?«

Er nickte. Sein Kopf schien für seinen Hals viel zu schwer, und das Dröhnen in seinen Gedanken machte einer beängstigenden Leere Platz. Zum zweiten Mal in dieser Nacht fühlte er, wie sein inneres Ich aus den Grenzen seines Gehäuses herauszuschweben begann; aber diesmal, fürchtete er, würde es keine Rückkehr geben. Mühsam hielt er sich aufrecht, während Binabik dem benommenen Rimmersmann auf die Beine half.

*Der Meister wartet in der Brunnenkammer…*

»Wir können nur eins tun: zu den Ställen rennen«, rief Binabik über das drohende Knurren der Wölfin hinweg. Sie hatte die Gräber so weit zurückgedrängt, daß zwischen ihrem Ring und Simons Freunden mehrere Meter freier Raum lagen. »Wenn Qantaqa vorausläuft, können wir es vielleicht schaffen, solange wir nicht langsam werden oder zögern.«

Simon schwankte auf seinen Füßen. »Muß … Satteltaschen … holen«, sagte er. »Im Kloster.«

Der kleine Troll starrte ihn ungläubig an. »Unsinn!«

»Nein.« Simon schüttelte wie betrunken den Kopf. »Ich gehe nicht … ohne … den Weißen Pfeil. Sie … werden … ihn mir nicht … wegnehmen.« Er starrte über den Hof auf die wimmelnde Masse von Gräbern an der Stelle, wo Skodi gestanden hatte.

*Du wirst vor der Singenden Harfe stehen, wirst Seine süße Stimme hören…*

»Simon«, begann Binabik und reckte dann kurz die Hand zum Schutzzeichen der Qanuc gegen Wahnsinnige. »Du bist kaum imstande, dich aufrecht zu halten«, brummte er. »Ich werde gehen.«

Bevor Simon etwas antworten konnte, war der Troll durch die Tür geeilt und im dunklen Inneren des Klosters verschwunden. Lange Augenblicke später kehrte er zurück und zog die Satteltaschen hinter sich her.

»Wir werden die meisten über Sludig hängen«, bemerkte er und betrachtete wachsam die wartenden Gräber. »Er ist zu sehr voll Schläfrigkeit, um zu kämpfen, darum soll er unser Packwidder sein.«

*Komm zu uns!*

Während der Troll dem noch immer benommenen Rimmersmann die Taschen umhängte, sah Simon zu dem Ring bleicher, nackter Augen hinüber. Die wartenden Gräber schnalzten und schnatterten leise, als sprächen sie miteinander. Viele trugen Fetzen grober Kleidung. Manche hatten primitive Messer mit gezackten Klingen, die sie fest in den spindeldürren Fäusten hielten. Sie starrten zurück, und ihre Köpfe wogten wie Reihen schwarzer Mohnblumen.

»Bist du jetzt bereit, Simon?« flüsterte Binabik. Simon nickte und hielt *Dorn* vor sich. Die Klinge war leicht gewesen wie eine Weidengerte; jetzt schien sie wieder schwer wie Stein. Er schaffte es gerade noch, sie ausgestreckt vor sich zu halten.

»*Nihut, Qantaqa!*« schrie der Troll. Mit weitgeöffnetem Maul sprang die Wölfin vorwärts. Angstvoll piepsten die Gräber, als Qantaqa eine Furche durch rudernde Arme und knirschende Zähne pflügte. Simon folgte und schwang dabei mühsam *Dorn* nach allen Seiten.

*Komm. Endlose kalte Hallen liegen unter Nakkiga. Die Lichtlosen singen dort. Sie warten darauf, dich zu begrüßen. Komm zu uns!*

Die Zeit schien in sich selbst zu versinken. Die Welt verengte sich zu einem Tunnel aus rotem Licht und weißen Augen. Das Pochen des Schmerzes in Simons Rücken schien den Rhythmus seines Herzschlags anzunehmen, und im Vorwärtstaumeln öffnete und schloß sich abwechselnd die Öffnung seines Gesichtsfeldes. Ein Rauschen von Stimmen, unaufhörlich wie die See, überflutete ihn, Stimmen, die von innen und außen gleichzeitig kamen. Er schwang das Schwert, fühlte seinen Biß, riß es los und schwang es von neuem. Im Vorbeilaufen griffen Hände nach ihm. Einige packten ihn und rissen an seiner Haut.

Für eine Weile wurde der Tunnel noch enger und schwarz. Etwas später öffnete er sich für ein paar Sekunden. Sludig, der etwas so Leises sagte, daß Simon es nicht verstehen konnte, half ihm auf Heimfinderins Rücken und schob *Dorn* durch die Schlingen am Sattel. Ringsum standen steinerne Mauern, aber als Simon seinem Pferd die Fersen in die Rippen stieß, waren

die Mauern plötzlich verschwunden, und er ritt unter dem von Bäumen aufgeschlitzten Nachthimmel dahin. Über ihm schimmerten die Sterne.

*Jetzt ist die Zeit, Menschenkind. Blut hat die Tür geöffnet. Komm, feiere mit uns!*

»Nein!« hörte Simon seine eigene Stimme schreien. »Laßt mich in Ruhe!«

Er spornte sein Pferd und galoppierte auf den Wald zu. Binabik und Sludig, die noch nicht aufgesessen waren, riefen hinter ihm her, aber im Lärm in seinem Kopf gingen ihre Worte unter.

*Die Tür ist offen! Komm zu uns!*

Die Sterne redeten mit ihm, rieten ihm, zu schlafen, wenn er erwachte, würde er weit fort sein von … Augen im Feuer … von … Skodi … von Klauenfingern … von … Er würde weit fort sein …

*Die Tür ist offen! Komm zu uns!*

Rücksichtslos jagte er durch den verschneiten Wald, auf der Flucht vor der grausigen Stimme. Äste peitschten sein Gesicht. Sterne spähten kalt durch die Bäume. Zeit verging, Stunden vielleicht, aber immer noch ritt er verbissen weiter. Heimfinderin schien seine Raserei mitzuempfinden. Ihre Hufe wirbelten Schneewolken auf. Donnernd stoben sie durch die Nacht. Simon war allein, seine Freunde weit hinter ihm, und immer noch sprach die belustigte Stimme des Feuerwesens in seinen Gedanken.

*Komm, Menschenkind! Komm, vom Drachen Verbrannter! Es ist eine wilde Nacht! Unter dem Berg aus Eis erwarten wir dich …*

Die Worte in Simons Kopf waren ein feuriger Bienenschwarm. Er krümmte sich im Sattel, prügelte auf sich selbst ein, schlug klatschend auf Ohren und Gesicht, um die Stimme zu vertreiben. Und noch während er so mit den Armen ruderte, ragte urplötzlich etwas vor ihm auf – ein Stück Schwärze, finsterer als die Nacht. Für den Bruchteil einer Sekunde blieb ihm das Herz stehen, aber es war nur ein Baum. Ein Baum!

Allzu wahnsinnig schnell war seine überstürzte Flucht. Er konnte dem Hindernis nicht ausweichen. Wie von der Hand eines Riesen fortgerissen, flog er aus Heimfinderins Sattel und taumelte hinab ins Nichts. Er fiel. Die Sterne verblaßten.

Schwarze Nacht senkte sich herab und deckte alles zu.

# XVII

## Eine ganz kleine Wette

Der Nachmittag war vergangen. Wie ein Dach aus Purpurstoff breitete sich der Himmel, blankgescheuert vom Wind, über das Grasland. Die ersten Sterne zeigten sich. Deornoth, gegen die Kälte in eine grobe Decke gewickelt, sah zu den matten Lichtpunkten auf und fragte sich, ob Gott sein Gesicht wohl endgültig von ihnen abgewandt hatte.

Josuas Schar drängte sich auf einer Bullenkoppel zusammen, einem langen, schmalen Pferch aus hölzernen Pfählen, die man tief in die Erde gerammt und dann mit Seilen aneinandergeschnürt hatte. So wacklig diese Wände auch aussahen – an manchen Stellen gab es so breite Lücken, daß Deornoth seinen ganzen Arm und ein großes Stück der Schulter hindurchstecken konnte –, sie waren stark wie gemörtelter Stein.

Deornoth schaute zu seinen Mitgefangenen hinüber. Sein Blick blieb auf Geloë haften. Die Zauberfrau hielt Leleth auf dem Schoß und sang dem Kind leise etwas ins Ohr. Beide sahen hinauf in den immer dunkler werdenden Himmel.

»Ein Wahnsinn scheint es mir, daß wir Nornen und Gräbern entkommen sind, um dann hier zu enden.« Deornoth konnte einen gekränkten Unterton nicht unterdrücken. »Geloë, Ihr kennt doch Zaubermittel und magische Sprüche. Konntet Ihr unsere Angreifer denn nicht irgendwie verhexen – sie in Schlaf versetzen oder Euch in ein wildes Tier verwandeln und über sie herfallen?«

»Deornoth«, begann Josua warnend. Aber die Waldfrau brauchte keinen Verteidiger.

»Ihr versteht wenig davon, Herr Deornoth, wie die Kunst wirkt« versetzte sie scharf. »Erstens einmal hat das, was Ihr ›Verhexen‹ nennt, seinen Preis. Wenn man es mühelos einsetzen könnte, um ein Dutzend Bewaffneter zu überwältigen, würden die Heere der Fürsten von Söldnerzauberern nur so wimmeln. Zweitens hat man uns bislang keinen Schaden zugefügt. Ich bin kein Pryrates, der seine Kraft mit Spielereien für die Gelangweilten

und Neugierigen vergeudet. Ein größerer Feind beschäftigt meine Gedanken, und er ist viel gefährlicher als alle Menschen in diesem Lager.«

Als sei sie verärgert darüber, so ausführlich geantwortet zu haben (und wirklich redete Geloë selten so viel auf einmal), verstummte sie und schaute wieder zum Firmament hinauf.

Unzufrieden mit sich selbst schüttelte Deornoth die Decke ab und stand auf. War es schon so weit mit ihm gekommen? Was war er für ein Ritter, eine alte Frau auszuschimpfen, nur weil sie ihn nicht vor einer Gefahr gerettet hatte? Ein Schauer der Empörung und des Abscheus überlief ihn; hilflos ballte und spreizte er die Fäuste. Was konnte er tun? Wer aus ihrem zerlumpten Haufen hatte überhaupt noch die Kraft, etwas zu unternehmen?

Isorn war dabei, seine Mutter zu trösten. Herzogin Gutruns bemerkenswerte Tapferkeit hatte bisher alle möglichen Schrecknisse überstanden; jetzt aber schien sie ihre Grenze erreicht zu haben. Sangfugol war fast ein Krüppel, Strupp mehr oder weniger dem Wahnsinn verfallen. Der alte Mann lag zusammengekrümmt am Boden, den irren Blick ins Nichts gerichtet. Die runzligen Lippen zitterten. Vater Strangyeard versuchte ihm zu helfen, aus einer Wasserschüssel zu trinken. Deornoth merkte, wie eine neue Welle von Verzweiflung in ihm aufstieg und ihn fortzureißen drohte. Langsam ging er zu dem schlammbespritzten Holzklotz hinüber, auf dem Prinz Josua saß.

Noch immer lag die Handschelle, die ihn einst in Elias' Verließ festgekettet hatte, um das schmale Gelenk des Prinzen. Tiefe Schatten verhüllten Josuas schmales Gesicht, aber das Weiß seiner Augen glänzte, als er zusah, wie Deornoth sich erschöpft neben ihn fallen ließ. Lange schwiegen die beiden. Überall ringsum hörte man das Muhen der Rinder und das Rufen und Klirren der Reiter. Die Thrithing-Männer trieben ihre Herden zur Nacht zusammen.

»Tja, Freund«, meinte der Prinz endlich. »Ich habe ja gesagt, daß es selbst im besten Fall ein armseliges Spiel bleibt, nicht wahr?«

»Wir haben unser Möglichstes getan, Hoheit. Niemand hätte mehr tun können als Ihr.«

»Jemand hat aber mehr getan.« Einen Augenblick lang schien Josua seinen Humor wiedergefunden zu haben »Er sitzt im Hochhorst auf seinem Thron, trinkt und ißt an einem gewaltigen Feuer, und wir hocken hier im Schlachtpferch und warten auf unser Ende.«

»Er hat einen üblen Handel abgeschlossen, Prinz. Der König wird seine Wahl noch bereuen.«

»Aber wir, fürchte ich, werden den Tag der Abrechnung nicht mehr miterleben«, seufzte Josua. »Für dich tut es mir fast am meisten leid, Deornoth. Von allen meinen Rittern warst du der treueste. Hättest du nur einem besseren Herrn diese Treue geschenkt…«

»Bitte, Hoheit.« In seiner augenblicklichen Stimmung verursachten solche Worte Deornoth echte Pein. »Außerhalb des himmlischen Königreiches weiß ich keinen, dem ich lieber dienen möchte.« Josua betrachtete ihn aus dem Augenwinkel, antwortete jedoch nicht. Eine Gruppe von Reitern passierte die Umfriedung. Die Pfähle bebten, als die Pferde vorüberdonnerten.

»Von diesem Königreich sind wir weit entfernt, Deornoth«, sagte der Prinz nach einer Weile, »und doch zugleich nur wenige Atemzüge.« Sein Gesicht lag jetzt ganz im Dunkel. »Aber vor dem Tod habe ich wenig Angst. Was auf meiner Seele lastet, sind die vielen enttäuschten Hoffnungen.«

»Josua«, wollte Deornoth anfangen, aber die Hand des Prinzen auf seinem Arm brachte ihn zum Schweigen.

»Sag nichts. Es ist nicht mehr als die Wahrheit. Vom ersten Atemzuge an bin ich ein Magnet für jede Art von Unheil gewesen. Meine Mutter starb bei meiner Geburt und Camaris, der beste Freund meines Vaters, wenig später. Die Frau meines Bruders kam in meiner Obhut um. Ihr einziges Kind floh aus meiner Vormundschaft in ein Ungewisses Schicksal, das Ädon allein kennt. Naglimund, eine Festung, die gebaut war, jahrelangen Belagerungen standzuhalten, fiel unter mir in wenigen Wochen; zahllose Unschuldige fanden einen furchtbaren Tod.«

»Ich kann mir das nicht anhören, mein Prinz. Wollt Ihr allen Verrat der Welt auf Euren Rücken laden? Ihr habt getan, was in Euren Kräften stand.«

»Wirklich?« fragte Josua so ernsthaft, als erörtere er mit den Usires-Brüdern eine theologische Streitfrage. »Ich bin nicht so sicher. Wenn alles vorherbestimmt ist, bin ich vielleicht nur ein armseliger Faden im Teppich des allerhöchsten Gottes. Aber manche sagen auch, daß der Mensch selbst alle Entscheidungen trifft, auch die zum Bösen.«

»Unsinn.«

»Mag sein. Aber jedenfalls steht fest, daß alles, was ich je unternommen habe, unter einem Unstern stand. Ha! Wie müssen Engel und Teufel, alle beide, gelacht haben, als ich schwor, den Drachenbeinthron zu erobern! Ich mit meinem Lumpenheer aus Priestern, Gauklern und Frauen!« Der Prinz stieß ein bitteres Gelächter aus.

Deornoth merkte, wie neuer Zorn in ihm kochte, diesmal aber Zorn über seinen Lehnsherrn. Es raubte ihm schier der Atem. Nie hätte er gedacht, daß er einmal solche Gefühle hegen könnte.

»Prinz«, sagte er zwischen zusammengebissenen Zähnen. »Ihr seid ein Narr geworden, ein verfluchter Narr. Priester, Gaukler und Frauen! Ein Heer von Rittern zu Roß hätte kaum mehr erreichen können als Eure Frauen und Gaukler – und gewiß nicht tapferer sein können!« Wutbebend stand er auf und stapfte über die schlammige Umzäunung davon. Fast kam es ihm vor, als stünden die Sterne schräg am Himmel.

Eine Hand schloß sich um seine Schulter und zog ihn mit überraschender Stärke herum. Josua stand stocksteif vor ihm und hielt ihn auf Armeslänge von sich. Der Prinz hatte den Kopf auf dem langen Hals vorgeschoben wie ein Raubvogel kurz vor dem Herabstoßen.

»Und was habe ich dir getan, Deornoth, daß du so zu mir sprichst?« fragte er mit erstickter Stimme.

In jeder anderen Situation wäre Deornoth vor Scham über seine eigene Respektlosigkeit vor ihm auf die Knie gefallen. Jetzt entspannte er seine Muskeln und holte tief Atem, bevor er antwortete: »Ich kann Euch lieben, Josua, und doch hassen, was Ihr sagt.«

Der Prinz starrte ihn an. In der abendlichen Dunkelheit war sein Gesichtsausdruck nicht zu erkennen. »Ich habe schlecht über unsere Gefährten gesprochen. Das war unrecht von mir. Aber über Euch, Herr Deornoth, habe ich nichts Böses gesagt…«

»Elysia, Mutter Gottes!« Deornoth schluchzte beinahe. »Es geht doch nicht um mich! Und was die anderen betrifft – nur eine unbedachte Bemerkung, die Ihr aus Müdigkeit gemacht habt. Ich weiß, daß Ihr es nicht so gemeint habt. Nein, Ihr selbst seid das Opfer Eurer grausamsten Behandlung! *Darum* seid Ihr ein Narr!«

Josua erstarrte. »Wie?«

Deornoth warf die Arme in die Luft, als reiße ihn die schwindlige Tollheit eines Mittsommerabends hin, an dem alle Leute Masken tragen und die Wahrheit sagen, nur daß es hier auf der Bullenweide keine Masken gab. »Ihr seid Euch selbst ein schlimmerer Feind, als Elias es jemals sein könnte«, rief er ohne Rücksicht darauf, daß ihn andere hören konnten. »*Eure* Verantwortung, *Eure* Schuld, *Eure* versäumte Pflicht! Wenn Usires Ädon heute nach Nabban zurückkäme und wieder im Tempelgarten am Baum hinge, fiele Euch ein Grund ein, *Euch* deswegen Vorwürfe zu machen. Ganz gleich, von wem die Schmähungen stammen, ich werde nicht

länger zuhören, wie ein guter Mann verleumdet wird!«

Josua stand da wie betäubt. Das Knarren des Holztors brach das schreckliche Schweigen. Ein halbes Dutzend Männer mit Speeren drängte in die Einfriedung, angeführt von dem Reiter Hotvig, der sie am Ufer des Ymstrecca gefangengenommen hatte. Er trat vor und blickte sich in dem düsteren Pferch um.

»Josua? Komm her.«

»Was willst du?« fragte der Prinz ruhig.

»Der Mark-Than will mit dir sprechen. Sofort.« Zwei von Hotvigs Männern kamen näher und senkten die Speerspitzen. Deornoth versuchte Josuas Blick aufzufangen, aber der Prinz wandte sich ab und ging langsam zwischen den beiden Thrithing-Männern hinaus. Hinter ihnen schob Hotvig das hohe Tor zu. Der hölzerne Riegel knarrte ins Schloß zurück.

»Ihr glaubt doch nicht … daß sie ihm etwas tun werden, Deornoth?« fragte Strangyeard. »Sie würden doch dem Prinzen nichts antun?«

Deornoth sank auf die schlammige Erde. Tränen rollten ihm über die Wangen.

Das Innere von Fikolmijs Wagen roch nach Fett und Rauch und geöltem Leder. Der Mark-Than blickte von seiner Rinderkeule auf, nickte Hotvig verabschiedend zu und widmete sich dann weiter dem Essen. Josua ließ er wartend an der Tür stehen. Sie waren nicht allein. Der Mann neben Fikolmij war einen halben Kopf größer als Josua und kaum weniger muskulös als der breitschultrige Mark-Than. Sein bis auf einen langen Schnurrbart glattgeschorenes Gesicht war voller Narben, die zu regelmäßig aussahen, um zufällig zu sein. Er erwiderte den Blick des Prinzen mit offener Verachtung. Eine mit klirrenden Armreifen beladene Hand senkte sich und liebkoste den Griff seines langen Krummschwertes.

Josua hielt die schmal gewordenen Augen des Mannes eine Weile fest und ließ dann die eigenen Blicke unauffällig wandern. Er bemerkte die erstaunliche Menge von Geschirren und Sätteln, die an der Decke und den Wänden des Wagens hingen. Die unzähligen Silberbeschläge glitzerten im Feuerschein.

»Du hast ein paar von den Vorzügen der Bequemlichkeit entdeckt, Fikolmij«, sagte Josua und musterte die Teppiche und bestickten Kissen, die auf den Bodenplanken verstreut lagen.

Der Mark-Than sah auf und spie in den Feuertrog. »Pah. Ich schlafe un-

ter Sternen, wie vorher auch. Aber ich brauche einen Ort, der vor lauschenden Ohren sicher ist.« Er biß in die Keule und kaute energisch. »Ich bin kein Steinhäusler, der eine Schale braucht wie eine weichhäutige Schnecke.« Ein Knochenstück klapperte in den Trog.

»Es ist schon ziemlich lange her, daß ich hinter Mauern oder in einem Bett geschlafen habe, Fikolmij. Hast du mich herbringen lassen, um mich einen Weichling zu nennen? Wenn ja, dann sag, was du zu sagen hast, und laß mich zu meinen Leuten zurückgehen. Oder willst du mich töten lassen? Der Mann neben dir könnte recht gut ein Kopfabhacker sein.«

Fikolmij warf den abgenagten Knochen ins Feuer und grinste von Ohr zu Ohr. Seine Augen leuchteten rot wie Eberaugen.

»Kennst du ihn nicht? Er kennt dich, nicht wahr, Utvart?«

»Ich kenne ihn.« Er hatte eine tiefe Stimme.

Der Mark-Than beugte sich vor und sah den Prinzen durchbohrend an. »Beim Vierfüßigen!« lachte er. »Prinz Josua hat mehr graue Haare als der alte Fikolmij! Das Leben in euren Steinhäusern läßt einen Mann schnell altern.«

Josua lächelte dünn. »Ich hatte einen anstrengenden Frühling.«

»Allerdings! Allerdings!« Fikolmij amüsierte sich köstlich. Er griff nach einer Schale und führte sie zum Mund.

»Was willst du von mir, Fikolmij?«

»Nicht ich will etwas von dir, Josua, obwohl du gegen mich gesündigt hast. Es ist Utvart hier.« Er nickte seinem finster blickenden Nebenmann zu. »Wir haben vom Alter gesprochen. Utvart ist nur wenig jünger als du, aber er trägt noch keinen Männerbart. Weißt du, warum?«

Utvart bewegte sich und rieb die Finger am Schwertknauf. »Ich habe kein Weib«, grollte er.

Josua blickte von einem zum anderen, sagte aber nichts.

»Du bist ein kluger Mann, Prinz Josua«, begann Fikolmij langsam und nahm einen neuen, langen Zug aus seiner Schale. »Du verstehst, wo die Schwierigkeit liegt. Utvarts Braut ist gestohlen worden. Er hat geschworen, nicht zu heiraten, bis der Mann, der sie ihm genommen hat, tot ist.«

»Tot«, wiederholte Utvart.

Josuas Lippen kräuselten sich. »Ich habe niemandem die Braut gestohlen. Vara kam zu mir, als ich euer Lager bereits verlassen hatte. Sie flehte mich an, sie mitzunehmen.«

Fikolmij knallte die Schale auf den Boden. Dunkles Bier spritzte in den

Feuertrog, der wie erschrocken aufzischte. »Verflucht sollst du sein! Hatte dein Vater keine Söhne? Welcher echte Mann versteckt sich hinter einer Frau oder läßt ihr den Willen? Ihr Brautpreis war festgesetzt! Alles war abgesprochen!«

»Vara hatte nicht eingewilligt.«

Der Mark-Than fuhr von seinem Hocker auf und starrte Josua an, als sei der Prinz ein giftiges Insekt. Fikolmijs sehnige Arme bebten. »Ihr Steinhäusler seid eine Pest. Eines Tages werden die Männer der Freien Thrithinge euch ins Meer treiben und eure verfaulten Städte mit sauberem Feuer niederbrennen.«

Josua sah ihn gleichmütig an. »Das haben die Männer der Thrithinge schon einmal versucht. So haben wir uns ja kennengelernt, du und ich. Oder hast du die unbequeme Tatsache unseres damaligen Bündnisses vergessen – eines Bündnisses gegen dein eigenes Volk?«

Wieder spuckte Fikolmij aus und gab sich diesmal keine Mühe, auf den Trog zu zielen. »Es war eine Möglichkeit, meine Stärke zu steigern. Es hat gewirkt. Heute bin ich anerkannter Fürst der Hoch-Thrithinge.« Er stierte Josua an, als wollte er ihn herausfordern, etwas dagegen zu sagen. »Außerdem war der Vertrag mit deinem Vater abgeschlossen. Er war ein mächtiger Mann für einen Steinhäusler. Du bist sein matter Schatten.«

Josua verzog keine Miene. »Ich habe das Reden satt. Töte mich, wenn du willst, aber öde mich nicht an.«

Fikolmij sprang vor. Seine breite Faust fuhr krachend gegen Josuas Schläfe. Der Prinz brach in die Knie. »Stolze Worte, Wurm! Ich sollte dich wirklich mit eigenen Händen umbringen!« Schwer atmend stand der Mark-Than vor ihm. »*Wo ist meine Tochter?*«

»Ich weiß es nicht.«

Fikolmij packte Josuas zerlumptes Hemd und zerrte ihn auf die Füße. Utvart sah zu und schwankte dabei sacht von einer Seite zur anderen, einen verträumten Ausdruck in den Augen. »Und es ist dir auch gleich, wie?« schrie Fikolmij. »Beim Grasdonnerer, ich habe davon *geträumt*, dich zu zerschmettern – mich danach gesehnt! Erzähl mir von meiner Vara, Kinderdieb. Hast du sie wenigstens geheiratet?«

Eine blutige Schwellung begann an Josuas Schläfe sichtbar zu werden. Er starrte zurück. »Wir wollten nicht heiraten.«

Ein zweiter Schlag traf den Kopf des Prinzen. Aus Oberlippe und Nase brach Blut. »Wie du wohl über den alten Fikolmij gelacht hast, da drin in deinem Steinhaus!« zischte der Mark-Than. »Stiehlst ihm die Tochter,

machst sie zu deiner Hure und mußtest obendrein kein einziges Pferd für sie bezahlen! Gelacht hast du, nicht wahr?« Er schlug dem Prinzen hart ins Gesicht. Blutperlen flogen durch die Luft. »Du dachtest, du könntest mir die Eier abschneiden und davonlaufen?« Wieder schlug der Mark-Than zu, aber obwohl frisches Blut aus Josuas Nase rann, war der Schlag sanfter und nicht ohne eine gewisse brutale Zuneigung. »Du bist klug, Ohnehand. Klug. Aber Fikolmij ist kein Wallach!«

»Vara … ist … keine … Hure.«

Fikolmij stieß ihn rückwärts gegen die Wagentür. Der Prinz ließ die Arme hängen und machte keinen Versuch, sich zu verteidigen. Noch zweimal traf ihn Fikolmijs Faust. »Du hast etwas gestohlen, was mir gehörte«, schnarrte der Than, das Gesicht so dicht an Josuas Körper, daß sein geflochtener Bart die blutige Hemdbrust des Prinzen streifte. »Wie würdest du sie denn nennen? Was hast du aus ihr gemacht?«

Josuas rotverschmiertes Gesicht hatte trotz der Verletzungen bisher eine erschreckende Ruhe bewahrt. Jetzt schien es auseinanderzubrechen, sich in Gram aufzulösen.

»Ich … ich habe sie schlecht behandelt.« Er senkte den Kopf.

Utvart kam heran. Er zog sein Schwert aus der geprägten, goldgestickten Scheide. Die Spitze stieß klirrend an einen Deckenbalken. »Laß mich ihn töten«, sagte er leise. »Langsam.«

Mit zusammengekniffenen Augen sah Fikolmij auf. Schweiß lief über sein Gesicht, als er von Utvart auf Josua sah und die Faust mit den dicken Knöcheln über den Kopf des Prinzen hob.

»Laß *mich*«, bat Utvart.

Der Mark-Than hämmerte dreimal gegen die Wand. Die Geschirre schwankten und klirrten. »Hotvig!« brüllte er.

Die Wagentür öffnete sich. Hotvig trat ein. Er schob eine schlanke Gestalt vor sich her. Die beiden blieben im Türrahmen stehen.

»Du hast alles gehört!« schrie Fikolmij die kleinere Gestalt an. »Dafür hast du deinen Stamm und mich verraten … *dafür!*« Er gab Josuas Schulter einen Stoß. Der Prinz prallte gegen die Wand und stürzte zu Boden.

Vara brach in Tränen aus. Von Hotvigs fester Hand zurückgehalten, versuchte sie, sich hinabzubeugen und den Prinzen zu berühren. Josua hob langsam den Kopf und sah sie aus Augen, die schon zuzuschwellen begannen, verwirrt an. »Du lebst«, war alles, was er sagte.

Sie wollte sich von ihrem Bewacher losreißen, aber Hotvig nahm sie fest

um die Mitte, ohne sich um die Fingernägel zu kümmern, die seinen Arm aufrissen. Als sie nach seinen Augen kratzte, bog er den Kopf zurück.

»Randwächter fingen sie in der äußeren Weidemark«, knurrte Fikolmij. Wütend über ihr Sträuben, versetzte er ihr einen leichten Schlag. »Sei still, treulose Hündin! Ich hätte dich gleich bei der Geburt in der Umstrejha ersäufen sollen! Du bist schlimmer als deine Mutter, und sie war die bösartigste Kuh, die mir je begegnet ist. Warum verschwendest du deine Tränen an dieses Stück Dung?« Er stieß Josua mit dem Fuß an.

Der ausdruckslose Blick war in die Augen des Prinzen zurückgekehrt. Er musterte den Mark-Than kurz und teilnahmslos und redete dann Vara an. »Ich freue mich, daß du in Sicherheit bist.«

»In Sicherheit?« Vara lachte schrill. »Ich liebe einen Mann, der mich nicht haben will. Der Mann, der mich begehrt, würde mich benutzen wie eine Zuchtstute und mich prügeln, wenn ich je von meinen Knien aufstünde!« Sie wand sich in Hotvigs Griff und drehte sich zu Utvart um, der sein Schwert wieder gesenkt hatte, so daß es jetzt den Boden berührte. »Oh, ich erinnere mich an dich, Utvart! Warum bin ich denn fortgelaufen, wenn nicht, um dir zu entgehen, du Kinderschänder – der junge Schafe mißbraucht, wenn er kein Kind erwischen kann! Du, der seine Narben mehr liebt, als er je eine Frau lieben könnte! Ich möchte lieber tot sein als deine Braut!«

Utvart machte ein grimmiges Gesicht, antwortete aber nichts. Fikolmij schnaubte in mürrischer Belustigung. »Beim Vierfüßigen, fast hätte ich das zackige Messer vergessen, das dir als Zunge dient, Tochter. Vielleicht ist Josua geradezu glücklich, wenn er zur Abwechslung einmal Faustschläge fühlen darf? Und was deine eigenen Wünsche angeht – du kannst dich sofort umbringen, nachdem der Hochzeitsritt beendet ist, wenn du das möchtest. Ich lege nur Wert auf meinen Brautpreis und die Wiederherstellung der Ehre des Hengststammes.«

»Dazu gibt es bessere Mittel als das Abschlachten wehrloser Gefangener«, erklärte eine neue Stimme.

Alle Köpfe drehten sich um, sogar, allerdings sehr vorsichtig, Josuas Kopf. In der Tür stand mit weit ausgebreiteten Armen Geloë. Ihr Mantel wogte im Wind.

»Sie sind aus dem Bullenpferch ausgebrochen!« brüllte Fikolmij ergrimmt. »Keine Bewegung, Weib! Hotvig, sattle und hole die übrigen zurück. Dafür wird jemand heulen!«

Geloë trat in den Wagen, in dem es jetzt allmählich eng wurde. Mit ei-

nem erstickten Fluch drängte Hotvig sich an ihr vorbei und sprang hinaus ins Dunkle. Gelassen zog die Zauberfrau hinter ihm die Tür zu. »Er wird feststellen, daß sie noch eingesperrt sind«, bemerkte sie. »Nur ich kann kommen und gehen, wie es mir beliebt.«

Utvart hob die breite Klinge und näherte sie ihrem Hals. Geloës verschleierter Blick traf ihn, und der lange Thrithing-Mann trat einen Schritt zurück und zückte sein Schwert, als bedrohe ihn etwas.

Fikolmij musterte Geloë fragend und mit mühsam verhehltem Zorn. »Was willst du von mir, alte Frau?«

Vara, aus Hotvigs Griff befreit, war auf die Knie gefallen und an ihrem Vater vorbeigekrochen, um Josua mit ihrem zerfetzten Mantel das Gesicht abzutupfen. Sanft griff der Prinz nach ihrer Hand und hielt sie fest.

Geloë sprach: »Ich habe gesagt, ich komme und gehe, wie es mir beliebt. Jetzt beliebt es mir, hier zu sein.«

»Du stehst in meinem Wagen, alte Frau.« Der Mark-Than wischte sich mit dem haarigen Arm den Schweiß von der Stirn.

»Du hieltest Geloë für deine Gefangene, Fikolmij. Das war töricht. Trotzdem bin ich gekommen, um dir einen Rat zu geben, weil ich hoffe, daß du mehr Verstand besitzt, als du heute bisher an den Tag gelegt hast.«

Fikolmij sah aus, als müsse er sich beherrschen, um nicht wieder zuzuschlagen. Geloë sah den Widerstreit seiner Gefühle und den angespannten Ausdruck seiner Augen und lächelte bissig.

»Du hast von mir gehört.«

»Ich habe von einer Teufelsfrau deines Namens gehört, die im Wald lauert und den Menschen die Seelen stiehlt«, brummte Fikolmij. Dicht hinter ihm stand Utvart mit zusammengepreßten Lippen; aber die Augen des großen Mannes waren weit aufgerissen und wanderten unruhig nach allen Seiten, als wolle er sich vergewissern, wo die Türen und Fenster zu finden waren.

»Bestimmt hast du eine Menge falscher Gerüchte gehört«, meinte Geloë, »aber ein wenig Wahrheit liegt schon darin, so entstellt sie auch daherkommen mag. Wahr ist zum Beispiel, daß ich eine unangenehme Feindin bin, Fikolmij.« Sie blinzelte langsam wie eine Eule, die etwas Kleines und Hilfloses vor sich sieht. »Eine unangenehme Feindin.«

Der Mark-Than zupfte an seinem Bart. »Ich fürchte dich nicht, Frau, aber ich treibe auch kein unnötiges Spiel mit Dämonen. Ich habe keine Verwendung für dich. Von mir aus geh fort, ich werde dich nicht daran

hindern. Aber mische dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen.«

»Dummkopf von einem Reiterfürsten!« Geloë warf den Arm in die Höhe. Ihr Mantel spreizte sich wie eine schwarze Schwinge. Hinter ihr flog krachend die Tür auf. Der eindringende Wind blies die Lampen aus und tauchte den Wagen in fast völliges Dunkel. Nur das Feuer glühte in seinem Trog scharlachrot weiter wie ein Tor zur Hölle. Irgend jemand fluchte abscheulich, im Stöhnen der Windbö kaum zu hören. »Ich habe es dir gesagt«, rief Geloë, »ich gehe, wohin es mir beliebt!«

Die Tür schwang zu, obwohl die Zauberfrau sich nicht bewegt hatte. Der Wind war still. Sie beugte sich vor, und in ihren gelben Augen spiegelten sich die rastlosen Flammen. »Was mit diesen Menschen geschieht, geht mich sehr wohl etwas an – und dich ebenfalls, auch wenn du zu tölpelhaft bist, es zu wissen. Unser Feind ist auch dein Feind, und er ist stärker, als du ahnen kannst, Fikolmij. Wenn er kommt, wird er über deine Weiden dahinbrausen wie ein Grasfeuer.«

»Ha!« Der Mark-Than grinste spöttisch, aber seine Stimme hatte ihren nervösen Unterton noch nicht verloren. »Halte mir keine Predigten. Ich weiß alles über euren Feind, König Elias. Er ist genausowenig ein Mann wie Josua hier. Die Thrithing-Männer fürchten ihn nicht.«

Bevor Geloë antworten konnte, pochte es an die Tür. Sie ging auf, und Hotvig erschien, den Speer in der Hand, mit verdutzter Miene.

Trotz seines dicken Bartes war er noch ein junger Mann, der die Zauberfrau mit offenem Unbehagen betrachtete, als er seinem Häuptling Bericht erstattete.

»Die Gefangenen befinden sich nach wie vor auf der Stierkoppel. Keiner der Männer dort sah diese Frau fortgehen. Das Tor ist versperrt, und der Zaun hat keine Löcher.«

Fikolmij brummte und winkte ab. »Ich weiß.« Er sah einen nachdenklichen Augenblick auf Geloë und lächelte dann langsam. »Komm her«, befahl er Hotvig und flüsterte dem Reiter etwas ins Ohr.

»Es soll geschehen«, erwiderte Hotvig, warf noch einen unsicheren Blick auf Geloë und ging wieder hinaus.

»So«, meinte Fikolmij und lächelte breit, wobei eine Menge schiefer Zähne sichtbar wurde. »Du meinst also, ich sollte diesen Hund hier freilassen, damit er fortlaufen kann.« Er schob Josua mit dem Fuß zur Seite, was ihm einen sofortigen Haßblick seiner Tochter eintrug. »Und wenn ich es nicht tue?« erkundigte er sich vergnügt.

Geloës Augen wurden schmal. »Wie ich Euch gesagt habe, Mark-Than:

ich bin eine unangenehme Feindin.«

Fikolmij gluckste vor sich hin. »Und was willst du mir antun, nachdem ich meinen Männern befohlen habe, die übrigen Gefangenen zu töten, wenn ich nicht bis zur nächsten Nachtwache selbst bei ihnen erscheine und etwas anderes sage?« Er klopfte sich zufrieden den Bauch. »Ich bezweifle nicht, daß du Zaubermittel und Sprüche kennst, die mir schaden könnten; aber jetzt hat jeder von uns die Klinge am Hals des anderen.« In der Wagenecke gab Utvart ein dumpfes Knurren von sich, als errege ihn diese Vorstellung.

»Oh, Reiterfürst, möge die Welt von Leuten wie dir verschont bleiben«, meinte Geloë angewidert. »Ich hatte gehofft, ich könnte dich überzeugen, uns zu helfen – zu deinem Vorteil so gut wie zu unserem.« Sie schüttelte den Kopf. »Jetzt sind, wie du sagst, die Messer gezogen. Wer weiß, ob sie wieder in die Scheide zurückkehren werden, ohne den Tod vieler Menschen verursacht zu haben?«

»Ich fürchte deine Drohungen nicht«, grollte Fikolmij.

Geloë musterte ihn kurz und schaute dann auf Josua, der noch immer am Boden lag und mit merkwürdiger Gelassenheit beobachtete, was um ihn herum vorging. Endlich fiel ihr Blick auf Utvart. Der große Mann machte sein finsterstes Gesicht und fühlte sich unter ihren scharfen Augen erkennbar unbehaglich. »Trotzdem glaube ich daß ich dir noch einen Gefallen tun kann, Mark-Than Fikolmij.«

»Ich brauche keinen…«

»Ruhe!« schrie Geloë. Der Mark-Than verstummte und ballte die Fäuste. Die geröteten Augen wollten ihm aus dem Kopf quellen. »Du bist im Begriff, eure eigenen Gesetze zu brechen«, sagt die Zauberfrau. »Die Gesetze der Hoch-Thrithinge. Ich will dir helfen, das zu vermeiden.«

»Was redest du da für Wahnwitz, Teufelsweib!« tobte Fikolmij. »Ich bin der Fürst der Stämme!«

»Die Stammesräte ehren niemanden als Mark-Than, der ihre Gesetze bricht«, versetzte sie. »Das weiß ich genau. Ich weiß vieles.«

Mit weit ausholender Gebärde ließ Fikolmij eine Schale von seinem Hocker in die äußerste Wagenecke fliegen. Krachend zerbrach sie. »Was für ein Gesetz? Sag mir, welches, oder ich erwürge dich, und wenn du mich zehnmal zu Asche verbrennst!«

»Das Gesetz von Brautpreis und Verlobung.« Geloë deutete auf Josua. »Du willst diesen Mann töten lassen. Aber er ist ihr Verlobter. Wenn ein anderer«, sie wies auf den dumpf vor sich hin brütenden Utvart, »sie haben

will, muß er um sie kämpfen. Stimmt das nicht, Than?«

Fikolmij grinste ein breites, ranziges Grinsen, das sich auf seinem Gesicht ausbreitete wie ein Fleck. »Du hast dich selbst übertölpelt, Einmischerin. Sie sind nicht verlobt. Josua hat es mit eigenem Munde bestätigt. Ich brauche kein Gesetz zu brechen, um ihn zu töten. Utvart ist bereit, den Brautpreis zu zahlen.«

Geloë sah ihn scharf an. »Sie sind nicht verheiratet, und Josua hat sie nicht darum gebeten. Soviel ist wahr. Aber hast du eure eigenen Bräuche vergessen, Fikolmij vom Hengststamm? Es gibt noch andere Arten der Verlobung.«

Er spuckte aus. »Keine, es sei denn, er hätte mit ihr ein…« Er unterbrach sich. Ein plötzlicher Einfall ließ ihn die Stirn runzeln.

»Ein Kind?«

Geloë schwieg.

Vara blickte nicht auf. Das schwarze Haar verdeckte ihr Gesicht, aber die Hand, die die blutige Wange des Prinzen gestreichelt hatte, erstarrte wie ein Kaninchen beim Anblick der Schlange.

»Es ist wahr«, sagte sie nach einer Weile.

Josuas Gesicht war ein Wechselspiel unterschiedlichster Gefühle, durch die verschlungenen Spuren von Blutergüssen und Striemen noch schwerer zu deuten. »Du …? Seit wann weißt du es? Du hast mir … nichts erzählt.«

»Ich weiß es seit kurz vor Naglimunds Fall«, antwortete Vara. »Ich hatte Angst, es dir zu sagen.«

Josua sah, wie die Tränen neue Furchen über ihre staubigen Wangen zogen. Er hob die Hand, berührte kurz ihren Arm und ließ die Finger dann wieder in den Schoß sinken. Von Vara schaute er zu Geloë auf. Einen langen Augenblick begegneten sich ihre Blicke; es war, als tauschten sie Gedanken aus.

»Beim Vierfüßigen«, knurrte Fikolmij endlich verwirrt. »Eine Verlobung durch ein Kind also? Wenn es überhaupt seines ist!«

»Natürlich ist es seines, du Schwein!« zischte Vara empört. »Niemand sonst kommt in Frage.«

Mit klirrenden Stiefelschnallen trat Utvart vor. Seine Schwertspitze krachte auf die Bodenbretter und bohrte sich einen halben Zoll tief in das Holz. »Ein Zweikampf, dann«, sagte er in zögerndem Westerling. »Bis zum Tod fechten wir.« Und nach einem Seitenblick auf Geloë, mit vorsichtiger Miene: »Vara Mark-Than-Tochter, sie ist der Preis.« Wieder sah er

auf Josua und zog das Schwert aus den Dielen. Die große gebogene Klinge glitt so leicht heraus wie eine Feder.

»Ein Zweikampf.«

Josuas Augen waren hart. Mit aufgesprungenen Lippen bestätigte er: »Gott hört.«

Deornoth starrte dem Prinzen ins zerschlagene Gesicht. »Morgen früh?« schrie er so laut, daß einer der Wächter die Brauen zusammenzog. Die gegen die Kälte in dicke Wollmäntel gehüllten Thrithing-Männer machten nicht den Eindruck, als seien sie über ihren Posten auf der zugigen Stierweide besonders begeistert. »Warum gewähren sie Euch nicht einfach einen sauberen Tod?«

»Es ist eine Chance«, erwiderte Josua und wurde von einem Hustenanfall geschüttelt.

»Was für eine Chance?« erkundigte Deornoth sich bitter. »Daß ein einhändiger Mann, den man blutig geprügelt hat, morgen aufsteht und einen Riesen bezwingt? Barmherziger Ädon, wenn ich diese Schlange Fikolmij nur einmal in die Finger bekäme…«

Josuas einzige Reaktion war blutiges Ausspeien in den Schlamm.

»Der Prinz hat recht«, warf Geloë ein. »Es ist eine Chance. Alles ist besser als nichts.«

Die Zauberfrau war in den Bullenpferch zurückgekehrt, um sich um den Prinzen zu kümmern. Die Wachen hatten sich beeilt, zur Seite zu treten, um sie durchzulassen; etwas über ihre Fähigkeiten war in schnellem Geflüster durch das Lager gegangen. Fikolmijs Tochter hatte sie nicht begleitet. Man hatte Vara im Wagen ihres Vaters eingesperrt, das Gesicht feucht von Kummer- und Wuttränen.

»Aber Ihr hattet die Oberhand«, sagte Deornoth zu der Zauberfrau. »Warum schlugt Ihr nicht zu? Warum ließt Ihr zu, daß er nach den Wachen schickte?«

Geloës gelbe Augen blinkten im Fackelschein. »Ich hatte keineswegs die Oberhand. Ich habe Euch schon einmal gesagt, Herr Deornoth, daß ich mich auf Kriegszauber nicht verstehe. Ich bin aus der Umzäunung herausgekommen, ja, aber alles andere war Täuschung. Und wenn Ihr nun über Dinge schweigen wollt, von denen Ihr nichts wißt, dann werde ich meine wirklichen Fähigkeiten nutzbringend anwenden.« Sie widmete sich wieder dem Prinzen.

*Wie ist sie eigentlich wirklich aus der Einfriedung herausgekommen?* Die Frage ließ Deornoth nicht los. Gerade war Geloë noch am anderen Ende der Bullenkoppel in den Schatten herumgewandert, und auf einmal war sie verschwunden gewesen. Er schüttelte den Kopf. Solche Auseinandersetzungen waren sinnlos, und er selbst war in letzter Zeit auch nicht zu viel nutze gewesen. Er legte die Hand auf Josuas dünnen Arm. »Wenn ich irgendwie helfen kann, mein Prinz, dann sagt es bitte.« Er sank in die Knie und sah die Zauberfrau an. »Verzeiht mir meine unbedachten Worte, Valada Geloë.«

Sie brummte irgend etwas Zustimmendes. Deornoth stand wieder auf und entfernte sich.

Der Rest der halbverhungerten Truppe saß am anderen Feuer.

Die Thrithing-Männer, die nicht ganz und gar unbarmherzig waren, hatten ihnen Reisig und Zweige dazu gegeben. Nein, sie waren nicht unbarmherzig, dachte Deornoth, aber auch nicht dumm: der armselige Brennstoff würde das Allernotwendigste an Wärme spenden, ließ sich aber nicht wie ein brennender, dicker Ast als Waffe verwenden.

Der Gedanke an Waffen machte ihn nachdenklich. Er setzte sich zwischen Sangfugol und Vater Strangyeard.

»Eine üble Art, die Dinge zu Ende zu bringen«, begann er. »Ihr habt gehört, was mit Josua geschehen ist?«

Strangyeard rang die schmalen Hände. »Unwissende Barbaren sind sie, diese Grasländer. Mutter Elysia, ich weiß, daß vor Gott alle Menschen gleich sind, aber das ist grauenhaft! Ich meine, nicht einmal Unwissenheit ist eine Entschuldigung für diese…« Er verstummte traurig.

Sangfugol setzte sich auf. Der Schmerz in seinem Bein ließ ihn zusammenzucken. Jeder, der ihn früher gekannt hatte, wäre erstaunt gewesen: der Harfner, früher fast bis zur Lächerlichkeit ordentlich in Aussehen und Kleidung, war jetzt so zerlumpt, schmutzig und voller Kletten wie ein Vagabund im Heuhaufen. »Und wenn Josua stirbt?« fragte er leise. »Er ist mein Herr, und ich nehme an, daß ich ihn liebe – aber was wird aus uns, wenn er stirbt?«

»Wenn wir Glück haben, werden wir um ein geringes besser leben als Sklaven«, erklärte Deornoth und hörte sich zu, als spreche ein anderer. Er fühlte sich ganz und gar hohl. Wie war das alles nur gekommen? Noch vor einem Jahr war die Welt so regelmäßig gewesen wie Abendbrot. »Wenn wir allerdings *kein* Glück haben…«, fuhr er fort, ohne den Gedanken zu Ende zu bringen. Es war auch nicht nötig.

»Für die Frauen wird es noch schlimmer«, wisperte Sangfugol und sah zu Herzogin Gutrun hinüber, die die schlafende Leleth auf dem Schoß hielt. »Diese Männer sind gottlose Bestien. Habt Ihr die Narben gesehen, die sie sich selbst zufügen?«

»Isorn!« rief Deornoth unvermittelt. »Bitte komm doch einmal her!«

Herzog Isgrimnurs Sohn stieg um das magere Feuer herum und setzte sich zu ihnen.

»Ich denke«, begann Deornoth, »daß wir uns darauf einstellen müssen, morgen auch etwas zu unternehmen, wenn sie Josua tatsächlich kämpfen lassen.«

Strangyeard sah besorgt auf. »Aber wir sind so wenige … ein halbes Dutzend unter Tausenden.«

Isorn nickte, ein grimmiges kleines Lächeln im breiten Gesicht. »Wenigstens können wir uns aussuchen, wie wir sterben wollen. Und meine Mutter sollen sie auch nicht haben.« Das Lächeln verschwand. »Bei Usires! Ich schwöre, daß ich sie eher selber töten werde.«

Sangfugol schaute sie an, als hoffte er, sie würden ihm gleich erklären, daß sie einen Scherz gemacht hatten. »Wir haben doch gar keine Waffen!« flüsterte er eindringlich. »Seid Ihr von Sinnen? Vielleicht bleiben wir am Leben, wenn wir uns nicht rühren, aber wenn wir Unruhe stiften, kommen wir ganz bestimmt um.«

Deornoth schüttelte den Kopf. »Nein, Harfner. Wenn wir nicht kämpfen, sind wir so oder so keine Männer mehr, ob sie uns nun töten oder nicht. Wir wären weniger als Hunde, die dem Bären doch noch die Eingeweide herausreißen, wenn er sie zerfleischt.« Sein Blick wanderte über ihre Gesichter. »Sangfugol«, meinte er schließlich, »wir müssen einen Plan schmieden. Warum singt Ihr uns nicht ein Lied, falls einer von diesen Kuhhirten sich fragt, warum wir hier zusammensitzen oder wovon wir sprechen?«

»Ein Lied? Was meint Ihr?«

»Ein Lied. Ein langes, langweiliges Lied über die Vorzüge widerstandsloser Ergebung. Wenn Ihr damit fertig seid und wir immer noch reden, fangt von vorn an.«

Der Harfner war sichtlich erregt. »So eine Weise kenne ich nicht.«

»Dann erfindet eine, Singvogel«, lachte Isorn. »Wir haben sowieso schon viel zu lange keine Musik mehr gehört. Wenn wir morgen sterben müssen, wollen wir doch heute nacht unser Leben noch genießen.«

»Seid so freundlich, in Eure Pläne einzubeziehen«, erwiderte Sangfugol, »daß ich am liebsten gar nicht sterben würde.« Er setzte sich gerader hin und fing an, tonlos vor sich hin zu summen und nach Worten zu suchen. »Ich habe Angst«, bemerkte er dann. »Wir auch«, versetzte Deornoth. »Singt.«

Kaum daß die Dämmerung den grauen Himmel berührt hatte, kam Fikolmij auf die Stierweide stolziert. Der Mark-Than der Hoch-Thrithinge trug einen schweren, gestickten Wollmantel und an einer Halskette einen roh gearbeiteten, goldenen Hengst. Er schien mitteilsamer Laune zu sein.

»Die Abrechnung steht bevor«, lachte er und spuckte auf die Erde. Seine Gelenke waren schwer von metallenen Armreifen. »Fühlst du dich stark, Josua Ohnehand?«

»Ich habe mich schon stärker gefühlt«, antwortete Josua und zog sich die Stiefel an. »Hast du mein Schwert?«

Fikolmij winkte. Hotvig trat vor und brachte ihm Naidel in seiner Scheide. Der junge Thrithing-Mann sah neugierig zu, wie Josua sich den Schwertgurt um die Hüften schlang, was ihm trotz der fehlenden Hand geschickt gelang.

Als er die Schnalle geschlossen hatte, zog Josua Naidel heraus und hielt die schlanke Klinge ins Morgenlicht. Hotvig trat respektvoll zurück. »Würdet ihr mir einen Wetzstein geben?« fragte Josua. »Die Schneide ist stumpf.«

Der Mark-Than lachte und holte aus einem Beutel an seinem breiten Gürtel sein eigenes Gerät. »Wetz sie, Steinhäusler, wetz sie! Wir wollen nur den besten Kampf, ganz wie ihr bei euren Turnieren in der Stadt. Allerdings wird es trotzdem etwas anders zugehen als bei euren Schloßspielen, denke ich.«

Josua zuckte die Achseln und strich einen Ölfilm auf Naidels Schnittfläche. »Daraus habe ich mir ohnehin nie viel gemacht.«

Fikolmijs Augen wurden schmal. »Du wirkst erstaunlich kräftig, wenn man die Lehre berücksichtigt, die ich dir gestern gegeben habe. Hat die Hexe einen Zauber über dich gelegt? Das wäre unehrenhaft.«

Wieder hob Josua die Schultern, um anzudeuten, wie wenig ihn Fikolmijs Anschauung von Ehre kümmerte. Aber Geloë trat vor. »Es gibt hier weder Zaubermittel noch magische Sprüche.«

Fikolmij musterte sie mißtrauisch und wandte sich dann noch einmal an

Josua. »Also gut. Wenn du bereit bist, werden meine Männer dich holen. Ich freue mich, dich auf den Beinen zu sehen. Es verspricht einen besseren Kampf.« Dicht gefolgt von dreien seiner Wachen stapfte der Mark-Than aus der Koppel.

Deornoth, der dem Wortwechsel gelauscht hatte, fluchte leise vor sich hin. Er wußte, welche Anstrengung es den Prinzen gekostet hatte, sich so kaltblütig zu geben. Zusammen mit Isorn hatte er Josua unmittelbar vor dem ersten Morgengrauen beim Aufstehen geholfen. Selbst mit dem Heiltrank, den Geloë ihm eingeflößt hatte – ein gewiß nicht zauberkräftiges Gebräu, das seine Kräfte stärken sollte (Geloë hatte beklagt, daß sie über kein Zweiglein Hohnblatt verfügte, das den Trank erst richtig wirksam gemacht hätte) –, war es dem Prinzen schwergefallen, sich allein anzuziehen. Fikolmijs Prügel hatten seinem unterernährten Körper schlimm zugesetzt. Deornoth zweifelte insgeheim sogar daran, daß Josua, sobald er ein paar Minuten das Schwert geschwungen hatte, überhaupt noch aufrecht stehen könnte.

Jetzt näherte sich Vater Strangyeard dem Prinzen. »Eure Hoheit, gibt es denn wirklich keinen anderen Weg? Ich weiß, daß die Thrithing-Männer Barbaren sind, aber Gott achtet nichts in seiner Schöpfung gering. Er hat in jede Brust den Funken der Barmherzigkeit gelegt. Vielleicht…«

»Es sind nicht die Thrithing-Männer, die meinen Tod wollen«, erklärte Josua dem einäugigen Priester freundlich. »Es ist Fikolmij. Er hegt einen uralten Haß gegen mich und mein Haus, einen Haß, den er nicht einmal sich selbst wirklich eingesteht.«

»Aber ich dachte, der Hengststamm hätte im Thrithingekrieg für Euren Vater gekämpft«, warf Isorn ein. »Warum sollte er Euch hassen?«

»Eben weil es mein Vater war, mit dessen Hilfe er Kriegs-Than der Hoch-Thrithinge geworden ist. Er kann uns die Tatsache nicht verzeihen, daß es die Steinhäusler, wie er uns nennt, waren, die ihm zu der Macht verhalfen, die sein eigenes Volk ihm nicht geben wollte. Dann lief ihm seine Tochter fort, und ich nahm sie mit mir, so daß ihm ein Brautpreis an Pferden verlorenging. Das ist für unseren Freund Mark-Than eine große Schande. Nein, es gibt keine Worte, priesterliche oder andere, die Fikolmij das vergessen lassen könnten.«

Josua warf einen letzten Blick auf Naidels scharfe Klinge und ließ es dann in die Scheide zurückgleiten. Er sah seine versammelten Gefährten nacheinander an. »Kopf hoch«, mahnte er. Der Prinz machte einen erstaunlich klaräugigen und heiteren Eindruck. »Der Tod ist kein Feind. Ich bin

sicher, daß Gott für uns alle einen Platz bereithält.« Er ging auf das Tor im Zaun zu. Fikolmijs Wachen öffneten es und formierten sich zu einer speerstarrenden Eskorte, in deren Mitte Josua durch die Wagenstadt schritt. Die anderen folgten bekümmert.

Eine frische, kühle Brise wehte über das Grasland und zauste mit unsichtbarer Hand die Wiesen und summte in den Zeltschnüren. Die flachen Hügel waren übersät mit weidendem Vieh. Dutzende schmuddliger Kinder, die zwischen den Wagen hin- und herliefen, ließen ihre Spiele im Stich, um Josua und seinem schäbigen Hofstaat nachzulaufen, während sie auf die Umzäunung des Mark-Thans zugingen.

Deornoth musterte die Gesichter der Kinder und ihrer Eltern, die sich der immer zahlreicher werdenden Prozession anschlossen. Wo er Haß und Blutgier vorzufinden geglaubt hatte, sah er nur gespannte Erwartung – die gleiche Erwartung, die er als Kind in den Gesichtern seiner Geschwister gesehen hatte, wenn die Leibgarde des Hochkönigs oder ein bemalter Hausiererwagen an ihrem Gut in Hewenshire vorbeigekommen waren. Diese Menschen freuten sich lediglich auf eine Abwechslung. Schade nur, daß es der Tod eines Menschen, höchstwahrscheinlich seines geliebten Prinzen, sein mußte, der für dieses Vergnügen sorgte.

An den Zaunpfählen von Fikolmijs Umhegung flatterten goldene Bänder wie an einem Festtag. Der Mark-Than saß vor der Tür seines Wagens auf einem Hocker. Mehrere andere, juwelenbehängte Thrithing-Männer, die Deornoth für benachbarte Stammesführer hielt, hatten neben ihm auf dem Boden Platz genommen. In der Nähe stand eine Anzahl Frauen unterschiedlichen Alters, unter ihnen Vara. Die Tochter des Mark-Thans hatte ihr zerfetztes Hofgewand abgelegt. Statt dessen trug sie die traditionelle Stammestracht, ein wollenes Kleid mit Kapuze, darüber einen breiten, mit bunten Steinen besetzten Gürtel, und über der Stirn ein Band, das am Hinterkopf über der Kapuze zusammengebunden war. Während die Bänder der anderen Frauen in dunklen Farben gehalten waren, war Varas Band weiß – zweifellos, dachte Deornoth mürrisch, um darauf hinzuweisen, daß sie als Braut zum Verkauf stand.

Als der Prinz mit seinem Gefolge durch das Tor trat, begegneten sich Josuas und Varas Blicke. Bedeutungsvoll zeichnete der Prinz das Symbol des *Baumes* auf seine Brust, küßte seine Hand und legte sie auf die Stelle. Vara wandte sich ab, als wollte sie ihre Tränen verstecken.

Fikolmij stand auf und begann zu der versammelten Menge zu sprechen. In seiner Rede an die sitzenden Würdenträger und das übrige Stammes-

volk, das sich um die Zäune der Einfriedung drängte, wechselte er immer wieder zwischen Westerling und der rauhen Mundart der Thrithinge. Während der Mark-Than mit seiner dröhnenden Ansprache beschäftigt war, schlüpfte Deornoth zwischen dem Halbdutzend Speerträger hindurch, die Josua in die Umzäunung begleitet hatten, und schob sich an die Seite des Prinzen.

»Hoheit«, sagte er leise und berührte ihn an der Schulter. Erschrocken fuhr Josua in die Höhe, als erwache er aus einem Traum. »Deornoth!«

»Ich wollte Euch um Vergebung bitten, mein Prinz, bevor … bevor etwas geschieht. Ihr seid der gütigste Herr, den ein Mann sich wünschen könnte. Ich hatte kein Recht, so mit Euch zu sprechen, wie ich es gestern getan habe.«

Josua lächelte traurig. »Du hattest jedes Recht. Ich wünschte nur, ich hätte mehr Muße gehabt, über deine Worte nachzudenken. In letzter Zeit habe ich mich wirklich viel zu viel mit mir selbst beschäftigt. Es war die Tat eines Freundes, mir das vor Augen zu führen.«

Deornoth sank auf ein Knie und zog Josuas Hand an die Lippen.

»Der Herr segne Euch«, stieß er hervor. »Gott mit Euch, Josua. Und macht mit diesem Untier nicht zu schnell ein Ende.«

Nachdenklich sah der Prinz ihm beim Aufstehen zu. »Vielleicht werde ich es müssen. Ich fürchte, daß ich nicht stark genug bin, die Sache hinzuziehen. Wenn ich überhaupt eine Möglichkeit sehe, muß ich sie nutzen.«

Deornoth wollte noch etwas hinzufügen, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Noch einmal ergriff er Josuas Hand und trat dann zurück.

Eine unregelmäßige Salve von Geschrei und Zurufen stieg aus der Menge empor, als jetzt Utvart über den Koppelzaun stieg und sich vor Fikolmij aufstellte. Josuas Gegner warf die Kuhfellweste ab und enthüllte einen muskelbepackten Oberkörper, der mit Fett eingerieben war, bis er glänzte. Bei dem Anblick zogen sich Deornoths Brauen zusammen: Utvart würde sich geschmeidig bewegen können und das Fett ihn warmhalten.

Der Thrithing-Mann hatte sein Krummschwert ohne Scheide in den breiten Gürtel gesteckt. Das lange Haar war am Hinterkopf zum Knoten gebunden. An jedem Arm trug er einen Armreif, und mehrere Ohrringe klirrten gegen sein Kinn. Seine Narben hatte er mit roter und schwarzer Farbe nachgezogen, um sich ein dämonisches Aussehen zu geben.

Nun zog er das Schwert aus dem Gürtel und schwang es über dem Kopf, was die Menge zu neuerlichem Gebrüll veranlaßte. »Komm, Ohnehand«, grölte er. »Utvart wartet.«

Vater Strangyeard betete laut, als Josua quer durch die Umfriedung auf seinen Gegner zuschritt. Deornoth merkte, daß die Worte des Priesters, anstatt ihn zu beruhigen oder zu trösten, ihm derart auf die Nerven gingen, daß er es nicht aushielt. Er überlegte kurz und trat dann an den Zaun neben einen der Wächter. Aufblickend erkannte er Isorn, der ihn anstarrte. Deornoth bewegte das Kinn in einem fast unmerklichen Nicken, und auch Isorn schlängelte sich unauffällig an den Zaun heran, bis er nur wenige Meter von Deornoth entfernt stand.

Josua hatte seinen Mantel bei Herzogin Gutrun gelassen, die ihn in den Armen trug wie ein Kind. Neben ihr verharrte Leleth und hielt sich mit der schmutzigen kleinen Faust krampfhaft am zerfetzten Rock der Herzogin fest. Geloë war ein Stückchen weitergegangen. Ihr gelber Blick verriet nichts.

Als Deornoth die kleine Schar betrachtete, begegneten ihm andere Augen und glitten von ihm ab, als scheuten sie eine längere Berührung. Sangfugol begann, leise vor sich hin zu singen.

»Nun, Priester Johans Sohn – nicht mehr ganz so groß wie einst stehst du vor dem Freien Volk der Thrithinge«, grinste Fikolmij. Seine Stammesbrüder lachten und tuschelten.

»Nur, was mein Hab und Gut betrifft«, erwiderte Josua gelassen. »Aber da ist noch etwas anderes, Fikolmij. Ich möchte dir eine Wette vorschlagen, nur zwischen uns beiden, dir und mir.«

Der Mark-Than lachte überrascht auf. »Tapfere Worte, Josua, stolze Worte von einem Mann, der weiß, daß er bald sterben wird.« Er musterte den Prinzen mit kalter Berechnung. »Was für eine Wette?«

Der Prinz klopfte auf seine Schwertscheide. »Ich möchte auf dies hier und auf meine gute linke Hand wetten.«

»*Gute* Hand, weil sie deine einzige ist«, höhnte Fikolmij. Seine Stammesgenossen brüllten vor Lachen.

»Mag sein. Wenn Utvart mich besiegt, erhält er Vara, und du bekommst den Brautpreis, ist das richtig?«

»Dreizehn Pferde«, bestätigte der Mark-Than selbstgefällig. »Und?«

»Nur das. Vara gehört bereits mir. Wir sind verlobt. Wenn ich also am Leben bleibe, erhalte ich nichts, das ich nicht bereits besitze.« Über der Menge der Zuschauer begegnete sein Blick dem Varas und wandte sich dann kühl wieder ihrem Vater zu.

»Du gewinnst dein Leben!« schrie Fikolmij wütend. »Außerdem ist dieses Gerede töricht. Du wirst nicht am Leben bleiben.«

Der ungeduldig wartende Utvart gestattete sich bei diesen Worten seines Thans ein dünnes Lächeln.

»Und darum will ich eine Wette mit dir abschließen«, wiederholte Josua. »Mit dir, Fikolmij. Unter Männern.« Einige der Stammeskrieger lachten. Fikolmij sah sich erbost um, bis sie verstummten.

»Sprich weiter.«

»Es ist nur eine ganz kleine Wette, Fikolmij, wie sie kühne, entschlossene Männer in den Städten meines Volkes ohne Zögern eingehen. Wenn *ich* gewinne, gibst du mir denselben Preis, den du von Utvart verlangst.« Josua lächelte. »Das heißt, ich werde mir dreizehn von deinen Pferden aussuchen.«

Aus Fikolmijs heiserer Stimme klang Zorn. »Warum sollte ich überhaupt mit dir wetten? Eine Wette ist nur dann eine Wette, wenn beide Seiten etwas aufs Spiel setzen. Was könntest du schon haben, das mich reizen würde?« Seine Miene wurde verschlagen. »Und was könnte es sein, das ich deinen Leuten nicht einfach wegnehmen kann, sobald du tot bist?«

»Ehre.«

Fikolmij wich überrascht zurück. Das Getuschel ringsum wurde stärker. »Beim Vierfüßigen, was soll das heißen? Ich lege keinen Wert auf deine hasenherzige Steinhäusler-Ehre!«

»Ah«, versetzte Josua mit dem Hauch eines Lächelns. »Aber auf deine eigene?«

Unvermittelt drehte der Prinz sich zu der Menge des Thrithinge-Volkes um, das in Trauben an den Zäunen von Fikolmijs großer Umfriedung hing. An allen Ecken und Enden wurden leise Gespräche geführt. »Freie Männer und Frauen der Hoch-Thrithinge!« rief der Prinz. »Ihr seid hier, um mich sterben zu sehen.« Grölendes Gelächter quittierte diese Feststellung. Ein Erdklumpen sauste auf Josua zu, verfehlte ihn nur um wenige Ellen und rollte an den sitzenden Stammesfürsten vorbei, die der Versammlung wütende Blicke zuwarfen. »Ich habe eurem Mark-Than eine Wette angeboten. Ich schwöre, daß Ädon, Gott der Steinhäusler, mich retten wird, und daß ich Utvart besiege.«

»Das wollen wir sehen!« brüllte einer aus der Menge in schwerfälligem Westerling. Neues Gelächter. Fikolmij stand auf und ging auf Josua zu, als wollte er ihn zum Schweigen bringen, schien es sich aber nach einem Blick auf die johlenden Zuschauer anders zu überlegen. Statt dessen kreuzte er

die Arme über der breiten Brust und sah mit finsterer Miene zu.

»Was setzt du, Kleiner?« schrie ein Stammeskrieger aus den vordersten Reihen.

»Alles, was mir noch bleibt: meine Ehre und die meines Volkes.«

Josua zog Naidel aus der Scheide und hob es über den Kopf. Sein Hemdsärmel fiel zurück. Auf Elias' verrostete Handschelle, die er noch immer am linken Gelenk trug, malte das matte Morgenrot ein Band von Blut. »Ich bin Priester Johans Sohn, des Hochkönigs, an den auch ihr euch noch gut erinnert. Fikolmij kannte ihn von euch allen am besten.« Die Menge murmelte. Knurrend brachte der Mark-Than sein Mißfallen über diesen Auftritt zum Ausdruck.

»Das ist meine Wette!« rief Josua. »Wenn ich durch Utvarts Schwert falle, dann schwöre ich, daß dies der Beweis dafür sein soll daß unser Gott, Usires Ädon, schwach ist und Fikolmij die Wahrheit spricht, wenn er sich stärker als die Steinhäusler nennt. Dann werdet ihr wissen, daß der Hengst eures Mark-Thans mächtiger ist als Drachen und Baum vom Hause Johans, dem größten aller Häuser in den Stadtländern von Osten Ard.«

Ein Chor schreiender Stimmen erhob sich. Josua blickte ruhig auf die Menge. »Was wettet Fikolmij?« rief endlich jemand. Utvart, nur wenige Ellen von Josua entfernt, starrte ihn grimmig an, sichtlich erbost darüber, daß sich Josua so in den Vordergrund gespielt hatte, zugleich unsicher, ob nicht Josuas Wette auch ihm mehr Glanz verleihen könnte, wenn er den verkrüppelten Steinhäusler erschlug.

»So viele Pferde wie Varas Brautpreis und freien, ungehinderten Abzug für mich und meine Leute«, erklärte Josua. »Nicht viel als Gegenwert für die Ehre eines Prinzen von Erkynland.«

»Eines Prinzen ohne Haus!« höhnte jemand, aber eine Vielzahl anderer Stimmen übertönte den Spötter und forderte Fikolmij auf, die Wette anzunehmen. Ein Narr wäre er, schrien sie, ließe er zu, daß dieser Steinhäusler ihn beschämte. Der Mark-Than, dessen Miene schlechtverhehlter Grimm verzerrte, ließ das Drängen der Menge von sich abfließen wie einen Regenguß. Er sah aus, als würde er Josua am liebsten alle zehn Finger um den Hals legen und den Prinzen eigenhändig erdrosseln.

»Also gut. Es soll so sein!« fauchte er endlich und hob mit einwilligender Gebärde den Arm. Die Zuschauer jubelten. »Beim Grasdonnerer, ihr habt ihn gehört. Die Wette gilt. Meine Pferde gegen seine leeren Worte. Nun aber soll dieser Torheit ein schnelles Ende beschieden sein.«

Dem Mark-Than schien das Vergnügen weitgehend vergangen zu sein.

Er neigte sich vor und sagte so leise, daß nur Josua es hören konnte: »Wenn du tot bist, werde ich deine Frauen und das Kind mit eigenen Händen umbringen. Kein Mann macht mich vor meinem ganzen Stamm zur Zielscheibe seiner Witze und stiehlt Pferde, die mein rechtmäßiges Eigentum sind.« Damit drehte er sich um und stampfte zu seinem Hocker zurück, mit finster zusammengezogenen Brauen den Scherzen seiner Randwächter lauschend.

Josua schnallte den Schwertgurt ab und warf ihn beiseite. Utvart trat vor. Seine sehnigen Arme glänzten, als er die schwere Klinge hob.

»Du faselst und faselst und faselst, kleiner Mann«, knurrte der Grasländer. »Du faselst zu viel.«

Eine Sekunde später setzte er in drei langen Sprüngen über den Erdstreifen, der die beiden trennte, und schwang in gewaltigem Bogen sein Schwert. Naidel blitzte auf und lenkte den Hieb mit dumpfem Klirren ab. Aber bevor Josua seinerseits mit der schlanken Klinge ausholen konnte, hatte Utvart kehrtgemacht und einen weiteren kraftvollen, beidhändigen Streich geführt. Wieder gelang es Josua, dem Angriff auszuweichen, aber diesmal traf das Krummschwert so hart auf das Stichblatt des Prinzen, daß ihm Naidel um ein Haar aus der Hand geflogen wäre. Er stolperte ein paar Schritte rückwärts über die schlammige Wiese, bis er das Gleichgewicht wiederfand. Utvart begann ihn mit wildem Grinsen zu umkreisen. Er zwang Josua zu schnellen Drehungen; denn nur so konnte der Prinz dem Thrithing-Mann stets die linke Schulter zuwenden. Plötzlich machte Utvart eine Finte, dann einen Ausfall. Josua rutschte mit dem Stiefelabsatz auf dem von Hufen zertrampelten Boden aus und mußte sich mit dem Knie abfangen. Zwar gelang es ihm auch diesmal, Utvarts Stoß abzulenken, aber als der Hüne seine Klinge zurückriß, streifte sie Josuas Schwertarm und überzog ihn mit einem blutigen Band.

Vorsichtig stand der Prinz auf. Utvart fletschte die Zähne und setzte sein Umkreisen fort. Von Josuas Handrücken tropfte es rot. Der Prinz wischte die Hand am Hosenbein ab, fuhr aber sofort wieder in die Höhe, als Utvart erneut ein Zustoßen vortäuschte. Wieder sickerte Blut von Josuas Handgelenk hinunter auf den Schwertgriff.

Deornoth glaubte den Grund für die seltsame Wette zu verstehen. Josua wollte Fikolmij und Utvart wütend machen, damit sie einen Fehler begingen. Aber es war nur allzu klar, daß der Plan des Prinzen nicht aufgegangen war. Allerdings schnaubte der Mark-Than vor Wut, aber Josua kämpfte nicht gegen Fikolmij, und Utvart schien keineswegs so blindwütig

dreinzuhauen, wie der Prinz es vermutlich gehofft hatte. Tatsächlich erwies sich der Thrithing-Mann als durchtriebener Gegner. Anstatt sich blind auf seine überlegene Stärke und Reichweite zu verlassen, erschöpfte er Josuas Kraft durch wuchtige Hiebe, sprang aber jedesmal zurück, wenn der Prinz seinerseits zuschlagen wollte.

Deornoth sah dem einseitigen Kampf zu, und sein Herz wurde schwer wie Stein. Es war unsinnig gewesen, überhaupt an eine andere Möglichkeit zu denken. Josua war ein ausgezeichneter Schwertkämpfer, aber er hätte selbst unter günstigsten Umständen mit einem Mann wie Utvart Schwierigkeiten gehabt. Jetzt war der Prinz verwundet und übermüdet, schwach wie ein halbwüchsiger Knabe. Es war lediglich eine Frage der Zeit…

Deornoth warf einen Blick auf Isorn. Der junge Rimmersmann schüttelte ingrimmig den Kopf. Auch er begriff, daß Josua sich nur verteidigte, um das Unvermeidliche so lange wie möglich hinauszuzögern. Isorn hob fragend die Brauen. *Jetzt?*

Vater Strangyeard murmelte Gebete, ein Kontrapunkt zum Gebrüll der Menge. Die Wachen neben ihnen starrten verzückt auf den Kampf, die Augen weit aufgerissen, die Speere nur lose in den Fingern. Deornoth hob die Hand. *Warte…*

Aus zwei weiteren Wunden rieselte Blut, einem Schnitt an Josuas linkem Handgelenk und einem breiten Loch im Bein. Als sich der Prinz den Schweiß von der Stirn wischte, hinterließ er einen breiten, blutigen Streifen, als versuche er, mit Utvarts gefärbten Narben zu wetteifern.

Josua taumelte zurück, duckte sich ungeschickt unter einem neuen Ansturm von Schwertschwüngen, spannte dann die Muskeln und versuchte einen Ausfall. Sein Vorstoß endete harmlos, reichlich weit weg von Utvarts eingeöltem Magen. Der Thrithing-Mann, der bisher geschwiegen hatte, lachte rauh und schlug von neuem zu. Josua parierte und griff an. Utvart machte große Augen. Für einen kurzen Augenblick erfüllte das dröhnende Krachen von Stahl auf Stahl die Koppel. Die meisten Zuschauer waren aufgesprungen und johlten. Die schlanke Klinge Naidel und Utvarts langes Schwert drehten und kreuzten sich in einem kunstvollen Tanz aus silbernem Licht und klirrten dazu ihre eigene Begleitmusik.

Der Mund des Thrithing-Mannes war zu einer Grimasse wilder Lust verzerrt, während Josuas Gesicht aschfahl aussah. Seine blutleeren Lippen waren zusammengepreßt, in den grauen Augen brannte ein letzter Rest von Kraft. Zwei mächtige Hiebe Utvarts wurden schmetternd zurückgewiesen, dann zog ein blitzschneller Ausfall Josuas eine hellrote Linie über die Rip-

pen des Thrithing-Mannes. Ein paar Leute in der Menge ringsum schrien und klatschten Beifall über diesen Beweis, daß der Kampf noch nicht vorüber war. Utvart kniff zornig die Augen zusammen und sprang vor. Er hämmerte auf Josua ein wie ein Schmied auf seinen Amboß. Josua konnte nur wankend zurückweichen und versuchen, Naidel vor sich in die Höhe zu halten. Der dünne Streifen Stahl war sein einziger Schild. Der halbherzige Versuch des Prinzen, seinerseits anzugreifen, wurde fast beiläufig abgewehrt, dann fegte einer von Utvarts Keulenschwüngen die Deckung des Gegners beiseite und traf ihn am Kopf. Mit weichen Gliedern taumelte Josua mehrere Schritte zurück und sackte dann in die Knie. Aus einer Wunde über dem Ohr strömte Blut. Er hielt Naidel vor sich, als wollte er sich damit gegen weitere Schläge schützen, aber seine Augen tränten, und das Schwert bebte wie eine Weidengerte.

Der Lärm der Menge steigerte sich zum Heulen. Fikolmij war aufgesprungen. Sein Bart wehte im scharfen Wind. Er fuchtelte mit der geballten Faust in der Luft herum wie ein zürnender Gott, der den Donner vom Himmel ruft. Utvart kam langsam auf Josua zu, noch immer erstaunlich vorsichtig, als erwarte er irgendeinen Steinhäuslertrick von ihm. Aber der Prinz war unzweifelhaft erledigt und schaffte es nicht einmal, sich von den Knien aufzurichten. Der Stumpf der rechten Hand rutschte im Schlamm aus.

Auf der anderen Seite der Koppel entstand plötzlich ebenfalls Unruhe. Unwillig wandte die Menge ihre Aufmerksamkeit diesem neuen Gegenstand zu. Dort, wo die Gefangenen standen, wirbelten Körper, und Speere bebten wie Grashalme. Unmittelbar auf den verblüfften Schrei einer Frau folgte der Schmerzensruf eines Mannes. Gleich darauf brachen zwei Körper aus dem Menschenknäul hervor: Deornoth mit einem der Thrithing-Wächter, den er gepackt hielt, den Ellenbogen an der Kehle des Mannes. Die andere Hand des Ritters umfaßte den Speer des Wächters genau unterhalb der Spitze, deren scharfes Ende den Bauch des Mannes berührte.

»Sag deinen Reitern, sie sollen zurücktreten, Mark-Than, oder diese Männer werden sterben.« Deornoth stach dem Gefangenen ganz leicht mit dem Speer in den Bauch. Der Mann grunzte, gab aber sonst keinen Laut von sich. Auf seinem erdbraunen Hemd erschien ein blutiger Fleck.

Zornrot trat Fikolmij vor. Sein geflochtener Kinnbart zitterte. »Bist du verrückt? Seid ihr alle verrückt? Beim Vierfüßigen! Ich werde euch zerschmettern!«

»Dann sterben auch deine Stammesbrüder. Wir töten nicht gern kaltblü-

tig andere Menschen, aber wir werden nicht dastehen und zuschauen, wie man unseren Prinzen ermordet, nachdem du ihn gestern so zusammengeschlagen hast, daß er gar nicht mehr kämpfen *kann*.«

Aus der Menge kam ein betroffenes Gemurmel, aber Fikolmij, kochend vor Wut, kümmerte sich nicht darum. Er hob den reifengeschmückten Arm, um seine Krieger zu rufen, aber eine Stimme kam ihm zuvor.

»Nein!«

Es war Josua, der schwankend aufstand. »Laßt sie los, Deornoth.« Überrascht starrte der Ritter ihn an. »Aber, Hoheit…«

»Laßt sie los.« Josua hielt inne und rang nach Atem. »Ich will meinen Kampf selber kämpfen. Wenn ihr mich liebt, gebt sie frei.« Er rieb sich blinzelnd das Blut aus den Augen.

Deornoth drehte sich zu Isorn und Sangfugol um, die drei weitere Wachen mit deren eigenen Speeren in Schach hielten. Sie erwiderten seinen verwunderten Blick. »Laßt sie los«, sagte er. »Der Prinz gebietet uns, sie freizulassen.«

Isorn und Sangfugol senkten die Speere, so daß die Thrithing-Männer sich entfernen konnten. Das taten sie sofort und rannten außer Reichweite der Speerspitzen, bevor ihnen einfiel, daß sie ja schließlich die Bewacher der anderen gewesen waren und sie zornig brummend stehenblieben. Isorn kümmerte sich nicht um sie. Der Harfner neben ihm bebte wie ein verwundeter Vogel. Geloë, die sich während des ganzen Aufruhrs nicht geregt hatte, richtete die gelben Augen von neuem auf Josua.

»Komm, Utvart«, sagte der Prinz mühsam, und sein Lächeln war ein bitterer weißer Schlitz in einer blutigen Maske. »Achte nicht auf sie. Wir sind noch nicht fertig.«

Fikolmij, der dicht daneben stand und mit offenem Mund mit den Zähnen knirschte wie ein Pferd im Gebiß, setzte an, um etwas zu sagen. Aber dazu kam er nicht mehr.

Utvart machte einen Satz und hackte sofort auf Josuas Deckung ein. Die kurze Rast hatte dem Prinzen keine Kraft zurückgegeben. Unsicher auf den Beinen, zog er sich vor dem Angriff des Thrithing-Mannes zurück und wehrte nur noch mit allergeringstem Abstand das Krummschwert von sich ab. Schließlich durchbrach ein weitausholender Hieb seinen Schutz und brachte ihm eine leichte Brustwunde bei. Gleich darauf traf Utvarts Klinge Josuas Ellenbogen und prellte ihm Naidel aus der Hand. Der Prinz sprang hinterher, aber als seine Finger den blutigen Griff zu fassen bekamen, rutschte er aus und landete längelang auf dem zertrampelten Rasen.

Utvart sah seinen Vorteil und stürzte sich auf seinen Gegner. Josua schaffte es noch, das Schwert zu heben und den Hieb nach unten abzulenken. Aber seine ungünstige Stellung beim Aufstehen vom Boden ermöglichte es Utvart, ihn mit einem ungemein muskulösen Arm zu packen und auf die Schneide des Krummschwertes zuzudrücken. Josua streckte das Knie und den rechten Arm vor, um den Angreifer von sich abzuhalten; es gelang ihm sogar, den anderen Arm zu heben und seine Klinge gegen Utvarts Stichblatt zu pressen. Aber der stärkere Thrithing-Mann drückte sein Schwert langsam gegen das steifgewordene Handgelenk des Prinzen und zwang Naidel nach rückwärts, bis sich Utvarts halbmondförmige Klinge Josuas Kehle näherte. Die Zähne des Prinzen waren in einer Grimasse äußerster Anstrengung gefletscht, an seinem schlanken Arm verdickten sich die Sehnen. Sekunden hielt diese gewaltige Anspannung die sich hebende Klinge auf. Die beiden Männer standen Brust an Brust und rangen miteinander. Utvart, der spürte, wie Josuas Kräfte nachließen, verstärkte den Griff um den kleineren Feind, lächelte und zog Josua mit einer fast rituell langsamen Bewegung an sich. Trotz der qualvollen Straffung sämtlicher Muskeln des Prinzen wanderte die gebogene Klinge unerbittlich immer weiter nach oben, bis sie fast liebevoll Josuas Hals berührte.

Das Rufen der Menge verstummte. Irgendwo am Himmel stieß ein Kranich seinen rasselnden Schrei aus. Dann legte sich wieder Schweigen über den Platz.

»Jetzt«, brach der Thrithing-Mann frohlockend sein langes Schweigen, »tötet dich Utvart.«

Josua gab unvermittelt allen Widerstand auf und warf sich seinem Feind in die Arme, wobei er den Kopf ruckartig zur Seite schnellte. Die gebogene Klinge glitt außen an seinem Hals entlang und schnitt ihm tief ins Fleisch, aber in dem Bruchteil einer Sekunde, in dem er sich frei bewegen konnte, rammte der Prinz Utvart das Knie zwischen die Beine.

Der stöhnte in schmerzhafter Überraschung auf. Josua hakte seinen Fuß um die Wade des Thrithing-Mannes und zog. Utvart verlor das Gleichgewicht und kippte nach hinten. Josua stürzte mit ihm; die Klinge des anderen sauste an seiner Schulter vorbei. Utvart fiel zu Boden und stieß zischend den Atem aus. Schlangengleich glitt Naidel aus der Scheide. Die Spitze fuhr dem Thrithing-Mann unter das Kinn und eine Handbreit weiter nach oben, durch den Kiefer tief in den Hirnschädel.

Josua rollte sich aus Utvarts krampfhafter Umklammerung und kam mühsam auf die Füße. Von seinem Körper tropfte es scharlachrot. So blieb

er einen Augenblick stehen. Seine Beine zitterten, die Arme hingen schlaff und hilflos herunter. Er starrte auf den Leichnam.

»Großer Mann«, keuchte er, »*du* warst es, der zuviel gefaselt hat.«

Er verdrehte die Augen unter den Lidern und stürzte schwer über die Brust des Thrithing-Mannes. So lagen sie beieinander, ihr Blut mischte sich, und es schien, als ob sich im ganzen Grasland lange Zeit nichts regte und kein einziges Wort fiel. Dann begannen die Rufe.

## DRITTER TEIL

# Sturmherz

# XVIII

## Der verschollene Garten

Lange schwebte Simon in lautloser, samtweicher Leere, bevor er endlich in das dämmernde Grenzland zwischen Schlafen und Wachen zurückkehrte. Er erwachte im Dunkeln, am Rande eines Traums, und mußte feststellen, daß erneut eine Stimme in seinem Kopf sprach wie bei der alptraumhaften Flucht aus Skodis Kloster. Irgend etwas hatte eine Tür in ihm geöffnet, und nun schien es, als könne dort eintreten, wen immer es danach verlangte.

Doch dieser ungebetene Gast war nicht das Flammenwesen, das ihn so gepeinigt hatte, jener Scherge des Sturmkönigs. Die neue Stimme war von der grausigen anderen so verschieden wie die Lebenden von den Toten. Die neue Stimme spottete nicht und drohte nicht, ja, es war, als spreche sie überhaupt nicht zu Simon.

Es war eine weibliche Stimme, melodisch und kräftig zugleich, und sie leuchtete in Simons Traum hinein wie ein Signalfeuer. Auch wenn ihre Worte traurig klangen, erfüllten sie ihn doch mit einem sonderbar tröstlichen Gefühl. Zwar wußte Simon, daß er schlief und nur einen Augenblick brauchen würde, um wieder in die Welt der Wirklichkeit zu erwachen, aber die Stimme zog ihn so in ihren Bann, daß er zum Aufwachen nicht die geringste Lust spürte. Er erinnerte sich an das weise, schöne Gesicht aus Jirikis Spiegel und war zufrieden, an der Schwelle des Wachwerdens zu verharren, denn was er jetzt hörte, war dieselbe Stimme, dieselbe Person. Als sich die Tür in Simons Inneres geöffnet hatte, war es die Frau aus dem Spiegel gewesen, die Einlaß fand. Dafür war Simon unendlich dankbar. Er wußte noch einiges von dem, das ihm die Rote Hand versprochen hatte, und selbst in der Hut des Schlafs spürte er den Frost an seinem Herzen.

»*Geliebter Hakatri, mein schöner Sohn*«, sagte die Frauenstimme, »*wie sehr du mir doch fehlst. Ich weiß, daß du mich nicht mehr hören und mir nicht antworten kannst, aber dennoch muß ich zu dir sprechen, als stündest du vor mir. Allzu viele Jahre hat unser Volk das Jahr-Ende getanzt, seit du*

*in den Westen gingst. Herzen erkalten, und noch mehr erkaltet die Welt.*«

Simon begriff, daß die Stimme zwar in seinem Traum sang, die Worte aber nicht für ihn bestimmt waren. Er kam sich vor wie ein Bettelkind, das durch eine Mauerspalte heimlich eine reiche und mächtige Familie beobachtet. Doch so, wie eine reiche Familie Sorgen haben kann, von denen ein Bettler nichts ahnt – Elend, das mit Hunger, Kälte oder körperlichen Schmerzen nichts zu tun hat –, so schien auch die Stimme in Simons Traum bei all ihrer Majestät von unausgesprochener Qual niedergedrückt.

»*Fast scheint es, als habe sich das Gesicht des Mondes erst eine Handvoll von Malen gedreht, seit die Zwei Familien Venyha Do'sae verließen, das Land unserer Geburt jenseits der Großen See. Ach, Hakatri, hättest du doch unsere Schiffe sehen können, wie sie über die wilden Wellen dahinbrausten! Aus Silberholz waren sie gezimmert, mit Segeln aus buntem Tuch, mutig und schön wie fliegende Fische. Ein Kind war ich damals und saß am Bug, der die Wellen zerteilte, umgeben von einer Wolke aus schillerndem, funkelndem Meeresschaum! Und als unsere Schiffe den Boden dieses Landes berührten, weinten wir. Wir waren dem Schatten des Nicht-Seins entkommen und hatten den Weg in die Freiheit gewonnen. Das glaubten wir. Statt dessen aber, Hakatri, fanden wir, daß wir in Wahrheit den Schatten nicht abgeschüttelt, sondern nur durch einen anderen ersetzt hatten – und dieser neue Schatten wuchs in uns selbst heran.*

*Natürlich dauerte es lange, bis wir es erkannten. Nur ganz langsam entstand der neue Schatten, zuerst in unseren Herzen, dann auch in Augen und Händen. Nun aber ist das Unheil, das von ihm ausgeht, größer geworden, als wir je hätten ahnen können. Über dieses ganze Land, das wir lieben, breitet er sich aus, über das Land, in das wir einst eilten wie in die Arme eines Geliebten – wie ein Sohn in die Arme der Mutter …*

*Unser neues Land ist so schattendunkel geworden wie das alte, Hakatri, und das ist unsere Schuld. Jetzt aber ist dein Bruder, den der Schatten zerstört hat, selbst zu einer noch schrecklicheren Finsternis geworden und erstickt mit seinem Bahrtuch alle, die er einst geliebt hat.*

*Ach, beim verschollenen Garten, hart ist es, seine Söhne zu verlieren!*«

Da war etwas anderes, das seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen versuchte, aber Simon konnte nur hilflos liegenbleiben, als wolle oder könne er nicht aufwachen. Ihm war, als riefe jemand außerhalb dieses Traums, der kein Traum war, seinen Namen. Hatte er Freunde oder Angehörige, die nach ihm suchten? Es kam nicht darauf an. Er konnte sich von der Frau nicht lösen. Ihre furchtbare Traurigkeit durchbohrte ihn wie ein angespitz-

ter Stock oder eine Topfscherbe; grausam wäre es gewesen, sie mit ihrem Leid alleinzulassen. Nach einer Weile verstummten die Stimmen, die leise nach ihm gerufen hatten.

Die Frau blieb in ihm. Sie schien zu weinen. Simon kannte sie nicht und konnte nicht erraten, zu wem sie gesprochen hatte, aber er weinte mit ihr.

Guthwulf war verwirrt und ärgerlich. Er saß da, polierte an seinem Schild herum und bemühte sich, dem Bericht seines Kastellans zuzuhören, der gerade von Guthwulfs Besitz in Utanyeat zu ihm auf den Hochhorst geritten war. Beide Tätigkeiten waren nicht sonderlich von Erfolg gekrönt.

Der Graf spuckte Citrilsaft auf die Bodenbinsen. »Sag es noch einmal, Mann. Ich verstehe kein einziges Wort.«

Der Kastellan, ein dickbäuchiger Kerl mit Frettchenaugen, unterdrückte mannhaft einen Seufzer der Erschöpfung – Guthwulf gehörte nicht zu den Dienstherren, vor denen man Anzeichen von Ungeduld erkennen ließ – und fing von neuem mit seiner Erklärung an.

»Es ist ganz einfach so, Herr. Eure Ländereien in Utanyeat sind so gut wie verödet. Wulfhorst ist bis auf einige wenige Diener menschenleer. Die Bauern sind fast alle fort. Es ist niemand da, um den Hafer oder die Gerste einzubringen, und wir können nicht mehr viel länger als zwei Wochen mit der Ernte abwarten.«

»Meine Hörigen sind ausgerissen?« Guthwulf blickte zerstreut auf den Eber mit den Silberspeeren, die, eingelegt in Perlmutt, auf seinem schwarzen Schild funkelten. Einst hatte er dieses Wappen geliebt wie sein eigenes Kind. »Wie können sie es wagen, die Scholle zu verlassen? Wer anders als ich hat alle diese häßlichen Tölpel jahrelang durchgefüttert? Aber gut – dinge andere für die Ernte, aber laß die Geflohenen nicht wieder zurückkommen. Nie mehr.«

Jetzt gab der Kastellan doch einen winzigen Laut der Verzweiflung von sich. »Herr, Graf Guthwulf, ich fürchte, Ihr habt mir nicht zugehört. Es gibt in ganz Utanyeat nicht mehr genug Freie, die man dingen könnte. Die Barone, Eure Lehnsleute, haben ihre eigenen Sorgen und können kaum Arbeiter entbehren. Überall im Osten und Norden von Erkynland verwahrlosen die Felder, und niemand erntet sie ab. Drüben am anderen Ufer des Flusses, in Hernystir, hat Skali von Kaldskrykes Heer eine breite Schneise durch alle Grenzstädte am Rande von Utanyeat geschlagen und wird wahrscheinlich schon bald den Fluß überqueren, weil Lluths Land ihm nichts mehr bieten kann.«

»Lluth ist tot, habe ich gehört«, sagte Guthwulf langsam. Er selbst hatte den König in seinem Palast, dem Taig, aufgesucht. Das Blut war ihm heiß durch die Adern geschossen, als er den Hirtenkönig an seinem eigenen Hof beleidigt hatte. Das lag wenige Monate zurück. Warum war ihm jetzt so elend, so feige zumute? »Warum rennen alle diese Schurken aus ihren angestammten Wohnungen fort?«

Der Kastellan warf ihm einen so verwunderten Blick zu, als hätte Guthwulf ihn plötzlich gefragt, welche Richtung die nach oben sei. »Warum? Wegen der Kriege und Plünderungen an ihrer Grenze, wegen der chaotischen Zustände in der Frostmark. Und natürlich wegen der Weißfüchse.«

»Der Weißfüchse?«

»Ihr werdet wohl von den Weißfüchsen gehört haben, Herr.« Der Kastellan war fast unverhüllt ungläubig. »Gewiß habt Ihr das, denn sie kamen doch dem Heer zu Hilfe, das Ihr vor Naglimund befehligt habt.«

Guthwulf sah auf und zupfte nachdenklich an seiner Oberlippe.

»Du meinst die Nornen?«

»Ja, Herr. Weißfüchse ist der Name, den das einfache Volk ihnen gibt, wegen ihrer leichenfahlen Haut und der Fuchsaugen.« Er unterdrückte ein Schaudern. »Weißfüchse.«

»Aber was ist mit ihnen, Mann?« schnarrte der Graf. Als die Antwort nicht sofort kam, wurde er lauter. »Was haben sie mit meiner Ernte zu schaffen, möge Ädon deine Seele schütteln wie eine Ratte!«

»Aber sie kommen doch nach Süden, Graf Guthwulf«, versetzte der Kastellan verblüfft. »Sie verlassen ihr Nest in den Ruinen von Naglimund. Leute, die im Freien schlafen mußten, haben sie nachts über die Berge wandern sehen wie Gespenster. Sie reisen, wenn es dunkel ist, in kleinen Gruppen, und immer in südlicher Richtung – ihr Ziel ist der Hochhorst.« Er sah sich nervös um, als werde ihm erst jetzt klar, was er gesagt hatte. »Sie kommen *hierher*.«

Als der Kastellan gegangen war, blieb Guthwulf noch lange sitzen, einen Weinbecher in der Hand. Er griff nach seinem Helm, um auch ihn zu polieren, und sah auf die Elfenbeinhauer, die aus der Helmkappe hervorragten. Dann legte er ihn unverrichteter Dinge wieder hin. Sein Herz war nicht bei der Arbeit, obwohl der König von ihm erwartete, daß er in ein paar Tagen die Erkyngarde ins Feld führte und seine Rüstung seit der Belagerung von Naglimund nicht mehr gründlich gewartet worden war. Seit der Belagerung war ohnehin alles schiefgelaufen. Die Burg schien voller Gespenster

zu sein, und das verdammte graue Schwert und seine beiden Bruderklingen verfolgten ihn in seinen Träumen, so daß er sich beinahe fürchtete, zu Bett zu gehen und einzuschlafen.

Er stellte den Wein hin und starrte in die flackernde Kerze. Seine traurige Stimmung besserte sich leicht: Zumindest hatte er sich alles nicht nur eingebildet. Die unzähligen merkwürdigen Geräusche in der Nacht, die freischwebenden Schatten in Gängen und Höfen, Elias' mitternächtliche Besucher, die so plötzlich verschwanden – das alles hatte den Grafen von Utanyeat allmählich an seinem gesunden Menschenverstand zweifeln lassen. Als der König ihn gezwungen hatte, das verfluchte Schwert zu berühren, war Guthwulf überzeugt gewesen, daß sich, ob nun durch Hexerei oder auf andere Weise, in seinen Gedanken ein Spalt geöffnet und einen Wahnsinn eingelassen hatte, der ihn am Ende zerstören würde. Aber es waren keine wunderlichen Einfälle gewesen, keine Ausgeburten seiner Phantasie, der Kastellan hatte es ja bestätigt. Die Nornen kamen nach dem Hochhorst, die Weißfüchse waren im Anzug.

Guthwulf zog sein Messer aus der Scheide und ließ es, den Griff voran, zischend auf die Tür zusausen. Bebend blieb es in der dicken Eiche stekken. Er schlurfte durchs Zimmer und zog es heraus, um es nochmals zu werfen und mit einem Ruck aus dem Holz zu reißen. Draußen in den Bäumen schrillte der Wind. Guthwulf fletschte die Zähne. Wieder fuhr das Messer krachend in die Bohlen der Tür.

Simon lag in Schlaf versunken, der kein Schlaf war, und die Stimme in seinem Kopf fuhr fort.

»*Siehst du, schweigsamster meiner Söhne, vielleicht war das der Punkt, an dem unsere Sorgen begannen. Ich habe gerade von den Zwei Familien gesprochen, als seien wir die einzigen Überlebenden von Venyha Do'sae gewesen; aber es waren die Schiffe der Tinukeda'ya, die uns über die Große See trugen. Weder wir Zida'ya noch unsere Brüder, die Hikeda'ya, hätten dieses Land lebend erreicht, wären nicht Ruyan der Seefahrer und sein Volk gewesen – aber zu unserer Schande behandelten wir die Kinder des Meeres hier genauso schlecht wie einst in den Gartenländern hinter der See. Und als der größte Teil von Ruyans Volk uns endlich verließ, um in ein neues, eigenes Land zu ziehen, war das, so meine ich, der Augenblick, von dem an der Schatten zu wachsen anfing. Ach, Hakatri, wahnsinnig waren wir, altes Unrecht an diesen neuen Ort mitzunehmen, Unrecht, das mit unserer Heimat im Äußersten Osten zusammen hätte untergehen sol-*

*len…«*

Die Narrenmaske tanzte vor Tiamaks Augen auf und ab. Sie glänzte im Feuerschein und war mit absonderlichen Federn und Hörnern besetzt. Einen Moment lang war er verwirrt. Wieso war jetzt schon Windfest? Bis zur jährlichen Feier für Ihn-der-Bäume-biegt waren es doch noch Monate? Und trotzdem mußte es ein Windnarr sein, der sich da vor ihm verbeugte und herumhüpfte – und welche andere Erklärung konnte es dafür geben, daß Tiamak der Kopf so entsetzlich weh tat, als den übermäßigen Genuß von Farnbier, ein sicheres Zeichen, daß die Festtage angebrochen waren?

Der Windnarr gab ein sanftes, klickendes Geräusch von sich und zupfte an etwas, das Tiamak in der Hand hielt. Was mochte er wollen? Dann fiel es Tiamak ein. Natürlich wollte der Narr seine Münze; es wurde von allen erwartet, daß sie Perlen oder Geldstücke für Ihn-der-Bäume-biegt bei sich trugen. Die Narren sammelten diesen glitzernden Tribut in Tonkrügen, die sie gegen den Himmel schüttelten. Das dabei entstehende Rasseln und Klappern war die Hauptmusik des Festes – ein Lärm, der das Wohlwollen des Baum-biegers sicherte, so daß er verderbenbringende Winde und Überschwemmungen zurückhielt.

Tiamak wußte, daß er dem Narren die Münze geben sollte, schließlich hatte er sie deshalb mitgebracht. Aber die Beharrlichkeit, mit der der Windnarr ihn betastete, weckte in Tiamak ein Gefühl des Unbehagens. Die Narrenmaske zwinkerte und grinste boshaft; Tiamak, dem immer ungemütlicher ums Herz wurde, hielt das Metall nur noch fester. Was stimmte hier nicht?

Plötzlich wurde sein Blick wieder klar. Entsetzt riß er die Augen auf. Die hüpfende Narrenmaske verwandelte sich in das Chitingesicht eines Ghants, der unmittelbar über seinem Boot hing und sich an einer Ranke festklammerte, die von einem über den Fluß gewachsenen Ast herunterbaumelte. Der Ghant stocherte mit seiner Insektenklaue vorsichtig zwischen Tiamaks Fingern herum und versuchte geduldig, das Messer aus dem vom Schlaf schweißfeuchten Griff des Wranna zu ziehen.

Der kleine Mann stieß einen angewiderten Aufschrei aus und warf sich nach hinten ins Heck seines Flachbootes. Der Ghant schnarrte und klickte mit den Mundfühlern. Er wedelte mit einem gepanzerten Vorderbein, als wollte er Tiamak versichern, es handele sich lediglich um ein Mißverständnis. Tiamak riß die Steuerstange hoch und schwang sie breitseits, so daß er den Ghant voll erwischte, bevor dieser wieder die Ranke hinaufhu-

schen konnte. Ein lauter Knall, und der Ghant flog quer über den Fluß, die Beine angezogen wie eine versengte Spinne. Es gab kaum ein Aufklatschen, als er im grünen Wasser versank.

Tiamak schauderte vor Ekel und wartete darauf, daß der Ghant wieder auftauchte. Über ihm ertönte ein Chor trockener Klackgeräusche.

Hastig blickte er auf und fand ein halbes Dutzend weiterer Ghants, alle von der Größe eines stattlichen Affen, die von den schützenden oberen Ästen auf ihn herunterglotzten. Die ausdruckslosen schwarzen Augen funkelten. Tiamak zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie binnen Sekunden über ihn herfallen würden wenn sie merkten, daß er nicht aufrecht stehen konnte. Trotzdem wunderte er sich, daß Ghants einen erwachsenen Menschen angriffen, selbst wenn er verletzt war. Aber seltsam oder nicht, er konnte nur hoffen, daß sie nicht merkten, wie schwach er tatsächlich war oder was der blutige Verband an seinem Bein bedeutete.

»Jawohl, ihr häßlichen Käfer!« schrie er und fuchtelte mit Steuerstange und Messer herum. Von seinem eigenen Geschrei tat ihm der Kopf weh. Er zuckte zusammen und betete stumm, daß er vor Erschöpfung nicht ohnmächtig würde, denn er war überzeugt, dann nicht mehr aufzuwachen. »Kommt nur herunter, und ich gebe euch die gleiche Lektion wie eurem Freund!«

Die Ghants schnatterten mit beiläufiger Bosheit zu ihm hinab, als wollten sie sagen, daß sie es nicht eilig hätten: wenn sie ihn heute nicht erledigten, würden es schon bald andere Ghants tun. Verkrustete, mit Flechten bewachsene Panzer schabten über die Weidenäste, als die Ghants sich höher auf den Baum zurückzogen. Tiamak unterdrückte einen Anfall von Schüttelfrost und stakte sein Flachboot langsam, aber zielstrebig in die Mitte des Flußlaufs, fort von den tiefhängenden Ästen.

Die Sonne, die, als er zuletzt auf sie geachtet hatte, erst auf halber Höhe des Morgenhimmels gestanden hatte, war inzwischen erschreckend weit über den Meridian hinausgewandert. Er mußte trotz der frühen Stunde im Sitzen eingeschlafen sein. Das Fieber hatte ihn sehr geschwächt. Im Augenblick schien es etwas gesunken zu sein, aber er fühlte sich immer noch äußerst matt, und das verletzte Bein brannte wie Feuer.

Tiamaks unvermitteltes Auflachen klang roh und unangenehm. Der Gedanke, daß er noch vor zwei Tagen großartige Entschlüsse gefaßt hatte, wohin er gehen würde und welche von den Machthabern, die sich um seine Dienste stritten, so glücklich sein würden, ihn zu bekommen und welche warten mußten! Er erinnerte sich, daß er, wie es seine Stammesältesten

verlangt hatten, zuerst nach Nabban hatte gehen und Kwanitupul vorläufig beiseitelassen wollen, eine Entscheidung, die ihn viele Stunden Nachdenken gekostet hatte. Jetzt hatte die Laune eines Augenblicks diesen wohlüberlegten Entschluß ins Gegenteil verkehrt. Er konnte froh sein, wenn er es lebendig bis Kwanitupul schaffte. Die lange Reise nach Nabban war ein Ding der Unmöglichkeit. Er hatte Blut verloren und litt an Wundfieber. In dieser Gegend des Wran wuchs keines der Kräuter, mit denen man Verletzungen wie seine behandeln konnte. Und wie um sicherzustellen, daß er auch sonst nicht übermütig wurde, hatten ihn Ghants entdeckt und als baldige, leichte Beute ausgemacht!

Sein Herz jagte. Eine graue Wolke von Schwäche wollte sich über ihn senken. Er steckte die schmale Hand in den Fluß und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Das unappetitliche Ghant-Wesen hatte ihn tatsächlich berührt, verstohlen wie ein Taschendieb, um ihm das Messer abzunehmen, damit dann seine Brüder über Tiamak herfallen konnten, ohne daß er Widerstand leistete. Wie konnte jemand glauben, Ghants wären nur Tiere? Einige seiner Stammesgenossen behaupteten zwar, Ghants seien weiter nichts als die übergroßen Käfer oder Krebse, denen sie ähnelten, aber Tiamak hatte die furchterregende Intelligenz erkannt, die hinter den gnadenlosen Jettaugen lauerte. Vielleicht waren die Ghants wirklich Geschöpfe von Ihnen-die-Finsternis-atmen anstatt von Ihr-die-die-Menschheit-gebar, wie es Älterer Mogahib immer wieder verkündete; aber das hieß noch lange nicht, daß es ihnen an Verstand fehlte.

Rasch prüfte er den Inhalt seines Bootes, um festzustellen, ob die Ghants etwas mitgenommen hatten, bevor er aufwachte. Alle seine mageren Habseligkeiten – ein paar Fetzen, die seine Staatskleidung ausmachten, der Heroldstab der Stammesältesten, ein paar Kochgerätschaften, seine Wurfschlinge und die Schriftrolle des Nisses in ihrem Ölhautsäckchen – lagen noch verstreut auf dem Boden des Kahns. Es schien alles in Ordnung zu sein.

Neben ihm im Rumpf lagen auch die Skelettreste des Fisches, mit dessen Fang seine neuesten Sorgen angefangen hatten. Irgendwann in diesen beiden letzten Tagen voller Schüttelfröste und Irrsinn mußte er den größten Teil davon verzehrt haben, sofern nicht Vögel die Knochen abgepickt hatten, während er schlief. Tiamak versuchte, sich zu erinnern, wie er über diese fiebrigen Stunden gekommen war, aber alles, was ihm einfallen wollte, waren Bilder, in denen er endlos durch den Wasserlauf stakte und Farbe aus Himmel und Wasser leckte wie die Glasur aus einem schlecht gebrann-

ten Tontopf. Hatte er daran gedacht, Feuer zu machen und das Marschwasser abzukochen, bevor er damit seine Wunde auswusch? Vage glaubte er, sich zu entsinnen, daß er versucht hatte, in seiner Kochschale aus Lehm ein Stück Zunder in Brand zu setzen. Aber er wußte nicht mehr, ob wirklich ein Feuer daraus geworden war.

Der Versuch sich zu erinnern machte Tiamak schwindlig im Kopf. Es war sinnlos, jetzt darüber nachzugrübeln, was geschehen oder nicht geschehen war, sagte er sich selbst. Seine einzige Chance lag darin, bis nach Kwanitupul zu kommen, bevor das Fieber wieder einsetzte. Mit bedauerndem Kopfschütteln warf er den Kadaver des Fisches über Bord. Die Größe des Skelettes bestätigte, daß es sich wirklich um ein Prachttier gehandelt hatte. Dann zog er, während ein neuer Anfall von Schüttelfrost ihn überkam, sein Hemd an. Er lehnte sich gegen das Heck des Bootes und nahm den Hut, den er sich am ersten Reisetag aus den Wedeln der Sandpalme geflochten hatte. Er zog ihn tief ins Gesicht, um die schmerzenden Augen vor der grellen Mittagssonne zu schützen. Nachdem er sich noch die Lider mit Wasser betupft hatte, begann er, mit der Stange zu staken. Mühsam zwang er das Flachboot den breiten Kanal entlang, und seine schmerzenden Muskeln protestierten bei jedem Stoß.

Irgendwann in der Nacht stellte das Fieber sich wieder ein. Als Tiamak seinen Klauen endlich wieder entfliehen konnte, fand er sich in trägen Kreisen umhertreibend – das Flachboot schwamm in einem sumpfigen Altarm. Sein Bein war geschwollen und tat entsetzlich weh, schien seinen Zustand aber nicht erkennbar verschlechtert zu haben. Wenn er Glück hatte und bald in Kwanitupul ankam, würde er es behalten können.

Er schüttelte die Spinnweben des Schlafs ab und betete erneut zu Ihmder-stets-auf-Sand-tritt, einem Gott, dessen Existenz für Tiamaks im allgemeinen eher skeptische Natur wesentlich glaubwürdiger geworden war, seitdem ihm das Mißgeschick mit dem Krokodil widerfahren war. Ob dieses Nachlassen seines Unglaubens eine Folge des Fiebers war, das ihm das Hirn verwirrte, oder ein Wiederaufwallen des wahren Glaubens im Angesicht des nahen Todes, das war Tiamak herzlich gleichgültig. Überhaupt untersuchte er seine diesbezüglichen Empfindungen nicht weiter gründlich. Wichtiger war, daß er keine Lust hatte, ein einbeiniger Gelehrter zu sein – oder, noch schlimmer, ein toter Gelehrter. Wenn ihm die Götter nicht halfen, besaß er in dieser heimtückischen Marsch keine andere Zuflucht als die eigene, rasch schwächer werdende Willenskraft. Vor diese einfache Alternative gestellt, betete Tiamak.

Er stakte sich aus dem letzten Altwasser heraus und kam endlich zu einer Stelle, an der mehrere Wasserstraßen aufeinandertrafen. Es war schwer zu sagen, wie er diesen Punkt genau erreicht hatte, aber indem er sich an die gerade erst sichtbar gewordenen Sterne hielt – vornehmlich den Tauchervogel und den Otter mit den leuchtenden Pfoten –, konnte er sich in Richtung auf Kwanitupul und das Meer hin orientieren. Er stakte weiter, bis der Morgen graute und er seinen müden Geist und den verwundeten Körper, die nach Ruhe schrien, nicht länger vertrösten konnte. Mühsam hielt er die Augen offen und ließ sich noch ein kleines Stück den Fluß hinabtreiben, wobei er so lange im Uferschlamm herumstocherte, bis er einen großen Stein gefunden und herausgehebelt hatte. Diesen umwickelte er mit seiner Angelschnur und warf ihn als Anker über Bord, damit er während seines dringend benötigten Schlummers nicht wieder in einen von Bäumen überwachsenen Abschnitt der Wasserwege trieb, sondern in sicherer Entfernung von auf den Bäumen hockenden Ghants und anderen unerwünschten Besuchern blieb.

Mit dieser Methode verlor er nichts mehr von den Strecken, die er zurückgelegt hatte, und kam so besser voran. Ein erneuter Fieberanfall kostete ihn die Hälfte des folgenden Nachmittags (des achten oder neunten seit seiner Abreise von zu Hause, schätzte er), aber es gelang ihm, abends noch ein Stück weiterzufahren und das Staken sogar nach Einbruch der Dunkelheit fortzusetzen, um einen Teil der verlorenen Zeit wieder einzuholen. Er entdeckte, daß es weit weniger beißende und stechende Insekten gab, wenn die Sonne erst im westlichen Sumpf untergegangen war; diese Tatsache und der eigenartig angenehme blaue Schein der Dämmerung waren eine so erfreuliche Abwechslung von der drückenden Hitze der Nachmittage, daß er sie feierte, indem er endlich den einsamen Flußapfel verspeiste, den er an einem Ast über dem Wasserlauf gefunden hatte. In der Regel gab es so spät im Jahr keine Flußäpfel mehr. Was den Vögeln entgangen war, fiel schließlich ab und trieb mit den Wasserstrudeln davon, auf den Wellen tanzend wie die Flotts der Fischer, bis die Samen dann an einer Schlammbank oder im Wurzelgewirr eines Erdklumpens landeten. Tiamak hatte seinen Fund als günstiges Vorzeichen gedeutet. Nachdem er den wohlwollenden Gottheiten vielfachen Dank ausgesprochen hatte, war der Apfel von ihm erst einmal aufgehoben worden, denn er wußte, daß ihm die Frucht noch besser schmecken würde, wenn er die Vorfreude eine Weile genossen hätte.

Der erste Biß in die Schale des Apfels war sauer, aber das helle Fleisch

in der Mitte schmeckte herrlich süß. Tiamak, der sich seit Tagen von Wasserkäfern und eßbaren Gräsern und Blättern ernährt hatte, war vom Aroma der Frucht so überwältigt, daß er beinahe ohnmächtig wurde. Er mußte das größte Stück für später beiseitelegen.

Kwanitupul, so hätte man es ausdrücken können, nahm das Nordufer des oberen Zinkens der gabelförmigen Bucht von Firannos ein. Nur daß es in dieser Gegend kein eigentliches Ufer gab: Kwanitupul lag am nördlichsten Rand des Wran, gehörte aber eindeutig noch zum größeren Marschgebiet.

Was einst ein unbedeutendes Handelsdorf aus ein paar Dutzend Baumhäusern und Pfahlbauten gewesen war, hatte sich gewaltig ausgedehnt, als die Kaufleute von Nabban, Perdruin und den Südlichen Inseln die Vielzahl wertvoller Dinge entdeckten, die aus dem unzugänglichen Inneren des Wran kamen – unzugänglich für alle außer natürlich den Wranna. Exotische Federn für die Kleider edler Frauen, getrockneter Schlamm für Farben und Apothekerpülverchen, Minerale von unvergleichlicher Seltenheit und Wunderkraft, das alles und noch viel mehr ließ die Basare von Kwanitupul von Kaufleuten und Händlern wimmeln, die von der ganzen Küste hierherkamen. Da man von eigentlichem Land nicht sprechen konnte, hatte man Pfähle tief in den Schlamm getrieben und flache Boote mit zermahlenen Steinen und Mörtel beladen und entlang der Ufer der sumpfigen Wasserläufe zum Sinken gebracht. Über diesen Fundamenten waren unzählige Hütten und Laufstege entstanden.

Als Kwanitupul wuchs, siedelten sich Nabbanai und Perdruineser an und teilten sich mit den einheimischen Wranna die baufälligen Stadtviertel, bis der Handelsplatz sich über viele Meilen voller Kanäle und schwankender Brücken erstreckte und die äußeren Verästelungen des Sumpfs überwucherte und verstopfte wie Wasserhyazinthen. Sein schäbiger Glanz beherrschte längst die Bucht von Firannos wie seine ältere und größere Schwester Ansis Pelippé die Bucht von Emettin und die mittlere Westküste von Osten Ard.

Noch immer schwindlig vom Fieber, trieb Tiamak endlich aus dem wilden Inneren des Sumpfs in die zunehmend bevölkerten Wasseradern von Kwanitupul. Zuerst teilten nur ein paar andere Flachboote das grüne Wasser mit ihm, fast alle von Wranna gestakt, von denen viele zu Ehren ihres ersten Besuchs in der größten aller Marschstädte ihren schönsten Stammesfederschmuck trugen. Weiter stadteinwärts verstopfte ein Heer anderer Wasserfahrzeuge die Kanäle, nicht nur kleine Boote wie Tiamaks Kahn, sondern Schiffe in allen Größen und Formen, von den wundervoll ge-

schnitzten und überdachten Barken der reichen Kaufleute bis zu riesigen Getreideschiffen und Schleppkähnen, die behauenen Stein transportierten und über die Wasserwege dahinglitten wie gebieterische Wale; sie zwangen die kleineren Boote zum hastigen Ausweichen oder ließen sie das Risiko eingehen, von ihrem wogenden Kielwasser überflutet zu werden.

Bisher hatte Tiamak die Sehenswürdigkeiten von Kwanitupul immer sehr genossen, obwohl er im Gegensatz zu seinen Stammesgenossen schon in Ansis Pelippé und anderen Hafenstädten von Perdruin gewesen war, neben denen Kwanitupul wie ein leicht schäbiger Abklatsch erschien. Aber ein neuerlicher Fieberanfall quälte ihn. Das Plätschern des Wassers und die Rufe der Kwanitupuli klangen seltsam gedämpft; die Wasserstraßen, die er schon so oft befahren hatte, wirkten drohend und fremd.

Er zermarterte sich den schwindelnden Kopf über den Namen der Herberge, die er aufsuchen sollte. In seinem Brief, über dessen Zustellung Tiamaks tapfere Taube Tinten-Fleck zur Märtyrerin geworden war, hatte Vater Dinivan geschrieben … hatte geschrieben …

*Du wirst dringend gebraucht.* Ja, daran erinnerte er sich. Das Fieber machte ihm das Denken so schwer … *Geh nach Kwanitupul,* hatte Dinivan geschrieben, *steig in der Herberge ab, über die wir gesprochen haben, und warte dort auf weitere Nachrichten von mir.* Was hatte der Priester ihm noch mitgeteilt? *Vielleicht hängt mehr von dir ab als nur das Leben von Menschen.*

Aber über welche Herberge hatten sie denn gesprochen? Tiamak, von einem Farbfleck vor seinem trüben Blick erschreckt, sah gerade noch rechtzeitig auf, um zu verhindern, daß sein Boot sich quer vor ein größeres Fahrzeug stellte, dessen Rumpf mit zwei glühenden Augen bemalt war. Der Besitzer hüpfte am Bug auf und ab und drohte dem vorbeitreibenden Tiamak mit der Faust. Der Mund des Mannes bewegte sich, aber Tiamak spürte nur ein dumpfes Rauschen in den Ohren, als er aus dem Kielwasser des anderen glitt. Welche Herberge?

»*Pelippas Schüssel!*« Der Name traf ihn wie ein Blitz vom Himmel. Er merkte nicht, daß er ihn laut hinausgeschrien hatte, aber auf dem Kanal herrschte ein derartiger Lärm, daß seine Unbesonnenheit nicht weiter auffiel.

»Pelippas Schüssel«. Dinivan hatte diese Herberge in einem Brief erwähnt, weil sie von einer Frau betrieben wurde, die früher einmal Nonne im Orden der heiligen Pelippa gewesen war – ihr Name wollte Tiamak nicht einfallen – und noch immer Gespräche über theologische und philo-

sophische Dinge liebte. Morgenes hatte immer bei ihr gewohnt, wenn er das Wran bereiste, denn der alte Mann schätzte die Besitzerin und ihren respektlosen, aber nachdenklichen Verstand.

Während alle diese Erinnerungen wieder in ihm aufstiegen, merkte Tiamak, wie er langsam munterer wurde. Möglicherweise würde Dinivan in der Herberge zu ihm stoßen. Oder, noch besser, vielleicht hielt sich sogar Morgenes dort auf, was dann auch erklären würde, weshalb Tiamaks letzte Botschaften an die Adresse des alten Mannes auf dem Hochhorst in Erkynland unbeantwortet geblieben waren.

Aber so oder so, mit den Namen seiner Schriftrollenträgerfreunde als Sicherheit würde er in »Pelippas Schüssel« ein Bett und ein mitfühlendes Herz finden, davon war er überzeugt.

Noch immer benommen vom Fieber, aber bereits ein wenig hoffnungsvoller, stemmte Tiamak den schmerzenden Rücken von neuem gegen die Stange und stakte sein zerbrechliches Boot langsam über die fettiggrünen Wasserstraßen von Kwanitupul.

Das geheimnisvolle Wesen in Simons Kopf sprach weiter. Der Zauber der Frauenstimme hielt ihn in sanften Banden, umhüllte ihn mit einer Magie, die weder Anfang noch Ende zu haben schien. Er lag in völliger Dunkelheit wie in jenem Augenblick zwischen Schlaf und Wachen, bevor man endgültig in die Tiefen des Schlummers fällt; aber seine Gedanken waren so überwach wie die eines Menschen, der bloß zu schlafen vorgibt, während in der anderen Zimmerecke seine Feinde ihre Pläne schmieden. Simon wachte nicht auf, sank aber auch nicht in Vergessen. Statt dessen fuhr die Stimme fort zu reden, und ihre Worte beschworen Bilder voller Schönheit und Grauen.

»*… Und obwohl du von uns gegangen bist, Hakatri – ich weiß nicht, ob in den Tod oder nach dem Äußersten Westen –, sage ich dir diese Dinge; denn in Wahrheit weiß niemand, wie auf der Straße der Träume die Zeit verrinnt oder wohin Gedanken wandern, die auf den Schuppen des Großen Wurms oder durch andere Zeugen ausgesandt werden. Vielleicht ist es ja doch möglich, daß du irgendwo … oder irgendwann … diese Worte vernimmst und durch sie von deiner Familie und deinem Volk hörst.*

*Auch drängt es mich danach, mit dir zu sprechen, mein geliebter Sohn, auch wenn du schon so lange fort bist.*

*Du weißt, daß dein Bruder sich die Schuld an deinen furchtbaren Wunden gab. Als du am Ende nach Westen aufbrachst, um nach Herzenstrost*

*zu suchen, wurde er kalt und unzufrieden.*

*Ich will dir nicht die ganze Geschichte von den Überfällen der Schiff-Männer erzählen, jener grimmen Sterblichen von jenseits des Meeres. Du ahntest etwas von ihrem Kommen, bevor du von uns gingst, und manche würden sagen, daß es diese Rimmersmänner waren, die uns den schwersten Schlag zufügten; denn sie zerstörten Asu'a, unser großes Haus, und wer von uns am Leben blieb, wurde in die Verbannung getrieben. Ja manche würden die Rimmersmänner unsere schlimmsten Feinde nennen aber man könnte einwenden, daß wir die schrecklichste Wunde erlitten, als dein Bruder die Hand gegen euren Vater Iyu'unigato erhob – euren Vater, meinen Gemahl – und ihn dort in der großen Halle von Asu'a erschlug.*

*Wieder andere könnten behaupten, daß unser Schatten schon seit Anbeginn der Zeiten entstand und wuchs, damals in Venyha Do'sae, dem verschollenen Garten, und daß wir ihn in unseren Herzen mit hierherbrachten. Sie würden sagen, daß selbst die im neuen Lande Geborenen – wie du, mein Sohn – mit dem Schatten auf die Welt kamen, der bereits ihr tiefstes Inneres befleckte, und daß es keine Unschuld mehr gab, seit die Welt jung war.*

*Und das ist das Schwierige an den Schatten, Hakatri. Auf den ersten Blick wirken sie ganz einfach – lediglich etwas, das vor dem Licht steht. Doch was von einer Seite betrachtet im Schatten liegt, kann aus einem anderen Blickwinkel wie ein glänzendes Spiegelbild leuchten. Was der Schatten an einem Tag bedeckt, kann am nächsten Tag im grellen Sonnenlicht stehen, und die Welt verliert, wenn es dahingeht. Nicht alles, was im Schatten gedeiht, ist schlecht, mein Sohn…*«

»*Pelippas Schüssel*« … »*Pelippas Schüssel…*«

Das Denken fiel Tiamak schwer. Zerstreut sagte er den Namen ein paarmal vor sich hin, weil er für den Augenblick vergessen hatte, was er damit sollte, bis er merkte, daß er zu einem hin- und herschwingenden Schild aufsah, das mit einer goldenen Schüssel bemalt war. Eine Weile starrte er es unsicher an und konnte sich nicht recht erinnern, wie er an diesen Ort gelangt war. Dann schaute er sich nach einer Stelle um, an der er sein Boot anbinden könnte.

Das Zeichen der Schüssel hing über der Tür einer großen, aber eher unscheinbar aussehenden Herberge in einer abgelegenen Ecke des Speicherviertels. Das wacklige Gebäude schien zwischen zwei größeren Häusern zu hängen wie ein Betrunkener an den Ellenbogen zweier anderer Zechbrüder.

Unten im Wasser schaukelte eine ganze Flotte von kleinen und mittelgroßen Flachbooten, die an dem primitiven Landungssteg angebunden oder einfach an den Pfählen festgezurrt waren, die das Gebäude und seine verwahrlosten Nachbarn über Wasser hielten. Die Herberge war überraschend still, als lägen Gäste und Hausknechte in tiefem Schlaf.

Tiamaks Fieber war mit Macht wiedergekehrt, und seine Anstrengungen hatten ihn fast völlig erschöpft. Mißmutig betrachtete er die vom Steg herunterhängende Strickleiter. Sie war übel verheddert; selbst wenn er mit der Steuerstange danach stieß, fehlte noch eine gute Elle bis zur untersten Sprosse. Er erwog einen Sprung, um dieses letzte Stück zu überbrücken, aber selbst in seinem geschwächten Zustand begriff Tiamak, daß jemand, der zum Schwimmen zu matt war, kaum etwas Dümmeres tun konnte, als in einem kleinen Boot auf und ab zu hüpfen. Endlich, als er merkte, daß er so nicht weiterkam, rief er heiser um Hilfe.

Wenn das eine von Morgenes' bevorzugten Herbergen war, dachte er benommen, dann mußte der Doktor einiges an Nachlässigkeit aushalten können. Tiamak wiederholte erneut sein blökendes Schreien und staunte über den schmerzlichen Klang seiner eigenen Stimme, wie sie durch dieses menschenleere Viertel von Kwanitupul hallte. Endlich erschien in der Tür ein weißhaariger Kopf und verharrte dort lange, um Tiamak zu betrachten, als sei er ein fesselndes, jedoch unlösbares Rätsel. Dann verließ der Besitzer des Kopfes den Schutz des Türrahmens und kam näher. Es war ein alter Perdruineser oder Nabbanai, groß und gut gewachsen, dessen wohlgebildetes, rosiges Gesicht den unfertigen Ausdruck eines kleinen Kindes trug. Er blieb stehen und hockte sich an den Rand des Steges, um mit freundlichem Lächeln auf Tiamak hinunterzublicken.

»Die Leiter.« Tiamak schwenkte seine Steuerstange. »Ich komme nicht an die Leiter.«

Der alte Mann sah gutmütig von Tiamak auf die Leiter und schien dann eine Weile ernsthaft über die ganze Frage nachzudenken. Schließlich nickte er, und sein Lächeln wurde breiter. Trotz seiner furchtbaren Müdigkeit und der Schmerzen, die in seinem Bein pochten, merkte Tiamak, daß auch er den sonderbaren alten Vogel anlächelte. Nachdem dieser wortlose Austausch von Wohlwollen einige Zeit gedauert hatte, drehte der Mann sich unvermittelt um und verschwand wieder in der Tür.

Tiamak heulte verzweifelt, aber der alte Mann kam sehr schnell zurück, in der langfingrigen Hand einen Bootshaken, mit dessen Hilfe er die Leiter freischaukelte; sie rollte sich aus, und das untere Ende klatschte ins grüne

Wasser. Tiamak überlegte einen mühevollen Augenblick, raffte dann ein paar Sachen aus dem Boot zusammen und fing an zu klettern. Den Kahn hatte er an einen Pfahl gebunden. Erstaunt stellte der Wranna fest, daß er auf der kurzen Drei-Faden-Strecke nach oben zweimal haltmachen und sich ausruhen mußte. Das von dem Krokodil zerfleischte Bein brannte wie Feuer.

Als er oben ankam, war ihm schwindliger im Kopf als den ganzen Tag vorher. Der alte Mann war gegangen, aber als Tiamak die schwere Tür aufgeschoben hatte und hineingehumpelt war, fand er ihn wieder. Er saß in der Ecke eines Innenhofs auf einem Haufen Decken, die offenbar sein Lager bildeten, umgeben von Taurollen und verschiedenen Werkzeugen. Den größten Teil der feuchten Hoffläche nahmen zwei umgedrehte Bootsrümpfe ein. Der eine war übel aufgerissen wie von einem scharfkantigen Felsen, der andere zur Hälfte frisch gestrichen.

Tiamak suchte sich einen Weg durch die Krüge mit weißer Farbe, die überall im Hof herumstanden. Der alte Mann lächelte ihn noch einmal töricht an und legte sich dann in seinen Decken zurecht, als wollte er schlafen.

Die Tür auf der anderen Hofseite führte in die eigentliche Herberge. Im Erdgeschoß schien es nur einen ziemlich langweiligen Schankraum mit einer Handvoll Hockern und ein paar langen Tischen zu geben. Eine mürrisch aussehende Perdruinesin mit dicken Armen und graumeliertem Haar stand da und goß Bier von einem Krug in den andern.

»Was willst du?« fragte sie.

Tiamak blieb in der Tür stehen. »Bist du…« – jäh fiel ihm der Name der früheren Nonne wieder ein – »… Xorastra?«

Die Frau verzog das Gesicht. »Seit drei Jahren tot. Sie war meine Tante. Total verrückt. Wer bist du? Ein Sumpfmann, hab ich recht? Wir nehmen hier keine Perlen oder Federn in Zahlung.«

»Ich brauche eine Unterkunft. Mein Bein ist verletzt. Ich bin ein Freund von Vater Dinivan und Doktor Morgenes Ercestres.«

»Nie von ihnen gehört. Gesegnete Elysia, was für ein anständiges Perdruinesisch für einen Wilden du sprichst! Wir haben keine Zimmer frei, aber du kannst draußen beim alten Ceallio schlafen. Er ist einfältig, aber harmlos. Sechs Cintis die Nacht, neun, wenn du auch essen willst.« Sie drehte sich um und deutete flüchtig hinaus in den Hof.

Sie hatte gerade ausgesprochen, als drei Kinder die Treppe hinunterpolterten, die mit Gerten aufeinander einknallten, lachten und kreischten. Um

ein Haar hätten sie Tiamak umgeworfen, als sie sich an ihm vorbeidrängten und in den Hof rannten.

»Ich brauche dringend Hilfe für mein Bein.« Tiamak schwankte. Ihm wurde wieder schwindlig. »Hier.« Er griff in seine Gürteltasche und holte die beiden Gold-Imperatoren heraus, die er seit Jahren hütete. Für genau so einen Notfall hatte er sie mitgenommen, und was konnte das Geld ihm nützen, wenn er tot war? »Bitte. Ich habe Gold.«

Xorastras Nichte fuhr herum. Die Augen drohten ihr aus dem Kopf zu quellen. »Bei Rhiappa und ihren großen Piraten!« fluchte sie. »Seht euch das an!«

»Bitte, gute Frau. Ich kann dir später noch mehr davon bringen.« Es stimmte nicht, aber es steigerte die Wahrscheinlichkeit, daß die Wirtin ihm helfen würde, am Leben zu bleiben, weil sie es glaubte. »Hol mir nur einen Barbier oder Heiler für mein Bein und gib mir etwas zu essen und einen Platz zum Schlafen.«

Ihr Mund, der vor Staunen über den Anblick der glitzernden Goldmünzen offenstand, wurde noch größer, als Tiamak vor ihren Füßen zusammenbrach, bewußtlos wie ein Stein.

»*Aber wenn auch nicht alles, was im Schatten gedeiht, schlecht ist, Hakatri, verbirgt sich doch vieles deshalb in der Dunkelheit, weil es seine üblen Eigenschaften vor den Augen anderer Wesen verstecken will.*«

Nach gerade begann sich Simon in seinem seltsamen Traum zu verlieren. Ihm war, als richte die geduldige, schmerzvolle Stimme sich doch an ihn, und er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er so lange fortgeblieben war und einer so edlen und betrübten Seele noch mehr Kummer verursacht hatte.

»*Lange hat dein Bruder seine Pläne unter einem Mantel aus Schatten verhehlt. Zahllose Male tanzten wir seit Asu'as Untergang das Jahr-Ende, ehe wir ahnten, daß er noch am Leben war – wenn man dieses Geister-Dasein Leben nennen kann. Lange schmiedete er im Finstern seine Ränke, düstere, zielstrebige, kalte Jahrhunderte lang, bis er die ersten Schritte einleitete. Auch jetzt, nachdem er begonnen hat, seinen Plan zu verwirklichen, liegt noch vieles in Schatten gehüllt. Ich grüble und beobachte, ich sinne und rate, aber so listig sind seine Gedanken, daß mein alter Kopf sie nicht fassen kann. Vieles habe ich erlebt, seit ich zum ersten Mal in Osten Ard die Blätter fallen sah, dies aber vermag ich nicht zu deuten. Was plant er? Was hat dein Bruder Ineluki vor?*«

Die Sterne über Sturmspitze sahen sehr nackt aus, glänzendweiß wie polierte Knochen, kalt wie Eisklumpen. Ingen Jegger fand sie wunderschön.

Er stand neben seinem Roß auf der Straße am Fuß des Berges. Der bittere Wind pfiff durch die Elfenbeinschnauze seines zähnefletschenden Hundegesichthelms. Sogar sein Nornenhengst, in den schwärzesten, kältesten Stallungen der Welt gezüchtet, tat sein Bestes, um sich vor den grausamen Graupeln zu ducken, die der Wind auf ihn abschoß wie Pfeile. Doch Ingen Jegger jubelte. Das Schrillen des Windes war ihm wie ein Wiegenlied, das Brennen der gefrierenden Graupeln eine Liebkosung. Ingen Jeggers Gebieterin hatte ihm eine große Aufgabe anvertraut.

»Keinem anderen Jäger der Königin wurde je soviel Verantwortung gegeben«, hatte sie zu ihm gesagt, und das indigoblaue Licht des Brunnens erfüllte die Kammer der Harfe. Während sie sprach, hatte das Klagen der Singenden Harfe – eines riesenhaften, durchscheinenden und ununterbrochen seine Form ändernden Gebildes, verhüllt vom Nebel des Brunnens – Sturmspitze bis in die steinernen Grundfesten erbeben lassen. »Wir haben dich zurückgeholt aus dem Grenzland des Totenreichs.« Utuk'kus gleißende Maske warf den Schimmer des Brunnens so heftig zurück, daß ihr Gesicht nicht mehr zu erkennen war – als brenne zwischen Schultern und Krone eine Flamme. »Außerdem haben wir dir Waffen und Weisheit verliehen, wie kein anderer Jäger der Königin sie je besaß. Jetzt bieten wir dir eine Aufgabe von ungeheurer Schwierigkeit, eine Aufgabe, der sich noch niemand, ob sterblich oder unsterblich, gestellt hat.«

»Ich nehme sie an, Herrin«, hatte er geantwortet, und sein Herz hatte geklopft, als wollte es vor Freude zerspringen.

Nun stand Ingen Jegger auf der königlichen Straße und blickte auf die Ruinen der alten Stadt ringsum, skelettdürre Reste auf den unteren Hängen des großen Eisgipfels. Damals, überlegte der Jäger, als meine Vorfahren kaum mehr als Wilde waren, lag Nakkiga in unendlicher Schönheit unter dem Nachthimmel, ein Nadelwald aus Alabaster und weißem Hexenholz, ein Halsband aus Chalzedon um die Kehle des Berges. Bevor meine Ahnen das Feuer kannten, hatten die Hikeda'ya im Inneren des Felsens Säulenhallen erbaut, und jede Kammer erstrahlte im glitzernden Lampenlicht, das sich in einer Million Kristallfacetten brach, einer Milchstraße von Sternen, die im finsteren Leib der Erde brannten.

Und jetzt war er, Ingen Jegger, das Werkzeug, das sie erwählt hatten! Er trug den Mantel, den kein Sterblicher je getragen hatte! Selbst für einen

Mann, der gelernt hatte, was er lernen mußte, dessen Disziplin so grausig war wie die seine, war das ein Gedanke, der wahnsinnig machen konnte.

Der Wind wurde sanft. Das Roß, ein großer, blasser Schemen im Schneegestöber neben ihm, stieß einen ungeduldigen Laut aus. Er streichelte es mit der behandschuhten Hand, fühlte den raschen Puls des Lebens. Er setzte einen Stiefel in den Bügel und schwang sich in den Sattel. Dann pfiff er Niku'a. Sofort erschien auf einer nahen Anhöhe der ungeheure weiße Hund. Er war kaum kleiner als das Pferd des Jägers und erfüllte die Nacht mit seinem dampfenden Atem. Von seinem kurzen Fell perlten Nebeltropfen, so daß es glänzte wie Marmor im Mondschein.

»Komm«, zischte Ingen Jegger ihm zu. »Große Taten warten auf uns!« Vor ihm dehnte sich die Straße und führte von den Höhen hinab in die arglosen Länder schlafender Menschen. »Hinter uns liegt der Tod.«

Er spornte das Roß. Die Hufe krachten auf die vereisten Steine wie Hämmer.

»*Und so bin ich in gewisser Weise blind, was die Intrigen deines Bruders angeht.*« Die Stimme in Simons Kopf wurde jetzt immer schwächer und welker wie eine Rose, die zu lange am Strauch gehangen hat.

»*Ich war gezwungen, nun selbst Schlachtpläne zu ersinnen – und armselige, machtlose Kinderspiele scheinen sie mir im Vergleich zu den Horden aus Nakkiga und dem unvergänglichen, unsterblichen Haß der Roten Hand. Das Schlimmste aber ist, daß ich nicht einmal weiß, wogegen ich kämpfe, obwohl ich jetzt die ersten vagen Umrisse zu erkennen glaube. Und wenn das, was ich nur vage ahne, zutrifft, dann ist die Wahrheit grausig. Grausig.*

*Inelukis Spiel hat begonnen. Er war das Kind meines Schoßes, ich kann der Verantwortung nicht ausweichen. Zwei Söhne hatte ich, Hakatri. Zwei Söhne verlor ich.*«

Die Frauenstimme war nur noch ein Wispern, ein ganz leiser Hauch, und dennoch spürte Simon die Bitterkeit in ihr.

»*Die Ältesten sind immer die Einsamsten, mein Stiller, aber niemand sollte von denen, die er geliebt hat, so lange nicht nachgeholt werden…*«

Dann war sie verstummt.

Simon erwachte langsam aus der Dunkelheit, die ihn so übermäßig lange festgehalten hatte. Seine Ohren schienen eigenartig nachzuhallen, als hätte das Verschwinden der Stimme, der er so lange gelauscht hatte, eine um so größere Leere zurückgelassen. Als er die Augen öffnete, strömte Licht herein und blendete ihn; als er sie wieder schloß, drehten sich bunte Ringe vor

den Läden seiner Lider. Er versuchte einen vorsichtigeren Blick auf die Welt und stellte fest, daß er in einer ganz kleinen Waldsenke lag, die mit frischgefallenem Schnee bedeckt war. Durch die überhängenden Bäume sickerte blasses Morgenlicht, das die kahlen Zweige silbrig färbte und Flecken auf den Waldboden malte.

Ihm war sehr kalt, und er war vollständig allein.

»Binabik!« rief er. »Qantaqa!« Und als sei es ihm nachträglich eingefallen: »Sludig!« Keine Antwort.

Simon entwirrte sich aus seinem Mantel und kam schwankend auf die Füße. Er schüttelte eine Schicht Pulverschnee ab und stand dann einen Augenblick nur da und rieb sich den Kopf, damit er wieder klar wurde. Ringsum stieg die Senke steil an.

Nach den vielen abgebrochenen Zweigen zu urteilen, die sich in Hemd und Hose gebohrt hatten, mußte er von oben heruntergestürzt sein. Er tastete sich vorsichtig ab, aber außer der langen, bereits verheilenden Rükkenwunde und ein paar häßlichen Zahnspuren am Bein schien er nur ein paar Prellungen und Kratzer davongetragen zu haben und war am ganzen Körper stocksteif. Er griff nach einer hervorstehenden Wurzel und kletterte mühsam den Hang hinauf. Mit zitternden Knien kroch er über den Rand und stand auf. Von seinen Freunden oder dem Pferd war nichts zu entdekken. Genauer gesagt, es gab überhaupt nichts zu entdecken außer endlosem, weißem Wald.

Simon versuchte, sich zu erinnern, wie er hierhergekommen war, aber alles, was sich einstellen wollte, war eine schaudernde Erinnerung an Skodis Kloster, an eine gehässige, eiskalte Stimme, die ihn gepeinigt hatte, und an einen Ritt in die Schwärze. Danach hatte es eine sanftere, traurige Stimme gegeben, die lange in seinen Träumen gesprochen hatte.

Er sah sich um und hoffte, wenigstens eine Satteltasche zu finden, aber es war vergeblich. An seinem Bein war noch die leere Messerscheide festgebunden; nach einigem Herumsuchen fiel sein Blick auf das Knochenmesser aus Yiqanuc, das am Grunde der Senke lag. Mit vielen Flüchen des Selbstmitleids kletterte Simon noch einmal nach unten, um es zu holen. Als er wieder einen scharfen Gegenstand griffbereit hatte, fühlte er sich etwas besser, aber es blieb doch nur ein sehr kleiner Trost. Wieder oben angekommen, schaute er in die ungastliche Weite des winterlichen Waldes hinaus, und ein Gefühl von Verlassenheit und Angst überkam ihn, wie er es lange nicht mehr empfunden hatte. Er hatte alles verloren – alles. Das Schwert *Dorn*, der Weiße Pfeil, alles, was er sich erworben hatte – dahin.

Und auch seine Freunde waren fort.

»Binabik!« schrie er. Echos flohen und verhallten. »Binabik! Sludig! Helft mir!« Warum hatten sie ihn im Stich gelassen? Warum?

Wieder und wieder rief er nach seinen Freunden und stolperte verzweifelt auf der Waldlichtung umher.

Seine Stimme war heiser, sein vieles Schreien unbeantwortet geblieben, als Simon endlich auf einem Felsblock zusammensank und mit den Tränen kämpfte. Männer durften nicht weinen, nur weil sie sich verirrt hatten. Männer taten so etwas nicht. Die Welt schien leicht zu flimmern, aber das lag wohl nur an der grimmigen Kälte die seine Augen so brennen ließ. Männer durften nicht weinen, und wenn ihre Lage noch so schrecklich war…

Er steckte die Hand in die Manteltasche, um sie ein wenig zu wärmen. Seine Finger stießen auf das unebene Schnitzwerk von Jirikis Spiegel. Er nahm ihn heraus. Das Glas zeigte den grauen Himmel, als sei der Spiegel voller Wolken.

Simon hielt die Schuppe des Großen Wurms vor sich hin. »Jiriki«, murmelte er und hauchte die glänzende Oberfläche an, als könnte seine eigene Wärme dem Gegenstand Leben verleihen.

»Ich brauche Hilfe! *Hilf mir!*« Das einzige Gesicht, das ihm entgegensah, war sein eigenes mit der blassen Narbe und dem schütteren roten Bart. »Hilf mir.«

Neuer Schneefall setzte ein.

# XIX

## Kinder des Seefahrers

Miriamel erwachte langsam und unerfreulich. Das Hämmern in ihrem Kopf wurde vom Hin- und Herschwanken des Bodens in keiner Weise besser und erinnerte sie unangenehm an ein ganz bestimmtes Abendessen zu Ädonmansa im Palast von Meremund. Sie war damals neun Jahre alt gewesen. Ein allzu nachgiebiger Diener hatte geduldet, daß sie drei Pokale Wein leerte. Der Wein war mit Wasser versetzt gewesen, aber Miriamel war trotzdem sehr übel geworden. Sie hatte sich mitten auf ihr neues Ädonzeit-Kleid erbrochen und es so beschmutzt, daß man es nicht mehr reinigen konnte.

Jenem lange zurückliegenden Anfall von Übelkeit war genauso ein Schwanken vorausgegangen, wie sie es jetzt empfand, als befände sie sich an Bord eines auf hoher See schaukelnden Schiffs. Am Morgen nach ihrem alkoholischen Abenteuer war sie mit grauenhaften Kopfschmerzen im Bett geblieben – der Kopf hatte beinahe so weh getan wie jetzt. Was für ein abartiges Gelage hatte sie in diesen abscheulichen Zustand gebracht?

Sie schlug die Augen auf. Der Raum war ziemlich dunkel, und die Dekkenbalken über ihr wirkten schwer und roh gezimmert. Die Matratze, auf der sie lag, war unglaublich unbequem, und das Zimmer wollte nicht aufhören, sich immer wieder auf das gräßlichste schiefzulegen. War sie so betrunken gewesen, daß sie gestürzt war und sich ernstlich den Kopf angeschlagen hatte? Oder hatte sie sich gar den Schädel gebrochen und lag jetzt im Sterben?

*Cadrach.*

Der Gedanke kam ihr ganz plötzlich. Ihr fiel ein, daß sie ja weder getrunken noch sonstige Rauschmittel zu sich genommen hatte. Sie hatte in Vater Dinivans Arbeitszimmer gewartet und … und …

Und Cadrach hatte sie niedergeschlagen. Er hatte erklärt, sie könnten nicht länger warten. Sie hatte auf dem Gegenteil bestanden. Dann hatte er noch irgend etwas gebrummt und sie mit einem schweren Gegenstand am

Kopf getroffen. Ihr armer Kopf! Und wenn man sich überlegte, daß sie einen törichten Moment lang schon bedauert hatte, den Mönch damals ersäufen zu wollen!

Mühsam kam Miriamel auf die Füße, den Kopf zwischen den Händen, als wollte sie die einzelnen Stücke zusammenhalten. Nur gut, daß sie so zusammengekrümmt dastand; die Decke war so niedrig, daß sie sich gar nicht aufrichten konnte. Nur dieses Schaukeln! Elysia, Mutter Gottes, das war ja schlimmer als ein Vollrausch! Verrückt, daß ein Hieb auf den Kopf genügte, um alles so tanzen und wackeln zu lassen. Wirklich, genau wie auf einem Schiff …

Sie war auf einem Schiff, und zwar auf einem Schiff unter Segeln. Jäh wurde aus vielen kleinen Einzelheiten ein unverkennbares Ganzes: die Bewegung des Fußbodens, das leise, aber unmißverständliche Knarren des Gebälks, der dünne, salzigere Geruch der Luft. Wie war das möglich?

In der fast völligen Finsternis war kaum etwas zu sehen, aber soweit Miriamel ausmachen konnte, war sie umgeben von Kisten und Fässern. Sie steckte, daran gab es keinen Zweifel, im Laderaum eines Schiffs. Während sie mit zusammengekniffenen Augen um sich spähte, drang ein neues Geräusch an ihr Ohr, ein Geräusch, das schon die ganze Zeit dagewesen, von ihr aber nicht wirklich wahrgenommen worden war.

Jemand schnarchte.

Sofort brodelten in Miriamel Wut und Furcht. Wenn das Cadrach war, würde sie ihn finden und erwürgen. Wenn es *nicht* Cadrach war – barmherziger Ädon, wer konnte sagen, wie sie auf diesem Schiff gelandet war oder was der wahnsinnige Mönch angestellt hatte, um sie beide zu Flüchtlingen zu machen? Wenn sie sich entdecken ließ, konnte man sie als blinden Passagier zum Tode verurteilen. Aber wenn es doch Cadrach war – oh, wie sehnte sie sich danach, ihm den schlaffen Hals umzudrehen!

Sie kauerte sich zwischen zwei Kisten; die abrupte Bewegung ließ einen stechenden Schmerz durch ihren Nacken zucken. Langsam und leise kroch sie auf die Quelle der rasselnden Töne zu. Wer immer es war, der dort brummelte und murmelte, er schien einen gesunden Schlaf zu haben; andererseits hatte es keinen Sinn, unnötige Risiken einzugehen.

Ein plötzliches Stampfen über ihr, und sie duckte sich, nicht allein aus Furcht vor Entdeckung, sondern auch wegen des schmerzhaften Geräuschs. Als jedoch außer milderen Wiederholungen nichts folgte, entschied Miriamel, daß es sich um den gewöhnlichen Betrieb des Schiffs handelte, und fuhr fort, sich durch die Reihen eng aneinandergestapelter Fässer an ihre

schlafende Beute heranzupirschen.

Als sie nur noch wenige Ellen von dem Schnarcher trennten, hatte sie keinerlei Zweifel mehr – sie hatte dieses versoffene, alkoholschwangere Sägen in zu vielen Nächten gehört, um sich zu irren.

Endlich hockte sie vor ihm. Mit der Hand ertastete sie den leeren Krug in seiner Armbeuge, mit dessen Inhalt er sich hatte vollaufen lassen. Weiter oben fühlte sie Cadrachs unverwechselbare Züge. Weinsaurer Atem pfiff aus dem geöffneten Mund. Er schnarchte und lallte etwas. Ihn nur anzufassen, erfüllte sie mit Wut. Wie leicht war es doch, ihm jetzt mit dem geplünderten Krug den besoffenen Schädel einzuschlagen oder einen der schiefen Faßtürme über ihm zusammenstürzen zu lassen, damit er ihn zerquetschte wie einen Käfer! Hatte er sie nicht geplagt, seitdem sie ihn überhaupt kannte? Bestohlen hatte er sie und an ihre Feinde verkauft wie eine Sklavin und sie jetzt auch noch niedergeschlagen und mit Gewalt aus Gottes Haus verschleppt. Was immer sie war, was immer aus ihrem Vater geworden war, sie blieb eine Prinzessin vom Blute König Johans des Priesters und seiner Königin Ebekah. Kein Trunkenbold von Mönch hatte das Recht, Hand an sie zu legen! Niemand! Kein Mensch!

Ihr Zorn, der in ihr geschwelt hatte und dann in die Höhe gestiegen war wie die Flammen eines vom Wind gepeitschten Feuers, loderte erneut auf, um dann übergangslos zu erlöschen, von ihren Tränen erstickt. Ein schmerzhaftes Schluchzen hämmerte in ihrer Brust.

Cadrach hörte auf zu schnarchen. Vor ihr im Dunkel ertönte seine undeutliche, verdrossene Stimme: »Herrin?«

Miriamel erstarrte, holte dann tief Luft und drosch auf den unsichtbaren Mönch ein. Zuerst streifte sie ihn nur ganz leicht, aber es reichte, um ihn im Dunkel zu orten. Ihr nächster Hieb fand krachenden Widerstand. »Strolch! Hurensohn!« zischte sie und schlug noch einmal zu.

Cadrach stieß einen erstickten Schmerzensschrei aus und rollte von ihr weg, so daß ihre Finger nur die feuchten Planken des Laderaums trafen. »Warum … warum tut Ihr das?« murrte er. »Herrin, ich habe Euch das Leben gerettet!«

»Lügner!« fauchte sie und brach von neuem in Tränen aus.

»O nein, Prinzessin, es ist nichts als die Wahrheit. Es tut mir leid, daß ich Euch niederschlagen mußte, aber mir blieb keine andere Wahl.«

»Verdammter Lügner!«

»Nein.« Seine Stimme klang überraschend fest. »Und verhaltet Euch ruhig. Man darf uns hier nicht finden. Wir müssen hier unten bleiben, bis wir

uns bei Einbruch der Dunkelheit davonstehlen können.«

Miriamel schniefte erbost und wischte sich mit der Rückseite ihres Ärmels die Nase ab. »Tölpel!« zischte sie. »Dummkopf! Wohin denn davonstehlen? Wir sind auf See!«

Einen Augenblick herrschte Stille. »Wir können doch nicht…«, sagte der Mönch matt. »Das ist doch gar nicht…«

»Merkt Ihr denn nicht, wie es auf und ab geht? Ihr habt noch nie etwas von Booten verstanden, armseliger Verräter. Das ist kein Schaukeln am Anker im Hafen. Das ist die Dünung des Meeres.« Ihr Zorn verrauchte und ließ sie leer und ratlos zurück. Sie wehrte sich dagegen, ihn zu verlieren. »Und wenn Ihr mir jetzt nicht sagt, wie wir auf dieses Schiff geraten sind und wie wir wieder herunterkommen, werdet Ihr Euch noch wünschen, Ihr hättet Crannhyr nie verlassen – oder wo immer Ihr eigentlich her seid.«

»O Götter meines Volkes«, stöhnte Cadrach. »Ich habe mich wie ein Trottel benommen. Sie müssen abgelegt haben, während wir schliefen.«

»Während *Ihr* schlieft, Euren Rausch ausschlieft. *Mich* hattet Ihr bewußtlos geschlagen.«

»Ach, es ist wahr, was Ihr sagt, Prinzessin. Ich wünschte, es wäre anders. Ich habe mich betrunken, um zu vergessen, Herrin, aber es gab auch so viel zu vergessen.«

»Wenn Ihr damit meint, daß Ihr mich geschlagen habt, dann werde ich dafür sorgen, daß Ihr *das* nicht Vergeßt.«

Wieder wurde es still im düsteren Laderaum. Als die Stimme des Mönchs sich dann wieder hören ließ, klang sie seltsam wehmütig. »Bitte, Miriamel … Prinzessin … ich habe im Leben viel Unrecht getan, aber diesmal habe ich nur gehandelt, wie ich es für das Beste hielt.«

»Wie Ihr es für das Beste hieltet!« versetzte sie empört. »Welche Überheblichkeit!«

»Vater Dinivan ist tot, Herrin.« Die Worte kamen hastig. »Und auch Ranessin, Lektor der Mutter Kirche, lebt nicht mehr. Pryrates hat sie umgebracht, mitten im Herzen der Sancellanischen Ädonitis.«

Sie wollte etwas sagen, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt.

»Sie sind …?«

»Tot, Prinzessin. Morgen wird die Nachricht sich wie ein Flächenbrand über ganz Osten Ard verbreiten.«

Es war kaum zu fassen, kaum zu begreifen. Der gute, schlichte Vater Dinivan mit seinem jungenhaften Erröten! Und der Lektor, der alles wieder

in Ordnung gebracht hätte, auf irgendeine Weise! Nun würde nichts mehr in Ordnung kommen. Nie mehr.

»Sagt Ihr die Wahrheit?« fragte sie nach einer Weile.

»Ich wünschte von Herzen, es wäre nicht so, Herrin. Ich wünschte, es wäre nur eine weitere Lüge auf der langen Liste meiner Falschheiten, aber es stimmt leider. Pryrates beherrscht jetzt die Mutter Kirche, oder doch so gut wie. Eure einzigen wahren Freunde in Nabban sind tot, und darum stecken wir jetzt im Laderaum eines Schiffs, das im Dock unter dem Sancellanischen Palast vor Anker lag…«

Der Mönch hatte Mühe, seinen Satz zu vollenden. Der ungewohnte Unterton seiner Stimme überzeugte Miriamel schließlich. Die Finsternis im Schiffsbauch schien noch schwärzer zu werden. In der unendlichen Zeit danach schien es, als kämen alle Tränen, die Miriamel unterdrückt hatte, seit sie von zu Hause fortgegangen war, auf einmal aus ihr herausgeströmt. Ihr war zumute, als sei jenes schwarze Leichentuch der Verzweiflung so riesengroß geworden, daß es die ganze Welt bedeckte.

»Und wo sind wir nun?« fragte sie viel später. Die Arme um die Knie gelegt, wiegte sie sich langsam hin und her, dem Schaukeln des Schiffes immer entgegengesetzt.

Cadrachs klagende Stimme wisperte aus der Dunkelheit: »Ich weiß es nicht, Herrin. Wie ich schon gesagt habe, brachte ich Euch auf ein Schiff, das unter dem Sancellanischen Palast ankerte. Es war ja dunkel.«

»Ja, aber was war das für ein Schiff? Wie sah es aus? Wessen Zeichen stand auf dem Segel?«

»Ich verstehe nicht viel von Schiffen, Prinzessin, das wißt Ihr. Es ist ein ziemlich großes Schiff. Die Segel waren eingezogen. Ich glaube, am Bug war ein Raubvogel aufgemalt, aber die Lampen brannten nur ganz matt.«

»Was für ein Vogel?« fragte sie drängend.

»Ein Seefalke, glaube ich, oder so ähnlich. Schwarz und gold.«

»Ein Fischadler.« Miriamel setzte sich auf und trommelte erregt auf ihrem Bein herum. »Das ist das prevanische Haus. Wenn ich nur wüßte, auf welcher Seite sie stehen! Aber es ist lange her, daß ich hier gelebt habe. Vielleicht waren sie Anhänger meines verstorbenen Onkels, die uns in Sicherheit bringen würden.« Sie lächelte schief, nur für sich selbst, denn der Mönch konnte es in der Dunkelheit nicht sehen. »Aber wo könnte das sein?«

»Glaubt mir, Herrin«, erklärte Cadrach inbrünstig, »im Augenblick wäre

die tiefste, kälteste, dunkelste Kammer von Sturmspitze für uns sicherer als die ganze Sancellanische Ädonitis. Bedenkt, daß man Lektor Ranessin gestürzt und ermordet hat! Könnt Ihr ermessen, wie ungeheuer groß Pryrates' Macht jetzt sein muß, wenn er es wagt, den Lektor in Gottes eigenem Haus umzubringen?«

Miriamels Finger stellten jäh das Trommeln ein. »Das ist ein sonderbarer Vergleich. Was wißt Ihr von Sturmspitze und seinen tiefsten Kammern, Cadrach?«

Der unbehagliche Waffenstillstand zwischen ihnen, auf Schock und Entsetzen gegründet, kam ihr plötzlich unsinnig vor. Hinter Miriamels Jähzorn verbarg sich ebenso jähe Furcht. Wer war dieser Mönch, der soviel wußte und sich so merkwürdig benahm? Schon wieder saß sie da und schenkte ihm ihr Vertrauen, obwohl sie doch in einem dunklen Loch steckte, in das er sie gebracht hatte. »Ich habe Euch eine Frage gestellt.«

»Herrin«, antwortete Cadrach zögernd und suchte nach Worten. »Es gibt viele Dinge…«

Er verstummte plötzlich. Ein knarrendes Geräusch erfüllte den Laderaum. Der Lukendeckel hob sich, und heller Fackelschein drang ein. Blinzelnd huschten die Prinzessin und Cadrach wieder zwischen die aufgestapelten Kisten und bohrten sich schutzsuchend ins Dunkel wie Würmer auf einer Schaufel mit frisch aufgeworfener Erde. Miriamel erhaschte einen kurzen Blick auf eine verhüllte Gestalt, die rückwärts die Leiter hinabstieg. Sie drückte sich an die Innenwand des Laderaums, zog die Knie ans Kinn und versteckte das Gesicht unter der heruntergezogenen. Kapuze.

Der Ankömmling bewegte sich sehr leise und suchte sich vorsichtig einen Weg zwischen den Proviantstapeln. Miriamels jagendes Herz wollte ihr aus der Brust springen, als die Schritte nur wenige Ellen vor ihr abrupt zum Stehen kamen. Sie hielt den Atem an, bis sie glaubte, ihre angespannten Lungen müßten platzen. In ihren Ohren dröhnte das Rauschen der Wellen laut wie Stiergebrüll, aber darunter schwebte ein eigenartig melodisches Summen wie schläfriges Bienengesurr. Dann hörte das Dröhnen auf einmal auf.

»Warum versteckst du dich hier?« fragte eine Stimme. Ein trockener Finger berührte ihr Gesicht. Miriamels angehaltener Atem explodierte, und ihre Augen flogen auf. »Oh!« rief die Stimme. »Du bist ja noch ein Kind!«

Die Gestalt, die sich über sie beugte, hatte blaßgoldene Haut und große, weit auseinanderstehende, dunkle Augen unter über der Stirn glatt abgeschnittenen weißen Haaren. Sie schien alt und gebrechlich zu sein. Das

weite Kapuzengewand konnte den mageren Körper nicht verbergen.

»Eine Niskie!« rief Miriamel und hielt die Hand vor den Mund.

»Und warum nicht?« fragte die andere und hob die schmalen Brauen. Ihre Haut war von einem Netz feiner Falten überzogen, aber sie bewegte sich geschmeidig. »Wohin gehört eine Niskie, wenn nicht auf ein Tiefwasser-Schiff? Nein, die Frage lautet, fremdes Mädchen, warum *du* hier bist?« Sie blickte in die Schatten, in denen sich noch immer der Mönch versteckte. »Und das gilt auch für dich Mann. Warum lungerst du hier in diesem Laderaum herum?«

Als von beiden blinden Passagieren nicht sofort Antwort kam, schüttelte sie den Kopf. »Dann muß ich wohl doch den Schiffsherrn rufen…«

»Nein, bitte«, begann Miriamel. »Kommt heraus, Cadrach. Niskies haben scharfe Ohren.« Sie setzte ein, wie sie hoffte, versöhnliches Lächeln auf. »Wenn wir gewußt hätten, daß du es warst, hätten wir uns gar nicht erst angestrengt. Es ist sinnlos, sich vor einer Niskie verstecken zu wollen.«

»Allerdings.« Ihre Entdeckerin nickte zufrieden. »Nun sagt mir, wer ihr seid.«

»Malachias…« Miriamel hielt inne und begriff, daß ihr Geschlecht bereits durchschaut war. »Genauer gesagt, *Marya.* Das bin ich. Mein Begleiter heißt Cadrach.« Der Mönch kroch brummend unter einer umfangreichen Segeltuchbahn hervor.

»Gut.« Die Niskie lächelte mit schmalen Lippen. »Ich bin Gan Itai. Mein Schiff ist die *Eadne-Wolke*. Ich singe die Kilpa zur Ruhe.« Cadrach starrte sie an. »Du singst die Kilpa zur Ruhe? Was soll das bedeuten?«

»Ihr sagtet doch, Ihr wärt ein weitgereister Mann«, unterbrach ihn Miriamel. »Jeder weiß, daß man Schiffe nicht ins tiefe Wasser bringen kann, ohne eine Niskie an Bord zu haben, deren Lieder die Kilpa fernhalten. Ihr wißt doch, was Kilpa sind!«

»Ich habe von ihnen gehört«, nickte Cadrach knapp. Wieder sah er Gan Itai neugierig an. Sie wiegte sich lauschend hin und her. »Ihr gehört zu den Tinukeda'ya, nicht wahr?«

Der Mund der Niskie weitete sich zu einem zahnlosen Grinsen.

»Wir sind Kinder des Seefahrers, ja. Vor langer Zeit kehrten wir zum Meer zurück, und am Meer sind wir geblieben. Jetzt sagt Gan Itai, was ihr auf diesem Schiff vorhabt.«

Miriamel blickte auf Cadrach, aber der Mönch schien in Gedanken

versunken. Im Fackelschein glänzte sein blasses Gesicht von Schweißperlen. Ob es am Schock des Entdecktwerdens lag oder andere Ursachen hatte, der Nebel seines Rauschs schien jedenfalls verflogen. Die kleinen Augen waren besorgt, aber klar. »Wir können dir nicht alles erklären«, sagte die Prinzessin zu der Niskie. »Wir haben nichts Unrechtes getan, aber unser Leben ist in Gefahr, darum verstecken wir uns.«

Gan Itais lange Augen wurden schmal, und sie kräuselte nachdenklich die Lippen. »Ich muß dem Schiffsherrn eure Anwesenheit melden«, meinte sie endlich. »Wenn das Unrecht ist, tut es mir leid, aber meine Treue gilt vor allem der *Eadne-Wolke*. Blinde Passagiere müssen immer gemeldet werden. Meinem Schiff darf kein Schaden zugefügt werden.«

»Wir würden dem Schiff ganz bestimmt nicht schaden«, versicherte Miriamel verzweifelt, aber die Niskie eilte bereits nach der Leiter, und ihre Behendigkeit strafte die scheinbare Gebrechlichkeit Lügen.

»Ich bedaure, aber ich muß meine Pflicht tun. Ruyans Volk hat Gesetze, die nicht gebrochen werden dürfen.« Kopfschüttelnd verschwand sie durch die Luke. Sekundenlang wurde ein Stück Morgendämmerungshimmel sichtbar, dann krachte der Lukendeckel wieder herunter.

Miriamel sank gegen ein Faß. »Elysia, steh uns bei. Was sollen wir tun? Wenn dieses Schiff nun Feinden gehört?«

»Soweit es mich selbst betrifft, sind Schiffe an sich schon meine Feinde.« Cadrach zuckte schicksalsergeben die Achseln. »Daß ich uns auf einem versteckt habe, war eine unsägliche Dummheit von mir. Und was das Entdecktwerden angeht…«, er wedelte geringschätzig mit der rundlichen Hand. »Sobald das Schiff tatsächlich in See stach, war es unvermeidlich. Aber alles ist besser als die Sancellanische Ädonitis.« Er wischte sich den Schweiß vom Gesicht. »O weh, meinem Magen geht es schrecklich. Wie ein weiser Mann einmal festgestellt hat: Es gibt drei Arten von Menschen – die Lebenden, die Toten und die auf See.« Sein Ausdruck des Abscheus verwandelte sich in eine nachdenkliche Miene. »Aber Niskies! Ich habe die lebendigen Tinukeda'ya gesehen! Bei den Gebeinen des Anaxos, was für sonderbare Geschichten gibt es auf der Welt.«

Bevor Miriamel ihn fragen konnte, was er damit meinte, hörten sie über sich an Deck das Stampfen schwerer Stiefel. Tiefe Stimmen sprachen, dann knarrte der Lukendeckel auf, und der Raum war plötzlich voller Fackellicht und langer Schatten.

Maegwin saß in einer bröckelnden, uralten Arena, inmitten einer ge-

heimnisvollen, tief im Herzen eines Berges versteckten Stadt, Auge in Auge mit vier Wesen aus den Sagen längst verschollener Zeiten. Vor ihr ragte ein großer, schimmernder Stein auf, der zu ihr gesprochen hatte, als sei auch er ein lebendes Wesen. Und dennoch war sie unaussprechlich enttäuscht.

»Sithi«, murmelte sie leise. »Ich dachte, die Sithi lebten hier.« Eolair musterte sie mit scheinbarer Gelassenheit und wandte sich dann wieder an die großäugigen Unterirdischen. »Das ist alles sehr merkwürdig. Woher kennt ihr den Namen Josua Ohnehand?«

Yis-fidri schien sich nicht wohl zu fühlen. Das knochige Gesicht des Erdbewohners schwankte auf seinem dürren Hals wie eine Sonnenblume am Stengel. »Warum sucht ihr die Sithi? Was wollt ihr von unseren Herrschern von einst?«

Maegwin stieß einen Seufzer aus.

»Es war nur eine schwache Hoffnung«, bemerkte Eolair rasch. »Die Herrin Maegwin dachte, sie könnten uns helfen, wie sie unserem Volk in der Vergangenheit schon geholfen haben. Hernystir ist überfallen worden.«

»Und dieser handlose Josua, von dem die Sithi sprachen – hat er euch überfallen, oder gehört er zu Herns Kindern wie ihr?« Yis-fidri und seine Gefährten beugten sich feierlich vor.

»Josua Ohnehand ist kein Hernystiri, aber er ist auch kein Eindringling. Er ist einer der Anführer in dem großen Krieg, der an der Oberfläche tobt.« Eolair drückte sich vorsichtig aus. »Josuas Feinde sind in unser Land eingedrungen. Darum könnte man sagen, daß Josua für uns kämpft – wenn er noch am Leben ist.«

»Josua ist tot«, sagte Maegwin stumpf. Das Gewicht von Erde und Gestein ringsum lastete auf ihr und raubte ihr den Atem. Was sollte das ganze Geschwätz? Diese spindeldürren Geschöpfe waren nicht die Sithi. Hier war nicht die Stadt der Banner und der lieblichen Musik, die sie in ihren Träumen erlebt hatte. Ihre Pläne waren gescheitert.

»Nicht unbedingt, Herrin«, wandte Eolair ruhig ein. »Als ich zuletzt unterwegs war, hörte ich Gerüchte, er lebe noch, Gerüchte, die ziemlich wahrscheinlich klangen.« Und zu den geduldigen Unterirdischen: »Bitte sagt uns, wo ihr Josuas Namen gehört habt. Wir sind nicht eure Feinde.«

So leicht ließ sich Yis-fidri nicht umstimmen. »Kämpft dieser handlose Josua für unsere alten Gebieter, die Sithi, oder gegen sie?«

Eolair dachte nach, bevor er antwortete. »Wir Sterblichen wissen nichts von den Sithi und ihren Kämpfen. Josua hat wahrscheinlich genausowenig

eine Ahnung davon wie wir.«

Yis-fidri deutete auf den glänzenden, schimmernden Steinbrocken im Mittelpunkt der Arena. »Aber es war die Erste Großmutter der Zida'ya – der Sithi –, die durch den Scherben zu euch sprach!« Er sagte es mit einer gewissen perversen Befriedigung, als hätte er Eolair bei einer sinnlosen kleinen Schwindelei ertappt.

»Wir wußten nicht, wessen Stimme es war. Wir sind Fremde hier, und auch euer … Scherben … ist uns fremd.«

»Ah.« Yis-fidri und die anderen kauerten sich zusammen und sprachen in ihrer eigenen Sprache. Worte wie klingende Glöckchen flogen hin und her. Endlich richteten sie sich wieder auf.

»Wir wollen euch vertrauen. Wir halten euch für Menschen von Ehre«, erklärte Yis-fidri. »Auch wenn es sich anders verhielte, hättet ihr gesehen, wie die letzten Unterirdischen leben. Wenn wir euch nicht ums Leben bringen, können wir nur hoffen, daß ihr uns nicht an unsere früheren Herren verratet.« Er lachte traurig, und sein dunkler Blick wanderte unruhig über die Schatten. »Und wir sind kein Volk, das andere mit Gewalt zu etwas zwingen kann. Schwach sind wir und alt…« Mühsam rang der Unterirdische um Fassung. »Keine Rettung liegt mehr darin, Wissen zu verschweigen. Darum kann auch unser ganzes übriges Volk jetzt an diesen Ort hier zurückkehren, die Stätte des *Zeugen*.« Yis-hadra, die Yis-fidri als seine Gattin bezeichnet hatte, hob die Hand und winkte in die Dunkelheit oben am Rand der Schüssel hinein. Dann rief sie etwas in der melodischen Sprache der Unterirdischen.

Lichter erschienen und schwammen lautlos durch die Mittelgänge der Arena hinab, vielleicht drei Dutzend insgesamt, jedes von ihnen ein schimmernder Rosenkristall in der Hand eines Unterirdischen. Deren große Köpfe und weitgeöffnete, ernste Augen ließen sie wie Zerrbilder von Kindern aussehen, grotesk, aber nicht furchterregend.

Anders als Yis-fidri und seine drei Begleiter schienen diese neuen Unterirdischen Angst zu haben, Maegwin und Eolair zu nahe zu kommen. Statt dessen stiegen sie langsam die steinernen Pfade hinunter und nahmen verstreut auf den Aberhunderten von Bänken Platz, die Gesichter auf den glänzenden Scherben gerichtet, die Kristalle in den dünnen Fingern. Die riesige, düstere Schüssel war mit matten Sternen besetzt wie eine sterbende Milchstraße.

»Sie haben gefroren«, flüsterte Yis-fidri, »und freuen sich, wieder im Warmen zu sein.«

Maegwin fuhr erschrocken in die Höhe. Es war so lange ganz still gewesen. Jäh wurde ihr klar, daß hier unter der Erde keine Vögel sangen, kein Wind rauschend die Bäume schüttelte; es war, als sei die Stadt aus Stille erbaut.

Eolair musterte den Ring ernster Augen und wandte sich dann wieder an Yis-fidri. »Aber ich dachte, du und dein Volk fürchte sich vor diesem Ort.«

Der Unterirdische sah ihn verlegen an. »Die Stimmen unserer Herren von einst bereiten uns angst, ja. Aber der Scherben ist warm, und die Hallen und Straßen der großen Stadt Mezutu'a sind kalt.«

Der Graf von Nad Mullach holte tief Atem. »Ich bitte dich nochmals. Wenn du glaubst, daß wir euch wohlgesinnt sind, dann erkläre uns, woher du Josuas Namen kennst.«

»Unser *Zeuge* – der Scherben. Wie wir dir gesagt haben. Hier an der Stätte des *Zeugen* haben die Sithi nach uns gerufen und haben uns nach diesem Josua und den Großen Schwertern gefragt. Lange hatte der Scherben zuvor geschwiegen, aber seit einiger Zeit spricht er nun wieder zu uns, das erste Mal in der Erinnerung unserer letzten Jahre.«

»Er spricht?« fragte Eolair. »Wie er zu uns gesprochen hat? Was ist der Scherben?«

»Alt ist er. Einer der ältesten von allen *Zeugen.*« Wieder klang Yis-fidri besorgt. Seine Begleiter wackelten mit dem Kopf, die schmalen Gesichter voller Unruhe. »Lange hat er geschwiegen. Niemand sprach zu uns.«

»Was bedeutet das alles?« Der Graf blickte hinüber zu Maegwin, um festzustellen, ob sie ebenso verwirrt war wie er. Sie wich seinen Augen aus. Der Scherben pulsierte in sanftem, milchigem Licht. Eolair versuchte es noch einmal. »Ich fürchte, ich kann dir nicht folgen. Was ist denn ein *Zeuge*?«

Der Unterirdische überlegte sorgfältig. Er suchte nach Worten, um etwas zu erklären, das offenbar noch nie einer Erklärung bedurft hatte.

»Vor langer, langer Zeit«, begann er schließlich, »verständigten wir und andere, die im Garten geboren waren, uns mit Hilfe ganz bestimmter Dinge, die Zeugnis ablegen konnten: Steine und Treppen, Teiche und Feuerstöße. Durch solche und noch einige andere Dinge, wie zum Beispiel die Große Harfe von Nakkiga, war die Welt der Gartengeborenen durch Fäden aus Gedanken und Worten miteinander verknüpft. Doch wir Tinukeda'ya hatten schon viel davon vergessen, bevor noch das mächtige Asu'a fiel, und wir hatten uns denen, die dort lebten … deren Diener wir einst waren … längst entfremdet.«

»Asu'a?« fragte Eolair. »Diesen Namen habe ich schon gehört.«

Maegwin, die nur halb zuhörte, sah die funkelnden Farben des Scherbens unter der Oberfläche des Kristalls hin- und herhuschen wie bunte Fische. Überall von den Bänken beobachteten auch die Unterirdischen dieses Schauspiel und machten grimmige Gesichter, als beschäme sie der eigene Hunger nach diesen Strahlen.

»Als Asu'a fiel«, fuhr Yis-fidri fort, »verwandelte sich das seltene Sprechen in völliges Schweigen. Das Sprechfeuer in Hikehikayo und der Scherben hier in Mezutu'a verstummten. Denn, seht ihr, wir Unterirdischen hatten die Kunst verloren, sie reden zu lassen. Und als die Zida'ya nicht mehr zu uns sprachen, konnten wir Tinukeda'ya den *Zeugen* nicht mehr gebieten, nicht einmal, um untereinander Verbindung zu halten.«

Eolair überlegte. »Wie konntet ihr die Kunst vergessen, euch dieser Dinge zu bedienen?« fragte er dann. »Wie war es möglich, daß sie unter euch wenigen verlorenging?« Er deutete auf die schweigenden Gestalten in der steinernen Schüssel. »Seid ihr denn nicht unsterblich?«

Yis-fidris Gattin Yis-hadra warf den Kopf zurück und stöhnte. Maegwin und der Graf erschraken. Sho-vennae und Imai-an, Yis-fidris andere Gefährten, stimmten in Yis-hadras Seufzen ein. Aus ihrer Klage wurde etwas wie ein unheimliches, trauriges Lied, das zur Höhlendecke emporstieg und in der Dunkelheit hoch oben ein Echo fand. Die anderen Unterirdischen sahen den Klagenden zu, und ihre Köpfe schwankten langsam von einer Seite zur anderen wie ein Feld aus grauem und weißem Löwenzahn.

Yis-fidri senkte die schweren Lider und stützte das Kinn in die bebenden Finger. Als das Stöhnen verhallt war, schaute er auf.

»Nein, Kind Herns«, sagte er langsam, »wir sind nicht unsterblich. Es stimmt, daß wir weit länger leben als ihr Menschen, sofern eure Rasse sich nicht sehr verändert hat. Aber anders als die Zida'ya und Hikeda'ya – unsere einstigen Herren, Sithi und Nornen – leben wir nicht endlos fort, ewig wie die Berge. Nein, der Tod kommt zu uns wie zu euch, als Dieb und Räuber.« Zorn trat in sein Gesicht. »Vielleicht waren unsere Gebieter von einst schon damals im Garten unserer alten Sagen, aus dem alle Erstgeborenen stammen, von etwas anderem Blut als wir; vielleicht sind wir von kurzlebigerer Art. Beides ist möglich. Aber vielleicht gab es auch wirklich ein Geheimnis, in das wir nicht eingeweiht wurden, denn schließlich waren wir für sie nie mehr als ihre Diener und Vasallen.«

Er drehte sich zu seiner Gattin um und berührte sanft ihre Wange. Yis-hadra barg ihr Gesicht an seiner Schulter, der lange Hals anmutig wie ein

Schwanenhals. »Manche von uns starben, andere gingen fort, und die Kunst der *Zeugen* verschwand aus unserem Wissen.«

Verwirrt schüttelte Eolair den Kopf. »Ich lausche dir aufmerksam, Yis-fidri, aber ich fürchte, daß ich noch immer nicht alle Rätsel deiner Worte verstehe. Diese Stimme, die aus dem Stein zu uns sprach – die du die Großmutter der Sithi nennst – sagte uns, daß man auf der Suche nach Großen Schwertern ist. Was aber hat Prinz Josua damit zu tun?«

Yis-fidri hob die Hand. »Begleitet uns an einen Ort, an dem wir uns besser unterhalten können. Ich sorge mich, daß eure Anwesenheit einige unseres Volkes in Unruhe versetzt hat. Es ist länger her, als das Leben der meisten von uns währt, daß Sudhoda'ya unter uns weilten.« Er stand auf, begleitet vom Knarren seiner Lederbekleidung, und streckte die spindligen Glieder wie eine Heuschrecke, die an einem Weizenhalm hinaufklettert. »Wir können in der Halle der Muster weiterreden.« Seine Miene bat um Entschuldigung. »Außerdem, Kinder Herns, bin ich müde und hungrig.« Kopfschüttelnd fügte er hinzu: »Ich habe seit langer, langer Zeit nicht mehr so viel gesprochen.«

Imai-an und Sho-vennae blieben zurück, vielleicht um ihren scheuen Gefährten zu erklären, was für Geschöpfe diese Sterblichen waren. Maegwin sah, wie sie die anderen Unterirdischen in der Mitte der Riesenschüssel zu einer feierlichen Gruppe versammelten, dicht aneinandergedrängt im wechselnden Licht des Scherbens. Vor kaum einer Stunde war sie noch von überschäumender Vorfreude und Erregung erfüllt gewesen, jetzt freute sie sich, die Arena hinter sich zu lassen. Aus dem Gefühl des Wunders war Unbehagen geworden. Ein Bauwerk wie die Stätte des *Zeugen* sollte unter einem freien Himmel voller Sterne liegen wie die Kampfbahnen von Nabban oder das große Theater in Erchester, nicht geduckt unter einem Firmament aus totenschwarzem Basalt. Für die Hernystiri gab es hier ohnehin keine Hilfe.

Yis-fidri und Yis-hadra führten sie durch die verödeten Gassen von Mezutu'a. Ihre Kristallstäbe glühten in der trüben Finsternis wie Irrlichter, als sie sich durch die schmalen Straßen schlängelten, breite, hallende Plätze überquerten und eiszapfenschmale Brücken kreuzten, unter denen nur schattendunkle Leere gähnte.

Die Lampen, die Maegwin und Eolair in die unterirdische Stadt mitgebracht hatten, flackerten und gingen aus. Nur noch der milde, rosige Schein der Stäbe spendete Licht. Es machte die Umrisse von Mezutu'a weicher als die Helligkeit der Lampen und ließ die scharfen Kanten abgerundet ausse-

hen, als hätten Wind und Regen sie verwittern lassen. Doch Maegwin wußte, daß hier im Innern der Erde kein Wetter auf die uralten Mauern eingewirkt hatte.

Immer wieder merkte sie, daß ihre Gedanken selbst von diesen wunderbaren und seltsamen Dingen abschweiften und zu dem Streich zurückkehrten, den ihr das Schicksal gespielt hatte. Es gab hier keine Sithi. Und wenn die noch lebenden *Friedlichen* ein so armseliges Häuflein wie die Unterirdischen um Hilfe anriefen, ging es ihnen wahrscheinlich noch schlechter als Maegwins Hernystiri.

Das bedeutete das Ende ihrer Hoffnung auf Unterstützung, zumindest auf irdische Hilfe. Es gab nur dann Rettung für ihr Volk, wenn ihr selber etwas einfiel. Warum aber hatten die Götter ihr solche Träume geschickt, wenn sie sie dann in tausend Scherben zertrümmerten? Hatten Brynioch, Mircha, Rhynn und alle anderen sich wirklich von Hernystir abgewandt? Viele Angehörige ihres Volkes, die sich oben in den Höhlen duckten, hielten es bereits für gefährlich, sich gegen Skalis Erobererheer auch nur zu wehren, so als richte sich der Wille der Götter so eindeutig gegen Lluths Stamm, daß jeder Widerstand die Sendboten des Himmels beleidigen mußte. War *das* die Lehre, die sie ziehen sollte, sowohl aus ihren Träumen von den verschollenen Sithi als auch aus der Wirklichkeit von Yis-fidris verängstigten Gefährten? Hatten die Götter sie nur hierhergeführt, um ihr zu zeigen, daß auch die Hernystiri schon bald immer weniger werden und vergehen würden, wie die stolzen Sithi und kunstfertigen Unterirdischen untergegangen waren?

Maegwin straffte die Schultern. Sie würde sich von solch trüben Gedanken nicht entmutigen lassen. Sie war Lluths Tochter – die Tochter des Königs. Sie würde sich etwas einfallen lassen. Ihr Irrtum lag darin, daß sie sich auf schwache, irdische Wesen verlassen hatte, Menschen oder auch Sithi. Die Götter waren es, die ihr eine Botschaft senden würden. Sie würden – sie *mußten* – ihr ein neues Zeichen geben, irgendeinen Plan, so verzweifelt die Lage auch aussah. Ihr Seufzer trug ihr einen teilnehmenden Blick von Eolair ein.

»Herrin? Seid Ihr unwohl?«

Sie winkte seine Besorgtheit beiseite.

»Einst war diese Stadt hell erleuchtet«, erklärte Yis-fidri plötzlich und deutete mit der überlangen Hand. »Das ganze Herz des Berges funkelte, o ja.«

»Wer wohnte hier, Yis-fidri?« fragte der Graf.

»Unser Volk. *Tinukeda'ya.* Aber die meisten von uns sind längst verschwunden. Einige wenige leben noch hier, und ein paar andere haben in Hikehikayo gewohnt, im nördlichen Gebirge, einer kleineren Stadt als dieser.« Er verzog das Gesicht. »Bis sie gezwungen wurden, von dort fortzugehen.«

»Gezwungen? Wodurch?«

Yis-fidri schüttelte den Kopf und trommelte mit den Fingern auf sein langes Kinn. »Das zu erzählen, wäre ein großes Unrecht. Übel bedeutete es, brächten wir unser Unheil über Herns unschuldige Kinder. Habt keine Furcht. Die wenigen von uns, die dort geblieben waren, flohen und ließen das Böse hinter sich zurück.«

Seine Gattin Yis-hadra machte eine Bemerkung in der schwebenden Sprache der Unterirdischen.

»Wahr, es ist wahr«, bestätigte Yis-fidri bedauernd und blinzelte mit den riesigen Augen. »Unsere Leute verließen diese Berge, und wir *hoffen*, daß sie damit auch das Böse verließen.«

Eolair warf Maegwin einen Blick zu, als wollte er ihr etwas damit sagen. Der größte Teil des Gesprächs war an ihr vorübergerauscht, so tief war sie in die größeren Probleme ihres eigenen heimatlosen Volkes versunken gewesen. Sie lächelte traurig, um dem Grafen von Nad Mullach zu zeigen, daß seine mühsame Untersuchung unwichtiger Einzelheiten nicht unbemerkt oder ungewürdigt geblieben war. Dann verfiel sie erneut in stummes Sinnen.

Graf Eolair musterte besorgt Lluths Tochter, um sich dann wieder den Unterirdischen zuzuwenden. »Könnt ihr mir sagen, um was für ein ›Böses‹ es sich handelt?«

Yis-fidri schaute ihn nachdenklich an. »Nein«, versetzte er endlich. »Ich habe nicht das Recht, euch in diese Dinge einzuweihen, selbst wenn ihr zu den hochgestellten Persönlichkeiten unter den Euren zählt. Vielleicht erfahrt ihr mehr, wenn ich länger Zeit zum Überlegen gehabt habe. Bis dahin begnügt euch.« Er wollte nichts weiter dazu sagen.

Still bis auf das leise Geräusch ihrer Schritte bewegte die seltsame Prozession sich weiter durch die alte Stadt, und ihre Lichter tanzten wie Glühwürmchen in der Dunkelheit.

Die Halle der Muster war ein Kuppelbau von nur geringfügig kleineren Ausmaßen als die Stätte des *Zeugen*. Sie lag tief unten inmitten eines Waldes von Türmen und war von einem Graben aus Felsen umgeben, die man so behauen hatte, daß sie den Wogen einer anbrandenden See ähnelten. Die

Kuppel selbst war gerillt wie eine Meeresmuschel und bestand aus einem hellen Gestein, das zwar nicht leuchtete wie die Rosenkristallstäbe, aber von innen heraus matt zu glänzen schien.

»Der unendliche und ewige Ozean«, erläuterte Yis-fidri und deutete auf die spitzen Steinwellen. »Die Heimat unserer Geburt war eine Insel im allesumgebenden Meer. Wir Tinukeda'ya bauten die Schiffe, die alle im Garten Geborenen über das große Wasser brachten. Ruyan Vé, der Größte unseres Volkes, lenkte die Schiffe und führte uns in dieses Land, wo wir vor der Zerstörung Schutz fanden.« Die riesigen Augen des Unterirdischen leuchteten auf, und seine Stimme bekam einen triumphierenden Klang. Energisch wackelte er mit dem Kopf, als wollte er betonen, wie wichtig seine Erzählung war. »Ohne uns hätte es keine Schiffe gegeben. Wir alle, Herren *und* Diener, wären ins Nicht-Sein eingegangen.« Er blinzelte und sah sich um, das Feuer in seinen Augen schon wieder erloschen. »Kommt, Kinder Herns«, forderte er sie auf. »Gehen wir hinunter in die *Baniphasha-zé* – die Halle der Muster.«

Seine Frau Yis-hadra winkte ihnen und geleitete Maegwin und den Grafen um den erstarrten grauen Ozean herum zur Rückseite der Kuppel, die nicht genau im Mittelpunkt des Grabens saß, ähnlich dem Dotter in einem Ei. Eine Rampe wand sich hinab in schattendunkle Tiefen.

»Hier wohnen mein Gatte und ich«, sagte Yis-hadra. Sie sprach das Hernystiri zögernder als ihr Mann. »Wir sind die Hüter dieses Ortes.«

Das Innere der Halle der Muster war finster, aber Yis-hadra, die vor ihnen eintrat, strich mit den Händen über die Wände, und wo ihre langen Finger sie berührten, begannen die Steine ein blasses Licht auszustrahlen, dessen Farbe gelblicher war als das Leuchten der Stäbe.

Maegwin sah Eolairs scharfes Profil an ihrer Seite. Es wirkte geisterhaft und wie im Traum. Langsam spürte sie die Last des langen, anstrengenden Tages; ihre Knie gaben allmählich nach, ihre Gedanken verloren an Schärfe. Wie hatte Eolair nur zulassen können, daß sie solche Dummheiten machte, fragte sie sich. Er hätte sie besser … was hätte er … was hätte er tun sollen? Sie bewußtlos schlagen? Sie strampelnd und kreischend nach oben zurückschleppen? Dafür hätte sie ihn gehaßt. Maegwin fuhr sich mit der Hand durch das verfilzte Haar. Wenn doch nur alle diese schrecklichen Dinge niemals geschehen wären! Wenn nur das Leben im Taig auf seine kleine, närrische Art weitergegangen wäre – ihr Vater und Gwythinn am Leben, der Winter dort, wo er hingehörte …

»Maegwin!« Der Graf nahm ihren Ellenbogen. »Ihr hättet Euch fast den

Kopf am Türrahmen gestoßen!«

Sie schüttelte seine Hand ab, bückte sich und schritt hindurch. »Ich habe alles gesehen.«

Nachdem Yis-hadra weitere Steine mit ihrer Berührung zu leuchtendem Leben erweckt hatte, wurde der Raum, in dem sie standen, allmählich sichtbar. Er war kreisrund. Alle paar Schritte durchbrach eine niedrige Türöffnung die Wände. Die Türen waren aus behauenem Stein gemeißelt und hingen in blindgewordenen Angeln aus Bronze. Sie waren bedeckt mit Runenschrift, wie Maegwin sie noch nie gesehen hatte, einer anderen Schrift übrigens als oben auf dem großen Tor, das ihr zuerst den Weg nach Mezutu'a gewiesen hatte.

»Nehmt Platz, wenn es euch beliebt«, lud sie Yis-fidri ein und wies auf eine Reihe von Sitzen aus Granit, festen, massiven Erhebungen, die wie Pilze um einen niedrigen Steintisch herum aus dem Boden gewachsen zu sein schienen. »Wir werden eine Mahlzeit bereiten. Wollt ihr mit uns speisen?«

Eolair sah auf Maegwin; die aber tat, als blicke sie gerade nach der anderen Seite. Sie war schrecklich müde, verwirrt und voller Reue. Es gab keine Sithi hier unten. Die verkrümmten, kränklichen Unterirdischen waren gegen Männer wie Skali und König Elias nutzlos. Irdische Hilfe war also nicht zu erwarten.

»Du bist sehr gütig, Yis-fidri«, antwortete der Graf für sie. »Wir freuen uns, an deiner Tafel sitzen zu dürfen.«

Mit viel Aufwand wurde eine winzige Lage von Kohlen in einem in den Steinboden eingelassenen Trog in Brand gesetzt. Yis-fidris ängstliche Besorgtheit ließ ahnen, daß Brennstoff wie dieser schwer zu finden war und besonderen Gelegenheiten vorbehalten blieb.

Maegwin konnte nicht umhin, die seltsam anmutigen Bewegungen der Unterirdischen zu bemerken, als die beiden die Zutaten für das Essen herbeiholten. Trotz ihres unbeholfenen, steifgliedrigen Ganges schritten sie mit einer sonderbar tänzerischen Geschmeidigkeit durch die beiden Türen am anderen Ende des Raums, glitten um Hindernisse herum und schienen einander im Vorübergehen mit ihrer musikalisch dahinplätschernden Sprache fast zu liebkosen. Maegwin begriff, daß sie ein uraltes Liebespaar vor sich hatte, beide altersschwach, aber so aufeinander eingespielt, daß sie wie zwei Glieder desselben Körpers geworden waren. An den seltsam eulenäugigen Anblick der Unterirdischen hatte sie sich inzwischen gewöhnt und beobachtete nun ihre wortlose Harmonie, überzeugt davon, daß sie

wirklich waren, was sie zu sein schienen – ein Paar, das Kummer und Leid erlebt haben mochte, deren gemeinsames Glück jedoch Jahrhunderte überdauert hatte.

»Kommt jetzt«, forderte Yis-fidri sie schließlich auf und goß aus einem Steinkrug eine Flüssigkeit in Schalen, die er Maegwin und dem Grafen reichte. »Trinkt.«

»Was ist das?« erkundigte sich Maegwin. Sie roch an der Flüssigkeit, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken.

»Wasser, Kind Herns«, erwiderte Yis-fidri mit deutlichem Erstaunen in der Stimme. »Trinkt ihr denn kein Wasser mehr?«

»O doch«, lächelte Maegwin und hob die Schale an ihre Lippen. Sie hatte vergessen, wie lange es her war, daß sie zum letzten Mal einen Schluck aus ihrem Wasserschlauch genommen hatte, aber es mußte Stunden zurückliegen. Das Wasser rann ihr in tiefen Zügen die Kehle hinunter, kalt und süß wie geeister Honig. Es hatte einen Geschmack, den sie nicht zuordnen konnte, wie nach Stein, aber ganz sauber. Wenn es eine Farbe hätte, entschied sie, mußte es das Blau des jungen Abends sein.

»Köstlich!« Sie ließ sich von Yis-fidri die Schale ein zweites Mal vollschenken.

Als nächstes brachten die Unterirdischen einen Teller mit hoch aufgeschichteten Stücken eines weißen, matt leuchtenden Pilzes und weitere Schalen mit etwas, das Maegwin entsetzt als eine Art vielbeiniger Käfer erkannte. Man hatte sie in Blätter gewickelt und auf den Kohlen geröstet. Im Nu verflog der Zauber des köstlichen Wassers, und Maegwin fand sich in den Klauen eines neuerlichen Anfalls von schrecklichem Heimweh.

Eolair nahm mannhaft ein paar Stückchen Pilz – nicht umsonst galt er als bester Gesandter für die Höfe von Osten Ard – und zerkaute und schluckte auffällig einen der vielbeinigen Happen, um sich dann so hinzusetzen und auf seinem Teller herumzurühren, daß es aussah, als esse er. Hätte Maegwin noch weitere Beweise gebraucht, so genügte der Ausdruck seines Gesichts beim Kauen; sie führte den Inhalt ihrer eigenen Schale lieber gar nicht erst zum Mund.

»Und warum, Yis-fidri, heißt dein Haus die Halle der Muster?« fragte der Graf von Nad Mullach und ließ dabei diskret ein paar schwarzverkohlte Maden von den Fingerspitzen in den Saum seines Mantels rutschen.

»Das werden wir euch nach dem Essen zeigen«, erwiderte Yis-fidri stolz.

»Darf ich dann, wenn es nicht unhöflich ist, nach ein paar anderen Din-

gen fragen? Unsere Zeit hier wird allmählich knapp.« Eolair zuckte die Achseln. »Ich muß meine Herrin zu unserem Volk in den oberen Höhlen zurückführen.«

Maegwin unterdrückte eine höhnische Bemerkung. Seine Herrin zurückführen! Sonst noch etwas!

»Frag, Kind Herns.«

»Du hast von einem Sterblichen gesprochen, den wir als Josua Ohnehand kennen. Und die Stimme aus dem Stein hat etwas von Großen Schwertern gesagt. Was sind das für Schwerter und in welchem Zusammenhang stehen sie mit Josua?«

Yis-fidri kratzte sich mit dem löffelförmigen Finger ein Pilzrestchen vom Kinn. »Ich muß vor dem Anfang anfangen, wie wir sagen.« Er sah von Eolair auf Maegwin und wieder zurück. »Vor langer, langer Zeit fertigte unser Volk ein Schwert für den König der Nordmänner. Der aber betrog beim Handel. Als der Tag des Bezahlens kam, weigerte sich der Sterbliche, den Preis zu entrichten, und erschlug den Anführer der Unseren. Elvrit hieß jener König, der erste Herrscher von Rimmersgard. Das Schwert, das die Unterirdischen für ihn geschmiedet hatten, nannte er *Minneyar*.«

»Ich habe von dieser Sage gehört«, nickte Eolair.

Yis-fidri hob die Hand mit den Spinnenfingern. »Du hast nicht alles gehört, Graf Eolair, wenn ich deinen Namen recht behalten habe. Bitter war der Fluch, mit dem wir die Klinge belegten, und sorgfältig bewachten wir sie, auch wenn sie fern von uns lag. Denn so verhält es sich mit dem Werk der Unterirdischen: Nichts, das wir jemals herstellen, kommt uns wirklich aus den Herzen und den Augen. Großes Leid brachte darum *Minneyar* über Fingil und seinen Stamm, so mächtig die Waffe auch war.«

Er nahm einen Schluck Wasser, um seine Kehle anzufeuchten. Liebevoll beobachtete Yis-hadra seine Züge, ihre Hand auf der seinen. »Wir haben euch schon erzählt, daß unsere *Zeugen* schweigende Jahrhunderte lang unbenutzt dagestanden hatten. Dann aber, vor wenig über einem Jahr, sprach der Scherben wieder zu uns wie in den alten Tagen – oder besser gesagt, irgend etwas sprach aus dem Scherben.

Was aber dort sprach, war etwas – oder jemand –, das oder den wir nicht kannten, etwas, das sich des Sprechfeuers in jenem alten Wohnsitz der Unterirdischen in Hikehikayo bediente, etwas, das in sanften und eindringlichen Worten zu uns redete. Seltsam genug war es, Scherben und Sprechfeuer zu hören wie in der alten Zeit; aber wir erinnerten uns auch an das Böse, das unsere Brüder und Schwestern aus ihrer Heimat vertrieben hatte

– Böses, von dem ihr Sterblichen nichts weiter zu wissen braucht, denn es würde euch nur in Angst und Schrecken versetzen –, darum mißtrauten wir der fremden Stimme. Außerdem, wenn es auch lange her war, daß wir zum letzten Mal von den *Zeugen* Gebrauch gemacht hatten, gab es doch noch immer einige unter uns, die sich an die alten Zeiten erinnerten und daran, wie es sich angehört hatte, wenn die Zida'ya zu uns sprachen.

*Dies aber war anders.* Was immer dort oben im Norden vor dem Sprechfeuer stand, glich mehr dem kalten Hauch des Nicht-Seins als einem lebendigen Wesen, so freundlich es auch die Worte setzte.«

Neben ihm stöhnte Yis-hadra leise auf. Maegwin, von der Erzählung des Unterirdischen wider Willen in Bann gezogen, merkte, wie es ihr kalt über den Rücken lief.

»Das, was da sprach«, fuhr Yis-fidri fort, »wollte mehr über das Schwert *Minneyar* wissen. Es wußte, daß wir die Klinge geschaffen hatten und auch, daß wir Unterirdischen an unsere Arbeiten gebunden sind, selbst wenn sie sich nicht mehr bei uns befinden, so wie jemand, der eine Hand verloren hat, sie oft noch am Ende seines Armes spürt. Das Wesen, das da von *Zeugen* zu *Zeugen* zu uns redete, fragte, ob der Nordkönig Fingil das Schwert *Minneyar* wirklich nach Asu'a mitgenommen hätte, als er jene Stätte der Macht eroberte, und ob es noch immer dort sei.«

»Asu'a«, flüsterte Eolair. »Natürlich! Der Hochhorst!«

»So nennen es die Sterblichen«, nickte Yis-fidri. »Wir fürchteten uns vor dieser seltsamen und angsterregenden Stimme. Du mußt begreifen, daß wir länger, als dein Volk es sich überhaupt vorstellen könnte, als Ausgestoßene gelebt haben. Es war unverkennbar, daß eine neue Macht in der Welt erstanden war, eine Macht, die aber auch über die alten Künste verfügte. Wir aber wollen nicht, daß unsere einstigen Gebieter uns finden und zurückholen; darum gaben wir zunächst keine Antwort.«

Der Unterirdische lehnte sich auf seinen gepolsterten Ellenbogen vor. »Dann freilich, vor noch nicht allzulanger Zeit – wenige Wechsel der Mondfrau, wie ihr unter dem Himmel dort oben es zählen würdet –, sprach der Scherben wieder. Diesmal redete er mit der Stimme der Ältesten der Sithi, jener Stimme, die auch ihr gehört habt. Sie fragte uns ebenfalls nach *Minneyar*. Auch ihr gegenüber schwiegen wir.«

»Weil ihr fürchtetet, die Sithi wollten euch erneut unterjochen.«

»Ja, Mann Herns. Wenn du nie aus der Sklaverei geflohen bist, kannst du dieses Grauen nicht verstehen. Unsere Gebieter altern nicht. Wir sterben. Sie behalten alles, was sie jemals gewußt haben. Wir werden immer

weniger.« Yis-fidri wiegte sich auf seinem Hocker hin und her, und das uralte Leder seiner Kleidung schabte und zirpte wie Grillengesang. »Doch wir wußten etwas, das keiner von denen, die uns fragten, ahnte«, bemerkte er dann, und in seinen runden Augen glänzte etwas, das die beiden Oberirdischen dort bisher noch nicht wahrgenommen hatten. »Seht ihr, unsere früheren Herren glaubten, das Schwert *Minneyar* hätte Asu'a nie verlassen, und das stimmte auch. Aber der Mann, der die Klinge dort tief unter der Burg fand, er, den ihr König Johan den Priester nennt, ließ sie noch einmal schmieden und eine neue Waffe daraus machen. Unter dem Namen Hellnagel hat sie ihn durch die ganz Welt begleitet und kehrte schließlich wieder nach Asu'a zurück.«

Der Graf von Nad Mullach pfiff, ein leises, überraschtes Trillern. »Dann war also Hellnagel die alte Geißel des Nordens, Fingils *Minneyar*! Seltsam! Welche anderen Geheimnisse mag Johan Presbyter wohl noch in sein Grab über dem Kynslagh mitgenommen haben?« Er hielt kurz inne. »Aber trotzdem, Yis-fidri, begreifen wir noch nicht…«

»Geduld.« Der Unterirdische zeigte ein winterkaltes Lächeln. »Nie könntet ihr störrischen Stein hegen und ernten, wie wir es tun, heißblütige Kinder Herns. Geduld.« Er holte Atem. »Die Herrin der Zida'ya berichtete uns, daß dieses Schwert, eines der Großen Schwerter, auf geheimnisvolle Weise eng mit den Dingen, die sich jetzt ereignen, und auch mit dem Schicksal jenes Menschenprinzen verknüpft ist, den sie den handlosen Josua nennen…«

»Josua Ohnehand.«

»Ja. Aber wir halten das für eine List, denn sie sagte auch, daß das Schwert von größter Bedeutung im Kampf gegen dasselbe Böse sein könnte, das unsere Stammesgenossen aus Hikehikayo vertrieben hat; und daß eben jenes Böse bald alles bedrohen könnte, das über oder unter der Erde wandelt. Wie aber könnte das Los sterblicher Wesen die Streitigkeiten der Unsterblichen beeinflussen?« Seine Stimme bebte. »Es ist nur eine neue Falle; sie spielt mit unserer Furcht. Sie will, daß wir sie um Hilfe bitten, damit wir von neuem in die Abhängigkeit der Sithi geraten. Habt ihr ihre Worte nicht gehört? ›Kommt zu uns nach Jao é-Tinukai'i.‹ Hat man je kaltblütiger vor den Augen eines Opfers die Falle beködert?«

»Das heißt also«, meinte der Graf nach einer Weile, »daß Josuas Überleben irgendwie mit dieser Klinge zusammenhängt?«

Yis-fidri warf ihm einen besorgten Blick zu. »Das behauptete sie.

Wie aber kann sie sagen, sein Schicksal sei mit dem *Minneyars* verbun-

den, wenn sie nicht einmal weiß, daß es ein zweites Mal geschmiedet wurde? Sie sagte, niemand außer uns wisse davon, und vielleicht hingen viele Schicksale, ja sogar die Fäden *aller* Schicksale, von diesen drei Großen Schwertern ab, von denen *Minneyar* eines ist.«

Yis-fidri stand auf, Angst und Unruhe im Gesicht. »Und noch etwas Entsetzliches und Furchtbares will ich euch mitteilen«, erklärte er beklommen. »Auch wenn wir sonst unseren einstigen Herren nicht trauen können, fürchten wir doch, daß sie in diesem Fall die Wahrheit sagen. Vielleicht ist wirklich ein schreckliches Verhängnis über unsere Welt gekommen, und wir Unterirdischen haben es verschuldet.«

Eolair sah sich um, bemüht, das Gehörte in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen. »Aber warum, Yis-fidri? Mag sein, daß die Geschichte Hellnagels ein abgründiges und finsteres Geheimnis ist, aber ihr Unterirdischen habt sie ja niemandem verraten. Und als der Scherben zu uns sprach, haben wir auch nichts gesagt, denn wir wußten nichts. Niemand hat Geheimnisse ausgeplaudert. Welches Verhängnis solltet ihr also verschuldet haben?«

Der Unterirdische blickte ihn verzweifelt an. »Ich … ich habe euch nicht alles gesagt. Ein letztes Mal, bevor ihr kamt, rief uns der Scherben. Wieder war es jenes grausige, fremde Wesen aus Hikehikayo, das nach dem Schwert *Minneyar* fragte, dem verfluchten Schwert.« Er ließ sich knochenlos auf seinen Hocker zurücksinken. »Bei dieser Gelegenheit war nur einer von uns an der Stätte des *Zeugen*, der junge Sho-vennae, den ihr kennengelernt habt. Er war allein, und die Stimme flößte ihm große Furcht ein. Sie drohte ihm, sie machte ihm Versprechungen, dann drohte sie wieder.« Yis-fidri schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Ihr müßt ihn verstehen! Er hatte Angst! Wir alle haben Angst. Wir sind nicht mehr, was wir einst waren.« Er senkte wie beschämt den Blick, sah dann auf und begegnete den Augen seiner Frau. Sie schienen ihn zu ermutigen. »Zuletzt gewann Sho-vennaes Entsetzen die Oberhand. Er erzählte dem Fremden die Geschichte von *Minneyar* und wie es neu geschmiedet zu Hellnagel wurde.« Yis-fidri schüttelte den großen Kopf. »Der arme Sho-vennae. Wir hätten ihn nie allein am Scherben Wache stehen lassen dürfen. Möge der Garten uns vergeben. Seht ihr, Kinder Herns, unsere früheren Herren mögen uns belogen haben, aber dennoch fürchten wir, daß aus dem Dunkel von Hikehikayo nichts Gutes kommen kann. Und wenn die Erste Großmutter der Sithi die Wahrheit gesagt hat, wer weiß dann, welche Macht wir dem Bösen in die Hände gegeben haben?«

Maegwin hatte wieder kaum zugehört. Sie verlor allmählich den Faden von Yis-fidris Erzählung und nahm nur gelegentliche Bruchstücke davon wahr, während sich in ihrem müden Kopf Gedanken an ihr eigenes Versagen jagten. Sie hatte den Willen der Götter nicht richtig verstanden.

Sie brauchte Freiheit, brauchte Zeit zum Nachdenken, Zeit für sich selbst.

Auch Graf Eolair saß lange sinnend da. Brütendes Schweigen lag über dem Raum. Endlich erhob sich Yis-fidri.

»Ihr habt unsere Mahlzeit geteilt«, sagte er. »Erlaubt nun, daß wir euch unsere Kostbarkeiten zeigen, bevor ihr an die helle, luftige Oberwelt zurückkehrt.«

Stumm ließen sich Eolair und Maegwin von ihm durch den runden Raum und zu einer der Türen hinausführen. Sie folgten dem Unterirdischen durch einen langen, abfallenden Gang, bis sie nach einer Weile eine tiefer gelegene Kammer erreichten, deren Außenwände so verwirrend wie ein Labyrinth gebaut waren. Sie waren überall voller Nischen und Vorsprünge, und wohin Maegwin auch blickte, zeigten sich mit gemeißeltem Stein bedeckte Flächen.

»In dieser Kammer und anderen, die darunter liegen, befinden sich die Muster«, erläuterte Yis-fidri. »Lange und gewaltig haben die Unterirdischen daran gearbeitet. Jeder Tunnel, jeder unterirdische Ort, den wir gruben, findet sich hier. Dies ist die Geschichte unseres Volkes, und wir beide hüten sie.« Stolz deutete er mit der Hand. »Karten des hellen Kementari, des Labyrinthes von Jhiná-T'seneí, der Tunnel unter dem Gebirge, das die Rimmersmänner Vestivegg nennen, und der Gänge, die die Berge hier über unseren Köpfen aushöhlen – hier sind sie alle. Die Katakomben von Zaey'miritha sind lange verschüttet und stumm – hier aber leben sie!«

Langsam schaute Eolair von Fläche zu Fläche. Der Innenraum der großen Kammer war so vielfältig wie ein facettenreich geschliffener Stein; jede Facette, jede Ecke und Nische war dicht bedeckt mit fein gezeichneten Karten und Plänen, eingeritzt in den gewachsenen Fels. »Und du sagst, ihr hättet auch Karten von den Tunneln, die durch den Grianspog laufen?« fragte er langsam.

»Gewiß, Graf Eolair«, bestätigte Yis-fidri. Der Aufenthalt zwischen den Mustern schien seiner gebeugten Gestalt neues Leben eingeflößt zu haben. »Davon und noch viel mehr.«

»Wenn wir die bekommen könnten, wäre uns das im Kampf um unser Überleben von großem Nutzen.«

Maegwin, deren zunehmende Gereiztheit sich endlich Bahn brach, fuhr den Grafen an: »Wie! Sollen wir eine Tausenderlast Gestein hinauf in unsere Höhlen schleppen? Oder jedesmal an diesen verschollenen Ort hinuntersteigen, wenn wir vor einer Weggabelung stehen?«

»Nein«, erwiderte Eolair. »Aber wir könnten sie auf Pergament kopieren, wie die ädonitischen Mönche es tun, und hätten sie dann dort, wo wir sie brauchten.« Seine Augen glänzten. »Es muß dort Tunnel geben, von denen wir keine Ahnung haben! Unsere Überfälle auf Skalis Lager werden wie echte Zauberei aussehen! Begreift doch, Maegwin, daß Ihr Eurem Volk wirklich große Hilfe gebracht habt, größer als Schwerter und Speere!« Er sah Yis-fidri an. »Wollt ihr uns das erlauben?«

Besorgt drehte sich der Unterirdische zu seiner Gattin um. Während die Glöckchen ihrer Unterredung erklangen, betrachtete Maegwin den Grafen. Eolair lief von Wand zu Wand und spähte an den schrägen Flächen und dem Gewimmel der eingeritzten Linien hinauf. Maegwin wehrte sich gegen den in ihr aufsteigenden Zorn. Glaubte er, ihr einen Gefallen zu tun, wenn er sie für ihre »Entdeckung« lobte? Sie hatte Hilfe von den schimmernden Sithi der Sage erhofft, nicht von einem Haufen Vogelscheuchen mit ihren verstaubten Tunnelplänen! Tunnel! Wer war es denn, der die Tunnel als erster wiedergefunden hatte, wenn nicht sie? Wie konnte er es wagen, sie jetzt mit seinem Lob beschwichtigen zu wollen!

Hin- und hergerissen zwischen Wut, Einsamkeit und Verlust, kam ihr eine plötzliche Erkenntnis, die ihre wirren Gedanken zerschnitt wie ein Messer.

Eolair mußte fort.

Sie würde keinen Frieden finden, niemals verstehen, was die Götter von ihr erwarteten, solange er in ihrer Nähe war. Seine bloße Gegenwart verwandelte sie in ein Kind, ein weinerliches, launenhaftes Gör, gänzlich unfähig, ihr Volk aus seiner gefährlichen Zwangslage herauszuführen.

Endlich wandte sich Yis-fidri wieder ihnen zu. »Meine Gattin und ich müssen mit unserem Volk sprechen, bevor etwas entschieden werden kann. Es handelt sich hier um etwas, das für uns ganz neu wäre und nicht leichtfertig gestattet werden darf.«

»Gewiß«, antwortete Eolair. Seine Stimme klang ruhig, aber Maegwin konnte die unterdrückte Erregung heraushören. »Natürlich. Beschließt, was für euer Volk am besten ist. Wir werden jetzt gehen und in ein paar Tagen wiederkommen, oder wann immer ihr es uns erlaubt. Aber sagt den anderen, daß ihr damit vielleicht Herns Volk rettet, dem die Unterirdischen

schon früher oft beigestanden haben. Die Hernystiri haben euch immer in gutem Andenken gehalten.«

Maegwin dachte an etwas anderes. »Gibt es unter dem Hochhorst auch Tunnel?«

Yis-fidri nickte. »O ja. Asu'a, wie wir es nennen, wurde nicht nur in die Höhe, sondern auch in die Tiefe gebaut. Jetzt liegen seine Gebeine unter der Burg der sterblichen Könige begraben, aber unsere Gänge in der Erde darunter sind noch vorhanden.«

»Und sind die Pläne dazu auch hier bei euch?«

»Natürlich«, entgegnete der Unterirdische stolz. Maegwin wandte sich mit befriedigtem Nicken an den Grafen von Nad Mullach. »Hört zu«, begann sie, »das ist die Antwort, die ich gesucht habe. Ein Weg liegt offen vor uns; Verräter an unserem eigenen Volk wären wir, ihn nicht einzuschlagen.« Sie verfiel in feierliches Schweigen.

Eolair schluckte den Köder. »Was meint Ihr, Prinzessin?«

»Ihr müßt Prinz Josua finden, Graf Eolair«, erklärte sie rasch und freute sich über die gelassene Autorität in ihrer Stimme. »Ihr habt vernommen, was Yis-fidri bei Tisch gesagt hat. Die Frage des Schwertes ist von höchster Wichtigkeit. Ich hatte vorhin schon daran gedacht, daß man Prinz Josua davon Mitteilung machen müßte, falls ihm dieses Wissen dabei helfen könnte, Elias zu besiegen. Ihr und ich wissen: Solange es dem Hochkönig gutgeht, wird Skali Scharfnase uns wie ein Blutegel im Nacken sitzen. Darum geht zu Josua und erzählt ihm das Geheimnis des Schwertes. Das wird die Tat sein, die unserem Volk die Rettung bringt.«

In Wirklichkeit erinnerte sich Maegwin gar nicht an alle Einzelheiten von Yis-fidris Bericht, weil sie viel zu sehr mit ihren eigenen trüben Gedanken beschäftigt gewesen war. Sie wußte jedoch, daß Josua und das Schwert seines Vaters darin eine Rolle gespielt hatten.

»Zu Josua gehen?« sagte Eolair bestürzt. »Wie meint Ihr das, Herrin? Wir haben keine Ahnung, wo er sich aufhält und ob er wirklich noch am Leben ist. Wollt Ihr, daß ich unser Volk in seiner Not im Stich lasse, um wegen eines so unsinnigen Auftrags in der Welt herumzuspringen?«

»Ihr selbst habt behauptet, gehört zu haben, er lebe noch«, versetzte sie kalt. »Gerade erst habt Ihr mir einen Vortrag darüber gehalten. Können wir es uns leisten, so zu tun, als sei er doch tot?«

Eolair hatte Übung darin, keine Miene zu verziehen. Maegwin konnte nicht erkennen, was er dachte, und holte tief Luft, bevor sie fortfuhr. »Auf jeden Fall, Graf Eolair, ist Euch entgangen, wie bedeutungsvoll die Neuig-

keiten dieses Volkes sind. Pläne unserer Tunnel sind wichtig, gewiß – aber jetzt können wir Josua Karten von Elias' Festung schicken, mit allen geheimen Eingängen, die den Untergang des Hochkönigs herbeiführen könnten.« Wenn sie sich selbst so reden hörte, klang es tatsächlich nach einem guten Plan. »Ihr wißt, daß Skali seinen Griff um unser Land niemals lokkern wird, solange er Elias als Herrscher auf dem Hochhorst hinter sich weiß.«

Eolair schüttelte den Kopf. »Zu viele Fragen, Herrin, zu viele Fragen. Gewiß, was Ihr sagt, hat etwas für sich. Wir wollen darüber nachdenken. Es wird Tage dauern, bis wir alle diese Karten abgezeichnet haben. Bestimmt ist es besser, sich alles erst einmal sorgfältig zu überlegen und mit Craobhan und den anderen Rittern darüber zu sprechen.«

Aber Maegwin wollte ihn fest am Haken haben, jetzt, solange er noch zögerte. Sie fürchtete, wenn dem Grafen mehr Zeit blieb, könnte ihm eine andere Lösung einfallen und sie selbst wieder ein Opfer ihrer alten Ziellosigkeit werden. In seiner Nähe wurde ihr Herz schwer wie Stein. Sie mußte ihn loswerden – das empfand sie jetzt wie eine tiefe Sehnsucht. Sie wollte, daß er fortging, damit Schmerz und Verwirrung aufhörten. Wie konnte er sie nur so um den Verstand bringen?

Sie setzte eine kalte Miene auf. »Euer Widerstand mißfällt mir, Graf. Ich meine, Ihr könnt hier nicht allzuviel zu tun haben, wenn Euch die Zeit bleibt, mir in Erdlöcher wie dieses zu folgen. Eine Aufgabe, die immerhin eine gewisse Möglichkeit bietet, uns aus unserer jetzigen Zwangslage zu befreien, müßte eine bessere Beschäftigung für Euch sein.«

Sie lächelte mit unverhülltem Spott und war stolz darauf, wie gut sie ihre wahren Gefühle verbergen konnte. Gleichzeitig erfüllte die eigene Grausamkeit, so nötig sie sein mochte, sie mit Entsetzen.

*Was ist aus mir geworden?* fragte sie sich, während sie sorgfältig Eolairs Reaktion beobachtete. *Ist das Staatskunst?* Sekundenlang spürte sie Panik. *Benehme ich mich albern? Nein, es ist besser, wenn er fortgeht – aber wenn das die Art ist, wie Könige und Königinnen ihren Willen durchsetzen müssen, dann, bei Bagbas Herde, ist es schrecklich!*

Laut fügte sie hinzu: »Außerdem, Graf, habt Ihr dem Hause meines Vaters Treue geschworen – falls Ihr es vergessen haben solltet. Wenn Ihr die erste Bitte, die Lluths Tochter an Euch richtet, stolz verweigern wollt, kann ich Euch nicht daran hindern. Aber die Götter werden es wissen und ihr Urteil fällen.« Eolair wollte etwas erwidern, aber Maegwin hob die Hand – eine sehr schmutzige Hand, wie sie selbst feststellen mußte – und brachte

ihn zum Schweigen. »Ich will mich nicht mit Euch streiten, Graf Eolair. Tut, wie man Euch geheißen hat, oder laßt es. Das ist alles.«

Eolairs Augen wurden schmal, als sehe er sie zum ersten Mal so, wie sie wirklich war, und mißbillige, was vor ihm stand. Seine verächtliche Miene legte sich auf ihr Herz wie ein unsagbar schwerer Stein, aber es gab kein Zurück.

Es dauerte sehr lange, bis der Graf antwortete. »Wie Ihr wünscht, Herrin«, sagte er ruhig. »Ich werde tun, was Ihr befehlt. Ich weiß nicht, woher diese plötzliche Laune – Laune! Eine Art Wahnsinn scheint es mir! – stammt. Hättet Ihr mich nach meinem Rat gefragt und mich wie einen Freund Eurer Familie anstatt als Vasallen behandelt, würde ich Euren Wunsch mit Freuden erfüllt haben. So aber leiste ich Euch Gehorsam, doch er wird mit wenig Liebe gewährt. Ihr wolltet Euch als Königin aufspielen, aber statt dessen habt Ihr Euch benommen wie ein unreifes Kind.«

»Schweigt«, befahl sie heiser.

Neugierig starrten die Unterirdischen auf Eolair und Maegwin, als führten die beiden ein wunderliches, unverständliches Schauspiel auf. Für einen Augenblick trübten sich die Lichter in der Halle der Muster, und zwischen den labyrinthischen Steinmassen wuchsen die Schatten ins Ungeheure. Gleich darauf leuchtete das matte Licht wieder auf und erhellte auch die dunkleren Winkel. Doch ein ganz bestimmter Schatten hatte sich in Maegwins Herzen eingenistet und ließ sich nicht mehr daraus vertreiben.

Die Mannschaft der *Eadne-Wolke* ging zwar nicht sonderlich zartfühlend mit Miriamel und Cadrach um, als sie die beiden aus dem Laderaum jagte, aber sie wurden auch nicht absichtlich mißhandelt. Eher schienen sich die Matrosen über ein Paar so ungewöhnlicher blinder Passagiere kräftig zu amüsieren. Als die Gefangenen unter dem immer heller werdenden Himmel auftauchten, sparte die Besatzung nicht mit anzüglichen Bemerkungen über die Verderbtheit von Mönchen, die in Begleitung junger Frauen herumzogen, und über die Tugend von jungen Frauen, die sich auf derartige Dinge einließen.

Miriamel starrte trotzig zurück und ließ sich von den Grobheiten nicht einschüchtern. Trotz der bekannten Seemannssitte, Barte zu tragen, gab es unter den Männern der *Eadne-Wolke* viele mit glatten Wangen, die für Bartwuchs noch zu jung waren, und Miriamel war überzeugt, im letzten Jahr mehr erlebt zu haben, als diese Jünglinge in ihrem ganzen bisherigen Dasein.

Nicht zu übersehen war jedoch, daß es sich bei der *Eadne-Wolke* nicht um irgendeinen schwerfälligen Kauffahrer oder um eine Karacke handelte, die sich vorsichtig und wie ein Waschfaß, das auf den Wellen tanzt, an der Küste entlangtastete, sondern um einen geschmeidigen Seefalken. Miriamel, ein Kind der zwischen Fluß und Meer gelegenen Stadt Meremund, konnte die Qualität des Schiffs schon daran erkennen, wie munter das Deck unter ihren Füßen rollte und die weißen Segel über ihr knatterten und tief vom Wind des Tagesanbruchs tranken.

Noch vor einer Stunde war Miriamel verzweifelt gewesen. Jetzt merkte sie, wie sie tief einatmete und ihr Herz neuen Mut faßte. Selbst vom Kapitän ausgepeitscht zu werden, schien ihr erträglich. Sie war am Leben und auf offener See, und wie ein Zeichen unverzagter Hoffnung stieg am Morgenhimmel die Sonne auf.

Ein Blick auf die am Großmast flatternde Fahne bestätigte Cadrachs Angaben. Der prevanische Fischadler war es, der dort flog, ockergelb und schwarz. Wenn sie nur länger Zeit gehabt hätte, von Dinivan mehr Neuigkeiten über den Hof von Nabban und darüber, wo das prevanische Haus und andere Fürstenhäuser standen, zu erfahren…

Sie drehte sich um und wollte Cadrach eine Warnung zuflüstern, er sollte verschwiegen sein. Aber der Seemann an ihrer Seite, der selbst in der steifen Brise ungewöhnlich streng nach Pökelfleisch roch, brachte sie vor einem hölzernen Treppenaufgang jäh zum Stehen.

Der Mann auf dem Quarterdeck drehte sich um und sah auf sie hinunter. Die verblüffte Miriamel zog hörbar den Atem ein. Sein Gesicht gehörte niemandem, den sie kannte, und auch er schien sie nicht zu erkennen. Er sah jedoch sehr, *sehr* gut aus. Mit seinen schwarzen Hosen und Stiefeln, der ebenfalls schwarzen Jacke, alles auf das feinste mit goldenen Tressen bestickt, dazu im Rücken einem wehenden Umhang aus funkelndem Goldbrokat, dem Wind im goldblonden Haar kam ihr der fremde Edelmann wie ein Sonnengott aus uralten Sagen vor.

»Kniet nieder, Tölpel!« zischte einer der Seeleute. Sofort gehorchte Cadrach. Die verdutzte Miriamel folgte langsamer. Sie konnte den Blick nicht vom Gesicht des goldenen Mannes lösen.

»Das sind sie, Herr«, erklärte der Seemann. »Die beiden, die die Niskie gefunden hat. Eins ist ein Mädel, wie Ihr seht.«

»Wie ich sehe«, wiederholte der Mann trocken. »Bleibt auf den Knien«, befahl er Miriamel und Cadrach. »Ihr könnt gehen, Männer. Wir brauchen mehr Segel, wenn wir es heute abend bis Grenamman schaffen wollen.«

»Jawohl, Herr.«

Die Seeleute entfernten sich eilig. Der Mann, den sie Herr genannt hatten, drehte sich um, um sein Gespräch mit einem stämmigen, bärtigen Mann zu beenden, den Miriamel für den Kapitän hielt. Vorher warf er noch einen Blick auf die Gefangenen und schritt dann wie ein stolzer Löwe vom Quarterdeck. Miriamel kam es vor, als hätten seine Augen länger auf ihr geruht, als es die bloße Neugier erforderte. Sie spürte ein ungewohntes Prickeln in den Gliedern, halb Furcht, halb Erregung, als sie ihm nachsah. Zwei Diener eilten hinter ihm her und bemühten sich, seinen vom Wind gepeitschten Mantel daran zu hindern, daß er sich irgendwo verfing. Plötzlich schaute sich der goldhaarige Mann für eine winzige Sekunde um. Er begegnete Miriamels Blick und lächelte.

Der kräftige Kapitän starrte mit kaum verhehltem Widerwillen auf Cadrach und Miriamel hinunter. »Der Graf sagt, er wird nach dem Frühstück entscheiden, was er mit euch anfängt«, knurrte er und spuckte dann geschickt in den Wind. »Weibsbilder und Mönche – was könnte mehr Unglück bringen, und das in diesen schlechten Zeiten! Ich würde euch ins Wasser werfen lassen, wenn der Herr nicht zufällig an Bord wäre!«

»Wer … wer ist der Herr dieses Schiffs?« fragte Miriamel leise.

»Was, du erkennst das Wappen nicht, Schlampe? Hast du den Herrn nicht erkannt, als er direkt vor dir stand? Aspitis Preves, Reichsgraf von Drina und Eadne, ist der Herr dieses Schiffs – und du solltest lieber hoffen, daß du ihm nicht mißfällst, sonst schläfst du heute nacht in den Betten der Kilpa.« Er spuckte erneut grauen Citrilsaft aus.

Cadrach, vorher schon blaß, wurde bei den Worten des Kapitäns noch bleicher, aber Miriamel hatte kaum zugehört. Sie dachte an Aspitis' goldene Haare und an seine kühnen Augen und wunderte sich, wie sie inmitten so großer Gefahren eine so plötzliche und unerwartete Anziehungskraft spüren konnte.

# XX

## Tausend Stufen

»Da. Jetzt hast du es selbst gesehen.« Binabik deutete mit ohnmächtigem Unwillen auf Qantaqa. Die Wölfin hockte mit angelegten Ohren und gesträubtem Nackenfell auf ihren Hinterläufen. Ihr grauer Pelz war mit Schneeflocken bestäubt wie mit Sternen. »Bei Qinkipas Augen!« fluchte der Troll. »Könnte ich sie dazu bringen, nimm meine Versicherung, daß ich es täte. Sie ist willig, zum Kloster zurückzugehen, aber nur, um an meiner Seite zu bleiben, nicht mehr.« Wieder wandte er sich an sein Reittier. »*Qantaqa! Simon mosoq! Ummu!*« Er schüttelte den Kopf. »Sie weigert sich.«

»Was kann sie nur haben?« Sludig stampfte auf den Boden. Eine Wolke von Schnee stieg in den beißenden Wind. »Jede Stunde, die wir ihn nicht finden, wird seine Spur schwächer. Und wenn der Junge verletzt ist, kommt er auch jede Stunde dem Tod näher.«

»Tochter der Berge, Rimmersmann«, schrie Binabik, »jeden Tag bringt jede Stunde uns *alle* dem Tod näher!« Er blinzelte aus geröteten Augen. »Natürlich tut Eile not. Glaubst du, ich sorgte mich nicht um Simon? Warum rennen wir seit Sonnenaufgang in der Gegend herum? Wenn ich meine Nase gegen Qantaqas tauschen könnte, würde ich es mit Gewißheit veranlassen. Was ich denke, ist, daß das Grauen in Skodis Kloster Qantaqa große Furcht eingejagt hat – sieh nur, mit welchem Widerwillen sie auch nur hinter uns herläuft!«

Qantaqa war erneut stehengeblieben. Als Binabik sich nach ihr umsah, ließ sie den dicken Kopf hängen und jaulte. Im anschwellenden Wind konnte man es kaum hören.

Sludig schlug sich mit einem nassen Aufklatschen seiner lederbehandschuhten Hände auf die Schenkel. »Verflucht, Troll, ich weiß es ja. Aber wir brauchen ihre Nase. Wir wissen nicht einmal, in welche Richtung der Junge gerannt ist und warum er keine Antwort gibt. Seit Stunden schreien wir uns nun schon die Seele aus dem Hals!«

Binabik betrachtete ihn düster. »Das ist es, was mir die größte Sorge bereitet. Wir sind nicht weit gegangen, bevor wir sein Pferd fanden – die Hälfte einer Meile, mehr nicht. Zweimal haben wir nun schon diese Fernheit zurückgelegt, und noch immer gibt es kein Anzeichen von Simon zu sehen.«

Der Rimmersmann spähte in das Schneegestöber. »Komm. Wenn er vom Pferd gefallen ist, wird er wahrscheinlich auf seiner eigenen Fährte zurückgehen … solange sie noch da ist. Wir wollen versuchen, deine Wölfin noch ein Stück zum Kloster zurückzulocken. Vielleicht schafft sie diesmal den ganzen Weg. Kann sein, daß es besser geht, wenn sie den Jungen in der Nähe wittert.« Er trieb sein Pferd und die dahinter folgenden Packpferde an. Binabik verzog das Gesicht und pfiff Qantaqa. Ungern gehorchte die Wölfin.

»Ich habe nichts übrig für den Sturm, der zu uns kommt!« rief der Troll. Der Rimmersmann, nur ein kleines Stück voraus, war bereits zu einer verschwommenen Masse geworden. »Gar nichts habe ich für ihn übrig. Er ist der Vorreiter der Dunkelheit, die wir im Norden gesehen haben, als sie sich dort um Sturmspitze sammelte. Nun kommt sie mit großer Raschheit auf uns zu.«

»Ich weiß!« schrie Sludig über die Schulter zurück. »Wir werden uns bald erst einmal selbst in Sicherheit bringen müssen, mit oder ohne den Jungen!«

Binabik nickte und schlug sich dann hart mit der Hand auf die Brust, einmal, zweimal und wieder. Wenn die Götter seines Volkes es nicht bemerkten, sah kein anderer diese Gebärde der Verzweiflung.

Das Kloster, noch vor kurzem Schauplatz wilden Grauens, hatte sich in ein stilles, schneebedecktes Grabmal verwandelt. Hügelartige Schneewehen verhüllten fast jeden Hinweis auf das Schicksal Skodis und ihrer kleinen Schützlinge, ohne jedoch alles verbergen zu können. Qantaqa lehnte es ab, sich den schweigenden Mauern auf mehr als Pfeilschußweite zu nähern, und auch Binabik und Sludig verweilten nur so lange im Torhof der Abtei, bis sie sicher waren, daß sich Simon nicht bei den reglosen Gestalten unter dem weißen Leichentuch des Schnees befand; dann entfernten sie sich eilig.

Als sie tausend Schritte zwischen sich und das Kloster gelegt hatten, hielten sie an und blieben eine Weile wortlos stehen. Sie nahmen tiefe Züge aus einem gemeinsamen Kangkangschlauch und lauschten dem Klagen des Windes. Qantaqa, sichtlich glücklich, dem unheimlichen Ort wieder

entkommen zu sein, schnupperte kurz in die Luft und rollte sich dann zu Binabiks Füßen zusammen.

»Heiliger Ädon, Troll«, bemerkte Sludig endlich, »was für eine Sorte Hexe war diese Skodi eigentlich? Ich habe noch nie so etwas gesehen. Gehörte sie auch zu den Anhängern des Sturmkönigs?«

»Nur insofern, als Geschöpfe wie sie tun, was der Sturmkönig will, ob sie es wissen oder nicht. Sie besaß eine gewisse Macht, aber was sie hoffte, war, *selbst eine Macht zu werden* – und das, glaube ich, ist etwas ganz anderes. Eine kleine Nornenkönigin, mit ihrem eigenen kleinen Gefolge von Anhängern, das wollte sie wohl sein. Zeiten voller Krieg und Streit sind Zeiten, in denen neue Kräfte ans Licht treten. Die alte Ordnung beginnt sich zu verändern, und solche wie Skodi erscheinen und versuchen ein Zeichen zu setzen.«

»Ich kann nur dem heiligen Gott danken, daß er das ganze Nest bis hinab zum kleinsten Welpen ausgerottet hat.« Sludig schauderte und sah finster vor sich hin. »Ungutes wäre geschehen, hätte auch nur einer dieser kleinen Hexer überlebt, Junge oder Mädchen.«

Binabik musterte ihn neugierig. »Verformen kann man die Unschuldigen, wie es bei diesen Kindern der Fall war, aber manchmal schenkt es das Glück, daß man sie wieder zurechtbiegen kann. Wenig glaube ich an Böses, das sich nicht umkehren läßt, Sludig.«

»Ach ja?« Der Rimmersmann lachte rauh. »Und was ist mit deinem Sturmkönig? Was könntest du von einer so bösartigen Höllenbrut noch Gutes sagen?«

»Einst liebte er sein Volk mehr als sein eigenes Leben«, versetzte Binabik ruhig.

Überraschend schnell wanderte die Sonne über den trüben Himmel.

Als die beiden das nächste Mal hielten, brach bereits die frühe Dämmerung herein. Noch zweimal hatten sie die Strecke zwischen dem Kloster und der Stelle im Inneren des Waldes, die sie sich als Endpunkt gesetzt hatten, abgekämmt. Aber alles Rufen und Durchstöbern der Büsche war vergeblich. Simon war verschwunden. Es wurde schnell dunkel, und neue Schneestürme kündigten sich an.

»Beim Blute Ädons!« knurrte Sludig verärgert und tätschelte Simons graue Stute, die mit den angeleinten Packpferden ging. »Wenigstens haben wir das elende Schwert nicht auch noch verloren.« Er deutete auf *Dorn*, ohne es jedoch zu berühren. Dort, wo Teile des schwarzen Schwertes durch die lose Umhüllung sichtbar waren, ließen sich Schneeflocken nie-

der, nur um sofort wieder herunterzugleiten. Die weiße Decke, die alles andere verhüllte, mied die Klinge. »Aber es macht uns die Entscheidung schwerer. Wären der Junge und das Schwert zusammengeblieben, hätten wir keine andere Wahl, als weiterzusuchen.«

Binabik blickte zornig auf. »Von welcher ›Entscheidung‹ sprichst du?«

»Wir dürfen für den Jungen nicht alles andere aufgeben, Troll. Ich habe ihn gern, der gute Gott weiß es, aber wir müssen unsere Pflicht gegenüber Prinz Josua erfüllen. Du und die anderen Bücherleser sagen immer wieder, daß Josua diese Klinge braucht, weil wir sonst alle verloren sind. Dürfen wir das vergessen und nur noch nach einem verlorenen Jungen suchen? Dann wären wir törichter als der Junge selbst es ist, weil er sich überhaupt so verirrt hat.«

»Simon ist nicht töricht.« Binabik vergrub einen langen Augenblick das Gesicht in Qantaqas Halsmähne. »Und ich bin es müde, ein Eidbrecher zu sein. Ich schwor, ihn zu schützen.« Der Wolfspelz erstickte die Stimme des Trolls, aber der angespannte Unterton war nicht zu überhören.

»Wir sind gezwungen, schwierige Entscheidungen zu treffen, Troll.«

Binabik sah ihn an. Sein sonst so milder brauner Blick war hart wie Stein geworden. »Sprich mir nicht von Entscheidungen. Lehr mich nicht, was Schwierigkeiten sind. Nimm das Schwert. Beim Grab meines Meisters schwor ich Schutz für Simon. Nichts ist wichtiger für mich.«

»Dann bist du der größte Narr von allen«, grollte Sludig. »Nur wir beide, du und ich, sind übriggeblieben, und um uns herum erfriert die Welt. Willst du mich mit dem Schwert, das dein und mein Volk retten könnte, allein losschicken? Nur damit du deinem toten Meister nicht eidbrüchig erscheinst?«

Binabik richtete sich auf, die Augen voll zorniger Tränen. »Wag es nicht, mir von meinem Eid zu sprechen!« zischte er. »Ich nehme keinen Rat an von einem unverständigen *Crohuck*!«

Sludig hob die Faust im Handschuh, als wollte er auf den Kleinen einschlagen. Sekundenlang starrte er auf seine Finger, die zitterten, wandte sich dann ab und stapfte von der Lichtung fort, auf der sie gestanden hatten. Binabik schaute ihm nicht nach, sondern streichelte von neuem Qantaqas zottigen Rücken. Eine Träne rann ihm über die Wange und versickerte im Pelz seiner Kapuze.

Minuten vergingen, ohne daß auch nur ein Vogel schrie.

»Troll?« Sludig stand am Rand der Lichtung, gleich hinter den Pferden. Noch immer wollte Binabik nicht den Kopf heben. »Hör zu, Mann«, fuhr

er fort. »Du mußt mir zuhören.« Er kam nicht näher, sondern wartete, wie ein ungebetener Gast darauf harrt, daß man ihn zum Eintreten auffordert. »Als wir uns gerade erst kennengelernt hatten, habe ich einmal zu dir gesagt, du wüßtest nichts von Ehre. Ich wollte hingehen und Storfot, den Than von Vestvennby, umbringen, weil er Herzog Isgrimnur so beleidigt hatte. Da sagtest du, ich sollte es lassen. Du sagtest, mein Herr hätte mir eine Aufgabe übertragen, und die Ausführung dieser Aufgabe leichtfertig aufs Spiel zu setzen, sei weder tapfer noch ehrenhaft, sondern töricht.«

Der Troll fuhr fort, gedankenverloren über Qantaqas Rücken zu streichen.

»Binabik, ich weiß, daß du ein Mann von Ehre bist, und du weißt, daß ich das auch von mir sagen kann. Wir stehen vor einer unangenehmen Entscheidung, aber es ist unrecht, daß Verbündete sich streiten und einander Beleidigungen an den Kopf werfen wie Steine.«

Noch immer gab der Troll keine Antwort, aber er ließ die Hände von der Wölfin herunter- und in seinen Schoß sinken. So kauerte er wortlos eine lange Weile, das Kinn auf der Brust.

»Ich habe Schande über mich gebracht, Sludig«, sagte er dann. »Du hast recht, mir meine Worte ins Gesicht zurückzuschleudern. Ich erflehe deine Verzeihung, obgleich ich nichts getan habe, sie zu verdienen.« Er wandte dem Rimmersmann, der jetzt ein paar Schritte auf die Lichtung hinausgetreten war, das unglückliche Gesicht zu.

»Wir können es uns nicht erlauben, eine unbegrenzte Zeit nach Simon zu forschen«, erklärte Sludig ruhig. »Das ist eine Wahrheit, die mit Liebe und Freundschaft nichts zu tun hat.«

»Du hast nicht unrecht.« Binabik schüttelte langsam den Kopf. »Nicht unrecht.« Er stand auf und ging auf den bärtigen Soldaten zu, die kleine Hand nach ihm ausgestreckt. »Wenn du mir meine Torheit vergeben kannst…«

»Da ist nichts zu vergeben.« Die breite Tatze umfaßte und verschluckte Binabiks Finger.

Über das Gesicht des Trolls huschte ein müdes Lächeln. »Dann will ich noch eine Gunst erbitten. Laß uns heute nacht und morgen nacht an diesem Ort ein Feuer anzünden und nach Simon rufen. Finden wir keine Spur von ihm, brechen wir übermorgen früh zum Stein des Abschieds auf. Ich habe dann nicht mehr das Gefühl, Simon im Stich gelassen zu haben, ohne daß richtig nach ihm gesucht wurde.«

Sludig nickte bedächtig. »Eine gerechte Lösung. Nun allerdings sollten

wir Holz sammeln gehen. Es wird schon bald Nacht.«

»Und der kalte Wind läßt auch nicht nach«, sagte Binabik stirnrunzelnd. »Kein schöner Gedanke für alle, die im Freien übernachten müssen.«

Bruder Hengfisk, der unerfreuliche Mundschenk des Königs, deutete nach der Tür. Das in seinen Zügen erstarrte Grinsen des Mönchs wirkte so irr wie immer, als versuche er etwas ungeheuer Komisches zu unterdrükken, das sich nur mühsam bändigen ließ. Der Graf von Utanyeat trat ein. Schweigend huschte Hengfisk die Stufen wieder hinunter und ließ den Grafen im Eingang der Glockenstube stehen.

Guthwulf brauchte einen Augenblick, um zu Atem zu kommen. Der Aufstieg über die Turmtreppe hatte sehr lange gedauert und der Graf in letzter Zeit nicht sonderlich gut geschlafen.

»Ihr habt mich rufen lassen, Hoheit?« fragte er schließlich.

Der König stand da, beugte sich über das Sims eines der hochgewölbten Fenster, und sein schwerer Mantel schimmerte im Fackelschein wie der gläsern-grüne Rücken einer Fliege. Obwohl erst die Hälfte des Nachmittags vergangen war, zeigte sich der Himmel abenddunkel, in purpurnem Rot und finsterem Grau. Elias' hängende Schultern erinnerten Guthwulf an einen Geier. An der Seite trug der König das schwere, graue Schwert. Der Anblick ließ den Grafen unwillkürlich erschauern.

»Der Sturm hat uns fast erreicht«, sagte Elias, ohne sich umzudrehen. »Warst du schon einmal so hoch oben auf dem Grünengelturm?«

Guthwulf zwang sich zu einer gelassenen Antwort. »Ich war in der Eingangshalle, vielleicht auch einmal im Zimmer des Kaplans im ersten Stock. Niemals so weit oben, Herr.«

»Es ist ein seltsamer Ort«, bemerkte der König, den Blick noch immer auf einen Punkt vor dem Nordwestfenster gerichtet. »Hier im Grünengelturm war einst der Mittelpunkt des gewaltigsten Königreichs, das es in Osten Ard je gegeben hat. Wußtest du das, Guthwulf?« Elias drehte sich um, so daß er dem Fenster den Rücken kehrte. Seine Augen glänzten, aber das Gesicht war abgezehrt und tiefgefurcht, als sitze ihm die eiserne Krone zu eng um die Stirn.

»Meint Ihr das Eures Vaters, Hoheit?« fragte der Graf verwundert und nicht ohne Furcht. Als ihn der König jetzt hatte holen lassen, hatte er nur eine Art Schrecken empfunden. Das war nicht mehr sein alter Freund. Auch wenn es gelegentlich so schien, als habe der König sich kaum verändert, konnte Guthwulf die Wahrheit nicht verdrängen: der Elias, den er

gekannt hatte, war so gut wie tot. Aber inzwischen quollen die Galgen am Platz der Schlachten und die Pfähle über dem Nerulagh-Tor von den sterblichen Überresten der Menschen über, die den neuen Elias in irgendeiner Weise verärgert hatten. Darum war Guthwulf klug genug, den Mund zu halten und zu tun, was man ihm sagte – zumindest vorläufig.

»Nicht das meines Vaters, Dummkopf. Bei der Liebe Gottes, schon meine eigene Hand erstreckt sich über ein weit größeres Königreich, als das seine je war. Mein Vater hatte König Lluth noch unmittelbar vor seiner Tür; jetzt gibt es außer mir keine anderen Könige mehr.«

Elias' Anwandlung von schlechter Laune war schon wieder verflogen, als er mit großer Geste den Arm hob. »Nein, Guthwulf, es gibt mehr Dinge auf der Welt, als du sie dir je erträumen kannst. Dieser Ort war einst das Haupt eines mächtigen Reiches – riesiger als Fingils Groß-Rimmersgard, älter als das Nabban der Imperatoren, stärker an Weisheit als das untergegangene Khandia.« Seine Stimme wurde so leise, daß sie im Rufen des Windes kaum noch zu vernehmen war. »Aber mit *seiner* Hilfe werde ich diese Burg zum Herrschersitz eines noch gewaltigeren Reiches machen.«

»Mit wessen Hilfe, Hoheit?« konnte Guthwulf sich nicht enthalten zu fragen. Kalte Eifersucht stieg jäh in ihm auf. »Pryrates?«

Elias schaute ihn einen Moment seltsam an und brach dann in Gelächter aus. »Pryrates! Guthwulf, du bist einfältig wie ein Kind!«

Der Graf von Utanyeat biß sich auf die Innenseite seiner Wangen, um die zornigen – und möglicherweise tödlichen – Worte zurückzuhalten, die ihm auf der Zunge lagen. Er ballte und öffnete die narbigen Fäuste. »Ja, mein König«, antwortete er endlich.

Der König starrte erneut aus dem Fenster. Über seinem Kopf schlummerten in dunklen Trauben die großen Glocken. Irgendwo in der Ferne grollte der Donner. »Allerdings hat der Priester Geheimnisse vor mir«, sagte Elias. »Er weiß, daß meine Macht mit meinem Verständnis wächst, und darum versucht er, mir Dinge vorzuenthalten. Siehst du das, Guthwulf?« Er zeigte aus dem Fenster. »He, beim Höllenfeuer, wie willst du von dort hinten etwas sehen? Komm näher!« schnarrte er. »Hast du Angst, im Wind zu erfrieren?« Er stieß ein unheimliches Lachen aus.

Unwillig kam Guthwulf zu ihm und dachte daran, wie der König gewesen war, bevor der Wahnsinn ihn befallen hatte: hitzig, gewiß, aber nicht wankelmütig wie ein Frühlingslüftchen; immer zu Scherzen aufgelegt, aber mit der rauhen Fröhlichkeit des Soldaten, nicht diesem alles verhöhnenden, unverständlichen Witz. Es fiel Guthwulf immer schwerer, sich überhaupt

noch an diesen anderen Mann – seinen Freund – zu erinnern. Die Ironie dabei war, daß es schien, als werde Elias mit zunehmender Verrücktheit seinem Bruder Josua immer ähnlicher.

»Dort.« Der König wies über die feuchten Dächer des Hochhorstes auf die graue Masse des Hjeldinturms, der sich an die Nordmauer des Inneren Zwingers duckte. »Diesen Turm habe ich Pyrates für seine verschiedenen Versuche überlassen – für seine *Forschungen*, wenn man es so nennen will –, und nun hält er ihn stets verschlossen und will nicht einmal seinem König einen Schlüssel geben. Meiner Sicherheit wegen, behauptet er.« Elias blickte auf den düsteren Turm des Priesters, ein Bauwerk, so grau wie der Himmel. Die oberen Fenster schienen aus dickem, rotem Glas zu bestehen. »Er fängt an, mächtig stolz zu werden, dieser Alchimist.«

»Verbannt ihn, Elias – oder vernichtet ihn!« rief Guthwulf, ohne zu überlegen. Er beschloß trotzdem weiterzureden. »Ihr wißt, daß ich immer wie ein Freund mit Euch gesprochen habe, notfalls sogar grob. Ihr wißt auch, daß ich keine Memme bin, die winselt, wenn ein paar Tropfen Blut fließen oder ein paar Knochen splittern. Aber dieser Mann ist giftig wie eine Schlange und weit gefährlicher. Einst wird er Euch den Dolch in den Rücken stoßen. Sagt nur ein Wort, und ich werde ihn töten.« Als er den Satz beendet hatte, merkte er, daß sein Herz raste wie in der Stunde vor der Schlacht.

Der König starrte ihn einen Augenblick an und lachte dann wieder. »Ah, das ist der Wolf, den ich kannte. Nein, nein, alter Freund, ich habe es dir schon einmal gesagt: ich *brauche* Pyrates, wie ich jedes Mittel einsetzen werde, um das große Werk zu vollenden, das vor mir liegt. Und auch er wird mir nicht in den Rücken fallen, denn weißt du, er braucht mich genauso. Der Alchimist benutzt mich – zumindest glaubt er das.«

Wieder donnerte es in der Ferne, als Elias vom Fenster zurücktrat und Guthwulf die Hand auf den Arm legte. Der Graf konnte die Kälte, die von den Fingern des Königs ausstrahlte, durch seinen dicken Ärmel spüren. »Aber was ich nicht will, ist, daß Pyrates dich tötet«, erklärte Elias. »Und irre dich nicht – er würde es tun. Sein Kurier aus Nabban traf heute hier ein. Im Brief heißt es, daß die Verhandlungen mit dem Lektor bestens verlaufen und Pyrates in wenigen Tagen zurück sein wird. Darum war es ein guter Einfall von mir, dich an der Spitze meiner Ritter nach den Hoch-Thrithingen zu entsenden. Der junge Fengbald wollte unbedingt den Befehl übernehmen, aber du hast mir stets treu gedient und bist damit vor allem außer Reichweite des roten Priesters, bis er getan hat, was ich von ihm ha-

ben muß.«

»Ich danke Euch für die Möglichkeit, Euch zu dienen, mein König«, erwiderte Guthwulf langsam. In seinem Herzen bildete sich aus verschiedenen Arten von Wut und Furcht eine dicke, giftgeschwollene Blase. Allein die Vorstellung, daß ein Graf von Utanyeat sich zu solchen verlogenen Kratzfüßen erniedrigen mußte!

Und was, dachte er mit plötzlicher Wildheit, wenn er nun Elias packte – einfach den König packte und mit ihm über die niedrige Fensterbrüstung sprang, so daß sie beide mehr als hundert Ellen tief hinabstürzten und unten wie Eier zerschellten? Bei Usires dem Erlöser, welche ungeheure Erleichterung mußte es bedeuten, diesem schwärenden Hirnfieber ein Ende zu setzen, von dem der ganze Hochhorst, Guthwulf selbst eingeschlossen, befallen war! In seinem Kopf drehte es sich. Laut sagte er jedoch nur: »Seid Ihr sicher, daß diese Gerüchte über Euren Bruder wirklich mehr als nur Gerüchte sind? Mehr als die Einbildungen unzufriedener Bauern? Es fällt mir schwer zu glauben, daß jemand es überlebt haben könnte … Naglimund, meine ich.«

Einen Schritt, dachte er, nur einen, dann würden sie beide durch die lastende Luft in die Tiefe gleiten. In Sekunden wäre alles vorüber, und der lange, dunkle Schlaf könnte beginnen …

Elias entfernte sich vom Fenster und brach den Bann. Guthwulf fühlte kalte Schweißperlen auf seiner Stirn. »Ich kümmere mich nicht um Gerüchte, mein guter Utanyeat. Ich bin Elias der Hochkönig, und ich *weiß* es.« Er stapfte zu einem Fenster auf der anderen Seite des Turms, das nach Südosten ging, dem Wind entgegen. Sein Haar flatterte schwarz wie Krähenflügel. »Dort.« Er deutete über den bewegten, bleigrauen Kynslagh hinweg in die trübe Ferne. Ein Blitzschlag erhellte sekundenlang die tiefen Brunnen seiner Augen.

»Josua lebt tatsächlich, und er ist irgendwo dort draußen. Ich weiß es aus vertrauenswürdiger Quelle.« Ein Donnerschlag jagte den Blitz. »Pryrates sagt, ich könnte meine Kräfte nützlicher anwenden. Er meint, ich sollte mir meines Bruders wegen keine Sorgen machen. Hätte ich nicht tausend Beweise dafür, daß Pryrates' Herz schwarz und leer ist, könnte ich glauben, er hätte Mitleid mit Josua, so heftig widersetzt er sich diesem Unternehmen. Aber ich werde handeln, wie ich es für richtig halte. Ich bin der König, und ich will, daß Josua stirbt.« Ein neuer Blitzschlag tauchte sein Gesicht in grelles Licht. Es war verzerrt wie eine Ritualmaske. Die Stimme des Königs kam mühsam. Vorübergehend schien es, als schütze ihn nur der

krampfhafte Griff seiner weißen Knöchel um das steinerne Sims vor dem Umfallen. »Und ich will meine Tochter zurück. *Zurück.* Ich will Miriamel. Sie hat ihrem Vater den Gehorsam verweigert und sich seinen Feinden angeschlossen – *meinen* Feinden. Sie muß bestraft werden.«

Guthwulf fiel keine Antwort ein. Er nickte und versuchte die entsetzlichen Gedanken zu unterdrücken, die in ihm aufwallten wie in einem Brunnen, der sich mit schwarzem Wasser füllt. Der König und sein verfluchtes Schwert! Selbst in diesem Augenblick spürte Guthwulf, daß die bloße Gegenwart der Klinge in ihm Übelkeit erregte. Er würde nach den Thrithingen ziehen und Jagd auf Josua machen, wenn Elias das wünschte. Wenigstens kam er damit von dieser schaurigen Burg fort, mit ihren nächtlichen Geräuschen, ihrer verängstigten Dienerschaft und dem wahnsinnigen, traurigen König. Er würde wieder klar denken können. Der Graf würde reine Luft atmen und wieder ein Soldatenleben führen, mit Männern, bei deren Gedanken und Gesprächen er sich wohl fühlte.

Donner durchtoste die Stube und brachte die Glocken zum Summen. »Ich werde tun, was Ihr befehlt, mein König«, versicherte er. »Natürlich«, nickte Elias, jetzt wieder ganz ruhig. »Natürlich.«

Finster vor sich hin starrend war Guthwulf gegangen. Der König blieb noch eine Weile, blickte in den wolkenverhangenen Himmel und lauschte so aufmerksam dem Wind, als verstünde er seine klagende Sprache.

Rachel, Oberste der Kammerfrauen, fühlte sich in ihrem engen Versteck allmählich recht unwohl. Immerhin hatte sie erfahren, was sie wissen mußte. Ihr Kopf wimmelte von Ideen, die mit ihrer eigentlichen Tätigkeit in keinerlei Zusammenhang standen; Rachel der Drache hatte in letzter Zeit festgestellt, daß ihr Dinge in den Sinn kamen, die sie früher nie für möglich gehalten hätte.

Sie rümpfte die Nase über den stechenden, aber vertrauten Geruch von Polierfett und spähte durch den Spalt zwischen dem steinernen Türrahmen und der verzogenen Holztür. Der König stand still wie eine Statue und starrte hinaus ins Nichts. Wieder erfüllte Rachel Entsetzen über ihr eigenes Vergehen. Herumzuspionieren wie die schlampigste Magd, eine, die man nur als Aushilfe über die Heiligen Tage angenommen hatte! Und ausgerechnet beim Hochkönig! Immerhin war Elias der Sohn ihres geliebten Königs Johan, auch wenn er nicht hoffen durfte, je an seinen Vater heranzukommen – und hier saß Rachel, sozusagen das letzte Bollwerk der Rechtschaffenheit auf dem Hochhorst, und bespitzelte ihn.

Bei dem Gedanken wurde ihr schwach und übel; das stinkende Fett

machte die Sache nicht besser. Sie lehnte sich an die Wand des Glöcknerkämmerchens und war für dessen Enge dankbar, denn zwischen den Seilrollen, Glockenhaken, Fettöpfen und den Backsteinwänden, die fast ihre Schultern berührten, konnte sie gar nicht umkippen, selbst wenn sie es versucht hätte.

Natürlich hatte sie nicht mit Absicht spioniert – nicht wirklich. Sie hatte die Stimmen gehört, als sie die beklagenswert schmutzigen Stiegen im zweiten Stock des Grünengelturms inspizierte. Leise war sie von der Wendeltreppe in eine hinter einem Vorhang verborgene Nische getreten, damit es nicht so aussah, als belausche sie die Gespräche des Königs, denn sie hatte fast sofort Elias' Stimme erkannt. Der König war vorübergestiegen und hatte dabei anscheinend zu dem grinsenden Mönch Hengfisk geredet, der ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Aber seine Worte waren Rachel eher wie sinnloses Geschwätz vorgekommen. »Flüstern aus Nakkiga«, hatte er gesagt und »Lieder aus luftigen Höhen.« Er hatte etwas vom »Horchen auf den Ruf der Zeugen« erwähnt, davon, daß »der Tag des Handels auf dem Berggipfel nun bald kommen würde«, und noch viel unverständlichere Dinge.

Der glotzäugige Mönch folgte, wie neuerdings unvermeidlich, dem König auf dem Fuße. Elias' wirre Worte strömten auf ihn ein, aber der Mönch nickte nur ohne Pause und kletterte hinter dem König her wie ein grinsender Schatten.

Auf eine Weise fasziniert und erregt, wie sie es lange nicht mehr empfunden hatte, ertappte Rachel sich dabei, daß sie den beiden Männern in ein paar Ellen Abstand hinterherstieg, immer im Schatten, die endlos lange Turmtreppe hinauf, die ihr vorkam, als hätte sie tausend Stufen. Der König hatte seine Litanei von Unbegreiflichkeiten fortgesetzt, bis er und der Mönch schließlich in der Glockenstube verschwanden. Rachel, die ihr Alter und das Ziehen in ihrem kranken Rücken spürte, war im darunterliegenden Stockwerk stehengeblieben. Sie lehnte sich an die Steinwand mit ihren wunderlichen Fliesen, schnappte nach Luft und staunte erneut über ihre eigene Kühnheit. Vor ihr befand sich eine offene Werkstatt. Ein großer Flaschenzug lag, in Einzelstücke zerteilt, auf einem mit Sägespänen bedeckten Block, daneben auf dem Boden ein Vorschlaghammer, als habe sein Besitzer sich mitten im Schlag in nichts aufgelöst. Neben der Treppe gab es nur diesen Hauptraum und die Nische mit dem Vorhang. Darum hatte Rachel, als der Mönch auf einmal die Stufen hinuntergeklappert kam, wirklich keine andere Möglichkeit gehabt, als schnell in die Nische zu hu-

schen.

Ganz hinten darin hatte sie eine Holzleiter entdeckt, die nach oben ins Dunkel führte. Rachel wußte, daß sie zwischen dem König über ihr und demjenigen, den sein Mundschenk von unten heraufholen würde, gefangen war; darum war ihr nichts anderes eingefallen, als auf der Suche nach einem sichereren Versteck die Leiter hinaufzusteigen. Jeder, der zu nah an die Nische herankam, konnte den Vorhang zur Seite streifen und sie dort finden, und Rachel wäre großen Peinlichkeiten oder sogar einem noch weit schlimmeren Schicksal ausgesetzt gewesen. Einem viel schlimmeren Schicksal. Der Gedanke an die Köpfe, die wie schwarzes Obst über dem Nerulagh-Tor faulten, spornte ihre alten Knochen die Leiter hinauf, die, wie sich herausstellte, direkt in das Glöcknerkämmerchen führte.

Deshalb war es eigentlich doch nicht ihre Schuld, nicht wahr? Sie hatte ja im Grunde gar nicht spionieren wollen – man hatte sie praktisch gezwungen, sich Elias' rätselhafte Unterredung mit dem Grafen von Utanyeat anzuhören. Gewiß würde die gute Sankt Rhiap das verstehen, sagte sie sich, und ein Wort für Rachel einlegen, wenn die Zeit kam, daß man im Vorzimmer des Himmels aus der Großen Schriftrolle las.

Wieder lugte sie durch den Türspalt. Der König war an ein anderes Fenster getreten – es ging nach Norden, auf das brodelnde schwarze Herz des heraufziehenden Unwetters –, schien jedoch nicht die Absicht zu haben, den Raum zu verlassen. Rachel bekam allmählich Angst. Die Leute erzählten, daß Elias nächtelang nicht schlief, sondern zusammen mit Pryrates im Hjeldinturm beschäftigt war. War das die spezielle Wahnidee des Königs, daß er bis zum Morgengrauen in Türmen herumlief? Es war jetzt erst Nachmittag. Rachel merkte, wie ihr wieder schwindlig wurde. Mußte sie hier für immer eingesperrt bleiben?

Ihr wild umherschießender Blick fiel auf Buchstaben, die in die verriegelte Tür geschnitzt waren. Überrascht weiteten sich ihre Augen.

Jemand hatte den Namen *Miriamel* in das Holz geritzt. Die Buchstaben waren tief eingeschnitten, als sei derjenige, von dem sie stammten, wie Rachel hier eingeschlossen gewesen und habe sich so die Zeit vertrieben. Aber wie konnte jemand überhaupt hier hineingeraten sein, der dann so etwas tun würde?

Ein kurzer Gedanke streifte Simon, denn sie erinnerte sich daran, daß der Junge kletterte wie ein Affe und dauernd in Patschen geriet, die anderen nicht einmal absichtlich begegneten. Er hatte den Grünengelturm geliebt – war es nicht kurz vor König Johans Tod gewesen, als er unten den

Küster Barnabas umgestoßen hatte? Rachel schmunzelte. Der Junge war der reinste Teufel gewesen.

Beim Gedanken an Simon fiel ihr jäh wieder ein, was der Wachszieherjunge Jeremias gesagt hatte. Das Schmunzeln verschwand aus ihrem Gesicht. *Pryrates*. Pryrates hatte ihren Jungen umgebracht. Wenn sie an den Alchimisten dachte, empfand Rachel einen Haß, der brannte und Blasen schlug wie Ätzkalk, einen Haß, der mit nichts zu vergleichen war, das sie jemals im Leben gefühlt hatte.

Benommen schüttelte sie den Kopf. Der bloße Gedanke an Pryrates war entsetzlich. Was Jeremias ihr über den kahlen Priester erzählt hatte, brachte sie auf Ideen, auf schwarze Wunschvorstellungen, die sie sich früher nie zugetraut hätte.

Erschreckt von der Gewalt ihrer Empfindungen, zwang sie sich, ihre Aufmerksamkeit wieder der Schnitzerei an der Tür zuzuwenden.

Sie musterte mit schmalen Augen die sorgfältigen Buchstaben und entschied, daß Simon, was immer er sonst angestellt haben mochte, für diese Untat nicht in Frage kam. Die Schrift war viel zu sauber. Selbst als Morgenes ihn bereits unterrichtete, pflegte Simons Handschrift über die Seiten zu torkeln wie ein berauschter Käfer. Die Buchstaben hier stammten von einer gebildeten Hand. Aber wer würde an einer so abseitigen Stelle den Namen der Prinzessin einschnitzen? Zweifellos benutzte der Küster Barnabas das Kämmerchen, aber die Vorstellung, daß diese säuerliche, vertrocknete, lederartige alte Eidechse von Mann hier mühevoll den Namen Miriamel in eine Tür schnitt, überstieg selbst Rachels Einbildungskraft, und das, obwohl Rachel sich bei Männern so gut wie jede Bosheit oder Dummheit ausmalen konnte, sobald sie sich der ordnenden Frauenhand entzogen. Trotzdem war Küster Barnabas als schmachtender Verehrer gänzlich undenkbar.

Zornig schalt sich Rachel, weil ihre Gedanken abschweiften. War sie denn tatsächlich schon so alt und eingeschüchtert, daß sie sich in einem Augenblick, in dem es soviel Wichtiges zu überlegen gab, in müßigen Spekulationen verlor? Seit der Nacht, in der sie und die anderen Kammerfrauen Jeremias gerettet hatten, war ein Plan in ihr herangereift; aber ein Teil von ihr wollte diesen Plan vergessen und lieber alles so lassen, wie es immer gewesen war.

*Aber es wird nie wieder so sein, wie es einmal war, alte Närrin. Sieh es doch endlich ein.*

Es fiel ihr neuerdings immer schwerer, sich vor Entscheidungen dieser

Art zu drücken. Angesichts des entlaufenen Wachszieherjungen hatten Rachel und ihre Schützlinge am Ende begriffen, daß sie keine andere Wahl hatten, als ihm zur Flucht zu verhelfen. So hatten sie ihn eines Abends aus dem Hochhorst herausgeschmuggelt, verkleidet als Kammerfrau, die nach Erchester heimging. Und während sie zuschaute, wie sich der mißhandelte Junge hinkend in Sicherheit brachte, war Rachel ganz plötzlich etwas klar geworden: Das Böse, das wie eine schwarze Wolke über ihrer Heimat lag, ließ sich nicht länger beiseiteschieben. Und, dachte sie jetzt grimmig, wenn die Oberste der Kammerfrauen sah, daß irgendwo Unsauberkeit herrschte, war es ihre Pflicht und Schuldigkeit, dafür zu sorgen, daß dieser Schmutz beseitigt wurde.

Rachel hörte schwere Stiefel über den weißen Steinboden der Glockenstube scharren und wagte einen schnellen Blick durch die schmale Öffnung. Die in ihren grünen Mantel gehüllte Gestalt des Königs war gerade im Begriff, in der Türöffnung zu verschwinden. Rachel lauschte den Schritten, die nach unten führten und immer leiser wurden. Danach wartete sie noch eine lange Zeit, auch nachdem sie nichts mehr hören konnte, bis sie schließlich die Leiter wieder hinunterkletterte. Sie trat hinter dem Vorhang vor, hinaus in die frische Luft des Treppenhauses, und tupfte sich Stirn und Wangen ab, die trotz des kalten Steins schweißnaß waren. Vorsichtig und geräuschlos machte sie sich an den Abstieg.

Aus den Gesprächen des Königs hatte sie eine Menge Wissenswertes erfahren. Jetzt mußte sie sich nur in Ruhe etwas einfallen lassen. Diese Art Plan konnte doch wohl nicht halb so schwierig sein wie ihre Strategie für den großen Frühjahrsputz? Und um etwas ähnliches handelte es sich ja doch im wesentlichen, oder nicht?

Ihre alten Knochen schmerzten, aber das Gesicht war zu einem eigenartigen Lächeln verzogen – es hätte ihre Kammermägde erschauern lassen. Langsam kletterte Rachel die endlose Treppe des Grünengelturms hinunter.

Binabiks Augen wichen Sludigs Blick aus. Die beiden saßen sich an ihrem Kochfeuer gegenüber. Der Troll war gerade dabei, das traurige Häuflein seiner Wurfknöchel in ihren Beutel zurückzuschütten. Er hatte sie an diesem Morgen schon mehrmals geworfen. Die Ergebnisse schienen ihm wenig Freude zu bereiten.

Seufzend steckte der Troll den Beutel ein. Dann stocherte er mit einem Stock in der Asche des Feuers und grub ihr Frühstück aus, ein Häufchen

versteckter Nüsse, die er gefunden und aus dem gefrorenen Boden gewühlt hatte. Es war ein bitterkalter Tag, und in ihren Satteltaschen fand sich nichts Eßbares mehr. Binabik war nicht zu stolz, von Eichhörnchen zu stehlen.

»Sag nichts«, erklärte der Troll unvermittelt. Sludig, der seit einer Stunde geschwiegen hatte, war gerade im Begriff gewesen, den Mund zu öffnen. »Bitte, Sludig, sag einen Augenblick nichts. Nur um die kleine Kangkangflasche aus deiner Tasche bitte ich dich.«

Traurig reichte ihm der Rimmersmann das Fläschchen. Binabik nahm einen langen Zug und wischte sich dann mit dem Jackenärmel den Mund. Ein zweites Mal fuhr der Ärmel über die Augen des Trolls.

»Ein Versprechen gab ich«, begann Binabik ruhig. »Das Feuer zweier Nächte erbat ich, und du hast es gewährt. Nun muß ich den Schwur halten, den ich von allen am liebsten brechen würde. Wir müssen das Schwert zum Stein des Abschieds bringen.«

Sludig wollte etwas bemerken, nahm aber statt dessen das Fläschchen von Binabik zurück und trank einen tiefen Schluck.

Qantaqa, die von einem ihrer Jagdausflüge wiederkam, sah zu, wie Troll und Rimmersmann ohne ein weiteres Wort ihre wenigen Habseligkeiten auf die Packpferde luden. Die Wölfin beobachtete sie ein Weilchen, gab dann ein leises, klagendes Stöhnen von sich und trabte davon. Sie rollte sich am Rand der Lichtung zusammen und blickte über den Zaun ihres buschigen Schweifs ernsthaft zu Binabik und Sludig hinüber.

Binabik nahm den Weißen Pfeil aus seiner Satteltasche und hielt ihn hoch. Er preßte den hölzernen Schaft an die Wange. Der Pfeil leuchtete weißer als der Pulverschnee ringsum. Binabik steckte ihn wieder in die Tasche. »Ich komme wieder«, sagte der kleine Mann in die Leere. »Ich werde dich finden.«

Er rief Qantaqa und schwang sich auf ihren Rücken. Auch Sludig stieg in den Sattel, und sie schlugen den Weg in den Wald ein, gefolgt von den angeleinten Packpferden. Der stetig herabsinkende Schnee begann ihre Fußstapfen aufzufüllen. Als das gedämpfte Geräusch ihres Vorwärtskommens verklungen war, gab es von ihrem Aufenthalt auf der Lichtung keine Spur mehr.

Irgendwo herumzusitzen und sein Schicksal zu bejammern, würde ihm nicht viel nützen, entschied Simon. Außerdem wurde der Himmel langsam unangenehm dunkel für einen Vormittag, und der Schnee fiel immer dich-

ter. Wehmütig starrte Simon in den Spiegel. Was immer Jirikis Geschenk für Eigenschaften besitzen mochte, der Prinz hatte die Wahrheit gesprochen, als er sagte, daß es ihn nicht durch Zauberkraft an Simons Seite bringen würde. Simon steckte den Spiegel wieder in seinen Mantel, stand auf und rieb sich die Hände. Möglicherweise befanden sich Binabik und Sludig gar nicht weit von ihm entfernt; vielleicht waren auch sie vom Pferd gestürzt und brauchten Hilfe. Er hatte keine Ahnung, wie lange er, vom Schlaf überwältigt, hilflos dagelegen und den Worten der Sitha-Frau gelauscht hatte, die in seinen Träumen sprach – es konnten Stunden gewesen sein, aber auch Tage. Seine Gefährten konnten sich ebensogut noch in der Nähe aufhalten, wie sie ihn vielleicht aufgegeben hatten und schon Meilen weitergeritten waren.

Während er über diese düsteren Möglichkeiten nachdachte, marschierte Simon los, und zwar in einer immer größer werdenden Spirale, denn er erinnerte sich undeutlich, daß ihm Binabik das für den Fall des Verirrens empfohlen hatte. Allerdings ließ sich schwer herausfinden, ob das Beschreiben einer Spirale auch in seinem Fall das Richtige war, denn er wußte nicht genau, wer sich nun eigentlich verirrt hatte. Außerdem hatte er nicht sonderlich aufmerksam zugehört, als der kleine Mann ihm erklärte, wie man eine solche Spirale berechnete – der Waldläufer-Unterricht des Trolls hatte die Bahn der Sonne, die Färbung von Rinde und Blättern und die Richtung, in die bestimmte Baumwurzeln keimten, wenn sie in fließendem Wasser lagen, mit einbezogen. Aber während Binabik das alles beschrieb, hatte Simon eine dreibeinige Eidechse beobachtet, die langsam über den Waldboden des Aldheorte humpelte. Ein Jammer, daß Binabik sich nicht bemüht hatte, seine Erläuterungen etwas fesselnder zu gestalten, dachte Simon, aber jetzt war es ohnehin zu spät, das noch zu ändern.

Er stapfte durch den immer dichter fallenden Schnee. Hinter den Wolken, die sie erstickten, stieg unsichtbar die Sonne höher. Der kurze Nachmittag kam und verabschiedete sich fast sofort. Der Wind wehte, und der Sturm packte den Aldheorte mit frostigen Fingern an der Kehle und drückte zu. Die Kälte biß sich durch Simons Mantel, der ihm allmählich so dünn vorkam wie sommerliche Damenschleier. Solange Simon mit seinen Freunden zusammengewesen war, hatte ihm der Mantel völlig gereicht; jetzt konnte er sich, wenn er recht darüber nachdachte, nicht mehr erinnern, wann es ihm zum letzten Mal richtig warm gewesen war.

Als der Tag länger wurde und er weiterhin erfolglos durch den Schnee marschierte, bekam Simon nach und nach Magenschmerzen. Seine letzte

Mahlzeit hatte er bei Skodi eingenommen – die Erinnerung an dieses Essen und das, was danach gekommen war, ließ ihn noch einmal von Kopf bis Fuß erzittern, obwohl der Wind ihn schon so oft hatte schaudern lassen, daß er kaum noch die Kraft zu solchen Anfällen von Schüttelfrost hatte. Wie lange lag diese Mahlzeit wohl schon zurück?

*Heiliger Ädon*, betete er, *gib mir zu essen.* Der Gedanke wurde zu einer Art Vers und dröhnte im Takt mit dem Knirschen seiner Stiefel unablässig in seinem Kopf.

Leider konnte man das Problem nicht dadurch verdrängen, daß man sich auf etwas anderes konzentrierte. Auch stand es noch lange nicht so schlimm, wie es werden konnte: Simon wußte, daß er sich nicht noch mehr verirren würde, als es schon der Fall war; aber er konnte noch viel, viel hungriger werden.

Während seiner Zeit mit Binabik und den Soldaten hatte er sich daran gewöhnt, daß andere das Jagen und Sammeln erledigten; wenn er dabei geholfen hatte, dann zumeist nach ihren Anweisungen. Plötzlich fand er sich so allein wie an jenen schrecklichen ersten Tagen im Wald von Aldheorte, nachdem er aus dem Hochhorst geflohen war. Damals hatte er grausamen Hunger gelitten und trotzdem überlebt, bis der Troll ihn entdeckte. Aber das war auch nicht zur Winterszeit gewesen, und er hatte von abgelegenen Höfen etwas stehlen können. Jetzt streifte er in einer erstarrten und unbewohnten Wildnis umher, verglichen mit der ihm sein damaliger Aufenthalt im Wald wie der reinste Nachmittagsspaziergang vorkam.

Die Sturmwinde heulten jetzt lauter. Selbst die Luft schien plötzlich kälter zu werden, und Simon fing von neuem an zu schlottern. Ganz sacht färbte der Wald sich dunkler, eine Warnung, daß selbst das matte Licht dieses Tages nicht ewig anhalten würde. Simon kämpfte gegen ein wachsendes Grauen an. Den ganzen Tag hatte er sich bemüht, das leise Kratzen der Krallen dieses Entsetzens zu überhören, und manchmal das Gefühl gehabt, am Rande eines Abgrunds zu wandeln, einer Grube ohne Boden und Grenzen.

Ihm war klar, daß man unter solchen Umständen sehr leicht den Verstand verlieren konnte. Nicht daß man plötzlich in Raserei verfiel und mit den Armen fuchtelte wie ein Bettler, der in Erchester in der Schenkengasse herumtobte; nein, man versank ganz sacht in stillen Wahn. Er würde, ohne es überhaupt zu merken, irgendeinen Fehltritt tun und langsam und hilflos in den Abgrund taumeln, der, daran gab es keinen Zweifel, unmittelbar neben ihm wartete. Er würde fallen und fallen, bis ihm nicht einmal

mehr bewußt sein würde, *daß* er fiel. Sein wirkliches Leben, seine Erinnerungen, Freunde und Heimat, die er einmal besessen hatte, das alles würde immer mehr verblassen, bis nichts mehr übrigblieb als uraltes, verstaubtes Gerümpel in einem Kopf, der einer vernagelten Hütte glich.

War es so, wenn man starb? fragte er sich plötzlich. Blieb ein Teil des Menschen in seinem Körper, wie in Skodis gräßlichem Lied? Lag man in der Erde und spürte, wie einem nach und nach die Gedanken entglitten wie eine Sandbank, die vom Fließen der Strömung allmählich aufgelöst und fortgeschwemmt wird? Und wäre das, wenn man es sich so überlegte, wirklich so schlimm – im Feuchten und Dunklen zu liegen und einfach langsam aufzuhören zu sein? Wäre es nicht besser als die hektische Betriebsamkeit der Lebenden, das nutzlose Anrennen gegen unüberwindliche Hindernisse, die panische und unsinnige Flucht vor dem endlichen Sieg des Todes?

*Nachgeben … einfach nicht weiterkämpfen…*

Es hatte einen besänftigenden Klang, wie ein trauriges, aber schönes Lied. Wie ein sanftes Versprechen war es, ein Kuß vor dem Einschlafen…

Simon kippte nach vorn. Vor Schreck wurde er hellwach. Seine Hand schoß vor und stützte sich gegen den Stamm einer skelettkahlen Birke. Sein Herz jagte.

Verblüfft sah er, daß seine Schultern und Stiefel mit dichtem Schnee bedeckt waren, als hätte er schon lange so dagestanden – dabei war es ihm wie ein ganz kurzer Augenblick vorgekommen! Er schüttelte den Kopf und ohrfeigte sich mit behandschuhten Fingern, bis der brennende Schmerz das Leben in seinen Körper zurücktrieb. Er wütete gegen sich selbst. Um ein Haar im Stehen einzuschlafen! Auf den Füßen zu erfrieren! Was für ein Mondkalb war er bloß!

Nein. Wieder schüttelte er knurrend den Kopf. Binabik und Sludig hatten gesagt, er sei beinah ein Mann – so leicht konnte er sie nicht Lügen strafen. Es war kalt, und er hatte Hunger, sonst nichts. Er würde nicht flennen und einfach aufgeben wie ein jämmerlicher Küchenhelfer-Lehrling, den man aus der Küche geworfen hatte. Simon hatte viel gesehen und geleistet. Er hatte schon Schlimmeres überstanden.

Aber was sollte er tun?

Den Mangel an Nahrung konnte er nicht sofort beseitigen, das wußte er, aber das war auch nicht das Ärgste. An eine Aussage Binabiks erinnerte sich Simon sehr gut, nämlich, daß man es sehr lange ohne Essen aushalten, aber in der Kälte keine einzige Nacht überleben konnte, wenn man keinen

Unterschlupf fand. Darum, hatte der Troll immer wiederholt, wäre ein Feuer das Allerwichtigste.

Aber Simon hatte kein Feuer, konnte auch keines anzünden. Während er über diese unbarmherzige Tatsache nachgrübelte, marschierte er weiter. Trotz der schnell zunehmenden Dunkelheit hoffte er immer noch, einen erträglichen Lagerplatz zu finden, bevor er haltmachte. Der Schnee fiel jetzt immer dichter. Simons Weg führte ihn durch eine lange, nicht allzu tiefe Schlucht. Er suchte nach einer höhergelegenen Stelle, einem Ort, an dem er sich, sofern er die Nacht überlebte, nicht erst morgens einen Weg freigraben mußte. Beim Gedanken daran verzogen sich seine aufgesprungenen Lippen zu einem schmerzhaften Lächeln. Er hatte in letzter Zeit soviel Pech, daß die Stelle weiter oben, die er sich aussuchte, wahrscheinlich vom Blitz getroffen werden würde.

Er lachte heiser. Sekundenlang machte ihm der Klang seiner eigenen Belustigung Mut, aber der Wind riß ihn fort, bevor Simon das Gefühl recht genießen konnte.

Der Platz, den er wählte, bestand aus einer Gruppe Schierlingstannen, die sich auf einem niedrigen Hügel aneinanderdrängten wie Posten in weißen Umhängen. Der Schutz einiger großer Steine oder noch besser einer Höhle wäre ihm lieber gewesen, aber soviel Glück war ihm nicht beschieden. Er verdrängte das Gurgeln seines leeren Magens und sah sich kurz in dem kleinen Gehölz um, bevor er sich daran machte, Schnee zu harten Klumpen zu pressen. Diese schichtete er auf der dem Wind zugekehrten Seite zwischen den Bäumen auf, drückte sie aneinander und strich sie glatt, bis er eine brauchbare Mauer errichtet hatte, etwas höher als seine Knie.

Als das letzte, blutrote Licht vom Himmel herunterzusickern begann, riß Simon von den umstehenden Tannen Zweige ab und häufte sie vor seinem Schneebollwerk auf, bis er ein Bett aus elastischen Nadeln hatte, das fast die Höhe der Mauer erreichte. Damit nicht zufrieden, umkreiste er weiter die Lichtung und schnitt mit seinem Qanucmesser Hände voller Äste ab, bis ein zweiter, ebenso großer Haufen neben dem ersten lag. Einen Moment hielt er schweratmend inne und spürte, wie die kalte Luft die Wärme so rasch von seinem entblößten Gesicht saugte, als setze man ihm eine Maske aus Graupeln auf.

Jäh kam ihm zu Bewußtsein, wie ungeheuerlich sein Versuch war, sich in der vor ihm liegenden Winternacht warm zu halten – und daß er, wenn seine Maßnahmen falsch waren, am nächsten Morgen vielleicht nicht wieder aufwachen würde. Das spornte ihn zu fieberhaften neuen Anstrengun-

gen an. Er verstärkte die Schneemauer, indem er sie noch etwas höher und erheblich dicker machte, und baute dann auf der anderen Seite der aufgestapelten Äste eine zweite, von Baumstämmen gestützte, niedrigere Mauer. Er rannte kreuz und quer durch das Gehölz und schnitt noch viel mehr Zweige ab – seine Handschuhe waren jetzt so voller Harz, daß er die Finger nicht mehr auseinander bekam und die Hand nur vom Messer lösen konnte, wenn er mit dem Fuß auf die Klinge trat –, bis die beiden Haufen so hoch waren wie seine Windmauer. Inzwischen war es fast zu dunkel, um noch etwas zu erkennen; selbst die großen Bäume verschwammen schnell zu trüben Schatten vor dem Hintergrund des fast leuchtenden Schnees.

Simon legte sich auf sein Bett aus Ästen, bog die Knie und zog die langen Beine an den Körper, um soviel wie möglich davon mit seinem Mantel zu umwickeln. Dann deckte er sich mit den restlichen Zweigen zu. Mit ungeschickten, klebrigen Fingern bemühte er sich nach Kräften, sie so ineinanderzuflechten, daß keine größeren Stellen frei blieben. Zum Schluß griff er durch die Tannendecke mühsam nach oben und zog sich die letzten paar Äste über den Kopf. Dann drehte er das Gesicht zur Seite, bis es zum größten Teil in seiner Kapuze steckte. Die Haltung war entsetzlich unbequem und ganz und gar unnatürlich, aber er konnte im Schutz der Kapuze den eigenen warmen Atem flüsternd wahrnehmen und hörte wenigstens für eine kleine Weile auf zu zittern.

Als er sich hinlegte, war er so erschöpft, daß er erwartet hatte, in kürzester Frist einzuschlafen, trotz der kitzelnden Zweige und der verkrampften Beine. Statt dessen stellte er fest, daß er im Lauf der ersten Nachtstunde nur immer wacher wurde. Die Kälte war zwar nicht mehr so schneidend wie vorher, als er gegen den Wind durch den Wald gelaufen war, aber dennoch durchdrang sie seinen ärmlichen Schutzwall und sickerte ihm in Mark und Bein. Es war eine stumpfe und unnachgiebige Kälte, geduldig wie Stein.

Daß es so kalt war, erschien ihm schon schlimm genug, aber durch den Donner seines Atems und das Trommeln seines Herzens konnte er noch andere, fremdartigere Geräusche hören. Er hatte vergessen, wie ganz anders ein nächtlicher Wald klang, wenn kein Freund neben einem schlief. Schmerzlich klagte der Wind in den Bäumen; andere Laute schienen bedrohlich verstohlen und doch laut genug, im Trauerlied des Windes vernehmbar zu sein. Nachdem er soviel Grauen erlebt hatte, hegte Simon keine eitlen Hoffnungen, die Nacht sei frei von Gefahren – ganz bestimmt

waren es verdammte Seelen, die er da im Sturm heulen hörte, polternde Hunen, die auf der Jagd nach warmem Blut den Forst durchstreiften!

Während die Nacht verstrich, merkte Simon, daß von neuem schwarze Angst in ihm aufstieg. Er war so schrecklich allein. Ein verirrter, todgeweihter Narr von einem Mondkalb war er, der sich nie in die Angelegenheiten von Leuten hätte einmischen sollen, die weit über ihm standen. Selbst wenn er diese Nacht überlebte und nicht den Klauen irgendeines lallenden, gesichtslosen Nachtgeschöpfs zum Opfer fiel, würde er ja doch bei Tageslicht verhungern. Gewiß, wenn er Glück hatte, hielt er ein paar Tage durch, vielleicht sogar Wochen, aber nach allem, was Binabik gesagt hatte, lag der Stein des Abschieds viele Meilen entfernt – immer vorausgesetzt, daß er überhaupt den Weg dorthin fand und es schaffte, sich durch das wenig einladende Innere des Aldheorte zu kämpfen. Simon wußte, daß seine Waldläuferkünste nicht ausreichten, um eine lange Verbannung in der Wildnis zu überstehen, er war kein Hans Mundwald, auch nicht annähernd. Ebenso gering war die Möglichkeit, daß er in diesem entlegenen Stück des nordöstlichen Waldes jemandem begegnete, der ihm helfen konnte, schon gar nicht bei diesem entsetzlichen Wetter.

Das Schlimmste aber war, daß seine Freunde längst nicht mehr in der Nähe waren. Mitten am Nachmittag hatte er sich plötzlich dabei ertappt, daß er laut und verzweifelt zu schreien anfing, wieder und wieder die Namen der beiden rief, bis seine Kehle rauh war wie der Hackklotz eines Schlächters. Zuletzt, kurz bevor seine Stimme versagte, hatte er geglaubt, auch die Namen der Toten gebrüllt zu haben. Das war der schrecklichste Gedanke von allen, der Weg, der sich gefährlich dem Abgrund näherte: wer heute nach den Toten rief, der würde morgen mit ihnen sprechen und wenig später ganz bei ihnen sein – zumindest im lebendigen Tod des unheilbaren Wahnsinns, der vielleicht schlimmer war als der wirkliche.

Er lag unter den Ästen und zitterte, aber nicht mehr allein der Kälte wegen. Es wollte dunkel in ihm werden, aber Simon wehrte sich. Er wußte, daß er noch nicht sterben wollte, aber kam es darauf an? Anscheinend hatte er ohnehin keinen Einfluß auf sein Schicksal.

*Aber ich will nicht hier sterben,* entschied er schließlich und tat einen Augenblick so, als hätte jemand ihn vor eine Wahl gestellt. Er griff nach seiner eigenen Verzweiflung und begann, sie zu glätten und zurückzudrängen, sie zu besänftigen wie ein verängstigtes Pferd. *Ich habe das Blut des Drachen berührt. Ich habe einen Weißen Pfeil der Sithi gewonnen. Das muß doch einen Sinn haben?*

Er wußte nicht, ob es wirklich einen Sinn hatte, aber plötzlich wollte er unbedingt am Leben bleiben.

*Ich will noch nicht sterben. Ich will Binabik wiedersehen und Josua … und Miriamel. Und ich will dabeisein, wenn Pryrates und Elias für ihre Untaten bestraft werden. Ich möchte wieder ein Zuhause haben, ein warmes Bett – o barmherziger Usires, wenn es dich wirklich gibt, schenk mir wieder ein Zuhause! Laß mich nicht hier in der Kälte sterben! Laß mich ein Heim finden … ein Heim … laß mich ein Heim finden …!*

Endlich siegte der Schlaf. Simon hörte das Echo seiner eigenen Stimme, als käme es aus der Tiefe eines alten steinernen Brunnens. Dann erst entglitt er den kalten und schmerzlichen Gedanken und fand einen wärmeren Ort.

Er überlebte die Nacht und sechs weitere Nächte, und jeder von ihnen folgte ein furchtbarer, eisigstarrer Morgen voller Einsamkeit und ständig wachsendem Hunger.

Die der Jahreszeit nicht gemäße Kälte hatte viele Kinder des Frühlings im Keim erstickt. Trotzdem hatten es einige wenige Pflanzen geschafft, in der kurzen, trügerisch warmen Periode, bevor der tödliche Winter wiederkehrte und blieb, zu knospen und zu blühen. Sowohl bei Binabik als auch bei den Sithi hatte Simon Blumen zu essen bekommen, aber er hatte keine Ahnung, ob es Unterschiede zwischen ihnen gab. Die paar, die er finden konnte, verzehrte er. Sie sättigten ihn nicht, aber sie brachten ihn auch nicht um. Unter manchen Schneehügeln gab es auch Stellen mit bitterem, gelbem Gras – *sehr* bitterem Gras –, und er griff nach allem, was er finden konnte. Einmal, in einem Augenblick unvernünftigen Heißhungers, versuchte er es sogar mit einer Handvoll Fichtennadeln. Sie schmeckten erstaunlich widerwärtig, und ihr Saft und sein eigener Geifer verwandelten seinen Flaumbart in eine klebrige, halb gefrorene Unappetitlichkeit.

An einem Tag, als seine Gier nach fester Nahrung schon zur Besessenheit des Wahnsinns geworden war, kreuzte ein von der Kälte verwirrter Käfer seinen Weg. Rachel der Drache hatte sehr entschiedene Ansichten über den schier unfaßbaren Schmutz gehabt, der solchem Ungeziefer anhaftete, aber Simons Magen war eine weit mächtigere Triebkraft geworden als selbst Rachels Erziehung. Er konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.

Trotz des Lochs in seinen Eingeweiden fiel ihm der erste Käfer schwer. Als er fühlte, wie sich die kleinen Beinchen in seinem Mund bewegten, würgte er und spuckte das Insekt wieder in den Schnee. Das sinnlose

Strampeln des Tiers brachte Simon fast dazu, sich zu übergeben, aber gleich darauf schnappte er es von neuem und zerkaute und verschluckte es, so schnell er nur konnte. Der Körper des Käfers glich einer zarten, nicht völlig harten Nuß, der Geschmack war kaum mehr als ein Hauch Moschuswürze. Als eine Stunde vergangen war, ohne daß eine von Rachels unheilvollen Vorhersagen eintraf, fing Simon an, sorgsam den Boden abzusuchen und auf ein paar mehr solcher langsam dahinkriechender Bissen zu hoffen.

Etwas anderes als sein ständiger Hunger und in mancher Beziehung noch schlimmer war die anhaltende Kälte. Wenn er eine Handvoll Lautengras fand und hinunterschlang, wurde der Hunger für eine kleine Weile geringer, und wenn er morgens die erste Stunde marschiert war, hörten seine Muskeln für kurze Zeit auf weh zu tun … aber von dem Augenblick an, als er zum allerersten Mal in sein Bett im Wald gekrochen war, hatte er sich nie wieder warm gefühlt. Hörte er nur wenige, kurze Sekunden auf, sich zu bewegen, begann er unwillkürlich zu schlottern. Die Kälte war so gnadenlos, daß man glauben konnte, sie verfolge ihn wie einen persönlichen Feind. Er verfluchte sie mit versagender Kraft und fuchtelte mit den Armen, als sei diese eisige Bosheit etwas, auf das man einschlagen konnte, wie er auf den Drachen Igjarjuk eingeschlagen hatte. Aber die Kälte war überall und nirgends; sie hatte kein schwarzes Blut, das man vergießen konnte.

Simon blieb nichts anderes übrig als weiterzulaufen. Deshalb trottete er durch alle langen, schmerzhaften Tageslichtstunden, vom frühen Morgen, wenn ihn seine verkrampften Glieder vom notdürftigen Lager zwangen, bis zu der Stunde, in der sich die Sonne endlich vom klatschnassen grauen Himmel zurückzog. Dabei bewegte er sich fast ununterbrochen nach Süden. Der Rhythmus seiner schlurfenden Füße wurde ein Teil seines Lebenskreislaufs wie das An- und Abschwellen des Windes, der Gang der Sonne, das Fallen der Schneeflocken. Er lief, weil es ihn warm hielt; er hielt sich südwärts, weil er sich dunkel erinnerte, daß Binabik erwähnt hatte, der Stein des Abschieds stehe im Grasland südlich des Aldheorte. Er wußte, daß es ihm nie gelingen würde, den ganzen Wald zu durchqueren, dieses gewaltige Stück Land voller Bäume und Schnee. Aber er brauchte ein Ziel. Das endlose Traben fiel ihm leichter, wenn er nur darauf achten mußte, daß die verschleierte Sonne von seiner linken zur rechten Seite glitt.

Vor allem aber wanderte Simon, weil er gar keine andere Wahl hatte.

Wenn er sich nicht mehr bewegte, mußte er sterben – und zum Sterben war er noch nicht bereit.

»Käfer, komm, sei fromm,
lauf nicht fort, bleib am Ort,
schmeck schlecht, mir recht,
wehr dich nicht, Leibgericht,
bleib hier, komm zu mir…«

Es war am späten Vormittag des siebten Tages seit seinem Erwachen im Schnee. Simon befand sich auf der Pirsch. Ein braun und grau gefleckter Käfer – größer und vielleicht saftiger als die kleine, schwarze Sorte, die zum Grundbestandteil seiner Ernährung geworden war – suchte sich am Stamm einer Weißzeder seinen Weg. Simon hatte schon etwa zwanzig Ellen früher nach ihm gegriffen, aber der Käfer besaß Flügel – eindeutig ein Beweis dafür, daß er schmecken mußte, weil es ihn soviel Mühe kostete, ungefressen zu bleiben – und war auf äußerst unhöfliche Weise davongebrummt. Weit war er nicht geflogen, aber auch ein zweiter Versuch Simons hatte keinen Erfolg gebracht und das Tier nur auf diesen neuen Landeplatz gescheucht.

Simon sang vor sich hin und wußte dabei nicht, ob er laut oder nur im Kopf sang. Dem Käfer schien es nichts auszumachen, also fuhr Simon mit seinem Liedchen fort.

»Käfer, schlaf, bleib brav,
trau dem Wort, flieg nicht fort,
sitze still, wie ich will,
Käfer, steh, durch den Schnee
weiß und schwer komm ich her…«

Simon, die Augen schmal zusammengekniffen wie ein Jäger, bewegte sich so langsam, wie sein zitternder, unterernährter Körper es zuließ. Er wollte diesen Käfer haben. Er *mußte* ihn haben. Er merkte, wie ihn von neuem ein Anfall von Schüttelfrost überkam, ein Schlottern, das seine ganze vorsichtige Annäherung vereiteln würde. Er machte einen Satz. Gierig klatschten seine Handflächen gegen die Borke, aber als er die hohlen Hände ans Gesicht führte und hineinspähte, erkannte er, daß sie leer waren.

»Wozu brauchst du das?« fragte jemand. Simon, der in den letzten Ta-

gen wiederholt Gespräche mit fremden Stimmen geführt hatte, wollte schon den Mund öffnen und antworten, als ihm das Herz in der Brust plötzlich wild zu pochen begann. Er fuhr herum, konnte aber niemanden sehen.

*Jetzt geht es los … ich werde verrückt …* Das war alles, was er noch denken konnte, bevor etwas seine Schulter berührte. Wieder schoß er herum und wäre dabei fast umgekippt.

»Hier. Ich habe es gefangen.« Vor ihm in der Luft schwebte merkwürdig leblos der Käfer. Gleich darauf sah Simon, daß er zwischen den Fingern einer Hand hing, die in weißen Handschuhen steckte. Der Besitzer der Hand trat hinter der Zeder hervor. »Ich weiß allerdings nicht, was du damit vorhast. Ißt dein Volk diese Tiere? Davon habe ich noch nie gehört.«

Sekundenlang dachte Simon, Jiriki wäre gekommen – das Gesicht mit den goldenen Augen, umrahmt von einer Wolke blassen Lavendelhaars, Jirikis ganz persönlicher, ungewöhnlicher Farbe, zu beiden Seiten der schrägen Wangenknochen Zöpfe mit eingeflochtenen Federn –, aber nach einem langen Blick aus weit aufgerissenen Augen begriff er, daß das jemand anders war.

Das Gesicht des Fremden war sehr schmal, aber trotzdem ein wenig runder als Jirikis. Wie bei dem Prinzen führte auch bei diesem Sitha der fremdartige Bau seines Körpers dazu, daß seine Züge manchmal kalt, fast grausam oder sogar ganz leicht tierhaft wirkten, immer aber eigenartig schön. Der Neuankömmling schien jünger und offenherziger zu sein als Jiriki. Ihr Gesicht – Simon hatte soeben bemerkt, daß es sich um ein weibliches Wesen handeln mußte – wechselte rasch den Ausdruck, als er sie anstarrte, so als vertauschte sie eine feingeschnittene Maske mit einer anderen. Trotz der Geschmeidigkeit und jugendlichen Kraft, die sie auszustrahlen schien, erkannte Simon tief in ihren katzenhaft gelassenen Goldaugen das uralte Licht der Sithi, das sie mit Jiriki teilte.

»Seoman«, sagte sie und lachte wispernd. Die weiß verhüllten Finger berührten seine Stirn, leicht und kraftvoll wie Vogelschwingen. »Seoman Schneelocke.«

Simon zitterte. »W-w-wer …?«

»Aditu.« In ihren Augen lag sanfter Spott. »Meine Mutter nannte mich Aditu no-Sa'onserei. Man hat mich zu dir geschickt.«

»Gesch-schickt? W-w-wer …?«

Aditu legte den Kopf schief und reckte den biegsamen Hals, wobei sie Simon betrachtete wie ein verwahrlostes, aber interessantes Tier, das auf

der Türschwelle hockt. »Mein Bruder, Menschenkind. Jiriki – natürlich.« Sie sah Simon, der langsam hin- und herzuschwanken begann, verwundert an. »Warum schaust du mich so sonderbar an?«

»Wart Ihr … in meinen Träumen?« fragte er klagend.

Unvermittelt setzte er sich vor ihren nackten Füßen in den Schnee. Aditu fuhr fort, ihn neugierig anzustarren.

»Gewiß habe ich Stiefel«, erklärte sie ihm später. Irgendwie hatte sie ein Feuer angezündet, den Schnee beiseite gescharrt, das Holz gleich neben der Stelle, an der Simon zusammengebrochen war, aufgestapelt und mit ein paar raschen Bewegungen ihrer langen, schlanken Finger in Brand gesetzt. Simon blickte angespannt in die Flammen und versuchte seinen Verstand wieder in geregelte Bahnen zu zwingen. »Ich habe sie nur ausgezogen, um leiser an dich heranzukommen.« Sie musterte ihn ausdruckslos. »Ich wußte nicht, was das war, was da so einen gräßlichen Lärm verursachte, aber natürlich warst du es. Trotzdem, das Gefühl von Schnee auf der Haut ist nicht ohne Reiz.«

Simon dachte an Eis unter nackten Zehen und schauderte. »Wie habt Ihr mich gefunden?«

»Der Spiegel. Sein Lied hat große Macht.«

»Das heißt … wenn ich den Spiegel verloren hätte, w-würdet Ihr m-mich v-vielleicht gar nicht ges-sehen haben?«

Aditu betrachtete ihn ernsthaft. »Oh, irgendwann wäre ich schon auf dich gestoßen, aber die Sterblichen sind hinfällige Geschöpfe. Viel Brauchbares wäre wohl nicht mehr zu finden gewesen.« Ihre Zähne blitzten; es konnte ein Lächeln sein. Sie kam Simon gleichzeitig menschlicher und weniger menschlich als Jiriki vor – manchmal von fast kindlichem Leichtsinn, dann aber wiederum viel exotischer und fremdartiger als ihr Bruder. Viele Eigenheiten, die Simon an Jiriki aufgefallen waren, vor allem die katzenhafte Anmut und Gelassenheit, schienen bei seiner Schwester noch ausgeprägter.

Während Simon sich hin- und herwiegte und immer noch nicht recht wußte, ob er wirklich wach und bei Verstand war, griff Aditu in ihren weißen Mantel (der sie, zusammen mit den weißen Hosen, im Schnee fast unsichtbar gemacht hatte) und holte ein in glänzenden Stoff gewickeltes Päckchen hervor, das sie Simon reichte. Er nestelte eine ganze Weile unbeholfen an der Verpackung herum, bevor es ihm gelang, an den Inhalt heranzukommen: ein Laib goldbraunen Brotes, das frisch aus dem Ofen zu kommen schien, und eine Handvoll dicker rosa Beeren.

Simon konnte nur ganz kleine Bissen nehmen, damit ihm nicht übel wurde. Trotzdem erschien ihm jeder knappe Mundvoll wie ein Augenblick im Paradies.

»Woher habt Ihr das?« fragte er, das Gesicht tief in den Beeren.

Aditu sah ihn lange an, als grübele sie über eine wichtige Entscheidung nach. Als sie endlich sprach, geschah es mit einer gewissen aufgesetzten Sorglosigkeit. »Du wirst es bald sehen. Ich werde dich hinführen – auch wenn so etwas niemals zuvor geschehen ist.«

Auf den rätselhaften Schluß des Satzes ging Simon nicht ein. Er fragte nur: »Und wohin wollt Ihr mich bringen?«

»Zu meinem Bruder, wie er es von mir verlangt hat«, versetzte Aditu. Ihr Gesicht war ernst, aber in den Augen funkelte ein wildes Licht. »In die Heimat meines Volkes – nach *Jao é-Tinukai'i*.«

Simon kaute zu Ende und schluckte. »Ich gehe an jeden Ort, an dem es ein Feuer gibt.«

# XXI

## Grasprinz

»Sag nichts«, murmelte Hotvig, »aber sieh dir den Rotmantel dort drüben am Zaun an.«

Deornoth folgte dem unauffälligen Wink des Thrithing-Mannes und bemerkte einen Rotschimmel. Das Pferd musterte Deornoth mit wachsamem Blick und trat von einer Seite auf die andere, als könnte es jeden Augenblick durchgehen.

»Allerdings.« Deornoth nickte. »Ein stolzes Tier.« Er drehte sich um. »Habt Ihr den Hengst dort gesehen, Prinz?«

Josua, der am anderen Ende der Koppel am Tor lehnte, winkte ihm zu. Der Kopf des Prinzen war mit Leinenbinden umwickelt, und er bewegte sich so langsam, als hätte er alle Knochen im Leibe gebrochen; aber er hatte darauf bestanden, mit hinauszukommen, um beim Ernten der Früchte seiner Wette zu helfen. Fikolmij, den bei dem Gedanken, Josua dabei zuzusehen, wie er sich aus den persönlichen Gattern des Mark-Thans dreizehn gute Thrithingpferde aussuchte, vor Wut schier der Schlag rührte, hatte sich durch seinen Randwächter Hotvig vertreten lassen. Statt jedoch die Ansichten seines Thans über die Besucher zu teilen, schien Hotvig ihnen eher Sympathien entgegenzubringen, besonders Prinz Josua. Im Grasland kam es nur selten vor, daß ein einhändiger Mann einen Gegner tötete, der anderthalbmal so groß war wie er selbst.

»Wie heißt der Rote?« fragte Josua Fikolmijs Pferdehüter, einen drahtigen, schon recht alten Mann mit dünnem Haarflaum auf dem Scheitel.

»*Vinyafod*«, erwiderte dieser und drehte ihm den Rücken zu.

»Das bedeutet ›Windfuß‹…. Prinz Josua.« Der Titel kam Hotvig schwer über die Lippen. Der Randwächter ging zu dem Hengst hin und legte ihm einen Strick um den Hals. Dann führte er das widerstrebende Tier dem Prinzen zu.

Josua musterte es von Kopf bis Fuß und lächelte. Unerschrocken griff er

in die Höhe und zog dem Pferd die Unterlippe herunter, so daß die Zähne sichtbar wurden. Der Hengst schüttelte den Kopf und wollte zurückweichen, aber Josua griff erneut nach seiner Lippe. Nach wiederholtem nervösem Kopfschütteln ließ sich das Pferd dann doch untersuchen, und nur die blinzelnden Augen verrieten seine Furcht. »Den hier werden wir ganz bestimmt mitnehmen«, erklärte Josua, »auch wenn sich Fikolmij wohl kaum darüber freuen wird.«

»Gewiß nicht«, bestätigte Hotvig feierlich. »Ginge es nicht um seine Ehre vor allen Stämmen, würde er euch töten, wenn ihr diesen Pferden auch nur in die Nähe kämt. Vinyafod hier gehörte zu dem Anteil an Blehmunts Beute, den Fikolmij für sich selbst verlangte, als er Anführer der Stämme wurde.«

Josua nickte. »Ich will den Mark-Than nicht so reizen, daß er uns verfolgt und ermordet, Versprechen oder nicht. Deornoth, such du die anderen aus; ich vertraue deinem Pferdeverstand mehr als meinem. Auf jeden Fall nehmen wir Vinyafod – ich denke, ich werde ihn selbst behalten. Ich habe es satt, mich hinkend von einem Ort zum andern zu bewegen. Aber wie gesagt, wir wollen die Herde nicht so plündern, daß wir Fikolmij zwingen, Schande über sein eigenes Haupt zu bringen.«

»Ich werde sorgfältig wählen, Herr.« Deornoth trat hinaus auf die Koppel. Als der Pferdehüter ihn kommen sah, versuchte er, sich davonzustehlen, aber Deornoth ergriff den Alten beim Ellenbogen und machte sich daran, ihm Fragen zu stellen. Der Pferdehüter gab sich die größte Mühe, so zu tun, als verstehe er ihn nicht.

Josua sah mit leisem Lächeln zu und verlagerte dabei das Gewicht vom einen auf den anderen Fuß, um seinen schmerzenden Körper zu entlasten. Hotvig beobachtete ihn lange aus dem Augenwinkel und fragte dann endlich: »Du sagst, daß ihr nach Osten wollt, Josua. Warum?«

Der Prinz betrachtete ihn neugierig. »Es gibt viele Gründe, darunter einige, über die ich nicht sprechen kann. Aber hauptsächlich ist es deshalb, weil ich einen Ort finden muß, von dem aus ich meinem Bruder und dem Unheil, das er angerichtet hat, Widerstand leisten kann.«

Hotvig nickte übertrieben ernsthaft mit dem Kopf. »Es sieht aus, als hättest du Verwandte, die ebenso empfinden.«

Josuas Miene zeigte Verwirrung. »Was meinst du?«

»Es gibt andere deiner Art – andere Steinhäusler –, die angefangen haben, sich östlich von hier niederzulassen. Darum hat uns auch Fikolmij so weit in den Norden unserer gewöhnlichen Weideplätze geführt; er wollte

sichergehen, daß diese Neuankömmlinge nicht in unser Gebiet eindringen.« Über Hotvigs narbiges Gesicht huschte ein Grinsen. »Es gab auch noch andere Gründe für unseren Stamm hierherzukommen. Der Mark-Than der Wiesen-Thrithinge hat beim letzten Treffen der Stämme ein paar von unseren Randwächtern abzuwerben versucht, darum wollte Fikolmij seine Leute möglichst weit weg von den Wiesen-Thrithingen haben. Man fürchtet Fikolmij, aber er ist nicht beliebt. Viele Wagen haben den Stamm des Hengstes bereits verlassen…«

Josua machte eine ungeduldige Gebärde. Das ständige Gezänk unter den Stämmen der Thrithinge war sprichwörtlich. »Was sind das für Steinhäusler, von denen du gesprochen hast? Wer sind sie?«

Hotvig zuckte die Achseln und zupfte an seinem geflochtenen Bart. »Wer kann das sagen? Sie kamen aus dem Westen – ganze Familien, manche in Wagen, wie unser Volk, manche zu Fuß –, aber sie gehören nicht zu unserem Volk und sind keine Männer und Frauen der Thrithinge. Schon beim vorletzten Treffen der Stämme berichteten unsere Kundschafter von ihnen, aber sie durchwanderten nur den Norden der Hoch-Thrithinge und kamen nicht wieder.«

»Wie viele?«

Wieder zuckte der Thrithing-Mann die Achseln. »Manche sagen, so viele wie zwei oder drei von unseren kleineren Stämmen.«

»Also vielleicht ein-, zweihundert.« Der Prinz schien seine Schmerzen für einen Augenblick vergessen zu haben, denn sein Gesicht hellte sich auf, während er über diese Neuigkeit nachdachte.

»Aber das ist noch nicht alles, Prinz Josua«, fuhr Hotvig bedächtig fort. »Das war nur eine Gruppe. Seither sind noch weitere Gruppen gekommen. Ich selbst habe alles in allem vielleicht zwei Handvoll gesehen. Sie sind arm und haben keine Pferde, darum erlauben wir ihnen, unser Land wieder zu verlassen.«

»Uns habt ihr nicht gehen lassen, obwohl wir alle miteinander nicht einmal ein Pony besaßen.« Josua lächelte hämisch.

»Das lag daran, daß Fikolmij wußte, wer du warst. Die Randwächter beobachteten euch schon mehrere Tage.«

Deornoth kam zurück, im Schlepptau den brummelnden Pferdehüter. »Ich habe gewählt, Herr. Darf ich Euch zeigen, was ich gefunden habe?« Er wies auf einen langbeinigen Fuchs. »Nachdem Ihr Euch den roten Vinyafod ausgesucht habt, Prinz Josua, habe ich mir auch etwas Rotes genommen. *Vildalix* ist sein Name – ›Wildglanz‹.«

»Er ist prachtvoll«, lachte Josua. »Weißt du, Deornoth, mir fällt gerade ein, was du über Thrithing-Pferde gesagt hast. Nun hast du sie, so wie du es dir gewünscht hast.«

Deornoth warf einen Blick auf Josuas Verbände. »Herr, der Preis war zu hoch.« In seinem Blick lag Kummer.

»Zeig mir den Rest unserer neuen Herde«, forderte Josua ihn auf.

Als der Prinz und seine Begleiter von der Weide zurückkehrten, trat ihnen Vara entgegen. Hotvig warf einen Blick auf ihre Miene und verzog sich.

»Was für eine Torheit, hier so herumzulaufen!« fuhr die Tochter des Thans auf Deornoth los. »Wie konntet Ihr ihn so lange in Anspruch nehmen? Es geht ihm ganz und gar nicht gut!«

Deornoth erwiderte nichts, sondern verbeugte sich nur. Josua lächelte. »Friede, Herrin«, sagte er. »Es ist nicht Herrn Deornoths Schuld. Ich selbst wollte die Pferde sehen, weil ich ganz bestimmt vorhabe, mich nicht zu Fuß, sondern zu Roß von hier zu entfernen.« Er lachte bekümmert. »Nicht, daß ich im Augenblick mehr als eine Achtelmeile zu Fuß zurücklegen könnte, auch wenn mein Leben davon abhinge. Aber ich werde mich auch wieder erholen.«

»Nicht, wenn du hier draußen in der Kälte herumstehst.« Vara heftete einen scharfen Blick auf Deornoth, als wollte sie ihn herausfordern, ihr zu widersprechen. Sie nahm Josuas Arm, paßte ihren Gang seinen unsicheren Schritten an, und gemeinsam setzten die drei den Rückweg ins Lager fort.

Der Prinz und seine Begleiter waren noch immer auf der Bullenkoppel untergebracht. Fikolmij hatte geknurrt, wenn er eine Wette verloren habe, sei das noch lange kein Grund, elende Steinhäusler wie Stammesgenossen zu behandeln. Aber einige der großmütigeren Thrithing-Bewohner hatten sie mit Decken, Stricken und Zeltstöcken versorgt. Fikolmij war kein König; zwar vermieden die Menschen, die den bisherigen Gefangenen zu Hilfe kamen, es tunlichst, den Weg durch das Lager des Mark-Thans zu nehmen, aber sie schämten und fürchteten sich nicht, seinen Wünschen entgegen zu handeln.

Unter Führung der praktisch veranlagten Herzogin Gutrun hatten Josuas Gefährten aus den Hilfsgütern recht schnell einen stabilen Unterstand errichtet, der an drei Seiten geschlossen war und ein Dach aus einer doppelten Lage dicker Wolldecken besaß. Das half, den größten Teil des kalten Regens abzuhalten, der täglich heftiger zu fallen schien.

Über den Thrithingen hing der grauschwarze Himmel bedrohlich nied-

rig, als hätten ihm gewaltige Hände das Grasland entgegengehoben. Diese Schlechtwetterperiode, die seit einer Woche ununterbrochen anhielt und davor schon über einen Monat immer wieder aufgetreten war, wäre sogar für einen Vorfrühling ungewöhnlich gewesen. Jetzt aber befand man sich im Hochsommer, und das Volk des Hengststammes machte sich offen Sorgen.

»Komm, Herrin«, sagte Josua, als sie die Umzäunung erreicht hatten. »Wir beide sollten noch ein Stückchen weitergehen.«

»Du solltest aber nicht weitergehen!« versetzte Vara ungehalten. »Nicht mit deinen Verletzungen! Du mußt dich hinsetzen und heißen Wein trinken.«

»Trotzdem«, beharrte Josua, »komm mit. Ich freue mich auch später noch über den Wein. Deornoth – wenn du uns entschuldigen würdest?«

Deornoth nickte, verneigte sich und blieb am Tor der Bullenkoppel stehen. Einen Augenblick sah er dem mühsam weiterlaufenden Prinzen nach und ging dann hinein.

Josuas Sieg über Utvart hatte ihnen allen gewisse Annehmlichkeiten verschafft. Wie seine Dame hatte auch der Prinz seine Lumpen mit neuen Gewändern vertauscht. Er trug jetzt die weiche Lederhose, die Stiefel und das weitärmlige Wollhemd eines Randwächters. Ein buntes, um die Stirn geknotetes Tuch vertrat die Stelle des prinzlichen Kronreifs. Vara hatte ein weites, graues Kleid an, das nach Thrithingsitte an den Hüften geschürzt und gegürtet war, damit der Saum nicht das nasse Gras streifte, so daß ihre Beinkleider aus dicker Wolle und die niedrigen Stiefel sichtbar waren. Das weiße Brautband hatte sie abgelegt.

»Warum führst du mich von den andern fort, wenn du mit mir reden willst?« erkundigte sich Vara. Ihr besorgter Blick strafte den trotzigen Ton Lügen. »Was willst du mir sagen, das verborgen bleiben muß?«

»Nicht verborgen«, erwiderte Josua und schlang seinen Arm um ihren. »Ich suchte nur einen Ort, an dem uns niemand unterbricht.«

»Mein Volk verbirgt nichts«, sagte Vara. »Wir leben so eng zusammen, daß wir es nicht können.«

Josua nickte. »Ich wollte nur sagen, daß es mir leid tut, Herrin, sehr leid.«

»Leid?«

»Ja. Ich habe dich schlecht behandelt, so wie ich es im Wagen deines Vaters eingestand. Ich habe dir nicht die Achtung gezollt, die du ver-

dienst.«

Varas Gesicht verzog sich halb in Freude, halb in Qual. »Ach, du verstehst mich noch immer nicht, Prinz Josua von Erkynland. Ich lege keinen Wert auf Achtung, wenn das alles ist, was du mir gewähren willst. Ich wünsche mir deine Aufmerksamkeit. Ich wünsche mir dein Herz! Wenn du mir das gibst, dann kannst du mir soviel Unachtung zollen, wie du willst!«

Leise sagte er: »Mißachtung. Es heißt Mißachtung.«

»… Soviel Mißachtung, wie du willst. Behandle mich nicht wie die Bauern, die zu dir kommen und Gerechtigkeit erflehen. Ich will dein sorgfältiges Nachdenken nicht, dein Abwägen, deine Sprüche, Sprüche, Sprüche…« Hastig wurde eine zornige Träne weggewischt. »Gib mir nur dein Herz, verdammter Steinhäusler!«

Sie blieben stehen. Das Gras, das im Wind wogte, reichte bis an ihre Knie. »Ich versuche es ja«, antwortete er.

»Nein, das tust du nicht«, zischte sie bitter. »In deinem Herzen trägst du das Gesicht dieser anderen Frau, der Frau deines Bruders! Männer! Wie kleine Jungen tragt ihr alte Lieben in eurem Herzen wie glatte Steine, die ihr gefunden habt! Wie soll ich gegen eine Tote kämpfen? Ich kann sie nicht packen, nicht ohrfeigen, nicht fortjagen oder hinter dir herlaufen, wenn du zu ihr gehst!« Schweratmend stand sie da, breitbeinig fest und kampflustig. Sie ließ die Hände auf den Bauch sinken. Sofort änderte sich ihre Miene. »Aber du schenktest ihr kein Kind. Das gabst du mir.«

Hilflos betrachtete Josua ihr blasses Gesicht, die geröteten Wangen und die Wolken schwarzen Haares. Eine Bewegung zog seinen Blick auf sich: aus einem Fleck mit hohem Gras tauchte ein Kaninchen auf, verhielt einen Moment und richtete sich dann auf den Hinterbeinen auf, um in die Runde zu sichern. Das runde, dunkle Auge begegnete ihm. Gleich darauf machte das Kaninchen einen Satz und war verschwunden, ein schmaler grauer Schatten, der über die Wiese flog.

»Du hast nichts falsch gemacht, Herrin«, sagte Josua, »wenn man davon absieht, daß du dein Herz an ein düsteres Gespenst von Mann gehängt hast.« Er lächelte traurig und fing dann an zu lachen. »Aber eigentlich bin ich in gewisser Weise ein neuer Mensch. Ich bin am Leben geblieben, obwohl ich zweifellos hätte sterben müssen, darum muß ich das als Omen ansehen und mein Leben neu überdenken. Du wirst unser Kind zur Welt bringen, und sobald wir den Stein des Abschieds erreicht haben, heiraten wir.«

Ein Anflug von Ärger kehrte in Varas schwarze Augen zurück. »Wir

werden hier heiraten, vor meinem ganzen Volk«, erklärte sie mit fester Stimme. »Wir sind verlobt; nun werden sie es sehen und aufhören, hinter vorgehaltener Hand zu tuscheln.«

»Herrin«, wollte Josua einwenden, »wir haben keine Zeit…«

»Besitzt du denn kein Ehrgefühl?« fragte Vara. »Was ist, wenn man dich tötet, bevor wir diesen Stein finden? Dann ist das Kind in meinem Leib ein Bastard … und ich bin nicht einmal eine Witwe.«

Josua wollte etwas sagen, brach aber statt dessen von neuem in Gelächter aus. Er schlang den Arm um sie und zog sie an sich, ohne auf seine Verletzungen zu achten. Sie sperrte sich einen Augenblick und ließ sich dann umarmen, runzelte aber weiter die Stirn. »Herrin, du hast recht«, erklärte der Prinz vergnügt. »Wir werden nichts verschieben. Vater Strangyeard soll uns trauen, und ich will dir ein guter Ehemann sein und dich nach Kräften beschützen. Und falls ich sterbe, bevor wir unser Ziel erreichen, wirst du die wunderbarste Witwe im ganzen Grasland sein.« Er küßte sie. Eine Weile blieben sie Wange an Wange im Regen stehen.

»Du zitterst«, sagte Vara endlich, aber es schien ihre eigene Stimme zu sein, die so bebte. Sie löste sich aus Josuas Umarmung. »Du hast zu lange gestanden und bist zu weit gelaufen. Wenn du noch vor der Hochzeit stirbst, hat keiner etwas davon.« Ihr Blick war jetzt milder, aber eine Spur von Besorgnis war geblieben, ein Anflug von Furcht, der sich nicht vertreiben ließ. Josua nahm ihre Hand und zog sie an die Lippen. Sie machten kehrt und wanderten langsam zum Lager zurück, so behutsam, als wären sie alle beide sehr, sehr alt.

»Ich muß fort«, verkündete Geloë am Abend. Josua und seine Gefährten drängten sich um das Feuer, während draußen wütende Winde an den Wänden ihres notdürftigen Unterschlupfs zerrten.

»Ich hoffe, Ihr meint das nicht ernst«, antwortete Josua. »Wir brauchen Eure Weisheit.«

Deornoth empfand bei dem Gedanken, daß die Zauberfrau sie verlassen würde, Erleichterung und Bedauern gleichzeitig.

»Wir werden einander bald wiedersehen, sehr bald sogar«, erklärte sie. »Aber ich muß vor Euch am Stein des Abschieds sein. Jetzt, da Ihr in Sicherheit seid, gibt es Dinge, die ich dort tun muß, bevor Ihr kommt.«

»Was für Dinge?« Deornoth hörte selbst, wie mißtrauisch seine Stimme klang, und schämte sich wegen seiner Kleinlichkeit. Den anderen schien nichts aufzufallen.

»Es wird dort…«, Geloë suchte nach Worten, »… Schatten geben. Und

Töne. Und schwache Spuren wie die ganz kleinen Wellen, die sich zeigen, wenn ein Steinchen in den Bach fällt. Es ist von größter Bedeutung, daß ich das alles zu lesen versuche, bevor überall Menschen herumlaufen.«

»Und was sollen Euch diese Dinge verraten?« fragte Josua.

Geloë schüttelte das ergrauende Haupt. »Ich weiß nicht. Vielleicht gar nichts. Aber der Stein steht an einem ganz besonderen Ort, einem Ort der Macht, und vielleicht kann ich doch etwas in Erfahrung bringen. Wir haben es mit einem Feind zu tun, der unsterblich ist; vielleicht können wir in den Spuren seines ebenfalls unsterblichen Volkes Hinweise finden, wie man ihn besiegen kann.« Sie wandte sich an Herzogin Gutrun, die die schlummernde Leleth auf ihrem Schoß wiegte.

»Wollt Ihr das Kind hüten, bis wir uns wiedersehen?«

Gutrun nickte. »Natürlich.«

»Wieso nehmt Ihr sie nicht mit?« erkundigte sich Deornoth. »Ihr habt gesagt, sie helfe Euch … Eure Fähigkeiten besser zu konzentrieren.«

In Geloës großen Augen glomm der Feuerschein. »Das stimmt. Aber sie kann nicht reisen, wie ich reisen muß.« Die Zauberfrau stand auf und stopfte ihre Hosenbeine in die schweren Stiefel. »Und ich reise am besten bei Nacht.«

»Aber Ihr versäumt unsere Hochzeit!« rief Vara. »Vater Strangyeard wird Josua und mich morgen früh trauen.«

Wer es noch nicht gehört hatte, beglückwünschte die beiden. Josua nahm alles so gelassen und gnädig entgegen, als stünde er im Thronsaal von Naglimund. Varas Lächeln löste sich schließlich in Tränen auf, die bestimmt Glückstränen waren; sie weinte sie an Gutruns freundlicher Schulter. Leleth war aufgewacht und schaute stumm auf das Getümmel. Dabei rollte sie vom Schoß der Herzogin, wurde aber sofort von Vater Strangyeards dürren Armen aufgefangen.

»Das ist eine gute Nachricht, Vara, Prinz Josua, aber ich kann trotzdem nicht bleiben«, erklärte Geloë. »Ich glaube auch nicht, daß Ihr mich vermissen werdet. Ich bin keine große Freundin von Vergnügungen und Freudenfesten, und ich habe das nagende Gefühl, daß meine Reise eilig ist. Ich wollte gestern schon aufbrechen und bin nur geblieben, um zu sehen, daß Ihr auch wirklich Eure Pferde bekamt.« Sie deutete in die Dunkelheit vor dem Unterstand, wo in einer weiteren Umzäunung die neuen Rosse des Prinzen stampften und schnaubten. »Nun kann ich nicht länger warten.«

Sie sprach noch kurz unter vier Augen mit Josua und mit Strangyeard und flüsterte der kleinen Leleth ein paar Worte ins Ohr, auf die das kleine

Mädchen so teilnahmslos reagierte, als lausche sie dem Rauschen des Ozeans in einer Seemuschel. Dann sagte Geloë allen ein knappes Lebewohl und schritt hinaus in die Nacht. Ihr fadenscheiniger Mantel knatterte im scharfen Wind.

Deornoth, der der Außenseite des Unterstandes am nächsten saß, steckte wenig später den Kopf ins Freie. Vom windzerfetzten Himmel drang ein klagendes Echo an seine Ohren, aber als er hinaufschaute, erhaschte er nur einen kurzen Blick auf etwas Dunkles, Geflügeltes, das am eisigen Mond vorüberschwebte.

Deornoth hatte Wache – ihr Vertrauen zu den Thrithing-Männern war doch nicht so groß, daß sie darüber leichtsinnig geworden wären –, als Josua hinkend auf ihn zukam.

»Die Sterne haben sich noch kaum bewegt«, flüsterte Deornoth. »Dort steht die Lampe, fast noch am selben Fleck.« Er deutete auf einen trüben Lichtpunkt am wolkigen Nachthimmel. »Ihr seid erst in ein paar Stunden an der Reihe, Hoheit. Legt Euch wieder hin.«

»Ich kann nicht schlafen.«

Deornoth war sicher, daß man im Dunkeln nicht sehen konnte, wie er lächelte. »Daß man in der Nacht vor der Hochzeit Sorgen und Bedenken hat, Herr, ist nichts Ungewöhnliches.«

»Das ist es nicht, Deornoth. Meine Sorgen und Selbstzweifel sind, wie du selbst mir einmal so richtig erklärt hast, ohne Bedeutung. Es gibt größere Dinge, über die ich nachdenken muß.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Deornoth zog den Kragen seines Mantels am Hals enger. Die Nacht war sehr kalt geworden.

»Ich bin froh, daß ich noch lebe«, fuhr Josua endlich fort, »aber ich fühle mich ein wenig wie die Maus, der die Katze erlaubt hat, für eine Weile in eine Ecke zu rennen. Lebendig, ja – aber wie lange noch? Denn weit schlimmer als die Bosheit meines Bruders ist die Hand des Nordens, die sich jetzt nach uns ausstreckt.« Er seufzte. »Damals habe ich gehofft, Jarnaugas Erzählung könnte trotz aller Beweise vielleicht doch nicht wahr sein. Aber in dem Augenblick, als ich vor den Mauern von Naglimund diese weißen Gesichter zu mir aufstarren sah, starb etwas in mir. Nein, sorge dich nicht, guter Deornoth«, fügte er eilig hinzu, »ich fange nicht wieder an zu jammern, wie du – ich weiß es – insgeheim fürchtest. Ich habe mir deine Ermahnungen zu Herzen genommen.« Er lachte unfroh. »Trotzdem sage ich nur die Wahrheit. Durch unsere Welt laufen Ströme des Hasses wie Blut, heiß und lebendig. Alles, was ich bei den Usires-

Brüdern über das Böse gelernt habe, alle ihre gelehrten Betrachtungen über den Teufel und seine Werke haben mich das nicht so klar erkennen lassen wie ein einziger Blick in die schwarzen Augen der Nornen. Die Welt hat eine dunkle Unterseite, Deornoth. Manchmal frage ich mich, ob es nicht besser ist, gar nicht erst nach Wissen zu streben.«

»Aber gewiß hat doch Gott diese Dinge auf die Erde gebracht, um unseren Glauben zu prüfen, Prinz Josua«, erwiderte Deornoth nach einer Weile. »Wenn einem nie etwas Böses begegnete, hätte auch niemand vor der Hölle Angst.«

»Allerdings.« Der Prinz schlug einen anderen Ton an. »Aber darum bin ich eigentlich nicht zu dir herausgekommen. So ist Josua eben – aus jedem Gespräch macht er etwas Tristes und Unheilvolles!« Er lachte wieder, diesmal etwas fröhlicher. »An sich wollte ich dich fragen, ob du mein Trauzeuge sein willst, wenn Vara und ich morgen früh heiraten.«

»Ich würde mich geehrt fühlen, Prinz Josua. Und es wäre mir eine große Freude.«

»Du warst immer der treueste aller Freunde, Deornoth.«

»Und Ihr seid der beste Gebieter, den ein Mann haben kann.«

»Ich habe nicht ›Lehensmann‹ oder ›Ritter‹ gesagt, Deornoth«, erwiderte Josua mit fester Stimme, aber nicht ohne einen Anflug von Humor. »Ich sagte ›Freund‹ – aber glaube darum nicht, daß die Ehre, mein Trauzeuge zu sein, nicht mit Verantwortung verbunden ist. Das stimmt nicht.« Er wurde wieder ernst. »Meine Fürsorge für Menschen, die mir teuer sind, war bisher nicht gerade ein Ruhmesblatt meiner Geschichte, Freund Deornoth. Auch wenn du jetzt widersprichst, es läßt sich nicht bestreiten. Darum möchte ich dein Wort, daß du dich, falls mir etwas zustoßen sollte, um Vara und unser Kind kümmern wirst.«

»Selbstverständlich, mein Prinz.«

»Sag es.« Und milder: »Schwör es mir.«

»Ich schwöre bei der Ehre der gesegneten Elysia, daß ich für das Wohlergehen der Herrin Vara und des Kindes, das sie trägt, sorgen werde, als gehörten sie zu meiner eigenen Familie. Wenn nötig, werde ich ohne Zaudern mein Leben für sie hingeben.«

Josua ergriff das Handgelenk des Ritters und hielt es einen Augenblick lang fest. »Gut. Ich danke dir von Herzen. Der Herr segne dich, Deornoth.«

»Möge er auch Euch segnen, Prinz Josua.«

Der Prinz seufzte. »Und alle anderen ebenfalls. Wußtest du, Deornoth,

daß morgen der erste Anitul ist? Das bedeutet, daß wir morgen Hlafmansa haben. Es gibt viele ferne Freunde, die wir heute nacht segnen sollten – und darunter bestimmt manche, die dem furchtbaren Gesicht der Finsternis näher sind als wir.«

Deornoth sah, wie der Schatten neben ihm eine hastige Bewegung machte und der Prinz das Zeichen des *Baumes* schlug. Einen langen Augenblick schwiegen sie einträchtig, dann sagte Josua: »Möge Gott uns segnen und von allem Übel erlösen.«

Die Männer erhoben sich mit dem ersten Morgengrauen, sattelten die Pferde und packten die Vorräte zusammen. Josua hatte zwei der neugewonnenen Rosse gegen Nahrung und Kleidung eingetauscht. Da Leleth bei Herzogin Gutrun mitreiten und auch Strupp und Sangfugol sich ein Pferd teilen würden, blieben noch vier Pferde übrig, die ihre Besitztümer tragen konnten.

Als die Tiere bereitstanden, gingen die Männer wieder auf die Bullenweide, wo sie feststellten, daß sich dort eine große Anzahl neugierigen Thrithing-Volks eingefunden hatte.

»Du hast doch nicht etwa die Sache bekanntgegeben?« fragte Josua ärgerlich. Vara musterte ihn, ohne zu blinzeln. Sie hatte wieder ihr weißes Brautband angelegt.

»Meinst du, unsere Leute würden nicht merken, wie ihr die Pferde beladet?« fragte sie bissig zurück. »Außerdem, was hat man vom Heiraten, wenn es heimlich geschieht wie ein nächtlicher Diebstahl?« Sie rauschte davon, daß der weite Rock ihres Hochzeitskleids flog. Gleich darauf kehrte sie zurück, an der Hand das großäugige junge Mädchen, das Fikolmij bedient hatte, als Josua und seine Gefährten als Gefangene in das Wagenlager gebracht worden waren. »Das ist Hyara, meine jüngste Schwester«, erklärte Vara. »Auch sie wird eines Tages heiraten, darum soll sie sehen, daß es nicht immer schrecklich ist.«

»Ich werde mein Bestes tun, wie ein netter Mann zum Heiraten auszusehen«, erwiderte Josua und zog eine Braue hoch. Hyara starrte ihn an, ängstlich wie ein aufgescheuchtes Rehkitz.

Vara bestand darauf, unter freiem Himmel und vor den Augen ihrer Stammesgenossen verheiratet zu werden. Die Hochzeitsgesellschaft trat also unter dem Deckendach hervor und hinaus auf die Weide. Vater Strangyeard, der verdrießlich vor sich hin murmelte, versuchte angestrengt, sich an die wichtigsten Bestandteile der Hochzeitsliturgie zu erinnern, denn natürlich hatte er kein Buch Ädon aus Naglimund mitnehmen können, und

er hatte nie im Leben eine Trauung vorgenommen. Von den Hauptbeteiligten war er sichtlich der Aufgeregteste. Die kleine Hyara, die eine verwandte Seele in ihm spürte, hielt sich so eng an seiner Seite, daß sie ihm beinah zwischen die Füße lief, was das Unbehagen des Priesters noch erhöhte.

Niemand war überrascht, eine vergnügte und neugierige Menge um die Stierkoppel versammelt zu sehen – eine Menge, deren Stimmung im wesentlichen der des Tages entsprach, an dem sie gekommen war, um zuzuschauen, wie man Josua in Stücke hackte. Etwas beunruhigend wirkte freilich der Anblick von Mutter und Schwestern des Mannes, der Josua am Ende doch nicht zerhackt hatte, nämlich des dahingerafften Utvart. Die Gruppe der Frauen, einheitlich in Kleider und Tücher von dunklem Trauerblau gehüllt, warf giftige Blicke auf die herauskommenden Steinhäusler, die Münder in ebenso einheitlichem Ausdruck des Übelwollens zusammengepreßt.

War schon die Anwesenheit von Utvarts Familie überraschend, so wurde das Erscheinen von Fikolmij auf der Bühne des Geschehens noch mehr bestaunt. Der Mark-Than, der sich nach Josuas Sieg in übelster Laune zurückgezogen und geradezu eingegraben hatte, kam jetzt breitbeinig durch das Lager auf die Bullenkoppel zu, gefolgt von einer Handvoll narbiger Randwächter. Obwohl die graue Morgendämmerung noch kaum eine Stunde vorbei war, zeigte Fikolmijs blutunterlaufener Blick alle Anzeichen von Trunkenheit.

»Beim Grasdonnerer!« brüllte er. »Ihr werdet doch nicht geglaubt haben, daß ich meine Tochter und ihren pferdereichen Gatten heiraten lasse, ohne dabei zu sein und ihr Glück zu teilen?« Er klatschte sich auf den dicken Bauch und grölte: »Los! Los! Wir wollen sehen, wie man in den Irrgärten der Steinhäusler Hochzeit macht!«

Beim Gebrüll ihres Vaters trat die kleine Hyara einen Schritt zurück und warf wilde Blicke um sich, als wollte sie sofort ausreißen. Deornoth streckte die Hand aus und ergriff sie sanft beim Ellenbogen, den er locker festhielt, bis sie den Mut fand, erneut vorzutreten und sich an Varas Seite aufzustellen. Vater Strangyeard, inzwischen hoffnungslos konfus, machte mehrere erfolglose Versuche, mit der *Mansa Connoyis* – dem Vereinigungsgebet – zu beginnen, nur um jedesmal nach wenigen Zeilen den Faden zu verlieren und stotternd zum Halt zu kommen wie ein Mühlrad, dessen Zugtier in den Geleisen bockt. Jeder fehlgeschlagene Versuch erzeugte bei Fikolmij und seinen Randwächtern dröhnendes Gelächter. Das schon vorher rosige Gesicht des Archivmeisters färbte sich immer dunkler.

Schließlich beugte Josua sich vor und flüsterte ihm etwas zu.

»Ihr seid jetzt ein Träger der Schriftrolle, Vater, wie Euer Freund Jarnauga vor Euch.« Er sprach so leise, daß nur Strangyeard es hören konnte. »Eine einfache *Mansa* sollte ein Kinderspiel für Euch sein, ganz gleich, was um Euch herum vorgeht.«

»Einauge hält die Hochzeit für Einband!« grölte Fikolmij.

Vater Strangyeard zupfte an seiner Augenklappe und nickte grimmig. »Ihr habt recht, Josua. Vergebt mir. Wir wollen fortfahren.«

Indem er jedes Wort sorgfältig betonte, arbeitete Strangyeard sich durch das lange Ritual, als wate er in tiefem und trügerischem Wasser. Der Mark-Than und seine hämischen Kumpane johlten immer lauter, aber der Priester ließ sich nicht mehr stören. Schließlich wurde die Zuschauermenge unruhig. Man hatte Fikolmijs Pöbeleien satt. Nach jedem neuen unflätigen Scherz, der über die Stierweide dröhnte, nahm das Murren zu.

Als Strangyeard sich dem Ende seines Gebets näherte, tauchte von Westen her Hotvig auf. Er war zu Pferd und machte einen windzerzausten und mitgenommenen Eindruck, als sei er in großer Eile in die Wagenstadt zurückgekehrt.

Benommen hielt der Reiter einen Augenblick an und betrachtete die Szene, schwang sich dann aus dem Sattel und trottete auf seinen Than zu. Er sprach hastig auf ihn ein und deutete dabei in die Richtung, aus der er gekommen war. Fikolmij nickte mit breitem Grinsen, drehte sich dann um und sagte etwas zu den anderen Randwächtern, das diese mit brüllendem Gelächter quittierten. Hotvigs Gesicht nahm einen verwirrten Ausdruck an, der sich rasch in Zorn verwandelte. Als Fikolmij und die anderen sich über die Nachricht, die er gebracht hatte, weiterhin vor Lachen ausschütten wollten, trat der junge Thrithing-Mann an den Zaun, der die Bullenkoppel umgab, und machte Isorn ein Zeichen näherzukommen. Er sagte dem Rimmersmann etwas ins Ohr. Isorn bekam große Augen. Als Vater Strangyeard seine Rezitation für ein paar Augenblicke unterbrach und sich nach der Schale mit Wasser bückte, die er zuvor gefüllt und für diese Stelle der Liturgie bereitgestellt hatte, drängte sich Isgrimnurs Sohn vom Zaun weg und schob sich an Prinz Josuas Seite.

»Verzeiht mir, Josua«, zischte er, »aber Hotvig sagt, daß sich sechzig bewaffnete Reiter dem Wagenlager nähern. Sie sind weniger als eine Meile entfernt und reiten schnell. Das Wappen des Anführers ist ein Falke in Scharlachrot und Silber.«

Josua sah erschrocken auf. »Fengbald! Was will dieser Hurensohn

hier?«

»Fengbald?« wiederholte Deornoth verblüfft. Es klang ihm wie ein Name aus einer anderen Zeit. »Fengbald?«

Ein verwundertes Raunen über diese seltsame Unterbrechung der Zeremonie ging durch die Menge.

»Josua«, sagte Vara mit mühsam unterdrückter Erregung, »wie kannst du jetzt über solche Dinge sprechen?«

»Es tut mir aufrichtig leid, Herrin, aber wir haben kaum eine andere Wahl.« Er wandte sich zu Strangyeard, der dastand und ihn anstarrte. Sein inzwischen immer sicherer gewordener Vortrag war erneut abgeschnitten. »Kommt zum Schluß«, befahl Josua.

»Wa-was?«

»Den Schluß, Mann. Schnell jetzt, beeilt Euch! Ich will nicht, daß es heißt, ich hätte mein Versprechen gebrochen und meine Frau doch nicht zur Ehefrau gemacht; aber wenn wir hier noch viel länger herumstehen, wird sie Witwe sein, bevor die *Mansa* zu Ende gesprochen ist.« Er gab dem Priester einen sanften Stoß. »Den Schluß, Strangyeard!«

Das verbleibende Auge des Archivars drohte ihm aus dem Kopf zu treten. »*Möge die Liebe des Erlösers, seiner Mutter Elysia und seines Vaters, des Allerhöchsten, diesen Bund segnen. Möge … möge euer Leben lang und eure Liebe noch länger währen. Ihr seid nun Mann und Frau.*«

Er rang besorgt die Hände. »Das … das ist alles. Ihr seid nun Mann und Frau, so wie es das Gebet sagt.«

Josua senkte den Kopf und gab der erstaunten Vara einen Kuß. Dann packte er sie beim Handgelenk und zog sie zum Tor der Koppel, während Isorn den Rest ihrer Gefährten hinterhertrieb.

»Hast du es so eilig mit deiner Hochzeitsnacht, Josua?« grinste Fikolmij und drängte mit seinen Randwächtern auf das Tor zu. Die Menge schrie ihrem Mark-Than Fragen ins Ohr. »Du scheinst schnell hier weg zu wollen.«

»Und du weißt, warum!« brüllte ihn Deornoth an, dessen Hand am Schwertgriff juckte. »Du wußtest, daß sie unterwegs waren, nicht wahr? Verräterischer Hund!«

»Hüte deine Zunge, Knabe«, grollte Fikolmij. »Ich habe nur gesagt, daß *ich* euch nicht am Fortreiten hindern würde. Die Männer des Königs hatte ich zu dieser Zeit längst benachrichtigt – in der Stunde, als ihr das erste Mal mein Gebiet der Thrithinge betratet.« Er lachte herzlich. »Darum habe

ich kein Versprechen gebrochen. Aber wenn ihr mit meinen Männern und mir kämpfen wollt, bevor die Erkynländer hier sind, könnt ihr das haben. Sonst freilich solltet ihr lieber auf eure Pferdchen steigen und davontraben.«

Als sie durch das Tor gingen und in das Gedränge des Thrithing-Volks eintauchten, riß Vara sich von Josua los. Mit wenigen Schritten war sie bei ihrem Vater und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige.

»Du hast meine Mutter umgebracht!« schrie sie. »Aber eines Tages werde ich dich töten!« Bevor er sie packen konnte, war sie zu Josua zurückgesprungen. Naidel sauste aus der Scheide und schwankte drohend hin und her, eine flackernde Lichtzunge vor dem trüben Himmel. Mit vorquellenden Augen starrte Fikolmij auf den Prinzen, das Gesicht scharlachrot vor Wut. Mit sichtlicher Anstrengung beherrschte der Mark-Than seinen Zorn und drehte sich verächtlich um.

»Geht und reitet um euer Leben«, grollte er. »Ich breche mein Wort nicht wegen der armseligen Schläge einer Frau.«

Als sie nach der Koppel eilten, wo die Pferde warteten, kam Hotvig hinter ihnen her. »Josua, Vara!« rief er. »In einem hatte der Than recht: ihr müßt um euer Leben reiten. Ihr habt eine Stunde Vorsprung und ausgeruhte Pferde, darum ist noch nicht alles verloren. Ein paar von den anderen werden mir helfen, die Reiter des Königs aufzuhalten.«

Deornoth warf ihm einen erstaunten Blick zu. »Ihr? Aber Fikolmij will, daß wir gefangen werden.«

Hotvig schüttelte energisch den Kopf. »Nicht alle von uns sind Anhänger des Mark-Thans. Wo wollt ihr hin?«

Josua überlegte kurz. »Bitte laß unsere Feinde nichts davon erfahren, Hotvig.« Er senkte die Stimme. »Wir reiten von dort, wo die Flüsse zusammenfließen, nach Norden, zu einem Ort, den man den Stein des Abschieds nennt.«

Der Thrithing-Mann sah ihn merkwürdig an. »Ich habe davon gehört«, sagte er. »Beeilt euch. Vielleicht sehen wir uns wieder.« Er drehte sich um und schaute Vara lange in die Augen. Dann neigte er kurz den Kopf und sagte: »Erzähl diesen Leuten, daß nicht alle Bewohner der Thrithinge so sind wie dein Vater.« Er ging davon.

»Schluß mit dem Reden!« rief Josua. »Zu Pferd!«

Die letzten Weiden des Wagenlagers blieben hinter ihnen zurück. Obwohl einige der Reiter verletzt und ungeübt waren, fraßen die langen Schritte von Vinyafod und seinen Gefährten die Meilen. Unter ihren Hufen

flog das Gras.

»Langsam kommt mir das unangenehm bekannt vor!« rief Josua zu Deornoth und Isorn hinüber.

»Was?«

»Das Ausreißen! Dauernd von überlegenen Truppen verfolgt zu werden!« Er schwenkte den Arm. »Ich habe es satt, den Leuten immer meine Kehrseite zu zeigen, ganz gleich, ob meinem Bruder oder den Häschern des Sturmkönigs!«

Deornoth blickte zum geronnenen Himmel auf, dann nach hinten. Nur ein paar einsame Kühe erschienen als Punkte am Horizont; von Reitern, die sie verfolgten, war nichts zu sehen. »Wir müssen einen Ort finden, an dem wir uns verschanzen können, Prinz Josua!« rief er.

»Jawohl!« fiel Isorn ein. »Ihr werdet sehen, wie sich die Menschen dann um Euer Banner scharen!«

»Und wie sollen sie uns finden?« fragte Josua mit spöttischem Lächeln. »Wie sollen diese Menschen uns aufspüren?«

»Das werden sie schon irgendwie!« schrie Isorn zurück. »Alle andern tun es doch auch!« Er brüllte vor Lachen. Der Prinz und Deornoth stimmten ein. Vara und die anderen starrten sie an, als seien sie verrückt geworden.

»Weiterreiten!« rief Josua. »Ich bin verheiratet und verbannt!«

Den ganzen Tag ließ die Sonne sich nicht richtig blicken. Als ihr ohnehin trübes Licht dann ganz zu verschwinden anfing und das Bahrtuch des nahen Abends sich über den stürmischen Himmel breitete, suchten der Prinz und seine Gefährten sich einen Lagerplatz.

Von der Wagenstadt aus waren sie stetig nach Norden geritten, bis sie am frühen Nachmittag den Ymstrecca erreicht hatten. Bei einer schlammigen Furt, deren Ufer mit Hufspuren übersät waren, hatten sie den Fluß überquert, weil Josua der Ansicht war, auf der anderen Seite des Ymstrecca lasse sich der Weg nach Osten in größerer Sicherheit fortsetzen. Man war dort nur eine schnelle Reitstunde vom Wald entfernt. Wenn Fengbald sie weiter verfolgte, blieb ihnen zumindest die Chance, unter die dunklen Bäume zu fliehen und den überlegenen Truppen im tiefen Dickicht des Aldheorte vielleicht doch noch zu entkommen.

Trotz dieser Vorsichtsmaßnahmen hatte es bis zum Ende des Nachmittags keinerlei Anzeichen von Reitern des Hochkönigs gegeben. Auch die Nachtwachen verstrichen ereignislos. Bei Sonnenaufgang hatten sie ge-

frühstückt – Trockenfleisch und Brot – und waren dann gleich aufgestiegen und weitergeritten. Sie behielten ihre Geschwindigkeit bei, aber die Furcht vor Verfolgung nahm mit jeder Stunde ab. Wenn Hotvig und andere etwas unternommen hatten, um Fengbald zu behindern, schien ihnen das gut gelungen zu sein. Das einzige, unter dem die Reisenden wirklich litten, waren die Schmerzen derjenigen, die das Reiten nicht gewöhnt waren. Unzufriedenes Murren tönte in den kalten grauen Morgen, als sie ihren Weg nach Osten fortsetzten.

Am zweiten Tag ihrer Reise durch das grüne, sonst aber trostlose Land bemerkten die Reiter an den Ufern des Ymstrecca hier und da große, überdachte Wagen und dürftige Hütten aus Ästen und Lehm. An einigen Stellen hatten sich ein paar Hütten sogar zu Kleinstsiedlungen zusammengefunden, wie langsam dahinkriechende Tiere, die in der Dunkelheit der Ebene nach Gesellschaft suchen. Dicker Nebel lag über dem Grasland, so daß die Reisenden weder weit noch deutlich sehen konnten, aber die Bewohner der aneinandergedrängten Katen schienen nicht zum Volk der Thrithinge zu gehören.

»Hotvig hat recht gehabt«, überlegte Josua, als sie erneut an einer derartigen Siedlung vorbeikamen. Im grauen Band des Ymstrecca, der sich an den Hütten entlangwand, bewegte sich eine Handvoll verschwommener Gestalten – Siedler, die ihre Fischnetze auswarfen. »Ich glaube, es sind Erkynländer. Seht, dort ist ein heiliger *Baum* an die Hüttenwand gemalt. Aber was suchen sie hier? Unser Volk hat nie in dieser Gegend gesiedelt.«

»Umsturz, zerstörte Ernten«, sagte Strangyeard. »Gott, wie müssen die Menschen in Erchester leiden! Es ist furchtbar.«

»Ich vermute eher, daß es gottesfürchtige Leute sind, die wissen, daß Elias mit Teufeln im Bunde steht«, meinte Gutrun und drückte Leleth fester an ihren stattlichen Busen, als wolle sie das Kind vor den Abendmahlsgästen des Hochkönigs schützen.

»Sollten wir ihnen nicht sagen, wer Ihr seid, Herr?« erkundigte sich Deornoth. »In der Menge ist man sicherer, und wir sind schon lange nur ein kleines Häuflein. Außerdem – wenn es Erkynländer sind, seid Ihr ihr rechtmäßiger Prinz.«

Josua schaute zu der Siedlung hinüber und schüttelte den Kopf. »Vielleicht sind sie hierhergekommen, weil sie *alle* Prinzen satt haben, ob rechtmäßig oder nicht. Und warum sollen wir, wenn man uns verfolgt, Unschuldige gefährden, indem wir sie zu Mitwissern unserer Namen und unseres Ziels machen? Nein. Wenn wir, wie du gestern gesagt hast, einen Ort

haben, an dem wir uns verschanzen können – dann werden wir sagen, wer wir sind. Dann können sie sich uns anschließen, sofern sie das wollen, aber nicht, weil wir mit Schwertern und Pferden über sie gekommen sind.«

Deornoth gab sich Mühe, keine Miene zu verziehen, war aber innerlich enttäuscht. Sie brauchten so notwendig Verbündete! Warum war Josua nur immer so verdammt vorsichtig und korrekt? Manche Eigenschaften seines Prinzen, daran bestand kein Zweifel, würden sich wohl nie ändern.

Während sie so über die düstere Steppe dahinritten, wurde das Wetter stetig schlechter, als reisten sie bei Einbruch des Winters und nicht in den ersten Anitultagen, zur Zeit des Hochsommers. Auf dem Rücken des Nordwindes kamen Schneeschauer angeflogen, und der unfaßlich weite Himmel zeigte ein immerwährendes Grau, eintönig wie Kaminasche.

In gleichem Maße, wie die Landschaft zur Rechten und Linken trister und unfreundlicher wurde, begannen die Reisenden an den Ufern des Ymstrecca auf größere Siedlungen zu stoßen, Siedlungen, die weniger einen gewachsenen als vielmehr einen angeschwemmten Eindruck machten. So wie der Fluß Dorngestrüpp, Äste und Schlick mit sich führte, um sie dann an geeigneten Sandbänken abzulagern, so schien es auch die Bestandteile der Siedlungen, sowohl Menschen als auch Material, rein zufällig in diese fremde und wenig einladende Gegend verschlagen zu haben, fast als wären sie an irgendeiner Engstelle steckengeblieben, während die Kraft, die sie bis dahin getragen hatte, ohne sie weiterrauschte.

Josua und seine Gefährten ritten schweigend an den kleinen, baufälligen Weilern vorbei, Keimzellen von Städten, fast so abweisend wie das Land selbst, jede aus vielleicht einem Dutzend roher Hütten zusammengewürfelt. Außerhalb ihrer wackligen Mauern ließ sich kaum ein lebendes Wesen blicken, aber die dünnen Schwaden ihrer Kochfeuer kräuselten sich im Wind.

Eine zweite, dritte und vierte Nacht unter den wolkenverhüllten Sternen, dann hatten die Verbannten des Prinzen den Anfang des Stefflod-Flußtals erreicht. Der Abend des fünften Tages brachte Neuschnee und bittere Kälte, aber eine Dunkelheit voll glänzender Lichter: Fackeln und Lagerfeuer, Hunderte von Feuern, die den engen Zugang zum Tal glitzern ließen wie eine Schale voller Edelsteine. Die Reisenden hatten die bisher größte Siedlung gefunden, fast schon eine Stadt aus elenden Katen, die sich in die enge Talmulde schmiegte, in der Ymstrecca und Stefflod sich vereinigten. Nach dem langen Weg über die leere Ebene war es ein erhebender Anblick.

»Immer noch benehmen wir uns wie Diebe«, flüsterte Deornoth mißmutig. »Herr, Ihr seid Priester Johans Sohn. Warum müssen wir uns zwischen diesen unordentlichen Haufen von Katen schleichen, als ob wir Straßenräuber wären – auch wenn wir so aussehen?«

Josua lächelte. Er hatte seine von der Reise schmutzigen Thrithing-Kleider nicht abgelegt, obwohl Kleidung zum Wechseln zu den Dingen gehört hatte, die eingetauscht worden waren. »Du bittest nicht mehr um Verzeihung für deine Dreistigkeit, Deornoth, wie du das früher getan hast. Nein, entschuldige dich nicht. Wir haben zu viel zusammen durchgemacht, als daß ich etwas dagegen haben könnte. Du hast schon recht, wir nähern uns diesem Ort nicht wie ein Prinz und sein Hofstaat, aber es wäre ja auch ein höchst armseliger Hofstaat. Statt dessen wollen wir herausfinden, was wir können, und unsere Frauen, die kleine Leleth und alle anderen nicht unnötig in Gefahr bringen.« Er wandte sich an Isorn, den dritten und bisher Schweigsamsten von ihnen. »Wir müssen im Gegenteil jeden Verdacht vermeiden, daß wir etwas anderes sind als gewöhnliche Reisende. Vor allem du, Isorn, machst einen so wohlgenährten Eindruck; schon deine Größe könnte einigen dieser armen Leute Angst einjagen.« Er lachte leise und gab dem stämmigen jungen Rimmersmann einen Rippenstoß. Isorn, von der plötzlichen Heiterkeit des Prinzen überrascht, stolperte und wäre um ein Haar gestürzt.

»Ich kann mich nicht kleiner machen, als ich bin, Josua«, brummte er. »Seid dankbar, daß ich nicht so groß bin wie mein Vater, oder Eure armen Leute könnten bei meinem Anblick kreischend in die Nacht rennen.«

»Ach, wie sehr fehlt mir Isgrimnur«, seufzte Josua. »Möge Ädon deinen Vater behüten, diesen guten Mann, und ihn sicher zu uns zurückführen.«

»Auch meine Mutter vermißt ihn sehr und hat Angst um ihn«, erklärte Isorn leise, »aber sie sagt es nicht.« Sein gutmütiges Gesicht war ernst.

Josua sah ihn scharf an. »Ja, deiner Familie liegt das Jammern nicht.«

»Trotzdem«, bemerkte Deornoth plötzlich, »kann der Herzog ganz schön laut werden, wenn ihm etwas nicht paßt. Ich erinnere mich, wie er erfuhr, daß Skali zu König Johans Begräbnis kommen würde. Er warf einen Stuhl durch Bischof Domitis' Wandschirm und zerbrach ihn in tausend Stücke. *Autsch!* Verflixt!« Vor Lachen war er in der Finsternis über einen Grashügel gestolpert. Der Mond war heute dunstig und ging mit seinem Licht nur sparsam um. »Halt die Fackel näher, Isorn. Warum gehen wir überhaupt zu Fuß und führen unsere Pferde, anstatt zu reiten?«

»Wenn *du* ein Bein brichst, kannst du reiten«, erwiderte der Prinz trok-

ken. »Wenn aber dein neues Roß Vildalix ein Bein bricht – willst du es dann tragen?«

Deornoth gab widerwillig zu, daß er recht hatte.

In leiser Unterhaltung über Isorns Vater und sein legendäres Temperament – dessen Ausbrüchen fast immer, sobald der Herzog sich wieder beruhigt hatte, entsetzte Entschuldigungen folgten – gingen sie den grasigen Hang hinunter und auf die Lichter der ersten Feuer zu. Der Rest der Gesellschaft hatte am Eingang des Tals ein Lager aufgeschlagen. Dort schürte Herzogin Gutrun ein Feuer, das von der Höhe wie ein immer kleiner werdender Leuchtturm hinter ihnen her strahlte.

Eine Meute frierender, verhungerter Hunde kläffte und stob auseinander, als die drei sich der Siedlung näherten. Ein paar finstere Gestalten sahen von ihrem Feuer auf oder stellten sich mit verschränkten Armen in die Türöffnungen schäbiger Hütten, um die Fremden vorbeigehen zu sehen. Aber selbst wenn jemand das Gefühl hatte, Josua und seine Kameraden gehörten nicht zu ihnen, blieben sie doch unbehelligt. Aus den Wortfetzen, die sie hörten, ergab sich, daß die Siedler tatsächlich in der Mehrzahl Erkynländer waren, die die alte ländliche Mundart und Westerling sprachen. Ab und zu konnte man auch das schnarrende Hernystiri hören.

In einer Lücke zwischen zwei Häusern stand eine Frau und unterhielt sich mit ihrer Nachbarin über das Kaninchen, das ihr Sohn nach Hause gebracht und das sie zu Hlafmansa mit Sauergras geschmort hatte. Deornoth kam es sonderbar vor, Menschen hier im Nebel des Graslandes über so alltägliche Dinge reden zu hören – als könnte hinter dem nächsten Stein eine Kirche versteckt sein, in der man sein Morgengebet verrichtete, und unter dem nächsten Blatt eine Schenke für Fuhrleute, in der es das Bier zum Kaninchenragout zu kaufen gab.

Die Frau, in mittleren Jahren, rotgesichtig und grobknochig, drehte sich um, als die drei näherkamen, und musterte sie mit einer Mischung von Besorgtheit und Neugier. Deornoth und Isorn wollten ihr ausweichen, aber Josua blieb stehen.

»Wir wünschen dir einen angenehmen Abend, gute Frau«, begann der Prinz und deutete eine Art Verbeugung an. »Weißt du vielleicht, wo wir hier etwas zu essen bekommen können? Wir sind Reisende und zahlen mit gutem Geld. Würde uns jemand etwas ablassen?«

Die Frau betrachtete ihn vorsichtig und warf dann einen Blick auf seine Begleiter. »Hier gibt's weder Schenken noch Herbergen«, versetzte sie grimmig. »Jeder behält, was er hat.«

Josua nickte langsam, als filtere er aus ihren Worten Körnchen reinster, goldener Weisheit. »Und welchen Namen hat dieser Ort?« fragte er. »Er steht auf keiner Landkarte.«

»Das kann ich mir denken«, schnaubte die Frau. »War ja vor zwei Sommern auch noch nicht da. Hat keinen Namen, jedenfalls nicht richtig, aber manche nennen ihn Gadrinsett.«

»Gadrinsett«, wiederholte Josua. »*Versammlungsplatz.*«

»Nicht daß jemand einen Grund hätte, sich hier zu versammeln.« Sie verzog das Gesicht. »Man kommt bloß nicht mehr weiter.«

»Und warum?« erkundigte sich Josua.

Die Frau kümmerte sich nicht um diese letzte Frage, sondern musterte den Prinzen noch einmal abschätzend von Kopf bis Fuß. »Hör zu«, meinte sie dann, »wenn ihr etwas zu essen wollt und dafür bezahlt, könnte ich euch vielleicht helfen. Zeigt mir zuerst euer Geld.«

Josua zeigte ihr eine Handvoll Cintis- und Quinis-Stücke, die er bei der Flucht aus Naglimund in seinem Geldbeutel gehabt hatte. Die Frau schüttelte den Kopf.

»Bronze nehm ich nicht. Ein paar Leute weiter unten am Fluß tauschen mir vielleicht das Silber ein, darum will ich mich auf so eine Münze einlassen. Habt ihr nicht noch etwas anderes zum Handeln? Lederriemen aus kaputten Sätteln? Schnallen? Kleidungsstücke?« Sie warf einen Blick auf Josuas Anzug und grinste spöttisch. »Nein, andere Kleider habt ihr wohl nicht. Also kommt mit, ich koche euch eine Suppe, und ihr erzählt mir, was es Neues gibt.« Sie winkte ihrer Freundin zu, die sich in sicherer Entfernung gehalten und dem Gespräch mit offenem Mund zugehört hatte, und führte sie wieder zurück in das Gewirr der Hütten.

Der Name der Frau war Ielda. Obwohl sie mehrfach erwähnte, ihr Mann könne jeden Augenblick nach Hause kommen, vermutete Deornoth, daß sie damit bei den drei Fremden nur jedem Gedanken an einen eventuellen Raubüberfall vorbeugen wollte; denn im Umkreis ihrer Behausung, die aus einer Feuerstelle im Freien und einer kleinen, windschiefen Hütte bestand, gab es nichts, das auf einen Ehemann hindeutete. Was sie hatte, waren mehrere Kinder, deren Geschlecht durch anhaftenden Schmutz und abendliche Dunkelheit nicht leicht zu bestimmen war. Sie kamen herbei und starrten den Prinzen und seine Freunde mit der gleichen großäugigen Aufmerksamkeit an, die sie vermutlich einer Schlange beim Verschlingen eines Frosches gewidmet hätten.

Nachdem sie ein Quinis-Stück kassiert hatte, das sofort in ihrem Kleid

verschwand, goß Ielda jedem der drei eine Schüssel dünne Suppe ein und förderte aus einem Winkel einen Krug Bier zutage, von dem sie angab, ihr Mann habe ihn aus Falshire mitgebracht, wo sie früher gewohnt hätten. Der Anblick des Kruges erhärtete Deornoths Verdacht, daß ihr Mann tot sein mußte, denn welcher Mann würde es in diesem gottverlassenen Loch aushalten, ohne zumindest sein Bier auszutrinken!

Josua dankte ihr mit großer Feierlichkeit. Die drei Männer ließen den Krug mehrfach kreisen, bevor ihnen der Gedanke kam, auch Ielda davon anzubieten. Sie nahm mit gnädigem Nicken an und tat eine Reihe kräftiger Züge. Ihre Kinder äußerten sich dazu in einer merkwürdigen Form gegenseitiger Verständigung, die hauptsächlich aus Grunzen, wenigen erkennbaren Worten und wiederholten Püffen gegen Köpfe und Schultern bestand.

Schon bald begannen die Annehmlichkeiten von Gesellschaft und Unterhaltung ihre Wirkung auf Ielda auszuüben. Zunächst zurückhaltend, berichtete sie schon bald durchaus verständig von allem, was es über Gadrinsett und ihre Mitsiedler zu wissen gab. Sie war zwar ungebildet, verfügte aber über eine gehörige Portion Mutterwitz. Auch wenn die Reisenden eigentlich vor allem daran interessiert waren, Näheres über den Weg zu ihrem Reiseziel in Erfahrung zu bringen – denn Geloës Angaben waren doch etwas ungenau –, amüsierten sie sich doch bald köstlich über Ieldas Nachahmungen ihrer unterschiedlichen Nachbarn.

Wie viele andere Einwohner von Gadrinsett waren Ielda und ihre Familie aus Falshire geflohen, als Fengbald und seine Erkyngarde das Wollviertel der Stadt niedergebrannt hatten – die Strafe für den Widerstand, mit dem die Gilde der Wollhändler einem von Elias' weniger beliebten Erlassen entgegengetreten war. Ielda erläuterte auch, daß Gadrinsett noch erheblich größer war, als Josua und seine Gefährten zunächst vermutet hatten. Es erstreckte sich noch ein ganzes Stück weiter ins Tal hinein, aber die Hügel waren so hoch, daß man die Lagerfeuer am anderen Ende von hier aus nicht mehr sehen konnte.

Der Grund dafür, daß so viele Menschen sich dort niederließen, sagte Ielda, lag darin, daß das Land jenseits der Stelle, an der Stefflod und Ymstrecca zusammenflössen, übelbeleumdet und gefährlich war.

»Voll von Feenringen, das ist es«, berichtete sie mit ernster Stimme, »mit Hügeln, auf denen nachts Geister tanzen. Darum lassen uns auch die Leute aus den Thrithingen in Ruhe – die wollen sowieso nicht hier wohnen.« Sie sprach auf einmal viel leiser und bekam große Augen. »Da ist ein großer Hügel, auf dem sich die Hexen treffen, voll von schrecklichen Zau-

bersteinen – noch schlimmer als der Thisterborg bei Erchester, falls ihr schon einmal von diesem verrufenen Ort gehört habt. Nicht weit davon liegt eine Stadt, in der früher Teufel gehaust haben, eine gottlose, unnatürliche Stadt. Das ganze Land jenseits des Flusses wimmelt von greulichem Zauberwerk. Es gibt hier Frauen, denen sie Kinder gestohlen haben. Einer ließ man sogar einen Wechselbalg da, richtig mit spitzen Ohren!«

»Dieser Zauberhügel klingt ja wirklich furchterregend«, antwortete Josua, und sein langes Gesicht trug den Ausdruck tiefen Ernstes. Als die Frau in ihren Schoß blickte, wo sie nebenbei in einer Schüssel Wasser und Mehl mischte, fing der Prinz Deornoths Blick auf und zwinkerte ihm zu. »Und wo liegt diese Stätte des Schreckens?«

Ielda deutete hinaus in die Dunkelheit. »Immer in dieser Richtung, den Stefflod hinauf. Ihr würdet klug handeln, wenn ihr einen Bogen darum machtet.« Stirnrunzelnd hielt sie inne. »Wohin wollt ihr denn eigentlich?«

Deornoth fiel ein, bevor Josua erwidern konnte. »Wir sind fahrende Ritter, die ihre Schwerter in den Dienst einer großen Aufgabe stellen wollen. Wir haben gehört, daß Prinz Josua, der jüngere Sohn von König Johan dem Priester, sich hier nach Osten gewandt hat, um von dort aus den Sturz seines bösen Bruders König Elias ins Werk zu setzen.« Deornoth unterdrückte ein Grinsen und ignorierte Josuas gereizte Handbewegungen. »Wir sind gekommen, um uns dieser edlen Sache anzuschließen.«

Ielda, die einen Moment aufgehört hatte, ihren Teig zu kneten, um ihn erstaunt anzuschauen, stieß ein Schnauben aus und nahm ihre Arbeit wieder auf. »Prinz Josua? Hier im Grasland? Das ist ein guter Witz. Nicht, daß es mich nicht freuen würde, wenn sich endlich etwas änderte. Seit der alte Priester Johan, Gott segne ihn, gestorben ist, geht einfach alles schief.« Sie machte ein strenges Gesicht, aber ihre Augen glänzten plötzlich feucht. »Es ist hart für uns alle, so hart…«

Unvermittelt erhob sie sich und legte die flachgedrückten Teigbälle auf einen sauberen heißen Stein am Rand des Feuers, wo sie leise zu zischen begannen. »Ich geh nur schnell hinüber zu meiner Freundin«, verkündete sie, »und sehe nach, ob sie noch etwas Bier hat, das sie uns leihen kann. Ich werde ihr nichts von dem erzählen, was ihr über den Prinzen gesagt habt, weil sie bloß darüber lachen würde. Paßt gut auf die Kuchen da auf, während ich weg bin – es ist das Frühstück für die Kinder.« Sie tupfte sich mit ihrem schmuddligen Schal die Augen ab und verschwand vom Feuer.

»Was soll dieser Unsinn, Deornoth?« erkundigte Josua sich unzufrieden.

»Habt Ihr denn nicht zugehört? Die Leute *warten* darauf, daß Ihr etwas

unternehmt. Ihr seid ihr Prinz!« Es kam ihm so offensichtlich vor – Josua mußte es doch begreifen!

»Prinz wovon? Ruinenprinz? Prinz von Ödland und Gras? Ich habe diesen Menschen nichts zu bieten … noch nicht.« Er stand auf und trat an den Rand von Ieldas Lager. Die Kinder sahen ihm nach, eine Ansammlung weißgeränderter Pupillen, die aus dem Dunkel der Türöffnung leuchteten.

»Aber wie wollt Ihr etwas erringen, wenn Euch niemand folgt?« fragte Isorn. »Deornoth hat recht. Wenn Fengbald jetzt weiß, wo wir sind, ist es nur eine Frage der Zeit, bis Elias seine geballte Wut auf uns niedergehen läßt.«

»Ihr Mißtrauen hält vielleicht die Leute hier vom Stein des Abschieds fern, aber Graf Guthwulf und das Heer des Hochkönigs werden sich nicht abschrecken lassen«, bemerkte Deornoth.

»Wenn der König auf dem Drachenbeinthron sein Heer gegen uns führt«, entgegnete Josua hitzig und streckte in ohnmächtiger Empörung die Hand aus, »dann helfen ein paar hundert Einwohner von Gadrinsett dagegen nicht mehr als Federn im Sturm. Um so wichtiger ist es, daß wir sie nicht in diese Dinge hineinziehen. Wir sind nur wenige und können uns notfalls wieder im Innern des Aldheorte verstecken, aber diesen Menschen hier ist das nicht möglich.«

»Schon wieder planen wir einen Rückzug, Prinz Josua«, meinte Deornoth zornig. »Dabei seid Ihr selbst dieser Fluchten müde, das habt Ihr mir gesagt!«

Sie debattierten immer noch, als Ielda zurückkam. Sofort verfielen sie in schuldbewußtes Schweigen und fragten sich, was sie wohl mitgehört haben mochte. Aber ihr Gespräch war das letzte, für das sich die Frau interessierte.

»Meine Kuchen!« kreischte sie und klaubte einen nach dem anderen von dem heißen Stein, wobei sie sich die Finger verbrannte und kleine, spitze Schmerzensschreie ausstieß. Sämtliche Kuchen waren so schwarzverkohlt wie Pryrates' Seele. »Ihr Ungeheuer! Wie konntet ihr! Vor lauter hochnäsigem Geschwätz über den Prinzen laßt ihr meine Kuchen verbrennen!« Sie fuhr herum und drosch schwächlich auf Isorns breite Schultern ein.

»Ich bitte dich um Entschuldigung, Ielda, gute Frau«, begann Josua und zog ein weiteres Quinis-Stück hervor. »Bitte nimm das und verzeih uns…«

»Geld!« schrie sie, wobei sie gleichzeitig nach der Münze griff. »Und was ist mit meinen Kuchen? Kann ich meine Kinder morgen früh mit Geld füttern, wenn sie weinen?« Sie packte einen Reisigbesen und schwang ihn

heftig gegen Deornoths Kopf. Fast hätte sie den jungen Ritter von dem Stein gestoßen, auf dem er saß. Er sprang hastig auf und rannte hinter Josua und Isorn her, die sich bereits in voller Flucht befanden.

»Laßt euch hier nie wieder blicken!« keifte sie ihnen nach. »Ihr wollt Schwertsöldner sein? Kuchenverbrenner seid ihr! Meine Freundin hat gesagt, der Prinz ist tot, und eure Sprüche machen ihn auch nicht wieder lebendig!«

Ihr zorniges Rufen wurde allmählich leiser, als Josua und seine Gefährten zu ihren Pferden zurückstolperten und die letzten Hütten von Gadrinsett hinter sich ließen.

»Wenigstens«, meinte Josua, als sie eine Weile so gelaufen waren, »haben wir jetzt eher eine Vorstellung, wo der Stein des Abschieds liegt.«

»Und noch mehr, Hoheit«, versetzte Deornoth mit einem kleinen Lächeln. »Wir haben gesehen, daß Euer Name bei Euren Untertanen noch immer erhebliche Leidenschaft entfesselt.«

»Ihr mögt ein Grasprinz sein, Josua«, fügte Isorn hinzu, »aber ganz bestimmt seid Ihr *kein* Kuchenkönig.«

Josua betrachtete die beiden angewidert. »Ich würde es begrüßen«, bemerkte er gedehnt, »wenn wir den Weg zum Lager schweigend zurücklegen könnten.«

# XXII

## Durch das Sommertor

»Es ist keine Straße, die uns dorthin bringt«, erläuterte Aditu streng. »Es ist mehr eine Art Lied.«

Simon runzelte unzufrieden die Stirn. Er hatte ihr eine einfache Frage gestellt, aber in ihrer Sithi-Art, die ihn wahnsinnig machte, hatte ihm Jirikis Schwester wieder einmal eine Antwort gegeben, die keine war. Dabei war es zu kalt, um hier herumzustehen und dummes Zeug zu schwatzen. Er probierte es noch einmal. »Auch wenn es keine Straße gibt, muß man doch irgendeine Richtung nehmen. In welcher Richtung liegt es denn?«

»Innen. Innen im Herzen des Waldes.«

Simon sah hinauf zur Sonne und versuchte sich zu orientieren. »Also … hier entlang?« Er zeigte nach Süden, die Richtung, in die er bisher gegangen war.

»Nicht ganz. Manchmal. Aber das wäre dann eher, falls man durch das Regentor gehen wollte. Zu dieser Jahreszeit ist das aber nicht das Richtige. Nein, wir suchen das Sommertor, und das ist ein ganz anderes Lied.«

»Ihr redet immer von einem Lied. Wie kann man durch ein Lied an einen Ort kommen?«

»Wie …?« Sie schien angestrengt darüber nachzudenken und sah dann Simon prüfend an. »Du hast eine merkwürdige Denkweise. Kannst du *Shent* spielen?«

»Nein. Und was hat das damit zu tun?«

»Du könntest dich zu einem interessanten Spieler entwickeln – ich frage mich, ob überhaupt schon jemand einmal mit einem Sterblichen gespielt hat? Keiner von meinem Volk würde Fragen stellen wie du. Ich muß dich die Regeln lehren.«

Simon brummte verwirrt vor sich hin, aber Aditu hinderte ihn mit erhobener, schlankfingriger Hand an weiteren Fragen. Sie stand ganz still da. Das Gespinst ihres Lavendelhaars bebte in der Brise. Ringsum herrschte

Schweigen. In ihrer weißen Kleidung war sie vor den Schneewehen kaum sichtbar. Es schien, als wäre sie im Stehen eingeschlafen, wie ein Storch, der im Schilf auf einem Bein schwankt, aber sie hielt die glänzenden Augen offen. Nach einer Weile begann sie, tief Atem zu holen und die Luft mit lautem Zischen wieder auszustoßen. Aus dem Ausatmen wurde nach und nach ein singender, summender Ton, der gar nicht mehr aus Aditus Mund zu kommen schien. Ruckartig änderte der Wind, der kalte Finger an Simons Wange gepreßt hatte, seine Richtung.

Nein, erkannte der Junge gleich darauf, es war mehr als nur ein Umschlagen des Windes. Es kam ihm eher vor, als habe sich die ganze Schöpfung ein winziges Stück gedreht – ein beklemmendes Gefühl, bei dem ihm sekundenlang schwindlig wurde. Als Kind hatte er sich manchmal im Kreis gedreht, schneller und immer schneller, und wenn er dann anhielt, wirbelte die Welt um ihn herum weiter. Jetzt ging es ihm ganz ähnlich, nur langsamer, als bewege sich die Welt unter seinen Füßen so sacht, wie die Blütenblätter einer Blume sich entfalten.

Aditus wortloses, schwebendes Murmeln verdichtete sich zu einer Litanei fremdartiger Sithiworte und ging dann erneut in stumme Atemzüge über. Das trübe Licht, das durch die schneebeladenen Bäume sickerte, schien einen wärmeren Ton bekommen zu haben, eine unmeßbare Veränderung der Schattierung, die jetzt Blau und Gold unter das Grau mischte. Das Schweigen dehnte sich.

»Ist das ein Zauber?« Simon hörte, wie seine Stimme die Stille zerbrach wie Eselsgebrüll. Sofort kam er sich wie ein Trottel vor. Aditu wandte den Kopf und sah ihn an. In ihren Zügen lag kein Zorn.

»Ich weiß nicht recht, was du meinst. Es ist die Art, wie wir verborgene Orte finden, und *Jao é-Tinukai'i* ist nun einmal verborgen. Aber es liegt keine Macht in den Worten selbst, falls das deine Frage ist. Man könnte sie in jeder Sprache sagen. Sie helfen dem, der sie spricht, sich an bestimmte Zeichen und Pfade zu erinnern. Wenn das etwas anderes ist, als du unter ›Zauber‹ verstehst, muß ich dich leider enttäuschen.«

Sie machte nicht den Eindruck, als täte es ihr besonders leid. Ihr schalkhaftes Lächeln war zurückgekehrt.

»Ich hätte Euch nicht unterbrechen dürfen«, stotterte Simon. »Es ist nur … ich habe meinen Freund Doktor Morgenes immer wieder gebeten, mir doch einmal einen Zauber zu zeigen. Er hat es nie getan.« Der Gedanke an den alten Mann erinnerte ihn an einen sonnigen Morgen in der staubigen Wohnung des Doktors und an Morgenes, der vor sich hin brummelte und

mit sich selbst sprach, während Simon ausfegte.

Mit der Erinnerung überkam ihn ein heftiger Anfall von Trauer. Das alles war Vergangenheit.

»Morgenes…«, meinte Aditu sinnend. »Ich habe ihn einmal gesehen, als er meinen Onkel in unserer Jagdhütte besuchte. Er war ein hübscher junger Mann.«

»Ein junger Mann?« Simon starrte auf ihr schmales, fast kindliches Gesicht. »Doktor Morgenes?«

Die Sitha wurde auf einmal wieder ernst. »Wir sollten uns hier nicht länger aufhalten. Möchtest du, daß ich das Lied in deiner Zunge singe? Es kann auch nicht mehr Ärger machen, als wir beide schon angerichtet haben.«

»Ärger?« Es wurde immer verzwickter. Aditu hatte bereits wieder ihre seltsame Stellung angenommen, und Simon hatte das plötzliche Gefühl, sich schnell entscheiden zu müssen, bevor eine Tür ins Schloß fiel. »Ja, bitte, in meiner Zunge!«

Sie hob sich auf die Fußballen, sprungbereit wie eine Grille auf einem Zweig. Nachdem sie einen Augenblick tief und regelmäßig Atem geholt hatte, begann sie von neuem mit ihrem Gesang. Nach und nach konnte Simon das Lied heraushören, wenn auch die rauhen, abgehackten Laute von Simons Westerlingsprache in ihrem Mund weicher und flüssiger wurden und die Worte strömten und ineinanderflossen wie schmelzendes Wachs.

»Grün ist das Auge der träumenden Schlange«,

sang Aditu, den Blick auf die Eiszapfen gerichtet, die wie edelsteingeschmückte Fähnchen von den Ästen einer sterbenden Schierlingstanne hingen. Das Feuer, das der trüben Sonne fehlte, loderte jetzt in ihren glitzernden Tiefen.

»Mondsilber ist ihre Spur.
Nur die Frau-mit-dem-Netz
kann die geheimen Orte sehen,
zu denen sie geht…«

Aditus Hand löste sich von ihrer Seite und schwebte lange Sekunden in

der Luft, bevor Simon verstand, daß er sie ergreifen sollte. Mit dem Handschuh umschloß er ihre Finger, aber sie entzog sie ihm. Einen Augenblick glaubte er sich geirrt und diesem goldäugigen Geschöpf seine unerwünschte, plumpe Vertraulichkeit aufgedrängt zu haben, aber als sie ungeduldig die Finger nach ihm reckte, erkannte er in einer Aufwallung verwirrter Gefühle, daß sie seine unbekleidete Hand wünschte. Mit den Zähnen zerrte er sich die ledernen Fausthandschuhe herunter und packte mit den noch warmen und feuchten Fingern ihr schmales Handgelenk. Sanft, aber fest entzog sie es ihm und ließ ihre Hand über seine gleiten; mit kühlen Fingern umfaßte sie seine Finger. Kopfschüttelnd wie eine aus ihrem Nickerchen aufgeschreckte Katze wiederholte sie, was sie bereits gesungen hatte.

»Grün ist das Auge der träumenden Schlange,
Mondsilber ist ihre Spur.
Nur die Frau-mit-dem-Netz
kann die geheimen Orte sehen,
zu denen sie geht…«

Sie bückte sich unter den Tannenast mit seiner Eiszapfenlast und zog Simon mit. Die steife, vom Schnee salzige Brise stach ihm ins Gesicht und trieb Tränen in seine Augen. Der Wald vor ihm schien plötzlich schief, als sitze Simon in einem der Eiszapfen gefangen und starre von innen hinaus. Er hörte seine Stiefel im Schnee knirschen aber es klang wie aus großer Ferne, als schwebe sein Kopf hoch oben in den Baumwipfeln.

»Windkind trägt eine Indigokrone«,

raunte Aditu. Sie gingen, aber es war mehr wie ein Schweben oder Schwimmen.

»Seine Stiefel sind aus Kaninchenfell.
Unsichtbar ist es für Mondmutters Blick,
doch sie kann sein vorsichtiges Atmen hören…«

Sie machten einen Bogen und kletterten an einen Ort hinunter, der eigentlich eine mit Immergrünbäumen bestandene Schlucht hätte sein sollen; aber Simons verwirrtem Blick erschienen die Äste wie Schattenarme, die sich nach den beiden Wanderern ausstreckten und sie festhalten wollten.

Zweige schlugen im Vorbeigehen nach seinen Schenkeln. Ihr Geruch war würzig und stark. Nadeln voller Saft hingen an seiner Hose. Der Wind, der durch die schwankenden Äste hauchte und flüsterte, war ein wenig feuchter, aber immer noch so kalt, daß es Simon schüttelte.

»Gelb ist der Staub auf dem Panzer
der alten Schildkröte.«

Aditu hielt vor einer bräunlichen Felswand an, die sich aus dem Schnee am Boden der Schlucht hob wie die Mauer eines verfallenen Hauses. Während sie singend davorstand, änderte das Sonnenlicht, das durch die Bäume drang, übergangslos seinen Einfallswinkel. Die Schatten in den Felsspalten wurden tiefer und quollen aus den Rissen wie über die Ufer tretende Flüsse. Sie überströmten die Felswand, als falle die verborgene Sonne schnell und schwer wie ein Stein ihrem abendlichen Lager zu.

»In tiefe Verstecke kriecht sie hinab«,
sang Aditu,
»in ihrem Bett unter trockenem Fels
zählt sie in kalkigem Schatten
den eigenen Herzschlag…«

Sie umgingen den großen Felsen und fanden sich plötzlich auf einer abfallenden Böschung. Kleinere, dunkle Felsvorsprünge, manchmal auch blaßrosa und sandbraun, ragten aus dem verschneiten Boden. Die Bäume, die hier in den Himmel hinaufwuchsen, zeigten ein tieferes Grün, und überall hörte man leise Vögel singen. Der Griff des Winters war hier spürbar schwächer.

Sie waren ein Stück gelaufen, aber es war fast, als wären sie auch von einem Tag zum andern gewandert, als bewegten sie sich sozusagen im rechten Winkel zur gewöhnlichen Welt, ungehindert wie die Engel, von denen Simon gelernt hatte, daß sie auf Gottes Geheiß hierhin und dorthin flogen. Wie war das möglich?

Simon schaute durch die Bäume zum einförmig grauen Himmel auf, umklammerte Aditus Hand und fragte sich, ob er vielleicht doch gestorben war. Vielleicht geleitete das feierliche Wesen an seiner Seite, dessen Auge auf Dinge gerichtet zu sein schien, die er nicht wahrnehmen konnte, seine Seele an irgendein letztes Ziel, während sein lebloser Körper irgendwo im

Wald lag und allmählich unter einer Decke aus Schneewehen verschwand?

*Ist es warm im Himmel?* fragte er sich gedankenverloren.

Er rieb sich mit der freien Hand das Gesicht und fühlte den tröstlichen Schmerz der rissigen Haut. Es kam ohnehin kaum darauf an – er folgte, wohin sie ihn führte. Seine zufriedene Hilflosigkeit war so stark, daß er das Empfinden hatte, er könne ebensowenig seine Hand aus ihrer lösen, wie sich selbst den Kopf abreißen.

»Wolkenlied schwenkt eine Scharlachfackel,
einen Rubin unter grauer See.
Sie duftet nach Zedernrinde
und trägt Elfenbein auf der Brust…«

Aditus Stimme hob und senkte sich, und der langsame, nachdenkliche Rhythmus ihres Liedes vereinte sich mit dem Gesang der Vögel wie das Wasser eines Flusses unmerklich in den Strom eines anderen übergeht. Jeder Vers im endlosen Fließen, jeder Zyklus von Namen und Farben war ein juwelenglänzendes Rätsel, dessen Lösung Simon stets auf der Zunge zu liegen schien und sich doch nie aussprechen ließ. Immer wenn er etwas verstanden zu haben glaubte, verschwand es, und etwas Neues tanzte in der Luft des Waldes.

Die beiden Wanderer traten von der felsigen Böschung in den tiefen Schatten eines Dickichts aus sattgrünen Hecken, das mit winzigen weißen Blumen wie mit Perlen besetzt war. Das Laub war feucht, der Schnee unter ihren Füßen naß und schütter. Simon hielt Aditus Hand fester. Er versuchte sich die Augen zu wischen, vor denen schon wieder alles verschwamm. Die kleinen weißen Blumen dufteten nach Bienenwachs und Zimt.

»Das Auge des Otters ist kieselbraun.
Unter zehn nassen Blättern gleitet er dahin.
Wenn er in diamantenen Bächen tanzt,
lacht der Laternenträger…«

Jetzt hörte man im Einklang mit der steigenden und fallenden Melodie von Aditus Lied und dem zarten Gezwitscher der Vögel das Geräusch von Wasser, das plätschernd in seichte Tümpel floß, musikalisch wie der Ton eines Instruments aus feinem Glas. Schimmerndes Licht brach sich in schmelzenden Schneetropfen; staunend lauschte Simon und sah überall um

sich her den funkelnden Glanz der Sonne im Wasser. Von den Ästen der Bäume schien Licht zu tropfen.

Sie gingen neben einem schmalen, aber munteren Bach her, dessen fröhliche Stimme durch die Baumsäulen des Waldes hallte. Auf den Steinen schmolz der Schnee, und unter den feuchten Blättern lag fette, schwarze Erde. In Simons Kopf drehte es sich. Aditus Melodie erfüllte alle seine Gedanken, so wie der Bach um und über die glatten Kiesel glitt, die sein Bett bildeten. Wie lange wanderten sie schon? Zuerst war es ihm nur wie ein paar Schritte vorgekommen, aber jetzt hatte er auf einmal das Gefühl, daß es schon Stunden sein mußten – oder Tage. Und warum schmolz der Schnee? Gerade hatte er doch noch alles zugedeckt?

*Frühling!* dachte er und fühlte, wie ein nervöses, aber jubelndes Lachen in ihm aufstieg. *Ich glaube, wir laufen in den Frühling!*

Weiter ging es den Bach entlang. Aditus Melodie plätscherte immer weiter wie das Wasser. Die Sonne war verschwunden. Am Himmel erblühte der Sonnenuntergang wie eine Rose, versengte Aldheortes Blätter, Zweige und Stämme mit feurigem Licht und färbte die Steine scharlachrot. Simon sah zu, wie die Flammen am Himmel aufloderten und starben. Sie machten einem tiefen Purpur Platz, das dann selbst von schwarzer Dunkelheit verschlungen wurde. Wieder schien sich die Welt schneller unter Simon zu drehen, aber er wußte sich auf sicherem Boden: ein Fuß folgte dem anderen, und Aditus Hand lag fest in der seinen.

»Steinlauschers Mantel ist kohlenschwarz,
seine Ringe leuchten wie Sterne.«

Als sie diese Worte sang, erschien am Himmelsgewölbe tatsächlich ein Schwarm weißer Sterne. Sie blühten und vergingen in rasch wechselnden Mustern. Sternenlichtpunkte auf finsterem Grund vereinten sich zu halb erkennbaren Gesichtern und Gestalten und lösten sich genauso schnell wieder auf.

»Neun davon trägt er; doch sein nackter Finger
hebt sich und schmeckt den südlichen Wind…«

Während er so unter dem samtschwarzen Himmel und den Rädern der Sterne dahinschritt, schien es Simon, als könne ein ganzes Leben in so unglaublicher Geschwindigkeit vergehen und zugleich die Reise durch die

Nacht nur ein einziger Augenblick, wenngleich von schier unendlicher Dauer, sein. Es war, als fahre die Zeit selbst durch ihn hindurch und hinterlasse ein wildes Gemisch aus Düften und Tönen. Der Aldheorte war zu einem einzigen, lebenden Wesen geworden, das sich rund um ihn her ständig verwandelte, während die tödliche Kälte schmolz und Wärme sich ausbreitete. Selbst in der Dunkelheit konnte er die gewaltigen, fast krampfartig eintretenden Veränderungen spüren.

Im hellen Licht der Sterne gingen sie neben dem plappernden, lachenden Fluß her. Simon glaubte zu fühlen, wie aus den kahlen Zweigen grüne Blätter sprangen und bebende Blumen sich ihren Weg aus der gefrorenen Erde erkämpften. Zarte Blütenblätter entfalteten sich wie Schmetterlingsflügel. Der Wald schien den Winter abzuschütteln wie eine Schlange ihre alte, nutzlose Haut abstreift.

Durch alles hindurch wand sich Aditus Lied wie ein einzelner goldener Faden in einem Teppich aus gedämpften Farben.

»Veilchenblau sind die Schatten
im Ohr des Luchses.
Sein Schritt schickt die Grillen zu Bett
und weckt die weiße Rose…«

Morgenlicht begann den Aldheorte zu durchdringen. Es kam von allen Seiten, als hätte es keinen bestimmten Ursprung. Der Wald schien zu leben, jedes Blatt, jeder Ast sprungbereit, wartend. Tausend Töne und zahllose Düfte erfüllten die Luft, Vogelzwitschern und Bienengesumm, der Geruch atmender Erde, die süße Fäulnis von Fliegenpilzen, der trockene Zauber der Pollen. Von keiner Wolke verdeckt, stieg die Sonne zwischen den hochragenden Baumkronen an einen Himmel von reinstem, blassem Blau empor.

»Himmelsingers Umhang trägt goldene Schnallen«,

sang Aditu triumphierend, und ringsum schien der Wald zu erbeben, als schlüge in ihm ein gewaltiger, einheitlicher Puls.

»Sein Haar ist voll Nachtigallenfedern.
Alle drei Schritte wirft er Perlen hinter sich
und Safranblumen voran…«

Sie blieb auf dem Absatz stehen und ließ Simons Hand los. Schlaff wie ein entgräteter Fisch sank sein Arm herunter. Aditu stellte sich auf die Zehen und streckte sich. Sie hob die Handflächen der Sonne entgegen. Ihre Mitte war sehr schmal.

Es dauerte lange, bis Simon Worte fand. »Sind wir…«, stammelte er endlich, »sind wir …?«

»Nein, aber den schwierigsten Teil haben wir hinter uns«, erwiderte sie und musterte ihn mit einem drolligen Blick. »Ich dachte, du würdest mir die Hand brechen, so fest hast du zugefaßt.«

Simon dachte an ihren ruhigen, starken Griff und fand das unwahrscheinlich. Er lächelte benommen und schüttelte den Kopf. »Ich habe noch nie…« Die Worte wollten sich nicht einstellen. »Wie weit sind wir gekommen?«

Die Frage schien Aditu zu überraschen. Sie dachte ein paar Sekunden angestrengt nach. »Ziemlich weit in den Wald hinein«, erwiderte sie endlich. »Ziemlich weit.«

»Habt Ihr den Winter weggezaubert?« fragte Simon und beschrieb stolpernd einen Kreis. Nirgends lag mehr Schnee. Das Morgenlicht stach wie ein Messer durch die Bäume und bohrte sich in die Decke feuchter Blätter am Boden. In einer Säule aus Sonnenschein bebte ein Spinnennetz. »Der Winter ist noch da«, erklärte Aditu. »Wir sind es, die fortgegangen sind.«

»Wie?«

»Der Winter, den du meinst, ist falsch, das weißt du doch. Hier, im wirklichen Herzen des Waldes, liegt ein Ort, wo Sturm und Kälte nicht eindringen können.«

Simon glaubte zu verstehen. »Also haltet Ihr den Winter durch einen Zauber fern.«

Aditu runzelte die Stirn. »Schon wieder dieses Wort! *Hier* tanzt die Welt ihren wahren Tanz. Etwas, das diese Wahrheit *verändern* will, ist ein Zauber, ein gefährlicher Zauber, meine ich.« Sie wandte sich ab und hatte das Thema sichtlich satt. Es war wenig Unaufrichtiges an Aditu, zumindest nicht, wenn es darum ging, mit höflichen Ausreden Zeit zu verschwenden. »Wir sind fast am Ziel, darum brauchen wir jetzt keine Rast mehr. Bist du hungrig oder durstig?«

Simon merkte plötzlich, daß er einen Heißhunger hatte, als hätte er seit Tagen nichts mehr zu sich genommen. »Ja! Beides.«

Ohne ein weiteres Wort schlüpfte Aditu zwischen die Bäume und war verschwunden. Simon blieb allein am Bach zurück. »Warte!« rief sie ihm zu, und das Echo ihrer Stimme schien von allen Seiten zugleich zu kommen. Schon tauchte sie wieder auf, in jeder Hand vorsichtig eine rote Kugel festhaltend. »*Kraile*«, erläuterte sie. »Sonnenfrüchte. Iß.«

Die erste Sonnenfrucht schmeckte so süß und war so voll von gelblichem Saft mit würzigem Nachgeschmack, daß Simon sofort in die zweite biß. Als er beide verzehrt hatte, waren Hunger und Durst angenehm besänftigt. »Nun komm«, forderte Aditu ihn auf. »Ich möchte bis Mittag am *Shao Irigú* sein.«

»Was ist *Shao Irigú* – und was haben wir heute eigentlich für einen Tag?«

Aditu verzog ärgerlich das Gesicht, wenn derart überirdische Züge überhaupt einen so alltäglichen Ausdruck tragen können. »*Shao Irigú* ist natürlich das Sommertor. Und was das andere betrifft, so kenne ich mich nicht mit allen Maßeinheiten aus. Das ist etwas für Personen wie Erste Großmutter. Habt ihr nicht eine Mondspanne, die ihr Ah-ni-tuhl nennt?«

»Anitul ist ein Monat, ja.«

»Das ist alles, was ich sagen kann. Nach eurer Berechnung ist es dieser Monat.«

Jetzt war Simon an der Reihe, sich zu ärgern, denn das hätte er ihr auch sagen können. Allerdings neigten die Monate dazu, sich unbemerkt davonzuschleichen, wenn man sich unterwegs befand. Was er auf indirekte Weise zu erfahren versucht hatte, war eigentlich, wie lange sie bis hierher gebraucht hatten. Natürlich hätte er sie auch direkt danach fragen können, aber er hatte das deutliche Gefühl, daß ihre Antwort ihn nicht befriedigen würde.

Die Sitha setzte sich in Bewegung. Simon eilte hinterher. Trotz seines Ärgers hoffte er insgeheim, sie würde wieder nach seiner Hand greifen. Aber dieser Teil der Reise schien vorbei zu sein. Aditu suchte sich ihren Weg hangabwärts am Fluß, ohne sich auch nur nach Simon umzublicken.

Fast taub von den fröhlichen Mißtönen der Vögel in den Baumwipfeln und verwirrt von allem, was er erlebt hatte, wollte Simon gerade den Mund öffnen und sich über Aditus ausweichende Antworten beschweren, als er plötzlich voller Scham über die eigene Kurzsichtigkeit stehenblieb. Ruckartig fielen Müdigkeit und Gereiztheit von ihm ab, als hätte er eine dicke Schneedecke von sich geworfen, die er aus dem Winter mitgeschleppt hatte. Es war doch eine Art wilder Zauber, ganz gleich, was Aditu sagte! Ei-

nem tödlichen Sturm ausgesetzt gewesen zu sein – einem Sturm, der seines Wissens schon die ganze nördliche Welt erfaßt hatte – und dann einem Lied zu folgen, das ihn in Sonnenschein und klaren Himmel hineinführte! Das konnte sich mit allem messen, das Simon je in einer von Shem Pferdeknechts Geschichten gehört hatte. Ein Abenteuer, wie nicht einmal Hans Mundwald es erlebt hatte. Simon der Küchenjunge auf dem Weg ins Reich des *Schönen Volks*!

Kichernd rannte er hinter Aditu her, die sich neugierig nach ihm umschaute.

So wie sich im Lauf ihrer seltsamen Reise das Wetter verändert hatte, verwandelte sich auch der Pflanzenwuchs. Die Immergrünbäume und niedrigen Büsche, unter denen Simon eingeschneit war, hatten Eichen, Buchen und Weißeschen Platz gemacht. Ihre ineinandergewachsenen Äste waren durch blühende Ranken verbunden, die einen Baldachin bildeten, so farbenreich wie eine Decke aus Buntglas, aber weit kunstvoller. Farne und Waldsauerampfer breiteten ihre Decke über Steine und umgestürzte Stämme und bedeckten den Boden des Aldheorte mit einem buckligen grünen Teppich. An schattigen Stellen duckten sich versteckte Pilze wie fahnenflüchtige Soldaten, während sich anderswo bleiche Schwämme von eigenartiger Schönheit an Bäumen emporwanden wie Wendeltreppenstufen. Die Morgensonne sprenkelte alles mit ihrem Licht, das so fein war wie Silber- und Goldstaub.

Der vorüberfließende kleine Fluß hatte eine sanfte Schlucht ausgewaschen, die in ein Tal hinunterführte, dessen Grund von dicht zusammenstehenden Bäumen verdeckt war. Als Simon und Aditu vorsichtig die glatten Felsen hinabstiegen, mit denen die Schlucht gepflastert war, erfüllte der Fluß die Luft um sie her mit feiner Gischt. Sprudelnd strömte das Wasser in eine Reihe schmaler Teiche, die hangabwärts immer größer wurden und von denen sich jeder in den nächsten ergoß. Espen und Trauerweiden ließen ihre Zweige darüberhängen, und die Steine an den Rändern trugen einen geschmeidigen Pelz aus üppigem, grünem Moos.

Simon setzte sich auf einen dieser Steine, um seine Knöchel zu entlasten und wieder zu Atem zu kommen.

»Wir sind fast da«, sagte Aditu beinahe freundlich.

»Es geht mir gut.« Er streckte die Beine aus und musterte kritisch seine rissigen Stiefel. Der viele Schnee hatte das Leder ruiniert – aber warum sollte er sich jetzt deshalb Sorgen machen? »Es geht mir gut«, wiederholte er.

Aditu setzte sich neben ihn und schaute zum Himmel auf. Es lag etwas Bezauberndes in ihrem Gesicht, etwas, das Simon trotz der deutlichen Familienähnlichkeit bei ihrem Bruder nie aufgefallen war. Jirikis Äußeres war faszinierend, aber Aditu kam Simon wie ein Märchen vor.

»Wunderschön«, murmelte er.

»Wie?« Aditu sah ihn fragend an, als kenne sie das Wort nicht.

»Wunderschön«, wiederholte Simon. »Alles hier ist wunderschön.«

Er verwünschte seine Feigheit und holte tief Luft. »Ihr seid auch wunderschön, Herrin«, brachte er endlich hervor.

Aditu starrte ihn sekundenlang an, Verwirrung in den goldenen Augen, den Mund anscheinend mit ganz leichtem Unwillen gekräuselt. Dann brach sie unvermittelt in lautes, zischendes Gelächter aus. Simon merkte, daß er knallrot wurde.

»Mach nicht so ein böses Gesicht.« Sie lachte wieder. »Du bist auch ein wunderschöner Schneelocke, Seoman. Ich freue mich, daß es dir hier gefällt.« Die kurze Berührung ihrer Hand war wie Eis auf einer heißen Stirn. »Komm«, sagte Aditu, »wir wollen weiter.«

Das Wasser, dem ihr Tun gleichgültig war, setzte seinen eigenen Weg fort und gluckste und spritzte vor ihnen her ins Tal hinab. Simon kletterte über die Felsen und hatte Mühe, mit der leichtfüßigen Aditu Schritt zu halten. Dabei fragte er sich, ob er vielleicht doch dieses eine Mal das Richtige gesagt hatte. Jedenfalls schien sie ihm wegen seiner Keckheit nicht böse zu sein. Trotzdem nahm er sich vor, auch weiterhin gut zu überlegen, bevor er etwas sagte. Diese Sithi waren so verflixt unberechenbar.

Als sie fast auf ebenem Boden angekommen waren, blieben sie vor einem Paar riesenhafter Schierlingstannen stehen, deren Stämme so gewaltig emporragten, als dienten sie dem Himmel als Stützpfeiler. Dort, wo sich diese mächtigen Bäume zwischen ihren kleineren Nachbarn hinauf in den schattenlosen Sonnenschein reckten, wucherten zwischen ihren Stämmen vielfach verknüpfte Netze aus blühenden Schlingpflanzen, von denen blütenübersäte Ranken fast bis zum Boden herunterhingen und im Wind schwankten. Von diesen Blumen kam das lauteste Bienengesumm, aber die Tiere schwärmten überall in den Lianen, wackere Arbeiterinnen in Gold und Schwarz mit glänzenden Flügeln.

»Halt!« sagte Aditu. »Durchschreite nicht so unbedacht das Sommertor.«

Trotz der Kraft und Schönheit der großen Tannen war Simon überrascht. »Das ist das Tor? Zwei Bäume?«

Aditus Gesicht wurde sehr ernst. »Wir ließen alle Bauwerke aus Stein zurück, als wir aus Asu'a, dem Ostwärts-Schauenden, flohen, Seoman. Jiriki hat mich gebeten, dir etwas zu sagen, bevor du durch *Shao Irigú* gehst. Mein Bruder sagt, was auch später geschehen mag, dir wird die seltenste Ehre von allen zuteil. Du wurdest an einen Ort geführt, an den kein Sterblicher je einen Fuß gesetzt hat. Verstehst du das? *Noch nie ist ein Sterblicher durch dieses Tor getreten.*«

»Oh?« Ihre Worte versetzten Simon in Bestürzung. Er sah sich hastig um, als fürchte er feindselige Zuschauer. »Aber … aber ich wollte doch nur Hilfe. Ich verhungerte…«

»Komm«, unterbrach sie ihn, »Jiriki wartet.« Sie machte einen Schritt und drehte sich dann wieder um. »Und mach nicht so ein besorgtes Gesicht«, lächelte sie. »Es ist zwar eine ungeheure Ehre, aber du bist *Hikka Staja* – ein Pfeilträger. Jiriki bricht unsere ältesten Regeln nicht für irgend jemanden.«

Simon war schon unter den beiden großen Bäumen, bevor ihm der Sinn ihrer Worte klar wurde. »Er bricht Regeln?«

Aditu lief jetzt schnell, fast hüpfend. Rasch und sicher wie ein Reh folgte sie dem Pfad, der vom Sommertor nach unten führte. Der Wald schien hier genauso wild wie anderswo, aber trotzdem zuvorkommender. Diese alten, riesigen Bäume hatten gewiß nie eine Axt gespürt, aber trotzdem wuchsen sie nirgends über den Wegrand hinaus, und ihre herabhängenden Äste würden nur den Kopf eines übergroßen Wanderers gestreift haben.

Eine ganze Weile blieben sie auf dem gewundenen Pfad, der über den Rücken einer den Talboden geringfügig überragenden Erhebung lief. Der Wald war so dicht und die Bäume standen zu beiden Seiten des Pfades so eng zusammen, daß Simon nie weiter als einen Steinwurf sehen konnte und allmählich das Gefühl bekam, auf der Stelle zu stehen, während eine endlose Prozession moosbewachsener Stämme an ihm vorüberschritt. Die Luft war entschieden warm geworden. Der wilde Fluß, der, seiner lauten Stimme nach zu urteilen, keine hundert Ellen von ihnen entfernt seinen gewundenen Lauf durch den Talgrund nahm, sättigte die Waldluft mit feinem Dunst. Das schläfrige Summen der Bienen und anderen Insekten wirkte auf Simon wie ein kräftiger Schluck von Binabiks Jagdschnaps.

Er hatte sich selbst fast vergessen und folgte Aditu wie im Traum, indem er einfach nur einen Fuß vor den anderen setzte – links, rechts, links, rechts. Endlich blieb die Sitha stehen. Zu ihrer Linken wich der Vorhang der Bäume zurück und gab den Blick in den Talgrund frei.

»Dreh dich um«, sagte sie und sprach plötzlich im Flüsterton. »Vergiß nicht, Seoman, du bist der erste deiner Art, der Jao é-Tinukai'i zu sehen bekommt – das Boot im Meer der Bäume.«

Natürlich war es alles andere als ein Boot, aber Simon begriff den Namen sofort. Die wogenden Stoffbahnen, die sich zwischen Baumwipfeln und Boden und von Stamm zu Stamm und von Ast zu Ast spannten und in tausend Farben leuchteten, ähnelten auf den ersten Blick tatsächlich kostbaren Segeln, so daß die ganze Tiefe des Tals zunächst von einem ungeheuren und märchenhaften Schiff ausgefüllt zu sein schien.

Einige dieser Flächen aus strahlendbuntem Tuch hatte man straff gespannt und wie ein Zelt befestigt, so daß Dächer entstanden. Andere umschlangen Baumstämme oder dehnten sich von den Ästen auf die Erde, wo sie durchscheinende Wände formten. Andere wehten und knatterten frei im Wind, mit glänzenden Schnüren an den höchsten Zweigen festgebunden und sich selbst überlassen. Immer, wenn der Wind seine Richtung änderte, gingen Wellenbewegungen durch die ganze Stadt, als wiege sich ein Tangwald auf dem Meeresboden anmutig mit den Gezeiten.

Stoffe und Schnüre spiegelten mit fast unmerklichen Unterschieden die Farben des Waldes wider, der sie überall umgab, so daß sich das Künstliche an manchen Stellen kaum vom natürlich Gewachsenen abhob. Ja, als Simon, überwältigt von *Jao é-Tinukai'is* zarter und zerbrechlicher Schönheit, genauer hinsah, merkte er, daß vielerorten Wald und Stadt als Einheit geschaffen schienen und sich mit unirdischer Harmonie ineinanderfügten. Der Fluß, der sich mitten hindurchschlängelte, war hier leiser, aber doch voll von unablässiger, hallender Musik; die Lichtwellen, die er über die sich ständig wandelnden Strukturen der Stadt warf, erhöhten die Illusion einer Unterwasserlandschaft. Simon glaubte auch die silbrigen Spuren anderer Bäche zu sehen, die zwischen den Bäumen dahinflossen.

Der Waldboden zwischen den Häusern – wenn man sie überhaupt so bezeichnen konnte – war dicht mit Grün bewachsen, zumeist federndem Klee. Wie ein Teppich erstreckte er sich überall, ausgenommen auf den Pfaden aus dunkler Erde, die von glänzendweißen Steinen eingefaßt wurden. Auch einige der anmutig unregelmäßigen Brücken, die den Wasserlauf überspannten, bestanden aus diesem Gestein. Neben den Pfaden stolzierten fremdartige Vögel mit schillernden Fächerschwänzen, grün, blau und gelb, oder flatterten unsicher zwischen der Erde und den untersten Zweigen naher Bäume hin und her, wobei sie ständig mißtönende, ein wenig töricht klingende Schreie ausstießen. Auch in den oberen Ästen blitzten

glühende Farben, die Vögeln mit ebenso glänzendem Gefieder wie den Fächerschwänzen, aber erheblich lieblicheren Stimmen gehörten.

Warmer, milder Wind wehte eine Essenz von Gewürzen, Baumsaft und Sommergras in Simons Nase. Der Vogelchor flötete tausend verschiedene Lieder, die sich auf geheimnisvolle Weise zu einem Mosaik von fast erschreckender Schönheit vereinten. Vor ihm dehnte sich die Stadt der Wunder bis tief in den sonnenbeschienenen Wald, ein einladenderer Himmel, als er ihn sich jemals erträumt hatte.

»Es ist … atemberaubend«, flüsterte er.

»Komm«, sagte Aditu. »Jiriki erwartet dich in seinem Haus.«

Sie winkte. Als er sich nicht rührte, ergriff sie sanft seine Hand und führte ihn. Simon starrte voller Entzücken und Ehrfurcht um sich, als sie einen anderen Pfad, der den ersten kreuzte, einschlugen und weiter bergab gingen, auf den am äußersten Rand des Talgrundes verlaufenden Weg zu. Das Rascheln seidener Falten und der murmelnde Fluß mischten sich zu einer Melodie, tiefer als das Lied der Vögel, so daß ein neuer Klang entstand, wieder ganz anders und doch unendlich beglückend.

Lange Zeit schaute, schnupperte und lauschte Simon ergriffen, bevor er langsam wieder zu denken begann. »Wo sind die Bewohner?« fragte er schließlich. Soweit er die Stadt überblicken konnte, auf einer Fläche, die gut und gern zweimal so groß war wie der Platz der Schlachten in Erchester, war keine lebende Seele zu sehen.

»Wir sind ein Volk von Einzelgängern, Seoman«, erklärte Aditu.

»Meistens bleibt jeder für sich, außer zu bestimmten Zeiten. Zudem ist jetzt Mittag; viele der Unseren verlassen dann gern die Stadt und wandern umher. Ich wundere mich, daß uns bei den Teichen niemand begegnet ist.«

Trotz dieser einleuchtenden Worte spürte Simon, daß sich die Sitha über etwas Sorgen machte, als sei sie selbst nicht sicher, ob sie die Wahrheit sprach. Aber er hatte keine Möglichkeit, das herauszufinden; ein Ausdruck oder ein Verhalten, die dort, wo Simon aufgewachsen war, ihre ganz bestimmte Bedeutung hatten, waren so gut wie nutzlos zur Beurteilung der Sithi, die er bisher kennengelernt hatte. Trotzdem war er ziemlich sicher, daß seine Führerin beunruhigt war, und daß der Grund durchaus in der Leere liegen konnte, die ihm aufgefallen war.

Vor ihnen trat gebieterisch eine große Wildkatze auf den Weg. Einen entsetzten Augenblick fühlte Simon sein Herz rasen. Aber Aditu blieb trotz der Größe des Tieres nicht stehen, sondern ging so gelassen weiter, als sei es gar nicht vorhanden. Die Wildkatze schlug einmal kurz mit dem Stum-

melschwanz, machte dann plötzlich einen Satz und verschwand im Unterholz. Nur ein paar schwingende Farnwedel bezeugten noch, daß sie überhaupt dagewesen war.

Simon merkte, daß Vögel offenbar nicht die einzigen Lebewesen waren, die ungehindert in *Jao é-Tinukai'i* umherstreiften. Am Wegrand schimmerten Fuchspelze – schon nachts ein seltener Anblick, ganz zu schweigen vom hellen Mittag – wie Flammen im dichten Buschwerk. Hasen und Eichhörnchen blickten den beiden Vorübergehenden ohne Neugier nach. Simon war fest überzeugt, wenn er sich nach ihnen bückte, würden sie sich ohne Eile seinem ungeschickten Griff entziehen, kurzfristig gestört, aber gänzlich ohne Furcht.

Sie überquerten die Brücke über einen der Flußarme, bogen ab und folgten durch einen langen Weidengang dem Wasserlauf. Durch die Bäume zu ihrer Linken war ein weißes Stoffband geschlungen, das Stämme umwikkelte und von Ästen herabhing. Als sie die Reihe der Weiden-Wachtposten weiter entlanggingen, gesellte sich ein zweites Band zu dem ersten. Sie wanden sich hierhin und dorthin, kreuzten und begegneten einander, als führten sie eine Art unbewegten Tanz aus.

Bald wurden noch mehr weiße, unterschiedlich breite Bänder sichtbar, die sich zu einem ständig größer werdenden Muster aus Knoten von phantastischer Kompliziertheit zusammenfügten. Zuerst zeigte das Geknüpf nur einfache Formen, bald aber kamen Simon und Aditu an immer aufwendigeren Bildern vorbei, die die Lücken zwischen den Weidenstämmen füllten. Es gab leuchtende Sonnen, bewölkte Himmel über Meeren voller zakkiger Wellen, springende Tiere, Figuren in wallenden Gewändern oder filigraner Rüstung, alles aus ineinandergeschlungenen Knoten geformt. Als aus den ersten schlichten Darstellungen ganze Bildteppiche, Gewirre von Licht und Schatten, wurden, verstand Simon, daß hier eine Geschichte erzählt wurde. Das stetig wachsende Gewebe aus geknotetem Stoff stellte Personen dar, die in einem unvorstellbar fremdartigen Land, das einem Garten glich, liebten und kämpften, einem Ort, an dem Pflanzen und andere Wesen lebten, deren Gestalt rätselhaft blieb, so exakt die zauberkräftige Meisterhand des unbekannten Webers sie auch wiedergegeben hatte.

Irgendwann, das zeigte der Teppich deutlich, geschah ein Unglück. Auch wenn alle Bänder weiß waren, konnte Simon doch den dunklen Fleck fast sehen, der sich über Leben und Herzen des Volkes zu breiten begann und sie krank machte. Bruder focht gegen Bruder, und der Ort, dessen Schönheit unvergleichlich gewesen war, wurde unwiederbringlich zerstört.

Einige der Figuren begannen Schiffe zu bauen.

»Hier«, sagte Aditu. Simon fuhr zusammen. Das Gewebe hatte sie zu einem schäumenden Strudel aus lichtem Tuch geleitet, einer nach innen führenden Spirale, die einen sanften Hügel hinaufzusteigen schien. Rechts neben diesem sonderbaren Eingang sprang der Teppich über den Fluß und zitterte in der hellen Luft wie eine seidene Brücke. Dort, wo die straffgespannten Bänder des Teppichs den plätschernden Wasserlauf überspannten, zeigten die Knoten acht prächtige Schiffe auf hoher See, die durch gewebte Wogen pflügten. Auf der anderen Seite berührte der Teppich die dortigen Weiden und kehrte um. Er folgte den Windungen des Flusses zurück in die Richtung, aus der Simon und Aditu gekommen waren, und spannte sich von Baum zu Baum, bis er nicht mehr zu sehen war.

Aditus Hand berührte seinen Arm. Simon schauderte. Auf seinem Weg durch einen fremden Traum hatte er sich selbst vergessen. Er folgte ihr durch die Türöffnung und eine Reihe von Stufen hinauf, die kunstvoll in den Hang gegraben und dann mit glatten, vielfarbigen Steinen gepflastert worden waren. Wie alles andere bestand auch der Gang, durch den sie schritten, aus wogendem, durchscheinendem Tuch. An der Tür waren die Wände weiß und verdunkelten sich dann ganz langsam zu blaßblau und türkis. Aditu in ihren weißen Kleidern fing dieses wechselnde Licht auf und schien, während sie vor Simon herging, ebenfalls ständig die Farbe zu ändern.

Simon strich mit den Fingern über die Wand und merkte, daß sie so köstlich weich war, wie sie aussah, zugleich aber erstaunlich fest; glatt wie Golddraht glitt sie unter seiner Hand dahin, faßte sich aber dabei so warm an wie Vogelkükenflaum und bebte in jedem Windhauch.

Bald schon mündete der kahle Korridor in einen großen, hohen Raum, der bis auf die beweglichen Wände ähnlich wie die meisten Räume in vornehmen Häusern aussah. Die Türkisfarbe des Stoffs am Eingang ging hier unmerklich in einen Ultramarinton über. An einer Wand stand ein niedriger Tisch aus dunklem Holz, um den herum Kissen verstreut lagen. Auf dem Tisch lag ein bunt bemaltes Brett. Simon hielt es für eine Karte, bis ihm klar wurde, daß es sich um eine Unterlage für das Spiel namens *Shent* handelte, das er Jiriki in seiner Jagdhütte hatte spielen sehen. Er erinnerte sich an Aditus Aufforderung. Die Spielsteine lagen vermutlich in dem kunstvollen Holzkästchen, das ebenfalls auf dem Tisch stand. Sonst gab es darauf nur noch eine steinerne Vase mit einem einzigen, blühenden Apfelzweig.

»Bitte setz dich, Schneelocke.« Aditu machte eine Gebärde. »Ich glaube, Jiriki hat einen Besucher.«

Bevor Simon ihrer Einladung folgen konnte, blähte sich die hintere Wand des Raums. Ein Stück Stoff flog in die Höhe, als hätte es sich losgerissen. Heraus trat eine in helles Grün gekleidete Gestalt, deren geflochtenes Haar in einem grell davon abstechenden Rot leuchtete.

Simon war selbst überrascht, daß er Jirikis Onkel Khendraja'aro sofort wiedererkannte. Der Sitha murmelte unwirsch vor sich hin und schien wütend zu sein. Wenigstens kam es Simon so vor; das Gesicht des anderen verriet keine Gefühlsregung. Plötzlich sah Khendraja'aro auf und gewahrte Simon. Sein kantiges Gesicht wurde so blaß, als sei alles Blut herausgelaufen wie Wasser aus einem umgestürzten Eimer.

»*Sudhoda! hi-isi'ye-a Sudhoda!*« keuchte er, und der Zorn in seiner Stimme klang so verblüfft, daß man ihn auch für etwas ganz anderes halten konnte.

Khendraja'aro fuhr sich mit der schmalen, beringten Hand langsam über Augen und Gesicht, als wollte er den Anblick des schlaksigen Jungen Simon wegwischen. Als ihm das nicht gelang, zischte Jirikis Onkel fast wie eine erschrockene Katze. Er wandte sich an Aditu und fing an, hastig auf sie einzureden. Obwohl er in sanft dahinfließendem Sithi sprach, war die Tatsache, daß er Gift und Galle spie, nicht zu überhören. Aditu lauschte ausdruckslos seinem Wortschwall, die großen, goldgefleckten Augen aufmerksam, aber ohne Furcht. Als Khendraja'aro geendet hatte, gab sie ihm gelassen Antwort. Wieder drehte ihr Onkel sich um, sah Simon an und beschrieb mit den gespreizten Fingern eine Reihe seltsam geschmeidiger Gesten, während er ihrer gemessenen Erwiderung zuhörte.

Zuletzt holte er tief Atem und verfiel in einen Zustand übernatürlicher Ruhe, bis er starr wie eine Steinsäule dastand. Nur die hellen Augen schienen lebendig und glühten aus seinem Gesicht wie Lampen.

Nach einigen Minuten dieser überwältigenden Stille verließ er ohne ein weiteres Wort und ohne den kleinsten Seitenblick den Raum und schritt lautlos durch den Gang bis zu Jirikis Haustür.

Die unverkennbare Wucht von Khendraja'aros Zorn hatte Simon zutiefst erschreckt. »Habt Ihr nicht etwas vom Brechen von Regeln gesagt?« fragte er Aditu.

Sie lächelte ihn seltsam an. »Mut, Schneelocke. Du bist *Hikka Staja*.« Sie fuhr sich leicht mit den Fingern durch das Haar, eine merkwürdig menschliche Gebärde, und deutete auf die lose Stoffbahn, durch die ihr

Onkel gekommen war. »Wir wollen zu meinem Bruder gehen.«

Sie traten hinaus in Sonnenschein. Auch dieser Raum bestand aus wehendem Stoff; aber das Material der einen Wand war aufgerollt und an der Decke festgezurrt worden. Dahinter fiel der Hügel einige Dutzend Schritte ab. Unten lag ein seichter, friedlicher Altarm desselben Flusses, der vorn an Jirikis Haus vorbeifloß, ein großer Teich mit schmalem Zufluß, umgeben von Schilf und Zitterespen. Kleine rotbraune Vögel hüpften über die Felsen in der Teichmitte wie Eroberer, die über die Zinnen einer bezwungenen Festung stolzieren. Am Rande des Teichs badete eine Gruppe Schildkröten im durch die Bäume einfallenden Sonnenlicht.

»Abends kann man hier herrlich den Grillen lauschen.«

Simon drehte sich um und erkannte Jiriki, der anscheinend auf der anderen Seite des Raumes im Schatten gestanden hatte.

»Willkommen in *Jao é-Tinukai'i,* Seoman«, sagte er. »Du kommst zur rechten Zeit.«

»Jiriki!« Simon sprang auf ihn zu und zog, ohne zu überlegen, den schlanken Sitha in eine feste Umarmung. Der Prinz erstarrte für einen Augenblick, entspannte sich dann aber und klopfte Simon kräftig auf den Rücken. »Ihr habt Euch gar nicht verabschiedet«, stotterte Simon und ließ ihn verlegen los.

»Nein, das habe ich nicht«, stimmte Jiriki zu. Er trug ein langes, weites Gewand aus dünnem, blauem Stoff mit einem breiten, roten Band als Gürtel. Seine Füße waren bloß. Das Lavendelhaar fiel zum Teil in Zöpfen vor seinen Ohren herunter; den Rest hielt ein Kamm aus hellem, poliertem Holz oben auf dem Scheitel zusammen.

»Ich wäre im Wald gestorben, wenn Ihr mir nicht geholfen hättet«, stieß Simon hervor und lachte dann betreten, »das heißt, wenn Aditu nicht gekommen wäre.« Er sah sich nach ihr um. Jirikis Schwester hatte ihn scharf beobachtet und nickte jetzt anerkennend mit dem Kopf. »Ich wäre gestorben.« Als er es sagte, wurde ihm klar, daß das nicht mehr als die Wahrheit war. Als Aditu ihn fand, hatte sein Sterben bereits begonnen; mit jedem Tag hatte er sich weiter von den Dingen des Lebens entfernt.

»Aha.« Jiriki verschränkte die Arme. »Es war mir eine Ehre, dir beistehen zu können. Trotzdem sind wir damit nicht quitt. Ich schuldete dir *zwei* Leben. Du bist mein *Hikka Staja,* Seoman, und wirst es bleiben.« Er warf einen Blick auf seine Schwester. »Die Schmetterlinge haben sich versammelt.«

Aditu erwiderte etwas in ihrer melodischen Sprache, aber Jiriki hob die

Hand.

»Sprich so, daß Seoman dich verstehen kann. Er ist mein Gast.«

Sie blickte ihn erstaunt an. »Wir sind Khendraja'aro begegnet. Er ist unglücklich.«

»Unser Onkel ist unglücklich, seit Asu'a fiel. Nichts, was ich plane, könnte das ändern.«

»Es ist mehr als das, Weidengerte, und du weißt es.« Aditu betrachtete ihn streng, ohne daß ihre Miene sich veränderte. Dann schaute sie kurz auf Simon und schien sekundenlang verlegen zu erröten. »Es ist seltsam, in dieser Sprache zu reden.«

»Es sind seltsame Zeiten, Kaninchen, und du weißt es.« Jiriki hob die Hände in die Sonne. »Was für ein Nachmittag! Wir müssen jetzt gehen, alle drei. Wie gesagt, die Schmetterlinge haben sich versammelt. Ich rede leicht über Khendraja'aro, aber mein Herz ist voller Unruhe.«

Simon verstand kein Wort.

»Laß mich vorher diese lächerlichen Sachen ablegen«, bat Aditu. Sie verschwand so schnell durch eine andere verborgene Tür, als verschmelze sie mit den Schatten.

Jiriki ging mit Simon zur Haustür. »Wir wollen hier unten auf sie warten. Es gibt vieles, über das wir beide sprechen müssen, Seoman, aber zuerst müssen wir zum Yásira gehen.«

»Warum hat sie Euch … Weidengerte genannt?« Von allen seinen unzähligen Fragen war diese die einzige, die er in Worte fassen konnte.

»Warum nenne ich dich Schneelocke?« Jiriki sah Simon eindringlich an und lächelte sein bezauberndes Raubtierlächeln. »Ich bin froh, daß es dir gutgeht, Menschenkind.«

»Gehen wir«, forderte Aditu sie auf. Sie war so lautlos hinter Simon getreten, daß er erschrocken nach Luft schnappte. Als er sich nach ihr umdrehte, schnappte er noch einmal nach Luft. Aditu hatte ihre dicke Schneekleidung mit einem Gewand vertauscht, das kaum mehr als ein Hauch schimmernden, fast durchsichtigen weißen Stoffes war, den ein Band von der Farbe eines orangenfarbenen Sonnenuntergangs als Gürtel zusammenhielt. Unter dem losen Kleidungsstück zeichneten sich deutlich die schmalen Hüften und kleinen Brüste ab. Simon merkte, wie er heiße Wangen bekam. Er war bei den Kammermägden aufgewachsen, aber sie hatten ihn schon vor vielen Jahren zu den anderen Küchenjungen schlafen geschickt. Diese halbnackte Erscheinung hatte etwas äußerst Beunruhigendes. Er er-

wischte sich dabei, daß er sie anglotzte, und drehte sich hastig um, feuerrot im Gesicht. Eine Hand zeichnete unwillkürlich einen *Baum* auf seine Brust.

Aditus Lachen war wie Regen. »Ein Glück, daß ich das alles los bin! Es war *kalt* dort draußen, wo das Menschenkind herumlief, Jiriki! Kalt!«

»Jawohl, Aditu«, antwortete Jiriki grimmig. »Es fällt uns leicht, den Winter draußen zu vergessen, wenn bei uns noch Sommer herrscht. Gehen wir jetzt zum Yásira, wo manche nicht glauben wollen, daß es überhaupt einen Winter gibt.«

Er führte sie aus seiner ungewöhnlichen Eingangshalle hinaus in den sonnengefleckten Weidengang am Fluß. Aditu folgte ihm, Simon kam als letzter. Noch immer heftig errötend, blieb ihm nichts anderes übrig, als Aditus federndem, schwingendem Gang hinterherzuschauen.

Von Aditu in ihrem Sommerputz zusätzlich verwirrt, konnte Simon lange Zeit keinen klaren Gedanken fassen. Aber selbst Jirikis geschmeidige Schwester und die tausendfache Vielfalt von *Jao é-Tinukai'i's* anderen Wundern konnten ihn auf die Dauer nicht ablenken. Es waren verschiedene Bemerkungen gefallen, die ihm allmählich Sorgen machten. Khendraja'aro war anscheinend zornig auf ihn, und Simon hatte deutlich gehört, wie Aditu davon gesprochen hatte, daß Regeln gebrochen würden. Was ging hier eigentlich vor?

»Wohin gehen wir, Jiriki?« fragte er endlich.

»Zum Yásira.« Der Sitha deutete nach vorn. »Dort, siehst du?«

Simon schützte mit der Hand die Augen vor dem starken Sonnenlicht und starrte. Es gab hier so vieles, das das Anschauen lohnte, nicht zuletzt das Sonnenlicht selbst. Noch vor wenigen Tagen hatte er darüber nachgegrübelt, ob es ihm wohl je im Leben wieder warm werden würde. Warum ließ er sich schon wieder irgendwohin mitschleppen, wenn es doch sein einziger Wunsch war, sich mitten in den Klee zu werfen und fest einzuschlafen?

Auf den ersten Blick schien das Yásira nichts weiter zu sein als ein sehr großes, merkwürdig geformtes Zelt, dessen Mittelstange fünfzig Ellen in die Luft ragte und das aus einem Material bestand, das noch unbeständiger und farbenprächtiger war als alle die anderen wunderschönen Bauwerke von *Jao é-Tinukai'i*. Es dauerte weitere zwei Dutzend Schritte, bis Simon begriff, daß der Mittelpfosten in Wirklichkeit eine ungeheure Esche mit weit ausladenden Ästen war, deren Krone sich hoch über dem Yásira im Waldhimmel verlor. Und wieder hundert Schritte näher erkannte er, wes-

halb der Stoff des riesigen Zeltes so schimmerte.

*Schmetterlinge.*

Von den längsten Ästen der Esche hingen Tausende von Fäden herunter, so dünn, daß sie kaum mehr als parallel laufende Lichtstrahlen zu sein schienen, die jeweils handbreit voneinander entfernt rund um den Baum zur Erde fielen. Auf diesen Fäden saßen von oben nach unten, träge die schillernden Flügel fächelnd und so dicht zusammengedrängt, daß sie sich übereinanderschoben wie Schindeln auf einem phantastischen Dach … Millionen und Abermillionen von Schmetterlingen. Sie trugen alle Farben der Welt, Orange und Weinrot, Ochsenblut und Mandarin, Himmelblau, Primelgelb und Samtschwarz wie Nachthimmel. Das leise Flüstern ihrer Flügel war überall, als hätte die warme Sommerluft selbst eine Stimme bekommen. Sie bewegten sich langsam und wie schläfrig, waren aber, soweit Simon es sehen konnte, in keiner Weise festgebunden. Wie in unzähligen Splittern vibrierender, beweglicher Farbe brach sich das Sonnenlicht in einem Schatzhaus voller lebender Edelsteine, den Schmetterlingen.

In diesem Augenblick, als Simon das Yásira zum ersten Mal sah, erschien es ihm als atmender, leuchtender Mittelpunkt der Schöpfung. Er blieb stehen und brach in haltloses Weinen aus.

Jiriki hatte nicht bemerkt, wie vollkommen überwältigt Simon war. »Die kleinen Flügel sind unruhig«, sagte er. »S'hue Khendraja'aro hat bereits gesprochen.«

Simon schneuzte sich und wischte sich die Augen. Angesichts des Yásira glaubte er jäh die ganze Verbitterung Inelukis zu verstehen, den Haß des Sturmkönigs auf die kindischen, alles zerstörenden Menschen. Beschämt hörte er Jirikis Worten zu, die wie aus weiter Ferne an sein Ohr drangen. Der Sithiprinz erwähnte seinen Onkel – sprach Khendraja'aro zu den Schmetterlingen? Simon kümmerte es nicht mehr. Es war alles zuviel für ihn. Er wollte nicht mehr denken. Er wollte nichts als sich hinlegen und schlafen.

Endlich erkannte Jiriki, wie verstört der Junge war. Er faßte Simon vorsichtig am Ellenbogen und führte ihn auf das Yásira zu. Am Eingang des aberwitzigen, herrlichen Gebildes umrahmten mit Schmetterlingen besetzte Schnüre einen hölzernen Torbogen, einen schlichten, von Rosenranken umwundenen, geschnitzten Rahmen. Aditu war schon vorausgegangen. Nun führte Jiriki Simon hinein.

Hatten die Schmetterlinge von außen durch ihre glänzende Pracht beeindruckt, so war die Wirkung von innen eine ganz andere. Die vielfarbigen

Lichtstreifen sickerten durch das lebende Dach, als sei buntes Glas undicht geworden und laufe aus. Die große Esche, die das Rückgrat des Yásira bildete, stand in tausend rasch wechselnde Farben gebadet; wieder mußte Simon an einen fremdartigen Wald denken, der unter dem ruhelosen Ozean wuchs. Diesmal allerdings schien diese Vorstellung fast zuviel für ihn. Er hatte das Gefühl zu ertrinken, hilflos in einer Üppigkeit zu versinken, die er nicht völlig fassen konnte.

Die große Halle war fast kahl. Überall lagen verstreut köstliche Teppiche umher, aber an vielen Stellen wuchs auch das Gras. Hier und da glänzten kleine Tümpel, von Steinen und blühenden Büschen umgeben, ganz wie im Freien. Der einzige Unterschied waren die Schmetterlinge und die Sithi.

Der Raum war voll von Sithi, Männern und Frauen, in so mannigfaltiger Kleidung wie die Flügelfarben der Schmetterlinge über ihnen. Zuerst einzeln, dann grüppchenweise drehten sie sich nach den Ankömmlingen um, Hunderte gelassener Katzenaugen, die im unruhigen Licht schimmerten. Aus der Menge stieg ein sachtes Zischen, das Simon bösartig in den Ohren klang. Er wollte wegrennen und machte sogar einen kurzen, stolpernden Versuch. Aber Jirikis Hand an seinem Arm war ebenso sanft wie fest. Er merkte, daß der Prinz ihn zu einem Erdsockel am Fuß des Baumes führte. Dort stand ein hoher, moosüberwachsener Stein wie ein mahnender Finger, halb im Grasboden versunken. Auf niedrigen Sesseln davor saßen zwei in prachtvolle, lichte Gewänder gekleidete Sithi, ein Mann und eine Frau.

Der Mann, der ihnen zunächst saß, blickte auf, als Simon und Jiriki näherkamen. Sein hoch auf dem Kopf zusammengebundenes Haar war kohlschwarz, und er trug eine aus weißem Birkenholz geschnitzte Krone. Er hatte die gleichen kantigen, goldenen Züge wie Jiriki, aber es lag etwas Müdes in den Winkeln der schmalen Augen und des dünnen Mundes, das auf ein sehr langes und von großer, verborgener Enttäuschung erfülltes Leben hindeutete. Die Frau links von ihm hatte Haare von tiefem Kupferrot. Auch sie trug einen Reif aus Birkenholz um die Stirn. In ihren vielen Zöpfen hingen lange weiße Federn, und sie war mit mehreren Armbändern und Ringen geschmückt, die so schwarz glänzten wie das Haar des Mannes neben ihr. Von allen Sithi, die Simon bisher zu Gesicht bekommen hatte, besaß sie die unbeweglichsten Züge, in unirdischer Heiterkeit erstarrt. Mann und Frau umgab eine Aura von Alter, Tiefgründigkeit und Stille, aber es war das Schweigen eines uralten dunklen Teichs im schattigen Wald, die Ruhe eines Himmels voller lauernder Donnerkeile, so als könne

es gut sein, daß sich hinter soviel Gelassenheit etwas höchst Gefährliches versteckte – gefährlich zumindest für unerfahrene junge Sterbliche.

»Du mußt dich verbeugen, Seoman«, flüsterte Jiriki ihm zu. Simon nicht zuletzt wegen seiner schlotternden Beine, sank in die Knie. Der kräftige Geruch des warmen Rasens erfüllte seine Nase.

»Seoman Schneelocke, Menschenkind«, verkündete Jiriki mit lauter Stimme, »wisse, daß du vor Shima'onari stehst, König der Zida'ya, Herr von *Jao é-Tinukai'i*, und vor Likimeya, Königin der Dämmerungskinder, Herrin des Hauses der Tanzenden Jahre.«

Simon, noch immer kniend, blickte unsicher auf. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, als sei er ein ganz besonders unpassendes Geschenk. Endlich sagte Shima'onari etwas zu Jiriki, und die Worte klangen rauher als alles, was Simon bisher in der sanften Sithisprache gehört hatte.

»Nein, Vater«, erwiderte Jiriki. »Ganz gleich, was kommt, wir dürfen unsere alten Bräuche nicht so einfach mißachten. Ein Gast ist ein Gast. Ich bitte Euch, sprecht Worte, die Seoman verstehen kann.«

Shima'onaris schmales Gesicht verzog sich, und er runzelte die Stirn. Als er endlich sprach, zeigte sich, daß ihm die Westerling-Sprache wesentlich schwerer fiel als seinem Sohn und seiner Tochter.

»Nun denn. Du bist das Menschenkind, das Jirikis Leben gerettet hat.« Er nickte langsam, schien jedoch nicht besonders erfreut. »Ich weiß nicht, ob du das verstehst, aber mein Sohn hat etwas sehr Verwerfliches getan. Er hat dich gegen alle Gesetze unseres Volkes hierhergebracht – dich, einen Sterblichen.« Er richtete sich auf und ließ den Blick über die Gesichter der Sithi in der Runde wandern. »Was geschehen ist, ist geschehen, o mein Volk, o meine Familie!« rief er. »Nichts Böses darf diesem Menschenkind widerfahren; wir sind noch nicht so tief gesunken. Wir schulden ihm Ehre als *Hikka Staja*, als Träger des Weißen Pfeils.« Er schaute erneut Simon an, und grenzenlose Traurigkeit verdunkelte sein Gesicht. »Aber du darfst diesen Ort nie wieder verlassen, Menschenkind. Wir dürfen dich nicht fortlassen. Du mußt für immer hierbleiben. Du wirst mit uns zusammen alt werden und sterben, hier in *Jao é-Tinukai'i*.«

Eine Million Schmetterlingsflügel murmelten und wisperten.

»Bleiben?« Simon drehte sich verständnislos zu Jiriki um. Die sonst so unerschütterliche Miene des Prinzen war eine aschgraue Maske aus Kummer und Entsetzen.

Auf dem Rückweg zu Jirikis Haus sagte Simon kein Wort. Langsam

tauchte der Nachmittag in die Dämmerung. Die Düfte und Töne eines unberührten Sommers füllten das sich abkühlende Tal.

Der Sitha versuchte nicht, das Schweigen zu brechen. Mit Nicken und sanften Berührungen führte er Simon über die verschlungenen Pfade. Als sie sich dem Fluß näherten, der an Jirikis Haustür vorüberfloß, erklangen weiter oben in den Hügeln Sithistimmen, die ein Lied sangen. Die Melodie, deren Echo sich über das Tal ergoß, bestand aus einer komplizierten Folge fallender Akkorde, lieblich, aber mit dem Anflug einer Dissonanz, kaum zu bemerken, einem Fuchs vergleichbar, der durch verregnete Hekken springt. Kein Zweifel, das Lied hatte etwas Flüssiges; sehr schnell merkte Simon, daß sich die unsichtbaren Sänger in ihrer Harmonie dem Rauschen des Flusses anpaßten.

Jetzt fiel eine Flöte ein und kräuselte die glatte Oberfläche der Musik wie Wind das Wasser. Jäh und schmerzhaft kam Simon zu Bewußtsein, wie fremd ihm dieser Ort war. Er fühlte sich unendlich einsam, und ihn quälte eine Leere, die weder Jiriki noch ein anderer seiner fremdartigen Rasse ausfüllen konnte. Bei all seiner Schönheit war *Jao é-Tinukai'i* nicht besser als ein Käfig, und Simon wußte, daß Tiere im Käfig dahinsiechten und bald starben.

»Was soll ich tun?« fragte er hoffnungslos.

Jiriki starrte auf den glitzernden Fluß und lächelte traurig. »Spazierengehen. Nachdenken. Shent spielen lernen. Es gibt viele Möglichkeiten, sich in *Jao é-Tinukai'i* die Zeit zu vertreiben.«

Sie gingen zu Jirikis Haustür. Vom baumbestandenen Hügelhang plätscherte das Wasserlied und umgab sie mit klagender Musik, die so ruhelos, zugleich aber so gelassen und geduldig klang wie der Fluß selbst.

# XXIII

## Tiefe Wasser

»Bei der Mutter Elysia«, bemerkte Aspitis Preves, »was habt Ihr für schreckliche Dinge erlebt, Herrin Marya!« Der Graf hob den Becher und wollte trinken, fand das Gefäß jedoch leer. Er klopfte mit den Fingern auf das Tischtuch, und sofort eilte sein blasser Knappe herbei, um ihm neuen Wein einzuschenken. »Allein der Gedanke, daß die Tochter eines Edelmannes in unserer Stadt so übel behandelt wird!«

Die drei saßen um den runden Tisch des Grafen. Ein Page räumte die Reste eines mehr als zufriedenstellenden Abendessens ab. Flackerndes Lampenlicht warf verzerrte Schatten an die Wände. Draußen sägte der Wind an der Takelung. Unter dem Tisch zankten sich zwei von den Hunden des Grafen um einen Knochen.

»Ihr seid zu freundlich, Graf.« Miriamel schüttelte den Kopf. »Die Baronie meines Vaters ist sehr klein, wirklich kaum mehr als ein Landgut. Eine der kleinsten Baronien von Cellodshire.«

»Gewiß kennt dann Euer Vater auch Godwig?« Aspitis' Westerling war nicht ganz leicht zu verstehen, und zwar nicht nur, weil es nicht seine Muttersprache war; er hatte den Pokal in seiner Hand bereits mehrmals geleert und wieder auffüllen lassen.

»Selbstverständlich. Er ist von allen Baronen dort der mächtigste – des Königs starke Hand in Cellodshire.« Bei der Erinnerung an den abstoßenden Prahlhans fiel es Miriamel schwer, ihre liebenswürdige Miene beizubehalten, selbst beim Anblick des schönen, goldlockigen Aspitis. Sie warf einen raschen Blick auf Cadrach, der finster und mit drohend gerunzelter Stirn neben ihnen saß.

*Er findet, daß ich zuviel rede,* stellte Miriamel mit plötzlichem Zorn fest. *Aber wie kommt ausgerechnet er dazu, so ein Gesicht zu machen? Er hat uns in diese Patsche gebracht; ich bin es, der wir es verdanken, daß man uns nicht als Kilpafutter über Bord geworfen hat, sondern daß wir jetzt am Tisch des Schiffsherrn sitzen, Wein trinken und guten Seenland-Käse essen.*

»Trotzdem wundert mich Euer Mißgeschick, Herrin«, fuhr Aspitis fort. »Ich habe gehört, daß die Feuertänzer in den Provinzen ein Problem darstellen, und habe auch ein paar verrückte Ketzer gesehen, die auf den öffentlichen Plätzen von Nabban diesen Feuertänzerglauben predigten – aber wer käme auf die Idee, sie könnten es tatsächlich wagen, Hand an eine Edelfrau zu legen!«

»Eine erkynländische Edelfrau, von äußerst geringer Bedeutung«, warf Miriamel hastig ein. Sie fürchtete, sich mit ihrer erfundenen Geschichte ein wenig zu weit vorgewagt zu haben. »Auch war ich für die Reise in meine neue Heimat, das Kloster, gekleidet. Sie hatten keine Ahnung von meinem Rang.«

»Das ist unerheblich.« Aspitis wedelte leicht mit der Hand und hätte dabei mit seinem weit herunterhängenden Ärmel fast die Kerze auf dem Tisch umgestoßen. Die prunkvolle Kleidung, die er auf dem Quarterdeck angehabt hatte, war durch ein langes, schlichtes Gewand ersetzt worden, wie junge Ritter es bei ihrer Nachtwache tragen. Bis auf einen zierlichen goldenen *Baum* an einer Halskette bestand sein einziger Schmuck aus dem Wahrzeichen des prevanischen Hauses, das auf den Ärmeln eingewebt war; die Schwingen des Fischadlers umschlossen seine Unterarme wie züngelnde Flammen. Miriamel berührte es angenehm, daß ein reicher junger Mann wie Aspitis seine Gäste in solch bescheidenem Aufzug empfing. »Unerheblich«, wiederholte er. »Diese Leute sind Ketzer und Schlimmeres. Außerdem unterscheidet eine Edelfrau aus Erkynland sich in keiner Weise von einer aus Nabbans eigenen Fünfzig Familien. Blaues Blut ist in ganz Osten Ard gleich und muß um jeden Preis geschützt werden wie ein Quell süßen Wassers in dürrer Wildnis.« Er beugte sich vor und berührte sanft ihren Arm unter dem Ärmel. »Wäre ich dort gewesen, Herrin Marya, so hätte ich mein eigenes Leben hingegeben, bevor ich zugelassen hätte, daß Ihr mißhandelt wurdet.« Er lehnte sich wieder zurück und strich mit wohlüberlegter Lässigkeit über den Griff des in der Scheide steckenden Schwertes. »Wäre ich jedoch zu diesem höchsten Opfer gezwungen gewesen, so hätte ich darauf bestanden, von einigen dieser Unholde begleitet zu werden.«

»Oh«, hauchte Miriamel, »oh.« Ein wenig benommen holte sie tief Atem. »Aber trotzdem, Graf Aspitis, braucht Ihr Euch keine Sorgen zu machen. Wir sind ihnen ja entkommen – nur eben, daß wir auf Euer Schiff fliehen und uns dort verstecken mußten. Wißt Ihr, es war dunkel, und Vater Cadrach…«

»Bruder«, unterbrach sie der Mönch gegenüber am Tisch mürrisch und trank einen Schluck Wein.

»… *Bruder* Cadrach meinte, dort seien wir am sichersten. Darum haben wir uns im Laderaum versteckt. Wir bedauern diese Belästigung, Graf, und danken Euch für Eure Güte. Ihr braucht uns nur im nächsten Hafen an Land zu setzen.«

»Euch irgendwo auf den Inseln zurücklassen? Unsinn.« Aspitis richtete die braunen Augen auf sie. Miriamel merkte, daß er ein gefährliches Lächeln hatte, aber es jagte ihr nicht soviel Angst ein, wie es sich eigentlich gehört hätte. »Ihr werdet die Reise mit uns machen; danach können wir Euch sicher nach Nabban und an Euren Bestimmungsort zurückbringen. Es sind kaum mehr als zwei Wochen, Herrin, und Ihr sollt es gut bei uns haben, Ihr und Euer Vormund.« Er schenkte auch Cadrach ein kurzes Lächeln, obwohl der Mönch Aspitis' gute Laune nicht zu teilen schien. »Ich glaube sogar, daß ich ein paar Kleidungstücke an Bord habe, die Euch passen könnten, Herrin. Sie würden Eurer Schönheit besser anstehen als diese … Reisegewänder.«

»Wie schön!« antwortete Miriamel und erinnerte sich an ihre Geschichte. »Sofern Bruder Cadrach damit einverstanden ist.«

»Ihr habt hier Frauenkleider?« erkundigte sich Cadrach mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Zurückgelassen von meiner Schwester«, lächelte Aspitis sorglos.

»Eurer Schwester!« brummte Cadrach. »Aha. Nun, ich werde darüber nachdenken müssen.«

Miriamel wollte gerade den Mönch anschreien, als ihr eben noch rechtzeitig die Situation zum Bewußtsein kam. Sie gab sich Mühe, ein gehorsames Gesicht zu machen und verfluchte ihn im stillen. Warum sollte sie nicht zur Abwechslung einmal ein paar hübsche Sachen anziehen dürfen?

Während der Graf munter von der großen Burg seiner Familie am Eadne-See zu plaudern anfing – ironischerweise ein Landsitz, auf dem Miriamel als kleines Kind einmal gewesen war, ohne sich jedoch daran zu erinnern –, klopfte es an der Tür. Einer von Aspitis' Pagen schaute nach.

»Ich möchte den Herrn des Schiffes sprechen«, erklärte eine hauchende Stimme.

»Tritt ein, Freundin«, erwiderte Aspitis. »Ihr kennt einander ja schon. Gan Itai, du warst es, die die Herrin Marya und ihren Vormund gefunden hat, nicht wahr?«

»So ist es, Graf Aspitis«, nickte die Niskie. Ihre schwarzen Augen, in denen sich das Lampenlicht spiegelte, zwinkerten.

»Wenn du die Freundlichkeit hättest, etwas später wiederzukommen«, sagte der Graf zu der Seewächterin, »könnten wir in Ruhe reden.«

»Nein, bitte, Graf Aspitis.« Miriamel stand auf. »Ihr wart sehr liebenswürdig, aber wir dürfen Euch nun nicht länger in Anspruch nehmen. Kommt, Bruder Cadrach.«

»In Anspruch nehmen?« Aspitis legte die Hand auf die Brust. »Soll ich beklagen, daß ich das Opfer so lieblicher Gesellschaft war? Wirklich, Herrin Marya, Ihr müßt mich für einen ungeschliffenen Tölpel halten.« Er verbeugte sich und griff nach ihrer Hand, um sie für einen langen Augenblick an die Lippen zu führen. »Ich hoffe, Ihr haltet mich nicht für allzu kühn, süße Herrin.« Er schnippte mit den Fingern nach einem Pagen. »Unser junger Thures hier wird Euch Euer Lager zeigen. Ich habe den Kapitän aus seiner Kabine entfernt. Ihr werdet dort schlafen.«

»Aber wir können doch den Kapitän nicht…«

»Er sprach ungefragt und erwies Euch nicht die nötige Achtung, Herrin. Er hat Glück, daß ich ihn nicht hängen lasse – aber ich bin bereit, ihm zu vergeben. Er ist ein schlichter Mann, der keine Frauen auf seinen Schiffen gewöhnt ist. Ein paar Nächte im Gemeinschaftsquartier mit seiner Mannschaft werden ihm nicht schaden.« Er fuhr sich mit der Hand durch das lockige Haar und winkte dann. »Komm, Thures, geleite sie.«

Noch einmal verneigte er sich vor Miriamel und lächelte Cadrach höflich zu. Diesmal erwiderte der Mönch das Lächeln, auch wenn es bei ihm mehr wie ein Zähnefletschen aussah. Der kleine Page, der sorgsam die Laterne vor sich hielt, führte die ihm Anvertrauten hinaus.

Eine Weile stand Aspitis in stummes Nachdenken versunken da. Dann griff er nach dem Weinkrug und goß sich den Pokal wieder voll. Er leerte ihn mit einem einzigen tiefen Zug und sagte schließlich: »Nun, Gan Itai? Es ist ungewöhnlich, daß du zu mir kommst, und noch viel ungewöhnlicher, daß du bei Nacht den Bug verläßt. Sind die Gewässer so ruhig, daß dein Lied nicht gebraucht wird?«

Die Niskie schüttelte bedächtig den Kopf. »Nein, Schiffsherr. Die Gewässer sind sogar äußerst unruhig, aber für den Augenblick sicher. Doch es war mein Wunsch, zu dir zu kommen und dir zu sagen, daß ich besorgt bin.«

»Besorgt? Wegen des Mädchens? Aber Niskies sind doch gewiß nicht so abergläubisch wie Seeleute.«

»Nicht wie Seeleute, nein.« Sie zog ihre Kapuze herunter, so daß nur noch die leuchtenden Augen sichtbar waren. »Das Mädchen und der Mönch, auch wenn sie vielleicht nicht sind, was sie sagen, machen mir die geringste Sorge. Aber es zieht von Norden ein gewaltiger Sturm auf.«

Aspitis sah erstaunt zu ihr auf. »Deswegen hast du den Bug verlassen?« erkundigte er sich höhnisch. »Das habe ich gewußt, bevor wir noch Segel setzten. Der Kapitän sagt, wir würden aus den tiefen Wassern heraus sein, bevor dieser Sturm uns erreicht.«

»Das mag sein. Aber es kommen große Schwärme von Kilpa aus den Nordmeeren zu uns, als schwömmen sie vor dem Sturm her. Ihr Gesang ist wild und kalt, Graf Aspitis, als tauchten sie aus dem schwärzesten Wasser, den tiefsten Gräben nach oben. Ich habe nie ihresgleichen gehört.«

Aspitis starrte eine Weile vor sich, seine ganze Erscheinung ein wenig aufgelöst, als zeige der Wein endlich seine Wirkung. »Die *Eadne-Wolke* hat viele wichtige Aufgaben für Herzog Benigaris zu erfüllen«, sagte er dann. »Du mußt tun, was dein Lebenswerk ist.« Er stützte den Kopf in die Hände. »Ich bin müde, Gan Itai. Geh wieder zum Bug. Ich muß schlafen.«

Die Niskie betrachtete ihn einen Augenblick mit unergründlichem Ernst, verbeugte sich dann anmutig und ging rückwärts aus der Tür, die sie hinter sich mit einem leisen Schlag ins Schloß fallen ließ. Graf Aspitis lehnte sich über den Tisch und bettete im Kreis des Lampenscheins den Kopf auf die Unterarme.

»Es ist schön, wieder einmal die Gesellschaft eines Edelmannes zu genießen«, sagte Miriamel. »Natürlich sind sie ungeheuer von sich eingenommen, aber sie verstehen zumindest, einer Frau Respekt zu erweisen.«

Cadrach schnaubte auf seinem Strohsack am Boden. »Ich kann kaum glauben, daß Ihr etwas an diesem lockenköpfigen Gecken findet, Prinzessin.«

»Pssst!« zischte Miriamel. »Trottel! Sprecht nicht so laut! Und nennt mich nicht so. Ich bin die Herrin Marya, Vergeßt das nicht.«

Wieder grunzte der Mönch angeekelt. »Eine von Feuertänzern verfolgte Edelfrau. Eine schöne Geschichte habt Ihr Euch da ausgedacht.«

»Jedenfalls hat sie gewirkt, oder?«

»Ja, und nun müssen wir ständig um Graf Aspitis sein, der uns immer neue Fragen stellen wird. Hättet Ihr Euch doch nur als arme Schneiderstochter ausgegeben, die sich aus Angst um ihre Tugend versteckt – oder

etwas in dieser Richtung –, dann hätte uns der Graf nicht beachtet und auf der ersten Insel ausgesetzt, auf der sie Wasser und Proviant aufnehmen.«

»Ja, und uns bis dahin arbeiten lassen wie die Hunde – sofern er uns nicht einfach ins Meer geworfen hätte. Außerdem habe ich diese Verkleidung langsam satt. Es ist schon schlimm genug, die ganze Zeit als Mönchsschüler herumlaufen zu müssen – soll ich nun auch noch eine Schneiderstochter spielen?«

Obwohl sie ihn in der dunklen Kajüte nicht sehen konnte, hörte Miriamel am Ton seiner Stimme, daß Cadrach mißbilligend den Kopf schüttelte. »Nein, nein. Versteht Ihr denn immer noch nicht, Herrin? Wir suchen uns hier nicht Rollen aus wie in einem Kinderspiel. *Wir kämpfen um unser Leben.* Dinivan, der Mann, der uns nach Nabban brachte, wurde getötet. Begreift Ihr das? Euer Vater führt mit Eurem Onkel einen Krieg, der immer größere Kreise zieht. Sie haben den Lektor ermordet, den obersten Priester des Erlösers in ganz Osten Ard, und sie schrecken vor nichts zurück. Herrin, das ist kein Spiel!«

Miriamel verbiß sich eine heftige Antwort und dachte über Cadrachs Worte nach. »Warum hat dann Graf Aspitis nichts über den Lektor gesagt? Das ist doch gewiß ein Ereignis, von dem die Leute reden. Oder habt Ihr es nur erfunden?«

»Herrin, Ranessin kam erst spät am gestrigen Abend ums Leben. Wir sind frühmorgens abgesegelt.« Der Mönch bewahrte mühsam die Geduld. »Vielleicht geben die Sancellanische Ädonitis und das Escritorenkonzil das Unglück auch erst in ein paar Tagen bekannt. Bitte glaubt, was ich Euch sage, oder wir werden alle beide ein schreckliches Ende nehmen.«

»Hm.« Miriamel legte sich zurück und zog die Decke bis an ihr Kinn. Das Gefühl des schaukelnden Schiffs hatte etwas angenehm Beruhigendes. »Mir scheint, wenn ich nicht so einfallsreich wäre und der Graf nicht so gute Manieren hätte, wäre dieses schreckliche Ende schon dagewesen.«

»Glaubt, was Ihr wollt, Herrin«, versetzte Cadrach niedergeschlagen, »nur bitte ich Euch, schenkt keinem anderen mehr Vertrauen als mir.« Er verstummte. Miriamel wartete auf das Einschlafen. Eine seltsame, quälend fremdartige Melodie lag in der Luft, zeitlos und unrhythmisch wie das Rauschen des Meeres, beharrlich wie der an- und abschwellende Wind. Irgendwo draußen in der Dunkelheit sang Gan Itai die Kilpa in die Tiefe.

Von der Höhe des Grianspog-Gebirges ritt Eolair hinunter in den schlimmsten Schneesturm des ganzen Sommers. Die geheimen Pfade, die

er und seine Männer erst vor Wochen mühsam durch den Wald gehauen hatten, waren unter drei Ellen hohen weißen Verwehungen begraben. Der trübe Himmel hing so lastend tief wie die Decke einer Gruft. Eolairs Satteltaschen waren vollgepackt mit sorgfältig gezeichneten Karten. In seinem Kopf drängten sich düstere Gedanken.

Er wußte, daß es sinnlos war, sich selbst vorzulügen, das Land leide nur unter einer Periode für die Jahreszeit ungewöhnlichen Wetters. Was sich über Osten Ard gelegt hatte, war wie eine böse Krankheit. Vielleicht waren Prinz Josua und das Schwert seines Vaters wirklich in etwas verstrickt, das größer war als die Kriege der Menschen.

Jäh fielen dem Grafen von Nad Mullach die Worte ein, die er vor einem Jahr selbst an der Großen Tafel des Königs geäußert hatte – Götter von Himmel und Erde, waren diese vergleichsweise friedlichen Tage nicht schon ein ganzes Leben her! »*Böses ist erwacht*«, hatte er damals den versammelten Rittern gesagt. »*Es sind nicht nur Räuber, die Reisende überfallen und einsam wohnende Bauern verschwinden lassen. Die Völker des Nordens fürchten sich…*«

*Nicht nur Räuber* … Eolair ärgerte sich über sich selbst. Er war so mit den alltäglichen Fragen beschäftigt gewesen, die den Überlebenskampf seines Volkes begleiteten, daß er seine eigene Warnung nicht beachtet hatte. Es gab tatsächlich größere Bedrohungen als Skali von Kaldskryke und sein Heer von Halsabschneidern.

Eolair hatte die Erzählungen von Menschen gehört, die den Untergang Naglimunds überlebt hatten, wirre Berichte über ein von Elias dem Hochkönig herbeigerufenes Geisterheer. Seit seiner Kindheit kannte Eolair jene Märchen von den Weißfüchsen, Dämonen, die in den schwärzesten, kältesten Gefilden des äußersten Nordens hausten, über die Menschheit hereinbrachen wie eine Seuche und plötzlich wieder verschwanden. Das ganze letzte Jahr über hatten die Bewohner der Frostmark nachts am Feuer von solchen bleichen Dämonen gewispert. Was für ein Narr war er doch gewesen, die Wahrheit hinter diesen Geschichten nicht zu erkennen – ausgerechnet er, der an der Großen Tafel genau davon gesprochen hatte!

Aber welchen Sinn hatte das alles? Wenn sie wirklich an dieser Auseinandersetzung beteiligt waren, wieso stellten Wesen wie die Weißfüchse sich auf die Seite von Elias? Konnte es etwas mit diesem Ungeheuer von Priester, Pryrates, zu tun haben?

Der Graf von Nad Mullach seufzte und bog sich weit zur Seite, um seinem Pferd zu helfen, im Gleichgewicht zu bleiben, während sie einen trü-

gerischen Bergpfad hinabkletterten. Vielleicht hatte Maegwin in all ihrer Torheit doch recht gehabt, ihn mit dieser Aufgabe zu betrauen. Allerdings rechtfertigte das trotzdem die Art ihres Vorgehens nicht. Warum hatte sie ihn in der unterirdischen Stadt so schlecht behandelt, nach allem, was er für ihre Familie getan, er, der ihrem Vater König Lluth so treu gedient hatte? Ihre schreckliche, ungewohnte Situation mochte eine Erklärung für soviel Unfreundlichkeit sein; eine Entschuldigung war es nicht.

Auch diese Gedankenlosigkeit gehörte zu den neuen, sonderbaren Veränderungen in Maegwins Verhalten, die letzte von vielen. Eolair hatte große Angst um sie und wußte doch nicht, wie er ihr helfen sollte. Sie verachtete seine Fürsorglichkeit und schien ihn für kaum besser als jeden durchtriebenen Höfling zu halten – ihn, Eolair, der Falschheit haßte und nur im treuen Dienst an ihrem Vater widerwillig davon Gebrauch gemacht hatte. Als er ihr beistehen wollte, hatte sie ihn beleidigt und sich von ihm abgewandt. Er konnte nur zusehen, wie sie immer kränker wurde, so wie das ganze Land erkrankte, und wie sich in ihrem Kopf sonderbare Wahnvorstellungen einnisteten. Ändern konnte er nichts.

Zwei Tage brauchte Eolair, um durch die stillen Täler des Grianspog in die Ebene hinunterzureiten, und nur seine eigenen kalten Gedanken leisteten ihm Gesellschaft.

Es war verblüffend, mit welcher Geschwindigkeit Skali seine Besetzung von Hernystir zu einem Dauerzustand machte. Nicht genug damit, daß er die Häuser und anderen Bauwerke übernahm, die in Hernysadharc und den umliegenden Dörfern noch stehengeblieben waren, nein, der Than von Kaldskryke hatte begonnen, Neubauten zu errichten, große Langhäuser aus roh behauenen Balken. Der Saum des Circoille-Waldes schrumpfte schnell, und eine wachsende Anzahl verstümmelter Baumstümpfe trat an seine Stelle.

Eolair hatte einen Weg über die Kämme gewählt und beobachtete von dort aus die ameisenkleinen Gestalten, die unten über das Flachland schwärmten. Das Krachen von Hämmern auf Keilen erfüllte die verschneiten Berge.

Zuerst verstand der Graf nicht, wozu Skali noch mehr Wohnhäuser brauchte. Das Heer des Eroberers war zwar gewiß nicht klein, aber auch wiederum nicht so zahlreich, daß es in den verlassenen Behausungen der Hernystiri nicht Platz gefunden hätte. Erst als Eolair auf den düster herabhängenden Nordhimmel blickte, wurde ihm klar, was hier vorging.

*Skali holt sein ganzes Rimmersvolk aus dem Norden – Alte und Junge,*

*Frauen und Kinder.* Er starrte auf die kleinen, fleißigen Figuren. *Wenn es hier in Hernysadharc am Ende des Tiyagarmonats schneit, müssen Naarved und Skoggey die reinste Eishölle sein. Bagba beiß mich, was für eine Vorstellung! Skali hat uns in die Höhlen gejagt. Nun bringt er seine Rimmersgarder in das eroberte Land.*

Nach allem, was sein Volk schon unter den Fäusten von Skali Scharfnases Kriegern erlitten hatte, nach König Lluths Sturz und Prinz Gwythinns Folterung und abgetrennten Gliedern, nach den Hunderten von Eolairs eigenen, tapferen Nad-Mullach-Männern, die tot unter dem grauen Himmel der Wiesen im Westen lagen, stellte der Graf plötzlich zu seinem Erstaunen fest, daß noch ungeahnte Reserven an Wut und nacktem Haß in seinem Inneren schlummerten. Daß Skalis Männer durch die Straßen von Hernysadharc stolzierten, war schlimm genug, aber der Gedanke, daß sie jetzt auch noch ihre Frauen und Kinder hierherbrachten, damit sie sich auf dem Land der Hernystiri breitmachten, erfüllte Eolair mit einem planlosen Grimm, der stärker war als alles, das er, seit die ersten Hernystiri am Inniscrich gefallen waren, empfunden hatte. In ohnmächtigem Zorn hielt er oben auf dem Kamm, verfluchte die Eindringlinge und gelobte sich, Skalis Schakale heulend nach Kaldskryke zurückzupeitschen – soweit sie auf dem kostbaren Hernystiri-Boden, den sie sich widerrechtlich angeeignet hatten, nicht schon umgekommen waren.

Auf einmal sehnte sich der Graf von Nad Mullach nach der Reinheit einer Schlacht. Am Inniscrich waren die Streitkräfte der Hernystiri so grausam niedergemetzelt worden, daß sie seither nie wieder etwas anderes als Rückzugsgefechte führen konnten. Inzwischen hatte man sie in die Verstecke des Grianspog getrieben, von wo aus sie kaum eine andere Möglichkeit hatten, als den Eroberern kleine Nadelstiche zu versetzen. Götter, dachte er, wie herrlich wäre es doch, einmal wieder offen den Stahl schwingen zu können, mit im Sonnenlicht blitzenden Schilden Brust an Brust zu stehen und zum Angriff zu blasen! Der Graf wußte, daß das ein törichtes Sehnen war. Er kannte sich selbst als vorsichtigen Mann, der vernünftige Gespräche dem Kampf stets vorgezogen hatte. Jetzt aber verlangte es ihn nach Einfachheit. Offener Kampf mit all seiner sinnlosen Gewalt und seinem Grauen konnte ein holder Wahn sein, in den man sich hineinwerfen durfte wie in die Arme einer Geliebten.

Und der Ruf dieser unwiderstehlichen, wenn auch gefährlichen Geliebten wurde immer lauter. Ganze Völker schienen in Bewegung geraten zu sein, das Wetter spielte verrückt, Wahnsinnige regierten, und Schreckens-

märchen wurden lebendig – wie groß plötzlich seine Sehnsucht nach dem Einfachen war!

Aber so sehr er sich auch nach dieser Befreiung sehnte, bei der man nicht nachzudenken brauchte, wußte Eolair doch, daß er sie verabscheuen würde, wenn sie je wirklich kam; denn es war nicht unbedingt der Gerechte oder Weise, der die Früchte der Gewalt erntete.

Eolair umritt die westlichsten Ausläufer von Hernysadharc und schlug einen weiten Bogen um die größeren Lager von Skalis Rimmersmännern, die verstreut im Wiesenland unterhalb von Hernystirs Hauptstadt ihre Standorte hatten. Statt dessen nahm er den Weg über die Berge, die sogenannten Dillathi, die sich wie ein Bollwerk an der Küste des Landes entlangzogen, als wollten sie es gegen einen Einfall vom Meer her schützen. Tatsächlich hätten die Dillathi für jeden Eroberungswilligen ein fast unlösbares Problem dargestellt – wäre nicht der Feind, der Hernystir vernichtet hatte, aus der entgegengesetzten Richtung gekommen.

Das Volk im Hochland war von Natur aus mißtrauisch, aber auch dort hatte man sich im vergangenen Jahr an Kriegsflüchtlinge gewöhnt, so daß Eolair in einigen Häusern freundlich aufgenommen wurde. Dabei waren seine Gastgeber weit mehr an seinen Neuigkeiten interessiert als an der Tatsache, daß sie den Grafen von Nad Mullach beherbergten. Nachrichten waren in diesen Tagen die wertvollste Münze im Land.

So weit entfernt von den Städten hatten die meisten Menschen ohnehin nicht viel von Prinz Josua gehört, geschweige denn davon, daß sein Zerwürfnis mit dem Hochkönig in irgendeinem Zusammenhang mit Hernystirs mißlicher Lage stand. Niemand in den Dillathi hatte die leiseste Ahnung, ob König Elias' Bruder Josua am Leben oder tot war oder wo er sich aufhielt. Wohl aber wußten die Hochländer von der tödlichen Verwundung ihres eigenen Königs Lluth. Herumziehende Soldaten hatten davon erzählt, Überlebende der Schlacht am Inniscrich. Darum freuten sich die meisten von Eolairs Gastgebern auch, wenn sie von ihm erfuhren, daß Lluths Tochter noch lebte und daß es immer noch eine Art Hernystiri-Königshof im Exil gab. Vor dem Krieg hatten sie sich nicht viel darum gekümmert, was der König im Taig sagte oder tat, aber dennoch hatte er zu ihrem Leben gehört. Eolair vermutete, daß sie es tröstlich fanden, zumindest einen Schatten des alten Königreichs vorhanden zu wissen, so als stelle das Weiterbestehen von König Lluths Familie sicher, daß die Rimmersmänner doch eines Tages wieder vertrieben werden könnten.

Als er von den Dillathi hinunterkam, ritt Eolair einen großen Umweg um

die hohen Mauern von Crannhyr, der geheimnisvollsten, abgelegensten Stadt von Hernystir. Statt dessen lenkte er sein Pferd nach Abaingeat an der Mündung des Flusses Baraillean. Er war nicht überrascht darüber, daß die Hernystiri von Abaingeat einen Weg gefunden hatten, mit der schweren Hand von Elias und Skali zu leben; die Abaingeater standen schon immer im Ruf großer Geschmeidigkeit. In anderen Teilen des Landes war es üblich, die Hafenstadt scherzhaft als »Nördlichsten Zipfel von Perdruin« zu bezeichnen, weil die Abaingeater mit den Perdruinesern eine starke Neigung zum Profit und eine Abneigung gegen Politik teilten – zumindest gegen die Sorte Politik, die sie bei ihren Geschäften störte.

In Abaingeat geschah es auch, daß Eolair den ersten konkreten Hinweis auf Josuas Aufenthaltsort bekam, und zwar auf eine für die Stadt sehr typische Weise.

In einer Schenke am Hafen teilte er seinen Tisch mit einem Nabbanai-Priester. Draußen heulte der Wind, und der Regen prasselte so heftig auf das Dach, daß der Schankraum wie eine Trommel dröhnte. Unmittelbar unter den Augen bärtiger Rimmersmänner und hochmütiger Erkynländer – der neuen Eroberer von Hernystir – erzählte der gute Vater, der vielleicht einen Bierkrug zuviel geleert hatte, Eolair eine etwas wirre, aber faszinierende Geschichte. Er kam gerade aus der Sancellanischen Ädonitis in Nabban und schwor, daß ihm dort jemand, den er als »wichtigsten Priester im ganzen Sancellanischen Palast« bezeichnete, berichtet hätte, Josua Ohnehand habe Naglimund überlebt. Er sei mit sieben anderen Überlebenden nach Osten ins Grasland geflohen und habe sich dort in Sicherheit gebracht. Diese Tatsachen, erklärte der Priester, seien ihm nur unter dem Siegel vollständiger Verschwiegenheit anvertraut worden.

Sofort nachdem er ihm das alles ins Ohr geschwatzt hatte, bat Eolairs Zechkumpan den Grafen voll betrunkener Reue, ihm zu schwören, daß er das Geheimnis bewahren würde, so wie er, davon war Eolair überzeugt, schon viele andere Empfänger des Geheimnisses angefleht hatte. Eolair versicherte es ihm mit ungerührter Miene.

An der Geschichte waren mehrere Punkte, die Eolair aufhorchen ließen. Die genaue Anzahl der Überlebenden, die Josua begleiteten, konnte bedeuten, daß die Angaben stimmten; andererseits klang es fast nach dem Anfang einer Legende – »der einhändige Prinz und seine tapferen Sieben«. Dagegen schien die Reue des Priesters über das ausgeplauderte Geheimnis echt zu sein. Er hatte es nicht erzählt, um sich selbst in den Vordergrund zu stellen; vielmehr schien er ganz einfach zu den Menschen zu gehören, die

– und gelte es die eigene Seele – nicht den Mund halten können.

Das wiederum ließ natürlich eine Frage aufkommen: Warum sollte ein Mann, der in der Mutter Kirche einiges Ansehen genoß, wie es bei dem Informanten des Priesters doch angeblich der Fall war, so ungeheuer wichtige Dinge einem Schwachkopf anvertrauen, in dessen gerötetem, törichtem Gesicht die Unzuverlässigkeit in großen Lettern geschrieben stand? Gewiß konnte doch niemand glauben, daß dieser fröhliche Säufer irgend etwas für sich behalten würde, schon gar nicht ein Geheimnis, das für den vom Krieg zerrissenen Norden von so gewaltiger Bedeutung war?

Eolair konnte sich keinen Reim darauf machen. Aber die Sache reizte ihn. Während über der Frostmark der Donner grollte, erwog der Graf von Nad Mullach einen Ritt in die grasigen Steppen jenseits von Erkynland.

Spät in der Nacht, auf dem Rückweg von den Ställen – Eolair überließ die ordnungsgemäße Versorgung seines Pferdes niemals anderen, eine Gewohnheit, die ihm schon oft zustatten gekommen war –, blieb der Graf an der Tür der Schenke noch einmal stehen. Ein grimmiger, schneeschwerer Wind pfiff durch die Straße und rüttelte an den Fensterläden. Hinter den Docks murmelte unruhig das Meer. Sämtliche Einwohner von Abaingeat schienen verschwunden zu sein. Die mitternächtliche Stadt glich einem Geisterschiff, das führerlos unter dem Mond dahintrieb.

Seltsame Lichter spielten am Nordhimmel, Gelb, Indigoblau und ein Violett wie das Nachleuchten von Blitzen. Am Horizont pulsierten wogende, strahlende Bänder, wie Eolair sie noch nie gesehen hatte, starr wie Eis und doch zugleich unfaßbar lebendig. Verglichen mit dem schweigenden Abaingeat schien sich der Norden in tobendem Aufruhr zu befinden, und einen wahnwitzigen Augenblick lang fragte sich der Graf, ob es überhaupt noch Sinn habe zu kämpfen. Die Welt, die er gekannt hatte, gab es nicht mehr, und nichts konnte sie zurückbringen. Vielleicht war es klüger, sich damit abzufinden…

Er schlug die Hände in den Handschuhen zusammen. Das Klatschen erzeugte ein dumpfes Echo, das verhallte. Er schüttelte den Kopf, um die bleierne Schwere aus seinen Gedanken zu vertreiben. Die Lichter hatten wirklich etwas Zwingendes.

Wohin sollte er sich jetzt wenden? Es war ein Ritt von mehreren Wochen in das Wiesenland hinter dem Hasutal, von dem der Priester gesprochen hatte. Eolair wußte, daß er sich an die Küstenlinie halten und über Meremund und Wentmund reiten konnte; aber das würde bedeuten, daß er allein Erkynland durchqueren mußte, dessen ganze Bündnistreue dem

Hochkönig gehörte. Er konnte aber auch dem schimmernden Nordlicht in seine Heimat Nad Mullach folgen. Zwar saßen Skalis Räuber in seiner Burg, aber die Überlebenden seines Volkes im Umland würden ihn mit Unterkunft und Neuigkeiten versorgen und es ihm auch ermöglichen, sich auszuruhen und für die lange Reise mit allem Nötigen auszurüsten. Von dort konnte er sich dann nach Osten halten, Erchester im Norden passieren und immer im schützenden Schatten des großen Waldes bleiben.

Sinnend betrachtete er das geisterhafte Glitzern am nördlichen Himmel. Das Licht, das davon ausging, war eisig.

Die Wellen trugen Schaumkronen. Unheildrohende, wildzerfetzte Wolken jagten über den verdunkelten Himmel. Zackige Blitze zuckten am schwarzen Horizont.

Cadrach klammerte sich stöhnend an der Reling fest, als die *Eadne-Wolke* sich steil aus dem Wasser hob, um sofort wieder in einem Wellental zu versinken. Über ihm knatterten die Segel im starken Wind und knackten, als würde mit Peitschen geknallt.

»O Brynioch von den Himmeln«, flehte der Mönch, »befrei uns von diesem Sturm!«

»Das kann man noch kaum so nennen«, bemerkte Miriamel spöttisch. »Ihr habt noch nie einen richtigen Sturm auf See erlebt.«

Cadrach gab ein Schluckgeräusch von sich. »Ich habe auch kein Verlangen danach.«

»Und außerdem, was soll das heißen – Ihr betet zu Heidengöttern? Ich dachte, Ihr wärt ein Ädonitermönch!«

»Ich habe schon den ganzen Nachmittag um Usires' Beistand gebetet«, erwiderte Cadrach, das Gesicht fischbauchweiß. »Ich hielt es für an der Zeit, etwas anderes zu versuchen.« Er stellte sich auf die Zehenspitzen und lehnte sich weit über die Reling. Miriamel wandte den Kopf zur Seite. Kurz darauf stand der Mönch da und wischte sich mit dem Ärmel den Mund ab. Regenschauer zogen über das Deck.

»Und Ihr, Herrin«, fragte Cadrach, »gibt es nichts, das Euch etwas ausmacht?«

Sie unterdrückte eine bissige Antwort. Er sah wirklich bemitleidenswert aus mit seinen schütteren, an den Kopf geklatschten Haarsträhnen und den schwärzlich umschatteten Augen.

»Doch, vieles. Aber nicht der Aufenthalt auf einem Schiff bei Seegang.«

»Schätzt Euch glücklich«, murmelte er, machte erneut kehrt und wollte sich über die Reling beugen. Statt dessen riß er die Augen weit auf, kreischte vor Entsetzen und kippte so heftig nach hinten, daß er mit dem Gesäß auf dem Deck landete.

»Gebeine des Anaxos!« schrie er. »Steht uns bei! Was ist das?«

Miriamel trat an die Reling und gewahrte einen grauen Kopf, der auf den Wellenkämmen schwankte. Er war in mancher Weise menschenähnlich; haarlos, jedoch nicht schuppig, glatt wie ein Delphin, mit einem rotumränderten Mund und Augen wie faulende Brombeeren. Der bewegliche Mund rundete sich zu einem Kreis, als wollte das Wesen singen. Statt dessen stieß es ein sonderbares, gurgelndes Heulen aus und verschwand in den Wogen. Beim Tauchen zeigte es sekundenlang Schwimmfüße mit langen Zehen. Gleich darauf erschien der runde Kopf von neuem, diesmal näher am Schiff. Er beobachtete sie.

Miriamels Magen drehte sich um. »Kilpa«, flüsterte sie.

»Es ist grausig«, stöhnte Cadrach, noch immer an die Bordwand geduckt. »Es hat das Gesicht einer verdammten Seele.«

Die leeren schwarzen Augen folgten Miriamel, die ein paar Schritte weiterging. Sie verstand den Mönch nur zu gut. Der Kilpa war weit schrecklicher, als ein bloßes Tier es sein konnte, und sei es noch so wild, denn er war so grauenvoll menschenähnlich und doch so bar jeder Regung, die an menschliches Gefühl oder Verstehen erinnerte.

»Ich habe seit Jahren keinen gesehen«, sagte sie langsam und konnte den Blick nicht von ihm losreißen. »Und ich glaube nicht, daß ich sie je so nahe erblickt habe.« Ihre Gedanken eilten in ihre Kindheit zurück, zu einer Seereise nach der Insel Vinitta, die sie mit ihrer Mutter Hylissa von Nabban aus unternommen hatte. Damals waren Kilpa in ihrem Kielwasser dahingeglitten und der kleinen Miriamel fast spielerisch vorgekommen – so wie Tümmler oder fliegende Fische. Jetzt erst, als sie den Kilpa aus solcher Nähe sah, begriff sie, warum ihre Mutter sie so hastig von der Reling zurückgezerrt hatte. Sie schauderte.

»Ihr sagt, Ihr habt sie schon früher gesehen, Herrin?« fragte eine Stimme. Miriamel fuhr herum. Hinter ihr stand Aspitis, der dem zusammengekauerten Mönch eine Hand auf die Schulter gelegt hatte. Cadrach sah ernstlich krank aus.

»Ja, vor langer Zeit, bei einem Besuch in … in Wentmund«, erwiderte Miriamel eilig. »Sie sind entsetzlich, nicht wahr?«

Aspitis nickte langsam und sah dabei mehr auf Miriamel als auf das glat-

te graue Wesen, das unter der Heckreling tanzte. »Ich wußte nicht, daß sich Kilpa auch in den kalten Gewässern des Nordens aufhalten«, erklärte er.

»Hält Gan Itai sie denn nicht fern?« fragte Miriamel, um das Thema zu wechseln. »Warum ist dieser hier so nahe herangekommen?«

»Weil die Niskie erschöpft ist und eine Weile schläft, und auch, weil die Kilpa sehr dreist geworden sind.« Aspitis bückte sich und hob einen Eisenstift mit viereckigem Kopf vom Deck auf. Er schleuderte ihn nach dem stummen Beobachter. Einen Fuß vom nasen- und ohrenlosen Kopf des Kilpa entfernt spritzte er auf. Die schwarzen Augen blinzelten nicht einmal. »Sie sind neuerdings viel unternehmungslustiger, als man je gehört hat«, bemerkte der Graf. »Seit dem Winter haben sie mehrere kleine Schiffe und sogar ein paar größere überfallen.« Er hob rasch die Hand, an der goldene Ringe funkelten. »Doch habt keine Furcht, Herrin Marya. Es gibt keine bessere Sängerin als meine Gan Itai.«

»Dieses Geschöpf ist ein Scheusal, und ich bin krank«, ächzte jetzt Cadrach. »Ich muß mich hinlegen.« Er übersah Aspitis' angebotene Hand und stand mühsam auf. Dann stolperte er davon.

Der Graf drehte sich um und schrie den Matrosen, die in den vom Wind gebeutelten Wanten umherkletterten, Anweisungen zu. »Wir müssen die Segel reffen«, sagte er erläuternd. »Es zieht ein äußerst heftiger Sturm auf, und wir können uns nur von ihm treiben lassen.« Wie um seine Worte zu unterstreichen, blitzte es am nördlichen Horizont wieder auf. »Vielleicht hättet Ihr die Güte, mir beim Abendessen Gesellschaft zu leisten.« Über der Dünung grollte der Donner. Ein plötzlicher Regenguß strömte auf die beiden nieder. »So hat Euer Vormund die nötige Ruhe, um sich zu erholen, und Ihr habt Gesellschaft für den Fall, daß der Sturm wirklich furchterregend wird.« Lächelnd zeigte er die ebenmäßigen Zähne.

Miriamel fand den Vorschlag reizvoll, war jedoch vorsichtig. Es lag sprungbereite Kraft in Aspitis, zurückgehalten, als verberge er, was in ihm steckte, um sie nicht zu erschrecken. In gewisser Weise erinnerte er sie an den alten Herzog Isgrimnur, der Frauen gegenüber eine so sanfte, fast übertriebene Ehrerbietung an den Tag legte, als könne seine polternde Schroffheit jeden Augenblick die Oberhand gewinnen und aus ihm herausbrechen, um sie zu schockieren und zu beleidigen. Auch Aspitis schien etwas zu unterdrücken. Es war eine Eigenschaft, die Miriamel neugierig machte.

»Seid bedankt, Graf«, meinte sie endlich. »Es wäre mir eine Ehre. Ihr müßt mich jedoch entschuldigen, wenn ich Euch von Zeit zu Zeit verlasse,

um nach Bruder Cadrach zu sehen, damit es ihm nicht an Beistand und Gesellschaft fehlt und er darunter leidet.«

»Tätet Ihr das nicht«, entgegnete Aspitis und nahm elegant ihren Arm, »so wärt Ihr nicht die gute und milde Frau, die Ihr seid. Ich merke schon, Ihr beide steht einander nahe wie Verwandte, und Ihr achtet Cadrach wie einen geliebten Onkel.«

Miriamel konnte sich nicht enthalten zurückzublicken, als Aspitis sie über das Deck führte. Über ihr in den Wanten schrien die Matrosen einander die Worte zu, um im Heulen des Windes gehört zu werden. Der Kilpa schwamm noch immer in der bewegten grünen See und beobachtete sie so feierlich wie ein Priester. Sein offener Mund war ein rundes, schwarzes Loch.

Der gräfliche Knappe, ein dünner, bläßlicher Jüngling mit vorwurfsvoll gerunzelter Stirn, beaufsichtigte die beiden Pagen, die die Tafel mit Obst, Brot und weißem Käse deckten. Thures, der kleinere Page, stolperte unter dem Gewicht einer Platte, auf der eine kalte Rinderkeule lag. Dann blieb er als Helfer daneben stehen, um dem Knappen jedesmal, wenn dieser Tranchierkünstler ungeduldig mit der Hand wedelte, ein neues Schneidwerkzeug hinzureichen. Der kleine Junge machte einen aufgeweckten Eindruck. Die dunklen Augen folgten aufmerksam dem teiggesichtigen Knappen und achteten auf jedes kleinste Zeichen. Trotzdem fand der verdrießliche Ältere mehrfach Gelegenheit, ihm einen Puff zu versetzen, weil er ihn zu langsam fand.

»Ihr scheint Euch auf einem Schiff sehr wohl zu fühlen, Herrin Marya«, begann Aspitis die Unterhaltung. Aus einem sehr schönen Messingkrug füllte er einen Weinkelch und ließ ihn von dem zweiten Pagen zu ihr hinübertragen. »Habt Ihr schon einmal eine Schiffsreise gemacht? Es ist ein weiter Weg von Cellodshire bis zu dem, was wir in Nabban das *Veir Maynis* – das Große Grün – nennen.«

Miriamel verfluchte sich innerlich. Vielleicht hatte Cadrach doch recht gehabt; sie hätte sich eine einfachere Geschichte ausdenken sollen. »Ja. Ich meine, nein, noch nicht. Jedenfalls nicht richtig.« Sie nahm einen langen, bedächtigen Schluck von ihrem Wein und zwang sich trotz des sauren Geschmacks zurückzulächeln. »Wir sind mehrmals mit dem Schiff den Gleniwent hinabgefahren. Ich war auch auf dem Kynslagh.« Sie nahm einen zweiten tiefen Zug und merkte, daß sie den Kelch geleert hatte. Verlegen setzte sie ihn ab. Was mußte dieser Mann von ihr denken?

»Wer ist ›wir‹?«

»Wie bitte?« Schuldbewußt schob sie den Kelch von sich fort. Das betrachtete Aspitis als Aufforderung und füllte ihn wieder. Mit verständnisvollem Lächeln schob er ihn auf ihre Seite des von einem hochstehenden Rand umgebenen Tisches zurück. Als sich die Kabine mit der Bewegung des Schiffs schiefstellte, drohte der Wein über den Kelchrand zu fließen. Miriamel griff danach und hielt ihn ganz vorsichtig fest.

»Ich sagte, wer sind ›wir‹, Herrin Marya, wenn die Frage gestattet ist? Ihr und Euer Vormund? Ihr und Eure Familie? Ihr erwähntet Euren Vater, Baron …? Baron …?« Er zog die Stirn in Falten. »Entschuldigt tausendmal. Ich vergaß seinen Namen.«

Miriamel hatte ihn auch vergessen. Sie überbrückte den Augenblick des Erschreckens mit einem weiteren Schluck Wein. Es war ein ziemlich langer Schluck, während sie mit ihrem Gedächtnis kämpfte. Endlich fiel ihr der Name, den sie sich ausgesucht hatte, wieder ein. Sie schluckte.

»Baron Seoman.«

»Natürlich – Baron Seoman. War er es, der Euch mit auf den Gleniwent nahm?«

Sie nickte und hoffte, damit keine weiteren Schwierigkeiten zu entfesseln.

»Und Eure Mutter?«

»Tot.«

»Oh.« Aspitis' goldenes Gesicht verdüsterte sich wie eine jäh umwölkte Sonne. »Vergebt mir. Ich bin unhöflich, Euch so viele Fragen zu stellen. Es betrübt mich sehr, vom Tod Eurer Mutter zu hören.«

Miriamel hatte eine plötzliche Eingebung. »Sie starb letztes Jahr bei der großen Pest.«

Der Graf nickte. »Wie so viele. Sagt mir, Herrin Marya – wenn Ihr mir eine letzte und äußerst kühne Frage erlauben wollt –, gibt es einen bestimmten Mann, dem Ihr versprochen seid?«

»Nein«, antwortete sie schnell und fragte sich gleich darauf, ob sie besser eine andere Antwort gegeben hätte, die vielleicht weniger Schwierigkeiten mit sich brachte. Sie holte tief Atem und sah dem Grafen offen in die Augen. Der Pomander, der die Luft der Kabine mit seinem Duft erfüllte, drang betäubend in ihre Nase. »Nein«, wiederholte sie. Der Graf sah wirklich ungemein gut aus.

»Aha.« Aspitis nickte ernsthaft. Mit seinem jugendlichen Gesicht und dem goldenen Lockenkopf wirkte er fast wie ein Kind, das den Erwachse-

nen spielt. »Aber seht doch, Ihr habt ja gar nichts gegessen, Herrin. Behagen Euch die Speisen nicht?«

»O doch, Graf Aspitis«, sagte sie atemlos und suchte einen Platz, um den Weinkelch hinzustellen und das Messer zur Hand zu nehmen. Der Kelch war schon wieder leer. Aspitis sah ihren Blick und beugte sich mit dem Krug zu ihr.

Während sie in ihrem Essen herumstocherte, redete der Graf. Wie um sein Verhör von vorhin zu entschuldigen, hielt er die Unterhaltung jetzt leicht wie Schwanenflaum und sprach hauptsächlich über merkwürdige oder lächerliche Vorfälle am Hof von Nabban. Seinen Worten nach zu urteilen, war es ein wirklich glanzvoller Ort. Aspitis war ein guter Erzähler und brachte Miriamel schnell zum Lachen. Während das Schiff schaukelte und die Wände der kleinen, von den Lampen stark erhellten Kabine sie niederzudrücken begannen, fragte sie sich nach einer Weile, ob sie nicht sogar zu viel lachte. Alles war ein wenig wie im Traum. Es fiel ihr schwer, Aspitis' lächelndes Gesicht gerade anzuschauen.

Plötzlich merkte sie, daß sie den Grafen überhaupt nicht mehr sah. Eine Hand legte sich leicht auf ihre Schulter. Aspitis stand hinter ihr und erzählte immer noch von den Damen am Hof. Durch die Weindünste, die ihren Kopf umnebelten, konnte sie seine Berührung spüren, vielsagend und heiß.

»… Aber natürlich ist ihre Schönheit eher etwas … *Kunstvolles,* wenn Ihr versteht, was ich meine, Marya. Ich möchte nicht grausam sein, aber manchmal, wenn Herzogin Nessalanta von einem Windstoß erfaßt wird, fliegt der Puder von ihr herunter wie Schnee von einem Berggipfel!« Ein sanfter Druck seiner Hand, dann wanderte sie zu ihrer anderen Schulter, als er die Stellung änderte. Unterwegs strichen ihr seine Finger leise über den Nacken. Sie schauderte. »Versteht mich nicht falsch«, meinte er. »Ich würde die Ehre und Schönheit unserer höfischen Nabbanai-Damen bis zum letzten Blutstropfen verteidigen – aber für mein Herz gibt es nichts Köstlicheres als die natürliche Lieblichkeit eines Landmädchens.« Wieder wanderte seine Hand zu ihrem Nacken und berührte ihn, zart wie ein Drosselflügel. »Ihr seid eine solche Schönheit, Herrin Marya. Ich bin glücklich, Euch kennengelernt zu haben. Ich hatte vergessen, was es bedeutet, in ein Gesicht zu sehen, das keine Verschönerung braucht…«

Der Raum begann sich zu drehen. Miriamel richtete sich ruckartig auf und stieß dabei mit dem Ellenbogen den Weinkelch um. Ein paar Tropfen liefen auf ihrer Serviette zusammen wie Blut. »Ich muß ins Freie«, erklärte sie. »Ich brauche frische Luft.«

»Herrin«, versetzte Aspitis mit deutlich besorgter Stimme, »seid Ihr krank? Ich hoffe, es ist nicht meine armselige Tafel, die Euer zartes Empfinden beleidigt hat.«

Sie versuchte ihn mit einer Handbewegung zu beschwichtigen. Ihr einziger Wunsch war, aus dem grellen Lampenlicht und der stickig warmen, parfümierten Luft herauszukommen. »Nein, nein. Ich möchte nur nach draußen.«

»Aber es tobt ein Sturm, Herrin. Ihr würdet völlig durchnäßt. Ich kann das nicht zulassen.«

Sie stolperte ein paar Schritte auf die Tür zu. »Bitte. Mir ist übel.«

Der Graf zuckte hilflos die Achseln. »Erlaubt mir wenigstens, Euch einen warmen Mantel zu holen, der den größten Teil der Nässe von Euch abhält.« Er klatschte in die Hände nach seinen Pagen, die sich zusammen mit dem unsympathischen Knappen in der engen Kammer drängten, die als Vorratsraum und Küche diente. Einer der Pagen begann auf der Suche nach einem passenden Kleidungsstück in einer großen Truhe herumzuwühlen. Miriamel stand daneben und fühlte sich elend. Schließlich rüstete man sie mit einem muffig riechenden Wollmantel mit Kapuze aus; Aspitis, ähnlich verhüllt, nahm ihren Ellenbogen und führte sie an Deck.

Der Wind wehte jetzt heftig. Wolkenbruchartiger Regen überflutete das Schiff, stürzte in goldenem Wasserfall am flackernden Lampenlicht vorbei und verschwand dann wieder im Dunkel. Donner grollte.

»Setzen wir uns wenigstens dort unter das Segeldach, Herrin Marya!« rief Aspitis. »Sonst werden wir alle beide noch irgendeine schreckliche Krankheit davontragen!« Er zog sie zum Heck, wo ein Dach aus rotweißgestreiftem Segeltuch zwischen den Bordwänden gespannt war. Summend wogte es in der steifen Brise. Ein Steuermann im wehenden Mantel neigte den Kopf, als die beiden sich unter das Segeltuch duckten, ließ jedoch die Hände fest am Ruder. Der Graf und sein Gast ließen sich auf einem Stapel feuchter Decken nieder.

»Danke«, sagte Miriamel. »Ihr seid sehr freundlich. Ich komme mir äußerst töricht vor, Euch solche Ungelegenheiten zu bereiten.«

»Ich mache mir nur Sorgen, daß die Kur gefährlicher ist als die Krankheit«, erwiderte Aspitis lächelnd. »Wenn mein Arzt davon erführe, würde er mich wegen Gehirnfieber zur Ader lassen, bevor ich noch blinzeln könnte.«

Miriamel lachte und schlotterte in rascher Folge. Trotz der Kälte hatte die würzige Seeluft ihre Stimmung schon bald beträchtlich gehoben. Sie

hatte nicht mehr das Gefühl, gleich in Ohnmacht zu fallen – im Gegenteil ging es ihr soviel besser, daß sie keine Einwendungen erhob, als der Graf von Eadne und Drina ihr schützend den Arm um die Schultern legte.

»Ihr seid eine ungewöhnliche, aber reizvolle junge Frau, Herrin Marya«, flüsterte Aspitis. Im Stöhnen des Windes waren seine Worte kaum zu hören. Warm berührte sein Atem ihr kaltes Ohrläppchen. »Ich fühle, daß Euch ein Geheimnis umgibt. Sind alle Landmädchen so voller unterschiedlicher Stimmungen?«

Miriamel konnte sich nicht entscheiden, wie sie auf das Prickeln reagieren sollte, das ihr heiß über den Rücken lief, eine gefährliche Mischung aus Furcht und Erregung. »Bitte nicht«, sagte sie endlich.

»Was … nicht, Marya?« Draußen brüllte und tobte der Sturm, aber Aspitis' Berührung war gelassen und seidenweich.

Der Wind schien einen Schwarm verwirrender Bilder zu ihr herüberzuwehen – das kalte, ferne Gesicht ihres Vaters, das schiefe Lächeln des jungen Simon, die vorübersausenden Ufer des Flusses Aelfwent, über die Licht und Schatten flackerten. Das Blut sang ihr warm und laut in den Ohren.

»Nein«, erklärte sie und löste sich aus dem sie umschlingenden Arm des Grafen. Sie kroch nach vorn, bis sie unter dem Segeldach herauskam und sich aufrichten konnte. Der Regen prasselte ihr ins Gesicht.

»Aber Marya…«

»Habt Dank für das köstliche Abendessen, Graf Aspitis. Ich habe Euch große Ungelegenheiten verursacht und erflehe Eure Verzeihung.«

»Es gibt nichts zu verzeihen, Herrin.«

»Dann will ich Euch eine gute Nacht wünschen.«

Sie stemmte sich gegen den heftigen Wind und ging mit unsicheren Schritten auf das Unterdeck, dann an der Kajütenwand entlang bis zu der Leiter, die in den schmalen Gang hinabführte. Sie öffnete die Tür der Kabine, die sie mit Cadrach teilte, trat ein und blieb im Dunkeln stehen, um seinem gleichmäßigen, tiefen Atmen zu lauschen, dankbar, daß er nicht aufwachte. Wenig später hörte sie Aspitis' Stiefel auf den Leitersprossen. Seine Kabinentür ging auf und schloß sich dann hinter ihm.

Lange Zeit blieb Miriamel an die Tür gelehnt stehen. Ihr Herz schlug so schnell, als hätte sie sich dort versteckt, um ihr Leben zu retten.

War das Liebe? Furcht? Was für einen Zauber hatte der goldhaarige Graf über sie gelegt, daß sie sich so wild, so verfolgt fühlte, außer Atem und

verwirrt wie ein aufgescheuchter Hase?

Die Idee, sich in ihr Bett zu legen und zu schlafen, während ihre Gedanken rasten und Cadrach am Boden schnarchte, war unerträglich. Sie öffnete die Kabinentür einen Spalt und horchte. Dann schlüpfte sie wieder in den Gang und schlich nach oben. Obwohl es immer noch in Strömen goß, schien der Sturm nachgelassen zu haben.

Das Deck schaukelte nach wie vor so stark, daß sie nur vorwärtskam, wenn sie sich mit der Hand an den Wanten festhielt, aber die See hatte sich merklich beruhigt.

Der Klang einer aufwühlenden, seltsam verführerischen Melodie lockte sie näher. Das Lied bog sich vor und zurück und nähte die stürmische Nacht zusammen wie ein silbergrüner Faden. Manchmal tönte es sanft, dann wieder kräftig oder schrill und laut, aber der Wechsel erfolgte so übergangslos, daß es beim Zuhören unmöglich war, im Gedächtnis zu behalten, was man gerade eben noch im Ohr gehabt hatte, oder zu begreifen, daß es überhaupt noch etwas anderes geben könnte, als das, was jetzt in diesem Augenblick vor sich ging.

Gan Itai saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Vorderdeck, den Kopf in den Nacken geworfen, so daß die Kapuze lose auf ihren Schultern lag und das weiße Haar im Wind wehte. Ihre Augen waren geschlossen. Sie schwankte hin und her, als wäre ihr Lied ein schnell dahinströmender Fluß, den zu befahren ihre ganze Konzentration erforderte.

Miriamel zog den Kapuzenmantel enger und ließ sich im zweifelhaften Schutz der Bordwand nieder, um ihr zu lauschen.

Der Gesang der Niskie ging immer weiter, eine Zeit, die Miriamel wie eine Stunde vorkam. Geschmeidig glitt er von Ton zu Ton und von Tempo zu Tempo. Manchmal waren die fließenden Worte wie Pfeile, die funkelnd und stechend ins Weite flogen, manchmal wie kunstvoll angeordnete Edelsteine, die mit glühenden Farben blendeten. Durch alles hindurch zog sich eine tiefere Melodie, die nie ganz verstummte, eine Melodie, die von friedlichen, grünen Tiefen zu singen schien, von Schlaf und von schwerer, tröstender Stille.

Miriamel erwachte mit einem kleinen Ruck. Sie sah auf und begegnete Gan Itais Blick, die sie vom Vorderdeck her neugierig betrachtete. Nachdem die Niskie aufgehört hatte zu singen, klang das Rauschen des Ozeans merkwürdig flach und unmelodisch.

»Was tust du hier, Kind?«

Miriamel fühlte sich seltsam verlegen. Sie war noch nie einer singenden

Niskie so nahe gewesen. Fast kam es ihr vor, als hätte sie etwas sehr Intimes belauscht.

»Ich bin auf Deck gegangen, um ein wenig Luft zu schöpfen. Ich hatte mit Graf Aspitis zu Abend gegessen; dabei ist mir schlecht geworden.« Sie holte tief Atem, um ihre noch immer zitternde Stimme zu beruhigen. »Du singst wundervoll.«

Gan Itai lächelte verschmitzt. »Das ist richtig. Sonst wären der *Eadne-Wolke* nicht so viele sichere Fahrten gelungen. Komm, setz dich zu mir und erzähl mir etwas. Ich brauche eine Weile nicht zu singen, und die späten Wachen sind einsam.«

Miriamel kletterte nach oben und hockte sich neben die Niskie. »Wirst du vom Singen nicht müde?«

Gan Itai lachte leise. »Wird eine Mutter nicht müde vom Kinderhüten? Natürlich! Aber das ist nun einmal meine Aufgabe.«

Miriamel warf einen verstohlenen Blick auf Gan Itais faltiges Gesicht. Unter den weißen Brauen spähten die Augen der Niskie ins Weite und ließen Gischt und Dünung nicht aus den Augen.

»Warum hat Cadrach dich so genannt – Tinuk …?« Sie versuchte sich an das Wort zu erinnern.

»*Tinukeda'ya*. Weil es das ist, was wir sind: Meereskinder. Dein Vormund ist ein gelehrter Mann.«

»Aber was bedeutet es?«

»Es bedeutet, daß wir immer auf dem Meer gelebt haben. Selbst drüben im fernen Garten wohnten wir immer dort, wo das Land aufhört. Erst seitdem wir hierher gekommen sind, haben sich einige von den Kindern des Seefahrers verändert. Manche haben dem Meer gänzlich den Rücken gekehrt, was für mich so unverständlich ist, als stelle jemand das Atmen ein und behaupte, so lebe es sich hervorragend.« Sie schüttelte den Kopf und preßte die schmalen Lippen zusammen.

»Woher kommt dein Volk?«

»Von weit her. Osten Ard ist erst seit kurzem unsere Heimat.«

Miriamel blieb eine Weile nachdenklich sitzen. »Ich dachte immer, Niskies wären so etwas wie Wranna. Ihr seht ihnen auch wirklich sehr ähnlich.«

Gan Itai stieß ein zischendes Gelächter aus. »Ich habe gehört«, meinte sie, »daß manchmal ganz unterschiedliche Tiere mit der Zeit einander ähnlich werden, weil ihre Lebensweise ähnlich ist. Vielleicht haben die Wran-

na, genau wie die Tinukeda'ya, zu lange den Nacken gebeugt.« Sie lachte wieder, aber Miriamel fand, daß es nicht fröhlich klang. »Und du, Kind?« fuhr die Niskie endlich fort. »Jetzt bist du an der Reihe, Fragen zu beantworten. Warum bist du hier?«

Miriamel starrte sie erschrocken an. »Wie?«

»Warum bist du hier? Ich habe über deine Worte nachgedacht und bin nicht sicher, daß ich dir glauben kann.«

»Graf Aspitis tut es«, entgegnete Miriamel ein wenig trotzig.

»Das kann sein, aber ich bin ganz anders als er.« Gan Itai sah Miriamel eindringlich an. Selbst im matten Licht der Lampen glitzerten die Augen der Niskie wie Anthrazit. »Sag mir die Wahrheit.«

Miriamel schüttelte den Kopf und wollte aufstehen, aber eine dünne, starke Hand schloß sich um ihren Arm. »Verzeih mir«, erklärte Gan Itai, »ich habe dich erschreckt. Laß dich beruhigen. Ich habe entschieden, daß nichts Böses an dir ist – zumindest nichts, das der *Eadne-Wolke* schaden könnte, und nur darauf kommt es mir an. Mein Volk hält mich für wunderlich, weil ich mein Urteil rasch fälle. Wenn ich jemanden oder etwas in mein Herz schließe, dann bleibt es dabei.« Sie kicherte trocken. »Ich habe entschieden, daß ich dich gern habe, Marya – wenn du so heißt. Du kannst den Namen hier weitertragen, wenn es dein Wunsch ist. Niemals aber brauchst du vor mir Angst zu haben, nicht vor der alten Gan Itai.«

Verwirrt von der Nacht, vom Wein und von diesem neuesten so vieler ungewohnter Gefühle brach Miriamel in Tränen aus.

»Nun, nun, Kind, nun, nun…« Gan Itai klopfte ihr sanft mit der dünnfingrigen Hand auf den Rücken.

»*Ich habe kein Zuhause.*« Miriamel kämpfte gegen ihre Tränen. Sie merkte, daß sie kurz davor stand, Dinge zu sagen, die sie nicht sagen durfte, so gern sie auch ihr Herz erleichtert hätte. »Ich bin … ein Flüchtling.«

»Wer verfolgt dich?«

Miriamel schüttelte den Kopf. Gischt spritzte hoch über den Bug, als das Schiff kopfüber in das nächste Wellental eintauchte. »Ich darf es nicht sagen, aber ich bin in furchtbarer Gefahr. Darum mußte ich mich auch auf deinem Schiff verstecken.«

»Und der Mönch? Dein gelehrter Vormund? Ist er nicht auch in Gefahr?«

Gan Itais Frage ließ Miriamel jäh aufhorchen. Es gab so vieles, über das nachzudenken sie bisher noch keine Zeit gehabt hatte. »Ja, ich glaube

schon.«

Die Niskie nickte wie befriedigt. »Hab keine Angst. Dein Geheimnis ist bei mir sicher.«

»Du wirst Aspitis … dem Grafen … nichts erzählen?«

Gan Itai schüttelte den Kopf. »Wem meine Treue gehört, das ist schwieriger zu erläutern, als du ahnen kannst. Aber ich kann dir nicht versprechen, daß er es nicht erfahren wird. Er ist klug, der Schiffsherr der *Eadne-Wolke*.«

»Ich weiß.« Miriamels Antwort kam aus tiefstem Herzen.

Der wieder anschwellende Sturm schüttete einen neuen Wolkenbruch über sie aus. Gan Itai beugte sich vor und starrte in die windgepeitschte See. »Beim Hause Vés, sie bleiben nicht lange unten! Verflucht sei ihre Stärke!« Sie drehte sich zu Miriamel um. »Ich glaube, es ist Zeit für mich, wieder zu singen. Du solltest vielleicht lieber unter Deck gehen.«

Miriamel dankte der Niskie verlegen für ihre Gesellschaft, stand dann auf und kletterte die glitschige Leiter vom Vorderdeck hinunter. Der Donner brüllte wie ein wildes Tier, das sie in der Dunkelheit jagte. Sie fragte sich plötzlich verzweifelt, ob sie nicht töricht gehandelt hatte, diesem seltsamen Geschöpf ihr Herz zu öffnen.

Am Niedergang blieb sie stehen und lauschte mit schiefgelegtem Kopf. Hinter ihr in der schwarzen Nacht sang Gan Itai wieder ihr Lied gegen den Sturm, ein schmales Band, das als Mauer gegen die wütende See stand.

# XXIV

## Hunde von Erchester

An den Ufern des Stefflodflusses entlang ritten Josua und seine Gefährten nach Norden. Von dort, wo sich Stefflod und Ymstrecca vereinigten, führte der Weg stromaufwärts durch Grasland, das nur an wenigen Stellen von flachen Erhebungen unterbrochen wurde. Nach einiger Zeit jedoch begannen die Grashügel zu beiden Seiten höher zu werden, so daß die Gesellschaft des Prinzen durch ein Wiesental ritt, in dessen Mitte der Fluß dahinströmte.

Stumpfglänzend wie eine angelaufene Silberader schlängelte sich der Stefflod unter dem düsteren Himmel. Auch sein Lied klang wie das des Ymstrecca zunächst gedämpft, aber Deornoth fand, es liege ein eigenartiger Unterton im Murmeln des Wassers, als verberge sich darin die Stimme einer großen, flüsternden Menge. Dann wieder schien das Rauschen zu einer dünnen Melodie anzuschwellen, klar wie eine Folge von Glockentönen. Gleich darauf aber, als Deornoth seine Ohren anstrengte, um herauszubekommen, was genau seine Aufmerksamkeit erregt hatte, war nichts mehr zu vernehmen als das Plätschern und Rieseln der Strömung.

Auch das Licht, das über die Wasseroberfläche spielte, war unbestimmt und wechselhaft wie in einem Traum. Manchmal schimmerten die Wellen trotz des bedeckten Himmels, als hüpften und tanzten Sterne, die in kaltem Feuer brannten, am Flußgrund. Ein anderes Mal steigerte sich das Glänzen zum Funkeln, bis das Wasser glitzerte wie Juwelenschaum. Genauso plötzlich aber, ganz gleich, ob die Sonne schien oder Wolken sie verdeckten, konnte der Wasserlauf wieder dunkel werden und das Licht verschlucken wie Blei.

»Eigenartig, nicht wahr?« meinte Vater Strangyeard. »Wenn man bedenkt, was wir schon alles gesehen haben … heiliger Himmel, was wird die Welt uns noch zeigen?«

»Es hat etwas ungemein … Lebendiges«, erwiderte Deornoth mit schmalen Augen. Ein Kringel aus Licht schien über die erregte Haut des

Flusses zu hüpfen wie ein strahlender Fisch, der gegen die Strömung ankämpft.

»Nun, es ist alles … hmmmm … ein Stückchen von Gott«, erklärte Strangyeard und zeichnete einen *Baum* auf seine Brust, »darum muß es natürlich lebendig sein.« Auch er spähte mit zusammengekniffenen Augen nach dem Wasser. »Aber ich verstehe schon, was Ihr meint, Herr Deornoth.«

Das Tal, das ringsum allmählich angestiegen war, schien den Fluß erheblich zu verändern. Weiden standen schläfrig am Ufer, zitternd über das kalte Wasser gebeugt wie Frauen, die sich die Haare waschen. Während sie weiterritten, wurde der Fluß breiter und träger. An den Rändern wuchsen Schilfdickichte, voll von glänzenden Vögeln, die aus ihren Nestern kreischten, um ihre Artgenossen vor den vorüberziehenden Fremden zu warnen.

*Fremde,* dachte Deornoth. *Auf einmal scheinen wir Fremde zu sein. Als hätten wir das Land, das unserem Volk bestimmt ist, verlassen und wären in das Gebiet einer anderen Rasse eingedrungen.* Geloës Worte fielen ihm ein, damals vor Wochen in einer anderen Nacht, als sie ihr im Wald das erste Mal begegnet waren: »*Manchmal seid ihr Menschen wie Eidechsen – die sich auf den Steinen eines verfallenen Hauses sonnen und dabei denken, ›Was hat man uns da doch für einen schönen Platz zum Sonnenbaden gebaut‹.*« Die Zauberfrau hatte dabei die Stirn gerunzelt.

*Sie hat uns gesagt, wir befänden uns im Land der Sithi,* erinnerte er sich. *Jetzt betreten wir von neuem ihr Gebiet. Das ist alles – das ist der Grund, warum uns die Dinge so fremdartig erscheinen.*

Aber dennoch wollte das unbehagliche Gefühl nicht weichen.

Sie lagerten auf einer Wiese. Hier und da schauten Feenringe, wie Ielda sie genannt hatte, aus dem niedrigen Gras, regelmäßige Kreise aus kleinen weißen Pilzen, die sich in der Dämmerung matt leuchtend vom dunklen Rasen abhoben. Herzogin Gutrun hielt nichts davon, so dicht bei den Ringen zu schlafen, aber Vater Strangyeard erläuterte ihr ganz vernünftig, daß nach den Worten der Bewohner von Gadrinsett dieses ganze Land Eigentum der »Feen« sei, so daß die Nachbarschaft eines Ringes aus Pilzen wohl kaum etwas ausmachen könne. Gutrun, weniger um sich selbst als um die Sicherheit der kleinen Leleth besorgt, gab trotz Bedenken nach.

Ein kleines Feuer aus Weidenzweigen, die sie unterwegs gesammelt hatten, half ihnen, sich etwas weniger fremd zu fühlen. Der Prinz und seine Begleiter aßen und setzten dann ihre leisen Gespräche bis tief in den A-

Abend hinein fort. Der alte Strupp, der auf der ganzen Reise so viel und fest geschlafen hatte, daß er allmählich mehr ein Gepäckstück als ein Mitglied der Gesellschaft zu sein schien, erwachte und blickte von seinem Lager hinauf in den Nachthimmel.

»Die Sterne stimmen nicht«, sagte er schließlich so leise, daß ihn keiner hörte. Er wiederholte es lauter. Josua kam und kniete bei ihm nieder. Er nahm die zitternde Hand des Narren.

»Was hast du, Strupp?«

»Die Sterne – sie stimmen nicht.« Der alte Mann entzog ihm seine Hand und deutete zum Himmel. »Dort ist die Lampe, aber sie hat einen Stern mehr, als sie haben sollte. Und wo ist der Krummstab? Er dürfte erst nach der Erntezeit nicht mehr sichtbar sein. Und es stehen noch andere dort, die ich gar nicht kenne.« Seine Lippen bebten. »Wir sind alle tot. Wir sind ins Schattenland gegangen, wie meine Großmutter es immer erzählt hat. Wir sind gestorben.«

»Sei ruhig«, sagte Josua sanft. »Wir sind nicht tot. Wir befinden uns lediglich an einem anderen Ort, und du hast unterwegs immer wieder lange geträumt.«

Strupp heftete einen erstaunlich scharfen Blick auf ihn. »Wir haben Anitul, oder etwa nicht? Haltet mich nicht für altersblöde, ganz gleich, was ich durchgestanden habe. Ich beobachte den Sommerhimmel fast doppelt so lange, junger Prinz, wie Ihr alt seid. Vielleicht haben wir den Ort gewechselt, aber die Sterne sind in ganz Osten Ard dieselben.«

Josua schwieg eine Weile. Vom Lagerfeuer hinter ihm klang gedämpftes Stimmengewirr herüber. »Ich meinte nicht, daß du den Verstand verloren hättest, alter Freund. Wir reisen durch ein seltsames Land, und wer weiß, was für Sterne hier auf uns scheinen. Wir können es ohnehin nicht ändern.« Er griff wieder nach der Hand des Alten. »Warum kommst du nicht ein wenig näher zu uns ans Feuer? Ich würde es tröstlich finden, wenn wir alle zusammensaßen, und sei es auch nur für kurze Zeit.«

Strupp nickte und ließ sich von Josua beim Aufstehen helfen. »Ein wenig Wärme wäre mir schon recht, mein Prinz. Ich merke, daß die Kälte in meinen Knochen zunimmt, und das gefällt mir nicht.«

»Dann ist es um so besser, sich in einer feuchten Nacht ans Feuer zu setzen.« Er führte den alten Narren zu den anderen. Das Feuer war bis auf die Glut heruntergebrannt, und Strupps fremde Sterne zogen über ihnen am Himmel ihre Bahn. Eine Hand berührte seine Schulter. Josua sah auf. Vara stand neben ihm, eine Decke über dem Arm.

»Komm, Josua«, sagte sie. »Wir wollen uns am Fluß ein Bett suchen.«

Er blickte sich zu den anderen um. Alles schlief, nur Deornoth und Strangyeard saßen in gedämpfter Unterhaltung gegenüber am Feuer. »Ich glaube nicht, daß ich unsere Gefährten alleinlassen sollte.«

»Alleinlassen?« fragte sie. Es lag ein Anflug von Zorn in ihrer Stimme, der jedoch gleich darauf einem leisen Lachen Platz machte. Sie schüttelte den Kopf, daß ihr das schwarze Haar ins Gesicht fiel. »Du wirst dich nie ändern. Hast du vergessen, daß ich jetzt deine Frau bin? Vier Nächte sind bereits vergangen, als hätte unsere Hochzeit nie stattgefunden, weil du von den Soldaten des Königs verfolgt zu werden fürchtetest und in der Nähe der anderen bleiben wolltest. Hast du immer noch Angst?«

Er schaute zu ihr auf. Ein Lächeln zog über seine Lippen. »Nicht heute nacht.« Er erhob sich und legte den Arm um ihre Mitte, fühlte ihre kräftigen Rückenmuskeln. »Gehen wir hinunter zum Fluß.«

Er ließ seine Stiefel am Feuer stehen und ging barfuß mit ihr durch das feuchte Gras, bis das Glühen der Kohlen hinter ihnen verschwand. Das Murmeln des Flusses schwoll an, als sie sich dem sandigen Uferstreifen näherten. Vara breitete die Decke aus und ließ sich darauf niedersinken. Josua kam zu ihr und zog seinen schweren Mantel über sich und sie. Eine Weile lagen sie so schweigend neben dem dunklen Stefflod und sahen dem Mond zu, der unter den Sternen Hof hielt. Varas Kopf ruhte an Josuas Brust, ihre im Fluß gewaschenen Haare berührten seine Wange.

»Du mußt nicht meinen, unsere Trauung bedeute mir weniger, weil sie verkürzt werden mußte«, erklärte er schließlich. »Ich verspreche dir, daß wir eines Tages wieder das Leben führen werden, für das wir bestimmt sind. Du sollst die Herrin eines großen Hauses sein, keine Verbannte im wilden Wald.«

»Götter meines Stammes! Du bist ein Narr, Josua. Glaubst du, es kümmert mich, in was für einem Haus ich wohne?« Sie drehte sich zu ihm, küßte ihn und schmiegte sich enger an seinen Körper. »Narr, Narr, Narr.« Ihr Atem war heiß an seinem Gesicht.

Sie redeten nicht mehr. Am Himmel glänzten die Sterne, und der Fluß sang für sie.

Deornoth erwachte kurz nach Tagesanbruch vom Weinen Leleths. Es dauerte einen Augenblick, bis er begriff, warum es ihn so seltsam berührte: es war der erste Laut, den er bisher von dem Kind gehört hatte.

Noch während die letzten Reste seines Traums von ihm abfielen – er hatte vor einem großen, weißen Baum gestanden, dessen Blätter Flammen

waren –, krümmte er die Finger nach dem Schwertgriff. Er richtete sich auf und sah, daß Herzogin Gutrun das kleine Mädchen auf dem Schoß hielt. Neben ihr streckte Vater Strangyeard den Kopf aus dem Mantel wie eine Schildkröte. Das dünne rote Haar des Priesters war taunaß.

»Was ist?« fragte Deornoth.

Gutrun schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ihr Weinen hat mich geweckt. Das arme Kind!« Die Herzogin wollte Leleths Kopf an ihre Brust ziehen, aber das Kind wich zurück. Es weinte immer weiter und starrte mit weit aufgerissenen Augen zum Himmel. »Was fehlt dir, mein Kleines, was fehlt dir?« raunte Gutrun ihr tröstend zu.

Leleth zog die Hand aus der Umarmung der Herzogin und deutete zitternd auf den nördlichen Horizont. Außer einer schwarzen Wolkenfaust am äußersten Rand des Himmels konnte Deornoth nichts erkennen. »Ist etwas da draußen?« fragte er.

Das Weinen des Kindes ging in heftiges, von einem Schluckauf verstärktes Schluchzen über. Wieder zeigte es auf den Horizont und barg dann das abgewandte Gesicht in Gutruns Schoß.

»Es ist nur ein böser Traum, nichts weiter«, beruhigte die Herzogin. »Schon gut, Kleines, nur ein böser Traum.«

Plötzlich stand Josua vor ihnen, die blanke Klinge Naidel in der Hand. Der Prinz trug nur seine Hose; die schmale Gestalt schimmerte fahl im Dämmerlicht. »Was gibt es?« fragte er.

Deornoth wies auf den verdunkelten Horizont. »Die Kleine hat dort etwas gesehen, das sie zum Weinen brachte.«

Josua machte ein finsteres Gesicht. »Wer wie wir die letzten Tage von Naglimund erlebt hat, sollte besser wachsam sein. Diese Sturmwolken machen einen unguten Eindruck.« Er schaute über das nasse Grasland. »Wir sind alle müde«, fuhr er fort, »aber wir müssen trotzdem schneller reiten. Der Sturm dort gefällt mir nicht besser als dem Kind. Hier mitten in der Ebene gibt es nichts, das uns vor ihm schützen kann, bevor wir Geloës Stein des Abschieds erreicht haben.« Er drehte sich zu Isorn und den anderen um, die gerade erst aufwachten, und rief: »Sattelt die Pferde! Wir frühstücken beim Reiten. Kommt, hier gibt es keine gewöhnlichen Stürme mehr. Wenn wir es irgend vermeiden können, wollen wir diesem dort nicht in die Hände fallen!«

Das Flußtal wurde stetig tiefer. Die Pflanzen wuchsen dichter und üppiger, und im kargen Wiesenland tauchten freistehende Gehölze aus Birken und Erlen sowie Dickichte aus fremdartigen Bäumen mit silbrigen Blättern

und schlanken, mit dickem Moospelz bewachsenen Stämmen auf.

Dem Prinzen und seinen Gefährten blieb freilich wenig Zeit, dieses neue Laubwerk zu bewundern. Den ganzen Tag hielten sie ein scharfes Tempo, rasteten nur kurz am Nachmittag und ritten noch lange weiter, als die Sonne schon längst am Horizont versunken war. Die drohenden Wetterwolken bedeckten jetzt einen erheblichen Teil des Nordhimmels.

Während die anderen einen Ring aus Steinen errichteten und ein kräftiges Feuer entfachten – Brennholz gab es jetzt mehr als genug –, führten Deornoth und Isorn die Pferde zum Fluß.

»Wenigstens sind wir nicht mehr zu Fuß«, bemerkte Isorn und löste die Schnalle an einem Paar Satteltaschen, die mit weichem Aufprall im Gras landeten. »Dafür lohnt es sich, Ädons Güte zu preisen.«

»Stimmt.« Deornoth klopfte Vildalix das Fell. Die Schweißtropfen am Hals des Pferdes waren im Abendwind schon eiskalt geworden. Deornoth rieb ihn mit einer Satteldecke trocken und ging dann zu Josuas Hengst Vinyafod hinüber. »Sonst wüßte ich allerdings wenig, für das wir sie preisen könnten.«

»Wir sind am Leben«, entgegnete Isorn vorwurfsvoll, Ernst in den breiten Zügen. »Meine Frau und meine Kinder leben und sind bei Tonnrud in Skoggey in Sicherheit, und ich bin hier und kann meine Mutter beschützen.« Er vermied es absichtlich, seinen Vater Isgrimnur zu erwähnen, von dem keine Nachricht mehr gekommen war, seit der Herzog Naglimund verlassen hatte.

Deornoth schwieg. Er wußte, wie schwer Isorns Herz sein mußte, denn er kannte die Liebe seines Rimmersmann-Freundes für den Herzog. In gewisser Weise beneidete er Isorn und hätte seinem eigenen Vater gern genauso vorbildliche Gefühle entgegengebracht. Aber Deornoth konnte Gottes Gebot, daß Söhne ihre Väter ehren sollten, nicht erfüllen. Trotz aller ritterlichen Ideale war er stets außerstande gewesen, dem kleinlichen alten Tyrannen, der ihm die Kindheit zur Hölle gemacht hatte, mehr als ein Minimum von Respekt entgegenzubringen; lieben konnte er ihn auf keinen Fall.

»Isorn«, meinte er nach einer Weile nachdenklich, »eines Tages, wenn einmal alles so sein wird wie früher, und wenn wir es dann unseren Enkeln erzählen – was sollen wir sagen?« Der Wind war stärker geworden und peitschte die Weidenzweige gegeneinander.

Sein Freund gab keine Antwort. Deornoth drehte sich um und sah über Vinyafods Rücken zu ihm hinüber. Isorn stand ein paar Ellen entfernt am

Fluß und hielt die Zügel der Pferde, während sie tranken. Der Rimmersmann war nur ein vager Umriß am purpurgrauen Abendhimmel. »Isorn?«

»Schau nach Süden, Deornoth«, sagte der andere mit erstickter Stimme. »Fackeln.«

Weit hinten im Grasland, stefflodabwärts in der Richtung, aus der sie gekommen waren, bewegte sich ein Schwarm winziger Lichter.

»Barmherziger Ädon«, stöhnte Deornoth. »Fengbald und seine Männer! Sie haben uns doch noch eingeholt.« Er machte kehrt und gab Vinyafod einen leichten Schlag auf die Flanke, so daß das Roß ein paar hohe Schritte nach vorn tat. »Noch kein Ausruhen für dich, Kamerad.« Zusammen mit Isorn rannte er das Ufer hinauf, auf die im Wind flackernden Flammen zu, die ihnen das Lager zeigten.

»… Und sie sind weniger als eine Meile entfernt«, schloß Isorn atemlos. »Unten am Fluß konnten wir die Lichter deutlich sehen.« Josuas Miene war gefaßt, das Gesicht selbst im Feuerschein erkennbar bleich. »Gott prüft uns hart, uns so weit kommen und dann die Falle zuschnappen zu lassen.« Er seufzte. Alle Augen waren angstvoll und wie gebannt auf ihn gerichtet. »Nun gut. Zuerst treten wir das Feuer aus und reiten weiter. Vielleicht finden wir ein so dichtstehendes Gehölz, daß wir uns darin verstecken können; wenn sie keine Hunde haben, finden sie uns vielleicht nicht. Danach können wir überlegen, was wir weiter unternehmen.«

Als sie wieder in den Sattel stiegen, fragte Josua Deornoth: »Haben wir nicht als Teil unseres Gewinns aus Fikolmijs Lager zwei Bogen mitgebracht?«

Deornoth nickte.

»Gut. Nehmt ihr sie, du und Isorn.« Der Prinz lachte grimmig und schwenkte den Armstumpf. »Ich kann nicht besonders gut damit umgehen, aber ich denke, ihr werdet wohl ein paar Pfeile verschießen müssen.«

Wieder nickte Deornoth. Er sah müde aus.

Sie ritten schnell, obwohl alle wußten, daß es nicht lange so weitergehen konnte. Die Thrithing-Pferde gaben ihr Bestes, aber sie hatten schon vor der Rast einen langen Tag hinter sich gehabt. Vinyafod und Vildalix machten den Eindruck, noch stundenlang durchhalten zu können, aber einige der anderen Tiere waren sichtlich erschöpft, und ihren Reitern ging es kaum anders. Während sein Pferd sich unter ihm bewegte und das mondbeschienene Grasland vorüberzog, konnte Deornoth fast fühlen, wie sein Wille zum Widerstand schwächer wurde, als rinne Sand durch den Hals eines Stundenglases.

*Wir sind zehnmal so weit gekommen, als jemand es überhaupt für möglich gehalten hätte,* dachte er und hielt die Zügel fest, als Vildalix die Höhe eines Wiesenhügels nahm und sich auf der anderen Seite den Hang hinabstürzte wie ein Schiff, das in ein Wellental taucht. *Es liegt keine Unehre darin, wenn wir jetzt aufgeben. Was kann Gott mehr von uns verlangen als alles?* Er sah sich um. Die anderen begannen zurückzubleiben. Deornoth zog die Zügel an und ließ das Roß im Schritt gehen, bis er wieder in der Mitte der Gruppe war. Vielleicht stand Gott bereit, sie mit einem Heldenplatz im Himmel zu belohnen, aber Deornoth konnte nicht aufhören zu kämpfen, solange Unschuldige wie die Herzogin und das Kind sich in Gefahr befanden.

Isorn ritt jetzt neben ihm. Vor sich im Sattel hielt er Leleth. Das Gesicht des jungen Rimmersmannes war ein verschwommener grauer Fleck im Mondlicht, aber Deornoth brauchte seinen Freund nicht zu sehen, um zu wissen, daß zornige Entschlossenheit in den breiten Zügen lag.

Noch einmal schaute er nach hinten. So schnell sie auch geritten waren, die hüpfenden Fackeln hatten aufgeholt und in den beiden letzten Stunden den Abstand so verkürzt, daß nur noch wenige hundert Ellen zwischen ihnen lagen.

»Langsamer!« rief Josua hinter ihm aus dem Dunkel. »Wenn wir so weiterjagen, bleibt uns keine Kraft zum Kämpfen. Dort oben auf der Höhe steht ein Gehölz. Das soll unser Kampfplatz sein.«

Sie folgten dem Prinzen den Hang hinauf. Der kalte Wind hatte zugenommen, und die Bäume bogen sich und peitschten aufeinander ein. Äste schabten gegeneinander. Die fahlen, schwankenden Stämme sahen in der Dunkelheit wie Geister in weißen Gewändern aus, die über ein schreckliches Unglück wehklagten.

»Hier.« Der Prinz drängte sie durch die vorderen Baumreihen. »Wo sind die Bogen, Herr Deornoth?« fragte er mit ausdrucksloser Stimme.

»An meinem Sattel, Prinz Josua.« Deornoth hörte, daß seine Stimme den gleichen kalten und förmlichen Klang hatte wie die des Prinzen, als nähmen sie alle an einem Ritual teil. Er schnallte die beiden Bogen los und warf den einen Isorn zu, der Leleth zu seiner Mutter aufs Pferd gesetzt hatte, um die Hände frei zu bekommen. Während Deornoth und der junge Rimmersmann die Sehne über das geschmeidige Eschenholz streiften, nahm Vater Strangyeard von Sangfugol dessen zweiten Dolch entgegen. Er hielt ihn so unglücklich in der Hand, als packe er eine Schlange am Schwanz. »Was wird Usires denken?« jammerte er. »Was wird mein Gott

von mir halten?«

»Er wird wissen, daß Ihr für das Leben von Frauen und Kindern kämpft«, erwiderte Isorn knapp und kerbte einen ihrer wenigen Pfeile ein.

»Jetzt warten wir ab«, zischte Josua. »Wir bleiben dicht zusammen, falls ich doch noch eine Fluchtmöglichkeit sehen sollte, und wir warten.«

Die Minuten spannten sich so straff wie die Bogensehne unter Deornoths Fingern. In den Bäumen über ihnen waren die Nachtvögel verstummt, bis auf einen einzigen, dessen unheimliches, flüsterndes Rufen nicht aufhören wollte. Deornoth hätte ihm am liebsten einen Pfeil durch die gefiederte Gurgel gejagt. Aus dem dröhnenden Murmeln des Stefflods begann sich ein fernes, stetiges Trommelgeräusch herauszuheben und immer lauter zu werden. Deornoth kam es vor, als bebe der Boden unter seinen Füßen. Unvermittelt fragte er sich, ob in diesem scheinbar unbewohnten Land wohl schon jemals Blut geflossen war. Hatten die Wurzeln der bleichen Bäume schon etwas anderes als Wasser getrunken? Von den großen Eichen am Rande des Schlachtfeldes am Knoch erzählte man sich, sie hätten sich mit Blut vollgesogen, bis ihr Harz rosenrot war.

Das Donnern der Hufschläge nahm zu, bis es Deornoths Herz, das ihm in den Ohren hämmerte, übertönte. Er hob den Bogen, spannte ihn jedoch noch nicht, um seine Kraft für den Augenblick aufzusparen, in dem er sie brauchen würde. Unter ihnen auf der Wiese flackerte ein Schwarm von Lichtern. Die wilde Jagd der Reiter wurde langsamer, als spürten sie, daß sich der Prinz und seine Leute über ihnen versteckt hielten. Als sie die Pferde zügelten, loderten die Flammen ihrer im Wind wehenden Fackeln noch einmal auf, als blühten orangefarbene Blumen.

»Es sind beinahe zwei Dutzend«, sagte Isorn traurig.

»Ich nehme den ersten«, flüsterte Deornoth, »du den zweiten.«

»Noch nicht«, befahl Josua. »Erst, wenn ich es sage.«

Unten stieg der Anführer vom Pferd und bückte sich zur Erde, so daß er aus dem Fackelschein verschwand. Als er wieder aufstand, drehte er das helle Gesicht unter der Kapuze dem Hang zu. Deornoth kam es fast vor, als hätte er sie in ihrer Schattenfestung erspäht. Der junge Ritter senkte die Pfeilspitze, bis sie auf die vom Mantel bedeckte Brust unter dem matten Mond des Gesichtes dort unten zeigte.

»Ruhig jetzt«, murmelte Josua, »noch einen Augenblick…«

Über ihm rauschte und knackte es in den Zweigen. Etwas Dunkles flatterte gegen Deornoths Kopf und erschreckte ihn so, daß der Pfeil sich löste und über das anvisierte Ziel hinausflog. Deornoth gab einen entsetzten

Schrei von sich und riß die Hände hoch, um seine Augen zu schützen. Aber das, was ihn gestoßen hatte, war fort.

»Halt!« schrie eine Stimme hoch oben aus den Bäumen, eine krächzende, pfeifende, nicht-menschliche Stimme. »*Halt!*«

Isorn, der verblüfft zugeschaut hatte, wie Deornoth um sich schlug, obwohl nichts zu sehen war, drehte sich grimmig um und richtete seinerseits den Pfeil auf das Ziel. »Dämonen!« knurrte er und zog die Bogensehne bis ans Ohr zurück.

»Josua?« kam es unten von der Wiese. »Prinz Josua? Bist du dort?«

Sekundenlang herrschte Schweigen. Dann flüsterte Josua: »Preis sei Ädon.« Er bahnte sich einen Weg durch das knisternde Unterholz und trat hinaus ins volle Licht des Mondes. Sein Mantel blähte sich im bitteren Wind wie ein Segel. »Hier bin ich!« rief er laut.

»Was soll das?« zischte Isorn, außer sich vor Entsetzen. Vara stieß einen kleinen, angstvollen Schrei aus. Deornoth jedoch hatte die Stimme ebenfalls erkannt.

»Josua?« schrie der Anführer der Reiter. »Hier ist Hotvig.« Er schob die Kapuze zurück, so daß sein Bart und das windzerzauste gelbe Haar sichtbar wurden. »Wir folgen euch schon seit Tagen!«

»Hotvig!« rief Vara besorgt zu ihm hinunter. »Ist mein Vater bei euch?«

Der Thrithing-Mann lachte rauh. »Gewiß nicht, Herrin Vara. Der Mark-Than ist nicht glücklicher über mich als über dich und deinen Gatten.«

Der Randwächter stieg den Hang hinauf und drückte Josua die Hand. Langsam kamen auch die Gefährten des Prinzen unter den Bäumen zum Vorschein. Ihre noch verkrampften Muskeln zitterten, und sie plapperten vor lauter Erleichterung sinnlos vor sich hin.

»Ich habe viel zu erzählen, Josua«, sagte Hotvig, während seine Kameraden, die ihm gefolgt waren, sich dazugesellten. »Zuerst jedoch brauchen wir ein Feuer. Wir sind geritten wie der Grasdonnerer selbst und nun halb erfroren und sehr müde.«

»Allerdings«, lächelte Josua. »Ein Feuer.«

Deornoth trat vor und ergriff Hotvigs Hand. »Gelobt sei Usires' Gnade«, sagte er. »Wir hielten dich für Fengbald, den Gefolgsmann des Königs. Ich wollte dir gerade einen Pfeil ins Herz schießen, als mich im Dunkeln etwas am Kopf traf, so daß meine Hand abprallte.«

»Du kannst Usires gern preisen«, mischte eine trockene Stimme sich ein, »aber ich hatte auch ein wenig damit zu tun.«

Aus den Bäumen hinter ihnen trat Geloë und stapfte quer über den Hang in den Kreis der Fackeln. Verblüfft stellte Deornoth fest, daß die Zauberfrau einen Mantel und Hosen trug, die aus seiner eigenen Satteltasche stammten. Ihre Füße waren bloß.

»Valada Geloë!« sagte Josua staunend. »Ihr kommt unerwartet.«

»Vielleicht habt Ihr mich nicht erwartet, Prinz Josua, aber ich schaute nach Euch aus. Und das war gut, denn sonst hätte diese Nacht vielleicht ein blutiges Ende genommen.«

»Dann wart Ihr es, die mir den Schlag versetzte, bevor ich meinen Pfeil abschießen konnte?« fragte Deornoth langsam. »Aber wie?«

»Zum Geschichtenerzählen ist nachher noch Zeit«, erwiderte Geloë und kniete nieder, denn Leleth hatte sich von Gutruns Hand losgerissen, um mit einem wortlosen Freudenschrei in die Arme der weisen Frau zu rennen. Während sie das Kind umarmte, sah Geloë Deornoth aus riesigen gelben Augen an. Es lief ihm kalt über den Rücken. »Geschichten erzählen können wir später«, wiederholte sie. »Jetzt sollten wir ein Feuer anzünden. Der Mond ist schon weit gewandert. Wenn Ihr im Morgengrauen zu Pferde sitzt, erreicht Ihr den Stein des Abschieds vor Einbruch der Dunkelheit.« Sie sah hinauf zum Nordhimmel. »Und vielleicht sogar noch vor dem Sturm.«

Der Himmel war voller wütender Wolken und schwarz wie Teer. Der Regen ging gerade in Graupel über. Rachel der Drache, frierend und vom Sturm zerzaust, trat in den Windschatten eines Hauses an der Eisenhändlerstraße, um einen Augenblick zu verschnaufen. Die Nebenstraßen von Erchester waren bis auf die herumfliegenden Hagelkörner ohne jedes Leben. Nur eine einsame Gestalt mit einem schweren Bündel auf dem Rükken stapfte durch den Schlamm auf die Mittelgasse zu.

*Zieht sich wahrscheinlich aufs Land zurück und nimmt alles mit, was er schleppen kann,* dachte Rachel bitter. *Wieder einer weniger, und wer will ihm Vorwürfe machen? Es ist, als sei die Pest über die Stadt hereingebrochen.*

Schlotternd setzte sie ihren Weg fort.

Trotz des bösartigen Wetters schwangen viele Türen in der Eisenhändlerstraße unversperrt im Wind hin und her und gaben den Blick auf leere Schwärze dahinter frei, bis sie mit Geräuschen, die an brechende Knochen erinnerten, zuschlugen. Es sah wirklich so aus, als hätte eine Seuche Erchester verwüstet, aber es war eher die Geißel der Furcht als die einer

Krankheit, die die Bewohner aus der Stadt trieb. Deshalb hatte die Herrin der Kammerfrauen auch das ganze Eisenhändlerviertel absuchen müssen, bevor ihr jemand verkauft hatte, was sie brauchte. Jetzt trug sie ihre Neuerwerbung unter dem Mantel am Busen, dem Blick der Vorübergehenden, von denen es wenige gab, verborgen und vielleicht, so hoffte sie, auch für die Augen eines mißbilligenden Gottes unsichtbar.

Die Ironie daran war, daß sie es gar nicht nötig gehabt hätte, sich in den rauhen Wind und die verlassenen Straßen zu wagen: jedes von mehreren hundert Werkzeugen in den Küchen des Hochhorstes wäre für ihre Zwecke hervorragend geeignet gewesen. Aber es war ihr ureigener Plan und ganz persönlicher Entschluß. Das, was sie brauchte, aus Judiths Schränken zu holen, hätte vielleicht die dicke Gebieterin der Küchen gefährdet, und Judith gehörte zu den wenigen Leuten in der Burg, denen Rachel noch Respekt entgegenbrachte. Viel wichtiger jedoch war, daß wirklich kein anderer an diesem Plan beteiligt war und es deshalb in gewisser Weise dazugehörte, daß sie noch einmal durch die spukhaft gewordenen Gassen von Erchester ging; es half ihr, den Mut zu fassen, den sie brauchte, um zu tun, was getan werden mußte.

*Frühjahrsputz,* erinnerte sie sich selbst grimmig. Ein schrilles, gar nicht Rachel-gemäßes Lachen entrang sich ihren Lippen. *Frühjahrsputz mitten im Sommer, und der Schnee steht schon vor der Tür.* Sie schüttelte den Kopf und hatte plötzlich das Gefühl, sich mitten auf die schmutzige Straße setzen und losheulen zu müssen. *Schluß jetzt, Alte,* ermahnte sie sich wie so oft. *Es gibt viel Arbeit und diesseits des Himmels keine Ruhe.*

Wenn sie überhaupt Zweifel daran gehabt hätte, daß der Tag des Abwägens unmittelbar bevorstand, so wie es das heilige Buch Ädon prophezeite, so hätte Rachel nur an den Kometen denken müssen, der im Frühling von Elias' Krönungsjahr am Himmel erschienen war. Den hatten damals viele mit der Zuversicht jener noch nicht lange zurückliegenden Tage für das Zeichen eines neuen Zeitalters und eines neuen Anfangs für Osten Ard gehalten. Inzwischen freilich war klar wie Quellwasser, daß der Komet die letzten Tage der Prüfung und des Jüngsten Gerichtes angekündigt hatte. Und was hätte auch, tadelte sie sich selbst, ein so höllenroter Riß im Himmel sonst bedeuten können? Nur blinde Torheit konnte die Menschheit dabei an etwas anderes denken lassen.

*Nun denn,* dachte sie, *wir haben uns selbst unser Schmerzenslager bereitet; nun wird Gott dafür sorgen, daß wir auch darauf liegen. In seinem Zorn und seiner Weisheit hat er Pest und Dürre über uns kommen lassen,*

*und nun auch diese unnatürlichen Unwetter. Und wer könnte ein deutlicheres Zeichen verlangen, als den gräßlichen Tod des armen alten Lektors?*

Die Schreckensnachricht hatte sich in Burg und Stadt wie ein Lauffeuer verbreitet. Die ganze letzte Woche hatte kaum jemand von etwas anderem gesprochen: Lektor Ranessin war tot, in seinem Bett ermordet von schrecklichen Heiden, die man Feuertänzer nannte. Die gottlosen Unmenschen hatten auch einen Teil der Sancellanischen Ädonitis in Brand gesteckt. Rachel hatte den Lektor bei König Johans Begräbnis gesehen; ein vornehmer und heiliger Mann war er gewesen. Jetzt hatte es in diesem grausamen Jahr aller Jahre auch ihn getroffen.

*Herr, rette unsere Seelen. Der heilige Lektor ermordet, und Nächte voller Dämonen und Geister, sogar mitten auf dem Hochhorst.*

Schaudernd dachte sie an das, was sie selbst erst unlängst nachts vom Fenster des Dienstbotenflügels aus beobachtet hatte. Kein Geräusch und kein Anblick, sondern eher ein unbestimmtes Gefühl hatte sie zum Fenster getrieben. Lautlos hatte sie ihre schlafenden Schützlinge verlassen und war auf einen Stuhl geklettert, hatte sich an einen Fensterflügel gelehnt und hinunter in den Heckengarten gespäht. Dort hatte zwischen den dunklen Umrissen der Heckentiere ein Kreis stummer, schwarzgewandeter Figuren gestanden. Schier atemlos vor Entsetzen hatte Rachel sich die alten, unzuverlässigen Augen gerieben, aber die Gestalten waren weder ein Traum noch eine Sinnestäuschung gewesen. Noch während sie sie anstarrte, hatte einer der Verhüllten aus Augen, die wie schwarze Löcher in einem leichenweißen Gesicht gähnten, zu ihr aufgeblickt. Sie war fortgelaufen und in ihr hartes Bett gesprungen, wo sie sich die Decke über das Gesicht gezogen und schwitzend und vor Angst schlaflos bis Tagesanbruch dagelegen hatte.

Vor diesem Jahr der Unordnung hatte Rachel ihrem eigenen Urteil mit demselben festen Glauben vertraut, den sie auch Gott, ihrem König und dem geheiligten Zustand der Ordnung entgegenbrachte. Nach dem Auftreten des Kometen, vor allem aber nach Simons schrecklichem Ende, war dieser Glaube stark erschüttert worden. In den ersten zwei Tagen nach ihrer mitternächtlichen Vision war Rachel wie betäubt in der Burg herumgelaufen und hatte ihre Arbeit nur halbherzig erledigt; vielmehr hatte sie sich ernstlich gefragt, ob sie jetzt doch die vertrottelte Alte geworden war, die sie niemals hatte werden wollen (sie hatte sich sogar geschworen, das Zeitliche zu segnen, *bevor* dieser Zustand erreicht war).

Aber es stellte sich bald heraus, daß der Wahnsinn – wenn es einer war – , der die Herrin der Kammerfrauen erfaßt hatte, äußerst ansteckend sein mußte. Viele andere hatten die bläßlichen Gespenster ebenfalls zu Gesicht bekommen. Der kleiner gewordene Markt auf der Mittelgasse von Erchester war voll von Getuschel über die Wesen, die bei Nacht Stadt und Land heimsuchten. Manche hielten sie für die Geister von Elias' Opfern, die keine Ruhe fanden, solange ihre Köpfe auf Spießen über dem Nerulagh-Tor steckten. Andere meinten, Pryrates und der König hätten einen Handel mit dem Teufel selbst geschlossen und die untoten Höllenwichte hätten in Elias' Auftrag Naglimund vernichtet. Nun warteten sie darauf, weitere Greueltaten zu vollbringen, sobald er es ihnen befahl.

Rachel der Drache hatte früher an nichts geglaubt, das nicht auf Vater Dreosans Liste kirchlich anerkannter Dinge stand, und darauf vertraut, daß ihr selbst der Fürst der Dämonen den Weg freigeben müßte, wenn es hart auf hart ging, weil sie nämlich sowohl den gesegneten Erlöser Usires als auch den gesunden Menschenverstand auf ihrer Seite hatte. Inzwischen aber war sie genauso überzeugt wie ihre abergläubischste Kammermagd, denn *Rachel hatte gesehen*. Mit eigenen Augen hatte sie die Heerscharen der Hölle im Heckengarten ihrer Burg erblickt. Es gab kaum noch einen Zweifel, daß der Tag des Abwägens vor der Tür stand.

Ein Geräusch auf der Straße riß Rachel aus ihren Gedanken. Sie legte die Hand über die Augen, um sich vor den stechenden Graupeln zu schützen, und sah auf. Ein Rudel Hunde kämpfte um etwas, das auf der schlammigen Straße lag. Knurrend und bellend zerrten sie es hin und her. Rachel ging an den Straßenrand und hielt sich dicht an den Häuserwänden. In Erchester liefen immer Hunde frei auf den Straßen herum, aber seitdem nur noch so wenige Leute hier wohnten, waren die Hunde wild geworden wie nie zuvor. Der Eisenhändler hatte ihr erzählt, daß in der Küfergasse mehrere Hunde durch ein Fenster gesprungen waren und eine im Bett liegende Frau angegriffen hatten, die sie so zerbissen, daß sie verblutete. Beim Gedanken daran merkte Rachel, wie sie vor Angst zu zittern begann. Sie blieb stehen und überlegte, ob sie sich an den Tieren vorbeiwagen sollte. Sie schaute die Straße hinauf und hinunter, aber es war niemand zu sehen. Nur ganz weit hinten bewegten sich ein paar unbestimmte Figuren, viel zu weit entfernt, um ihr beistehen zu können. Sie schluckte und ging weiter, wobei sie mit einer Hand an den Wänden entlangstreifte, während sie mit der anderen ihren Einkauf an sich drückte. Als sie sich vorsichtig an den kämpfenden Hunden vorbeibewegte, sah sie sich vorsorglich nach ei-

nem offenen Hauseingang um.

Es war schwer zu erkennen, worum sie sich eigentlich balgten, denn sowohl die Hunde als auch ihre Beute waren über und über mit schwarzem Schlamm bespritzt. Einer der Köter hob den Kopf aus dem Gewühl magerer Bäuche und knochiger Hüften und grinste sie mit offenem Maul und heraushängender Zunge töricht an, während sie an ihm vorüberschlich. Die schmutzige Schnauze und der aufgerissene Rachen erinnerten sie plötzlich an einen zur tiefsten Hölle verdammten Sünder, eine verlorene Seele, die alles vergessen hatte, was einmal von Schönheit oder Glück in ihr gewesen war. Stumm starrte das Tier sie an. Hagelkörner prasselten auf die aufgeweichte Straße.

Erst als der Kampf seiner Gefährten von neuem seine Aufmerksamkeit erregte, wandte der Hund sich ab. Knurrend stürzte er sich wieder in den tobenden Haufen.

Mit tränenden Augen senkte Rachel den Kopf und stemmte sich gegen den Wind. Sie hatte es eilig, zum Hochhorst zurückzukommen.

Auf einem Balkon, der auf den Hof des Inneren Zwingers hinausging, standen Guthwulf und der König. Elias schien ungewöhnlich heiterer Stimmung zu sein, erstaunlich angesichts der wenig eindrucksvollen Zahl der Menschen, die man auf den Hochhorst gebracht hatte, wo sie dem Aufmarsch der Erkyngarde zuschauen sollten.

Guthwulf wußte, was für Gerüchte unter seinen Kriegern umgingen, Geschichten von nächtlichen Schreckgespenstern, die die Hallen des Hochhorstes und die Häuser von Erchester menschenleer machten. Nicht nur, daß es eher wenige Menschen waren, die den König sehen wollten, sondern es herrschte auch eine Stimmung der Unruhe unter den Versammelten. Nur ungern hätte sich Guthwulf unbewaffnet in die Menge gewagt, solange er die Schärpe trug, die ihn als *Hand des Königs* kennzeichnete.

»Elendes Wetter, wie?« meinte Elias und betrachtete mit seinen grünen Augen gespannt das Gedränge der Reiter, die ihre Pferde inmitten des herunterprasselnden Hagels mühsam unter Kontrolle hielten. »Ungewöhnlich kalt für Anitul, findest du nicht auch, Wolf?«

Guthwulf wandte sich überrascht um und fragte sich, ob der König sich einen abseitigen Scherz mit ihm erlaube. Das verkehrte Wetter war seit Monaten Hauptgegenstand aller Gespräche in der Burg. Es war viel, viel mehr als nur »ungewöhnlich kalt«. Ein Wetter wie dieses war etwas Schreckliches und Abartiges, das zu den bösen Vorahnungen des Grafen

nicht unwesentlich beigetragen hatte.

»Ja, Herr«, war alles, was er antwortete. In seinem Kopf war die Entscheidung längst gefallen. Er würde die Erkyngarde ins Feld führen, wie Elias es wünschte, aber sobald er und seine Truppen sich außerhalb der unmittelbaren Reichweite des Königs befanden, würde er nicht mehr zurückkehren. Sollten doch rücksichtslose, verbrecherische Schwachköpfe wie Fengbald die Befehle des Königs ausführen. Guthwulf würde diejenigen Erkynwächter, die dazu bereit waren, und seine eigenen treuen Utanyeater nehmen und Elias' Bruder Josua seine Dienste anbieten. Sollte sich jedoch herausstellen, daß das Überleben des Prinzen nicht mehr als ein Gerücht war, würden sich der Graf und seine Gefolgschaft einen Ort suchen, an dem sie nach eigenen Gesetzen leben konnten, fern vom Zugriff jenes fieberhirnigen Geschöpfes, das einmal sein Freund gewesen war.

Elias klopfte ihm steif auf die Schulter, beugte sich dann vor und winkte befehlend mit der Hand. Zwei Männer der Erkyngarde hoben die langen Hörner und bliesen zum Appell. Die etwa hundert Wachsoldaten verdoppelten ihre Anstrengungen, die bockenden Tiere in Reih und Glied zu bringen. Vom Wind gepeitscht, drohte sich das smaragdgrüne Drachenbanner des Königs aus der Hand seines Trägers loszureißen. Nur wenige aus der Zuschauermenge jubelten dem König zu. Ihre Stimmen gingen im Geräusch des Windes und dem Prasseln der Graupel fast unter.

»Vielleicht solltet Ihr mir gestatten, hinunterzugehen, Majestät«, schlug Guthwulf ruhig vor. »Die Pferde fürchten sich bei diesem Sturm. Wenn sie durchgehen, werden sie mitten in die Menge hineinrennen.«

Elias runzelte die Stirn. »Wie, sorgst du dich um ein paar Tropfen Blut unter ihren Hufen? Sie sind für die Schlacht gezüchtet; es wird ihnen nicht schaden.« Er sah den Grafen von Utanyeat an. Seine Augen waren so fremdartig, daß Guthwulf unwillkürlich zurückzuckte.

»So ist es nun einmal, weißt du«, fuhr Elias fort, und seine Lippen verzogen sich zu einem breiten Lächeln. »Entweder tritt man in den Staub, was einem entgegensteht, oder man wird selbst in den Staub getreten. Es gibt keinen Mittelweg, Freund Guthwulf.«

Der Graf hielt den Blick des Königs lange Sekunden aus und schaute dann weg. Kummervoll starrte er hinab in die Menge. Was sollte das heißen? Hegte Elias einen Verdacht? War diese ganze Veranstaltung nur ein aufwendig arrangierter Auftritt für den König, damit er seinen alten Kameraden als Verräter brandmarken und seinen Kopf zu den anderen schicken konnte, die sich dicht wie Brombeerdolden über dem Nerulagh-Tor dräng-

ten?

»Ah, mein König«, schnarrte eine Stimme, die Guthwulf nur allzu gut kannte, »schöpft Ihr ein wenig Luft? Ich hätte Euch einen schöneren Tag dafür gewünscht.«

Im Türvorhang hinter dem Balkon stand Pryrates, die Zähne zu einem füchsischen Grinsen entblößt. Über seinem gewöhnlichen Scharlachgewand trug der Priester einen weiten Kapuzenmantel.

»Ich freue mich, Euch hier zu sehen«, antwortete Elias. »Ich hoffe, Ihr habt Euch von der langen Reise gestern ausgeruht.«

»Ja, Hoheit. Es war eine Reise, die mich sehr erschüttert hat, aber eine Nacht in meinem eigenen Bett im Hjeldinturm hat Wunder gewirkt. Ich stehe Euch zu Diensten.« Der Priester machte eine kleine, ironische Verbeugung, die seinen kahlen, bleichen Schädel für einen Augenblick aufleuchten ließ wie den neuen Mond. Dann richtete er sich auf und schaute zu Guthwulf hinüber. »Und der Graf von Utanyeat. Einen guten Morgen wünsche ich Euch, Graf. Wie ich höre, verlaßt Ihr die Burg im Auftrag des Königs.«

Guthwulf musterte Pryrates mit kalter Abneigung. »Gegen Euren Rat, wie ich höre.«

Der Alchimist zuckte die Achseln, wie um anzudeuten, daß es auf seine persönlichen Vorbehalte nicht ankomme. »In der Tat meine ich, daß es für Seine Majestät wichtigere Dinge geben könnte als die Suche nach seinem Bruder. Josuas Macht wurde mit dem Fall von Naglimund gebrochen; ich halte es nicht für nötig, ihn weiter zu verfolgen. Ich glaube, daß er wie ein Saatkorn auf steinigem Grund nirgends Halt und keinen Platz finden wird, an dem er wachsen und gedeihen kann. Niemand würde es wagen, gegen den Bann des Hochkönigs zu verstoßen und einem solchen Abtrünnigen Zuflucht zu gewähren.« Noch einmal zuckte er die Achseln. »Aber ich bin nur ein Ratgeber. Der König weiß selbst, was er will.«

Elias hatte auf die schweigsame Menge unten im Hof geblickt und schien das Gespräch gar nicht gehört zu haben. Gedankenverloren rieb er die eiserne Krone auf seiner Stirn, als bereite sie ihm Unbehagen. Guthwulf fand, daß die Haut des Königs kränklich und durchsichtig wirkte.

»Seltsame Zeiten«, sagte Elias halb zu sich selbst. »Seltsame Zeiten…«

»Allerdings seltsame Zeiten«, fiel Guthwulf ein und ließ sich zu einer unbedachten Bemerkung verleiten: »Priester, ich hörte, Ihr hieltet Euch in eben jener Nacht in der Sancellanischen Ädonitis auf, als der Lektor ermordet wurde.«

Pryrates nickte ernsthaft. »Ein entsetzliches Unglück. Es soll irgendeine wahnsinnige Ketzersekte gewesen sein. Ich hoffe, der neue Lektor Velligis wird sie bald ausgerottet haben.«

»Man wird Ranessin vermissen«, sagte Guthwulf bedächtig. »Selbst bei denen, die nicht dem Wahren Glauben anhängen, war er ein beliebter und hochgeachteter Mann.«

»Ja, er besaß große Macht«, nickte Pryrates. Seine schwarzen Augen glitzerten, als er dem König einen Seitenblick zuwarf. Noch immer sah Elias nicht auf, aber es war, als zeige sich ein flüchtiger Ausdruck von Schmerz in seinen blassen Zügen.

»Große Macht«, wiederholte der rote Priester.

»Mein Volk scheint nicht glücklich«, murmelte der König und lehnte sich über die steinerne Brüstung. Die Scheide seines schweren, doppelgriffigen Schwertes scharrte über den Stein. Guthwulf unterdrückte einen Schauder. Diese Träume, die ihn immer noch verfolgten, Träume von diesem abscheulichen Schwert und seinen beiden Bruderklingen!

Pryrates trat vor und stellte sich an die Seite des Königs. Der Graf von Utanyeat wich aus, um selbst mit dem Mantel des Alchimisten nicht in Berührung zu kommen. Im Umdrehen gewahrte er eine undeutliche Bewegung im Türbogen – geblähte Vorhänge, ein blasses Gesicht, das stumpfe Glänzen entblößten Metalls. Gleich darauf gellte ein schriller Schrei über den Hof.

»Mörder!«

Pryrates stolperte von der Brüstung zurück, einen Messergriff zwischen den Schulterblättern.

Die nächsten Augenblicke vergingen mit schrecklicher Langsamkeit. Guthwulfs träge Bewegungen und stumpfe, hoffnungslose Gedanken gaben ihm das Gefühl, als steckten er und alle anderen auf dem Balkon plötzlich tief in erstickendem, klebrigem Schlamm. Der Alchimist fuhr herum und starrte auf seine Angreiferin, eine wild um sich blickende alte Frau, die das krampfhafte Zucken des Priesters auf den Steinboden geschleudert hatte. Pryrates' Lippen gaben in einem grausigen, hundeartigen Grinsen voller Qual und Wut die Zähne frei. Er reckte die nackte Faust in die Luft. Ein unheimliches, graugelbes Glühen schien von ihr auszugehen. Rauch quoll aus seinen Fingern und um das Messer, das in seinem Rücken bebte, und einen Moment lang schien es, als verfinstere sich selbst das Licht des Himmels. Auch Elias hatte sich umgedreht. In seinem Gesicht stand der Mund wie ein schwarzes Loch aus Überraschung. Die Augen traten aus

dem Kopf, und nie hätte Guthwulf geglaubt, daß das Gesicht seines Königs von einem so panischen Entsetzen erfüllt sein könnte. Die Frau auf dem Boden scharrte mit den Händen über die Steinplatten, als schwömme sie in einer zähen Flüssigkeit. Mühsam versuchte sie sich von dem Priester fortzuschleppen.

Pyrates' schwarze Augen schienen fast in seinen Kopf gefallen zu sein. Sekundenlang stand ein boshaftes, scharlachrot verhülltes Skelett vor der alten Frau. Seine Knochenhände schwelten in weißer Glut.

Guthwulf wußte auch später nie, was ihn zum Eingreifen trieb. Ein Weib aus dem Volk hatte den Ratgeber des Königs überfallen, und der Graf von Utanyeat war die *Hand des Königs*. Und trotzdem stürzte er plötzlich vor. Der Lärm der Menge, der Sturm, sein eigener Herzschlag, alles vermischte sich zu einem einzigen hämmernden Puls, als Guthwulf mit Pyrates rang. Die dürre Gestalt des Priesters war unter seinen Händen eisenhart. Qualvoll langsam drehte Pyrates sich zu ihm um. Seine Augen brannten in Guthwulfs Blick.

Jäh fühlte sich der Graf aus seinem Körper herausgezerrt und in einen schwarzen Abgrund geschleudert. Feuer blitzten auf, und unvorstellbare Hitze umloderte ihn, als sei er in einen der Schmiedeöfen unter der großen Burg gefallen. Dann riß ihn heulende Schwärze fort.

Als Guthwulf erwachte, war es immer noch dunkel um ihn. Sein ganzer Körper schien ein einziger bohrender Schmerz. Kleine Wassertropfen fielen sanft auf sein Gesicht, und der Geruch nasser Steine drang in seine Nase.

»… Ich habe sie nicht einmal gesehen«, sagte eine Stimme. Nach kurzer Zeit erkannte Guthwulf, daß sie dem König gehörte, obwohl sie einen feinen, wie eine Glocke klingenden Unterton hatte, der ihm früher nie aufgefallen war. »Beim Haupte Gottes! Wenn ich daran denke, wie langsam und geistesabwesend ich geworden bin!« Das Lachen des Königs hatte etwas Ängstliches. »Ich war überzeugt, sie sei meinetwegen gekommen.«

Guthwulf wollte Elias antworten, stellte jedoch fest, daß er keinen Ton herausbrachte. Es war dunkel, so dunkel, daß er die Gestalt des Königs nicht erkennen konnte. Er überlegte, ob man ihn in sein Zimmer gebracht hatte und wie lange er wohl bewußtlos gewesen war.

»Ich habe sie gesehen«, schnarrte Pyrates. Auch seine Stimme hatte den glockenähnlichen Unterton. »Auch wenn sie mir für den Augenblick entkommen ist – beim Schwarzen Zeitalter, die alte Scheuerhexe wird büßen.«

Guthwulf, der noch immer nach Worten rang, konnte es nicht fassen, daß Pryrates überhaupt sprechen konnte und offenbar aufrecht stand, während der Graf von Utanyeat hilflos am Boden lag.

»Jetzt werde ich wohl warten müssen, bis Fengbald zurückkehrt, bevor ich die Erkyngarde ausschicken kann – wenn nicht einer der jüngeren Edelleute sie führen kann.« Der König seufzte müde. »Armer Wolf.« In seiner seltsam melodischen Stimme schien wenig Mitgefühl zu liegen.

»Er hätte mich nicht berühren sollen«, erklärte Pryrates verächtlich. »Er mischte sich ein, und die alte Schlampe entkam. Vielleicht stand er mit ihr im Bunde.«

»Nein, das glaube ich nicht. Er war mir immer treu. Immer.«

Armer Wolf? Hielten sie ihn etwa für tot? Guthwulf versuchte mit aller Macht, seine Muskeln zu bewegen. Hatten sie ihn in ein verdunkeltes Zimmer gelegt und zur Beerdigung aufgebahrt? Er kämpfte um die Herrschaft über seinen Körper, aber alle Glieder schienen kalt und steif.

Plötzlich kam ihm ein gräßlicher Gedanke. Vielleicht *war* er ja tot – denn schließlich, wer war je wiedergekommen, um zu erzählen, wie es dann weiterging? Nur Usires, und er war Gottes Sohn. O barmherziger Ädon, mußte er in seinem Körper bleiben wie ein Gefangener in einer vergessenen Zelle, selbst wenn sie ihn in die wurmige Erde legten? Er fühlte einen Schrei in sich aufsteigen. Würde es wie in dem Traum sein, den er gehabt hatte, als er das Schwert berührte? Dann gnade ihm Gott. Barmherziger Ädon …

»Ich gehe, Elias. Ich werde sie finden, und wenn ich jeden Stein im Dienstbotenflügel zu Staub zertreten und jeder einzelnen Kammerfrau die Haut bei lebendigem Leibe abziehen muß.« Pryrates' Stimme war nicht ohne Süße, als sei der Gedanke köstlich wie Wein. »Ich lege Wert darauf, daß die Menschen ihre Strafe erhalten.«

»Aber du solltest dich lieber schonen«, meinte Elias so milde, als spräche er zu einem kecken Kind. »Deine Verletzung…«

»Der Schmerz, den ich der Oberkammerfrau zufüge, wird meinen eigenen Schmerz auslöschen«, antwortete der Alchimist kurz. »Es geht mir gut. Ich bin stark geworden, Elias. Es gehört mehr als ein einziger Dolchstoß dazu, mich zu beseitigen.«

»Ah.« In der Stimme des Königs lag keinerlei Gefühl. »Gut. Das ist gut.«

Guthwulf hörte das Geräusch von Pryrates' Stiefelabsätzen auf den steinernen Bodenplatten. Sie entfernten sich. Man konnte keine Tür hören, die

sich öffnete oder schloß, aber wieder spritzte Feuchtigkeit über das Gesicht des Grafen von Utanyeat. Diesmal fühlte er die Kälte des Wassers.

»L … l … lias«, brachte er endlich hervor.

»Guthwulf!« sagte der König mit mildem Erstaunen. »Du lebst?«

»W-wo …?«

»Wo ist was?«

»Ich.«

»Du bist auf dem Balkon, auf dem du deinen … Unfall hattest.«

Wie war das möglich? War es nicht morgens gewesen, als sie dem Aufzug der Erkyngarde zugeschaut hatten? Hatte er hier bis zum Abend leblos dagelegen? Warum hatte ihn niemand an einen bequemeren Ort gebracht?

»… Er hat recht, weißt du«, sagte Elias gerade. »Du hättest dich wirklich nicht einmischen sollen. Was hast du dir nur dabei gedacht?« Der seltsame, glockenhelle Unterton verschwand nach und nach aus seiner Stimme. »Das war sehr töricht. Habe ich dir nicht gesagt, du solltest dich von dem Priester fernhalten?«

»K-kann n-nichts s-sehen«, stieß Guthwulf endlich hervor.

»Das wundert mich nicht«, bemerkte Elias gelassen. »Dein Gesicht ist übel verbrannt, besonders um die Augen. Ich glaubte, du wärst tot. Aber du bist es nicht.« Die Stimme des Königs war kühl. »Es tut mir leid, alter Kamerad, aber ich habe dich vor Pyrates gewarnt.«

»Blind?« krächzte Guthwulf heiser. Ein schmerzhafter Krampf zog ihm die Kehle zusammen. »*Blind?*«

Sein rauhes Aufheulen gellte über den Burganger und hallte von den Steinmauern wider, bis es klang, als schrien hundert Guthwulfs zugleich. Und während er seine Qual hinausbrüllte, strich ihm der König über den Kopf, wie man einen alten Hund beruhigt.

Das Flußtal erwartete den heraufziehenden Sturm. Die kalte Luft wurde warm und drückend. Der Stefflod murmelte unruhig vor sich hin, und am Himmel drängten sich zornige Wolken. Die Reisenden merkten, daß ihre Gespräche leiser wurden, als ritten sie an der schlafenden Gestalt eines riesigen Tiers vorüber, das von respektlosem Lärm oder leichtfertigen Reden aufwachen könnte.

Hotvig und seine Männer hatten beschlossen, zu dem Rest ihrer Leute zurückzukehren. Insgesamt handelte es sich um fast achtzig Personen, Männer, Frauen und Kinder. Hotvigs Stammesgenossen waren ihm mit den

Wagen so schnell wie möglich gefolgt, kamen aber nicht so schnell vorwärts wie die unbelasteten Reiter.

»Ich wundere mich immer noch, daß dein Volk so leicht seine Wurzeln aufgibt und uns in eine unbekannte und übelberufene Wildnis nachzieht«, meinte Josua beim Abschied.

Hotvig grinste und zeigte eine Zahnlücke, die er bei einer früheren Auseinandersetzung davongetragen hatte. »Wurzeln? Ein solches Wort gibt es für das Volk des Hengststammes nicht. Unsere Wurzeln sind unsere Wagen und Sättel.«

»Aber bestimmt haben doch deine Stammesgenossen auch Sorgen, ein so fremdes Land zu betreten?«

Ein kurzer Anflug von Betroffenheit zeigte sich im Gesicht des Thrithing-Mannes, der jedoch schnell dem Ausdruck hochmütigen Stolzes wich. »Du vergißt, Prinz Josua, daß sie zu meiner Sippe gehören. Ich habe ihnen gesagt, ›wenn die Steinhäusler furchtlos an diesen Ort reiten, wie kann das Volk der Freien Thrithinge davor zurückschrecken?‹ Sie folgen mir.« Er zupfte an seinem Bart und grinste wieder. »Außerdem wagt man gern etwas, wenn man dadurch Fikolmijs Klauen entkommt.«

»Und du bist sicher, daß er euch nicht verfolgt?« fragte der Prinz.

»Wie ich dir schon gestern abend sagte, Josua, hat der Mark-Than deinetwegen das Gesicht verloren. Außerdem kommt es oft vor, daß unsere Stämme sich in kleinere Stammesfamilien teilen. Es ist unser Recht als Volk der Freien Thrithinge. Das letzte, was Fikolmij tun dürfte, wäre, uns wenige daran zu hindern, den größeren Stamm zu verlassen. Das würde unwiderleglich beweisen, daß ihm die Zügel aus den Händen gleiten.«

Als sie nach ihrer gestrigen Begegnung im Dunkeln noch zusammen am Feuer saßen, hatte Hotvig bereits berichtet, daß die Art, wie Fikolmij seine Tochter und Prinz Josua behandelt hatte, in den Wagen des Hengststammes erheblichen Unwillen hervorgerufen hatte. Fikolmij war nie ein beliebter Anführer gewesen, aber man hatte ihn als mächtigen Krieger und gewitzten Planer geachtet. Ihn nun durch die bloße Anwesenheit von ein paar Steinhäuslern derart verunsichert zu sehen, daß er sogar ohne Rücksprache mit seinen Stammeshäuptlingen Fengbald und den Männern des Hochkönigs seine Unterstützung zusagte, hatte viele veranlaßt, sich laut zu fragen, ob Fikolmij überhaupt noch fähig sei, als Mark-Than über das gesamte Gebiet der Hoch-Thrithinge zu herrschen.

»Kein Steinhäusler reitet mit Waffen über das Land des Hengststammes, ohne daß die Versammlung der Häuptlinge es ihm gestattet!« hatte Hotvig

gerufen, und seine Stammesbrüder hatten ihm zugestimmt. Fikolmij hatte getobt und gedroht, aber die Gesetze der Freien Thrithinge waren im Nomadenleben der Stämme das einzig Unverrückbare. Die Auseinandersetzung hatte damit geendet, daß Hotvig und die anderen Randwächter Graf Fengbald erklärt hatten (den Hotvig als »törichten, gefährlichen und sehr von sich eingenommenen Mann« beschrieb), daß es für die Männer des Hochkönigs nur *einen* Weg gebe, Josua zu verfolgen, indem sie nämlich um das Gebiet des Hengststammes herumritten. Fengbald hatte angesichts einer mehr als zehnfachen Übermacht keine Wahl gehabt, als abzuziehen und die Hoch-Thrithinge so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Bevor er davonritt, hatte der Graf von Falshire viele zornige Drohungen ausgestoßen und den Grasländern versprochen, daß die lange Zeit ihrer Freiheit nun ein Ende hätte und Hochkönig Elias schon bald selbst kommen und ihnen ein für allemal die Räder von den Wagen reißen würde.

Wie zu erwarten, führte diese öffentliche Auflehnung gegen Fikolmijs Befehlsgewalt zu einem fürchterlichen Streit, der mehrmals um ein Haar zu tödlichem Blutvergießen geführt hätte. Die Auseinandersetzung fand erst dann ein Ende, als Hotvig und mehrere andere Randwächter ihre Familien sammelten und sich aufmachten, um Josua nachzuziehen. Fikolmij blieb fluchend zurück und leckte seine Wunden. Seine Macht als Mark-Than war geschwächt, aber keineswegs vernichtet.

»Nein, er wird uns nicht folgen«, wiederholte Hotvig. »Damit würde er vor allen Stämmen zugeben, daß der mächtige Fikolmij den Verlust unserer wenigen Wagen nicht verschmerzen kann und dem Mark-Than die Steinhäusler und ihre Fehden wichtiger sind als sein eigenes Volk. Wir aus dem Stamm Verbannten haben beschlossen, eine Weile bei euch und eurem Stein des Abschieds zu bleiben und dann zu beraten, was wir weiter unternehmen wollen.«

»Ich kann euch nicht sagen, wie dankbar ich für eure Hilfe bin«, erklärte Josua aufrichtig. »Ihr habt uns das Leben gerettet. Hätten Fengbald und seine Soldaten uns ergriffen, würde man uns in Ketten nach dem Hochhorst schleppen. Dann gäbe es niemanden mehr, der meinen Bruder aufhalten könnte.«

Hotvig musterte ihn scharf. »Das glaubst du vielleicht, aber du kennst die Stämme der Freien Thrithinge nicht, wenn du denkst, wir wären so leicht zu besiegen.« Er hob den langen Speer. »Schon jetzt setzen die Männer der Wiesen-Thrithinge den Steinhäuslern von Nabban mächtig zu.«

Vater Strangyeard, der aufmerksam zugehört hatte, zog ein sorgenvolles Gesicht. »Es ist nicht allein der König, den wir fürchten, Hotvig.«

Der Thrithing-Mann nickte. »Ja, das habt ihr mir gesagt. Ich möchte auch gern mehr darüber hören. Jetzt aber muß ich zurück, um den Rest meiner Leute zu holen. Wenn euer Ziel so nahe ist, wie diese Frau sagt«, er deutete mit vorsichtiger Hochachtung auf Geloë, »könnt ihr morgen vor Sonnenuntergang mit uns rechnen. Schneller kommen die Wagen nicht vorwärts.«

»Aber haltet euch nicht auf«, warnte die weise Frau. »Ich meinte es ernst, als ich sagte, daß wir uns beeilen müßten, dem Sturm zuvorzukommen.«

»Niemand kann reiten wie die Grasländer«, erwiderte Hotvig streng. »Und unsere Gespanne sind nicht viel langsamer. Wir werden noch vor morgen abend bei euch sein.« Er lachte und zeigte seine Zahnlücke. »Das ist die Art der Stadtleute – in der Mitte von soviel Wiesen finden sie einen Stein und wollen sich auch gleich dort ansiedeln. Trotzdem«, er sah den Prinzen an, »als du Utvart tötetest, wußte ich, daß große Veränderungen bevorstünden. Mein Vater lehrte mich, meiner Hand und meinem Herzen zu vertrauen.« Er grinste. »Und meinem Glück. Bei deinem Kampf mit Utvart habe ich eines meiner Fohlen auf dich gesetzt. Meine Freunde schämten sich, mir so leicht etwas abzugewinnen, aber sie nahmen die Wette an.« Er lachte laut auf. »Vier gute Pferde hast du mir eingebracht!« Er winkte ihm zu und wandte sein Roß südwärts. »Wir sehen uns bald wieder.«

»Aber diesmal ohne Pfeile!« rief Deornoth ihm nach.

»Reitet mit Gott«, fügte Josua hinzu. Hotvig und seine Männer galoppierten über das grüne Land davon.

Von dem Zusammentreffen mit dem Thrithing-Volk ermutigt, ritten die Gefährten trotz des bedrohlichen Himmels vergnügt in den Morgen. Als sie mittags kurz Rast hielten, um zu essen und die Pferde zu tränken, gelang es Sangfugol sogar, Vater Strangyeard zu einem gemeinsamen Lied zu überreden. Die überraschend wohllautende Stimme des Priesters paßte ausgezeichnet zu der des Harfners, und wenn Vater Strangyeard auch vielleicht nicht völlig verstand, worum es in der *Ballade von der wohlgerundeten Moirah* eigentlich ging, hatte er doch um so mehr Spaß daran und an dem lachenden Lob, das seine Hörer ihm zollten.

Als sie wieder im Sattel saßen, fand Deornoth sich an der Seite von Geloë, die die kleine Leleth vor sich festhielt. Sie ritt tadellos, als hätte sie

lange Erfahrung, und wieder einmal fragte sich Deornoth, wie wohl die seltsame Lebensgeschichte der weisen Frau aussehen mochte. Sie trug noch immer die Sachen, die er als Reserve für sich aus dem Wagenlager mitgenommen hatte, so als sei sie nackt in jenen schicksalsträchtigen Hain gekommen. Nachdem er eine Weile über die Gründe dafür nachgegrübelt und sich an das Wesen mit den Klauen erinnert hatte, das in der Dunkelheit gegen ihn geprallt war, kam Deornoth zu dem Entschluß, daß es Dinge gab, nach denen ein gottesfürchtiger Ritter sich besser nicht erkundigte.

»Verzeiht mir, Valada Geloë«, begann er, »aber Ihr macht ein so finsteres Gesicht. Gibt es etwas Wichtiges, das Ihr uns noch nicht gesagt habt?« Er deutete auf Sangfugol und Strangyeard, die sich beim Reiten lachend mit Herzogin Gutrun unterhielten. »Singen wir auf dem Friedhof, wie es im alten Sprichwort heißt?«

Geloë fuhr fort, den Himmel zu beobachten. Leleth sah von ihrem Schoß zu Deornoth hinüber, als wäre er ein interessanter Stein. »Es gibt vieles, das mir Sorgen macht, Herr Deornoth«, antwortete Geloë endlich. »Die Schwierigkeit, eine ›weise Frau‹ zu sein, liegt darin, daß man manchmal gerade genug weiß, um berechtigte Furcht zu empfinden, aber trotzdem keine besseren Antworten hat als das kleinste Kind. Ich habe Angst vor dem Sturm, der heraufzieht. Er, der unser wahrer Feind ist – ich will seinen Namen hier in diesem Land nicht nennen, nicht unter freiem Himmel –, hat den Gipfel seiner Macht fast erreicht. Jetzt nähern sich aus dem Norden schwarze Unwetter. Ich bin überzeugt, daß dieser Sturm von ihm kommt. Wenn ich recht habe, wird er alles vernichten, das sich ihm entgegenstellt.«

Deornoth folgte ihrem Blick. Die unheildrohenden Wolken kamen ihm plötzlich vor wie eine tintenschwarze Hand, die sich von Norden her über den Himmel streckte, blind, aber geduldig suchend. Der Gedanke, abzuwarten, bis diese Hand sie gefunden hatte, erfüllte ihn mit jäher, lähmender Furcht, so daß er vor sich auf den Sattel starrte und es einen Moment dauerte, bevor er Geloës gelbem Blick begegnen konnte.

»Ich verstehe«, sagte er.

Durch schmale Risse in den Wolken fiel unregelmäßiges Sonnenlicht. Der Wind hatte sich gedreht und blies ihnen jetzt schwer und feucht ins Gesicht. Während sie dem Verlauf des Tals folgten, zeigte sich hinter einer weiten Biegung des Stefflod zum ersten Mal wieder der alte Wald, Aldheorte. Der riesige Forst lag weit näher, als Deornoth vermutet hätte; ihre Rückreise zu Pferde war eben doch viel schneller gegangen als der mühsame Marsch durch die Thrithinge. Weil sie durch das tiefer gelegene

Flußtal ritten, ragte der Wald jetzt auf den Höhen vor ihnen auf, eine feste Linie aus Pflanzenwuchs, die den Nordrand des Tals wie dunkle Klippen abschloß.

»Es ist nicht mehr weit«, sagte Geloë.

Sie ritten bis zum Nachmittag weiter. Die Sonne glitt hinter ihren Vorhängen über den Himmel und glühte durch grauen Dunst. Eine neue Kurve des Flußlaufs führte sie um ein paar niedrige Hügel. Jäh hielten sie an.

»Barmherziger Ädon«, hauchte Deornoth.

»*Sesuad'ra*«, erklärte Geloë. »Der Stein des Abschieds.«

»Aber das ist kein Stein«, stotterte Sangfugol fassungslos. »Das ist ein Berg!«

Vor ihnen aus dem Talboden ragte ein gewaltiges Gebilde. Anders als seine flachen, rundlichen Nachbarn reckte sich Sesuad'ra aus den Wiesen wie der Kopf eines begrabenen Riesen, baumbärtig und gekrönt von einem Kranz eckiger Steine um seinen Gipfel. Inmitten der dornenspitzen Steine, auf der obersten Höhe des Berges, war etwas schimmernd Weißes zu erkennen. Sesuad'ra war ein ungeheurer, zum Himmel drängender Block aus verwittertem Fels und dichtem Laubwerk, der sich gut fünfhundert Ellen über dem Fluß erhob. Das wechselhafte Sonnenlicht umspülte ihn mit bebenden Wellen, so daß es fast den Anschein hatte, als drehe sich der ganze Berg um und schaue ihnen entgegen, während sie langsam den Fluß hinunterritten.

»Er hat viel Ähnlichkeit mit dem Thisterborg, unweit des Hochhorstes«, sagte Josua staunend.

»Das ist kein Stein«, wiederholte Sangfugol hartnäckig und schüttelte den Kopf.

Geloë lachte mißtönend. »Und ob es ein Stein ist! Sesuad'ra gehört zu den innersten Gebeinen der Erde, die sie damals in den Tagen des Feuers unter Schmerzen aus ihrem Körper herauspreßte. Noch immer reicht er hinunter bis in ihr innerstes Herz.«

Vater Strangyeard beäugte den gewaltigen Felsen unruhig. »Und dort werden wir … werden wir … bleiben? Dort leben?«

Die Zauberfrau lächelte. »Es ist uns gestattet.«

Als sie näher herankamen, zeigte sich, daß der Stein nicht so glatt war, wie er aus der Ferne gewirkt hatte. Wie ein lichter Streifen zog sich durch das wuchernde Gestrüpp der Bäume und Büsche ein Pfad, der den Fuß des Berges umrundete, weiter oben wieder sichtbar wurde und sich dann spi-

ralförmig zum Gipfel hinaufwand, bis er in der Höhe verschwand.

»Wie können auf einem solchen Stein Bäume wachsen und sogar groß werden?« fragte Deornoth. »Können sie auf dem kahlen Fels überhaupt Wurzeln schlagen?«

»In den Jahrmillionen seines Daseins ist Sesuad'ra rissig und brüchig geworden«, antwortete Geloë. »Pflanzen finden immer einen Weg und helfen dann ihrerseits dabei, den Stein weiter zu spalten, bis er zu Erde wird, wie man sie auch auf einem Landgut in Hewenshire kaum fruchtbarer findet.«

Bei dieser Anspielung auf seinen Geburtsort zog Deornoth die Stirn in leichte Falten und fragte sich, woher die weise Frau den Hof seines Vaters kannte. Ganz bestimmt hatte er ihr nie etwas davon erzählt.

Schon bald bewegten sie sich im übergangslosen Dämmerlicht des langen Bergschattens, vorwärtsgepeitscht von einem eisigen Wind. Vor ihnen lag der Pfad, der vom Fuß des Sesuad'ra nach oben führte, eine an den Hang geschmiegte, ausgetretene Schneise aus Gras und Moos, überwachsen mit Bäumen und Schlingpflanzen.

»Und dort wollen wir hinauf?« fragte Herzogin Gutrun mit einiger Bestürzung. »Ganz nach oben?«

»Natürlich«, bestätigte Geloë mit einer gewissen Ungeduld in der rauhen Stimme. »Es ist der höchstgelegene Ort auf Meilen im Umkreis. Und wenn wir jetzt etwas brauchen, dann ist es ein hochgelegener Ort. Es gibt aber auch andere Gründe – muß ich sie alle wiederholen?«

»Nein, Valada Geloë. Ich bitte Euch, führt uns.« Aus Josua schien ein inneres Feuer zu strahlen. Sein blasses Gesicht loderte vor Erregung. »Hier ist der Ort, den wir gesucht haben. Von hier aus werden wir unseren langen Rückweg beginnen.« Einen Augenblick verdüsterte sich seine Miene. »Ich frage mich nur, was Hotvig und seine Leute sagen werden, wenn sie ihre Wagen unten lassen müssen. Zu schade, daß es keine Möglichkeit gibt, sie bergauf zu schaffen.«

Die weise Frau winkte mit der schwieligen Hand. »Ihr sorgt Euch zu früh. Kommt her und laßt Euch überraschen.«

Sie ritten zu ihr. Unter dem dichten Gras war der Pfad bergan so eben wie ein Korridor im alten Naglimund und breit genug für jeden Wagen.

»Aber wie kann das sein?« fragte Josua.

»Ihr Vergeßt«, versetzte Geloë, »daß hier Sithi gewohnt haben. Unter diesen Dornen liegt die Straße, die sie erbauten. Es dauert viele, viele Jahr-

hunderte, bis ein Werk der Zida'ya zerstört ist.«

Josua hatte Bedenken. »Ich bin erstaunt, aber jetzt mache ich mir noch größere Sorgen. Was kann unsere Feinde daran hindern, den Berg genauso leicht zu ersteigen wie wir?«

Geloë schnaubte verächtlich. »Erstens ist es leichter, eine Höhe zu verteidigen, als sie von unten her einzunehmen. Zweitens wehrt sich die Natur des Ortes selbst dagegen. Und drittens – und das ist vielleicht das Wichtigste – fängt sich unser Feind vielleicht in den Schlingen seines eigenen Zorns und sichert so unser Überleben, zumindest für eine Weile.«

»Wie das?« fragte der Prinz.

»Ihr werdet sehen.« Geloë trieb ihr Pferd auf den Pfad. Vor ihr im Sattel hüpfte Leleth auf und ab. Die großen braunen Augen des Kindes nahmen alles auf, zeigten jedoch keinerlei Gefühlsregung. Josua ritt achselzuckend hinterher.

Deornoth drehte sich um und sah Vara, die stocksteif auf ihrem Pferd saß, die Zähne in grimmiger Furcht zusammengebissen. »Was ist Euch, Herrin?« fragte er. »Fehlt Euch etwas?«

Sie schenkte ihm ein unsicheres Lächeln. »Seit ewigen Zeiten haßt und fürchtet mein Volk dieses Tal. Hotvig ist ein echter Mann der Stämme und zeigt es nicht, aber auch er hat Angst vor diesem Ort.« Sie seufzte unruhig. »Nun muß ich meinem Gatten auf diesen unnatürlichen Felsen folgen. Ich fürchte mich.«

Zum ersten Mal, seitdem sein Prinz diese fremde Frau in die Burg von Naglimund mitgebracht hatte, fühlte Deornoth, wie sein Herz ihr entgegenschlug und sich mit Bewunderung füllte. »Wir alle fürchten uns zu Tode, Herrin«, sagte er. »Wir sind nur nicht so ehrlich wie Ihr.«

Er gab Vildalix mit den Fersen einen sanften Rippenstoß und ließ Vara auf dem Pfad voranreiten.

Der Weg war so mit herabhängenden Ranken und ineinanderwuchernden Zweigen zugewachsen, daß die Reiter ebenso oft die Köpfe einziehen mußten, wie sie aufrecht reiten konnten. Als sie auf ihrer Kreisbahn langsam aus dem Schatten herauskamen wie Ameisen, die um den Rand einer Sonnenuhr kriechen, traten sie in ein Nachmittagslicht, dem der Dunst, der über dem Berg lag, ein ungewöhnliches Funkeln verlieh.

Deornoth fiel am stärksten der Geruch des Berges auf. Sesuad'ra duftete nach endlosem Wachstum, nach Wasser, Wurzeln und feuchter Erde, lange Zeit von niemandem gestört. Ein Hauch von Frieden lag über dem Ort, von langem, tiefem Nachdenken, aber auch ein beunruhigendes Gefühl von

wacher Aufmerksamkeit. Von Zeit zu Zeit unterbrach das Zwitschern unsichtbarer Vögel die Stille. Ihre Lieder klangen feierlich und zögernd wie das Flüstern von Kindern in einer hochgewölbten Halle.

Als die grasigen Wiesen allmählich hinter ihnen zurückblieben, kamen die Reiter an hohen Steinsäulen vorbei, von der Zeit glattgeschliffenen weißen Gebilden von fast doppelter Mannshöhe, in deren nicht mehr erkennbaren Formen eine Andeutung von Bewegung und Leben zu spüren war.

»Marksteine!« rief Geloë über die Schulter. »Einer für jeden Monat des Jahres. Bei jeder Umrundung des Berges kommen wir an einem Dutzend von ihnen vorbei, so lange, bis wir den Gipfel erreicht haben. Sie müssen wohl einmal wie Tiere und Vögel ausgesehen haben.«

Deornoth betrachtete einen runden Klotz, der einmal ein Kopf gewesen sein mochte, und fragte sich, was für ein Tier er dargestellt hatte. Jetzt war er von Wind und Regen verwittert und formlos wie geschmolzenes Wachs, gesichtslos wie die vergessenen Toten. Deornoth schauderte zusammen und machte das Zeichen des *Baumes* auf seiner Brust.

Kurz darauf hielt Geloë an und deutete auf die nordwestliche Seite des Tals. Der Saum des alten Waldes reichte dort bis fast ans Ufer des Stefflod. Wie ein dünner Streifen Quecksilber zog sich der Fluß durch den smaragdenen Talgrund.

»Seht Ihr dort«, fragte sie, »gleich jenseits des Flusses?« Sie wies noch einmal auf die dunklen Ausläufer des Waldes, die einer erstarrten Meereswoge ähnelten, als warteten sie nur auf das Tauwetter des Frühlings, um über das Flachland dahinzubrausen. »Dort am Waldrand. Das sind die Ruinen von *Enki-e-Shao'saye*, von dem es heißt, es sei die schönste Stadt gewesen, die jemals in Osten Ard erbaut wurde, seit die Welt besteht.«

Während seine Gefährten flüsternd die Augen mit den Händen beschatteten, ritt Deornoth an den Wegrand und spähte hinüber nach dem fernen Wald. Er sah kaum mehr als etwas, das einmal eine geborstene, lavendelfarbene Mauer gewesen sein mochte, ein goldenes Aufblitzen.

»Man kann nicht viel erkennen«, meinte er leise.

»Nicht in diesem Zeitalter«, nickte Geloë.

Der Tag nahm ab, und immer noch ging es bergauf. Jedesmal, wenn sie den Berg umrundet und wieder den Nordhang erreicht hatten, wo sie den Schatten mit dem immer matteren Licht des Nachmittags vertauschten, konnten sie am Horizont die immer größer werdende Zusammenballung von Schwärze sehen. Der Sturm näherte sich mit beträchtlicher Geschwin-

digkeit. Die jenseitigen Grenzen des riesigen Aldheorte hatte er bereits verschluckt, so daß der ganze Norden in grauer Ungewißheit lag.

Nachdem sie den Berg zwölfmal umkreist und dabei hundertvierundvierzig Marksteine passiert hatten – nur eine kleine Zerstreuung, aber Deornoth hatte trotzdem mitgezählt –, verließen die Reiter endlich das düstere Laubwerk. Ein letzter Abhang, dann hatten sie die windige Höhe des Berges erklommen. Die Sonne war im Westen fast versunken; nur ein rötlicher Streifen blieb sichtbar.

Die Gipfelplatte war fast eben und nicht viel kleiner als Sesuad'ras Fuß. Ringsum ragten hohe Steine aus dem Boden wie Finger. Sie waren nicht bearbeitet wie die Marksteine, sondern bestanden aus großen, unbehauenen Felsblöcken, jeder so hoch wie vier Menschen, aus dem gleichen grauen, weiß- und rosenrotgeäderten Gestein, das auch den Berg formte.

Ganz oben erhob sich, rotglühend im Sonnenuntergang und umgeben von einem Feld aus wehendem Gras, ein gewaltiger, niedriger Bau aus schillerndem Stein.

Auf den ersten Blick erinnerte er an einen Tempel, ähnlich den großen, alten Bauten Nabbans aus den Tagen des Imperiums, aber er zeigte schlichtere Linien. Die unauffälligen, aber eindrucksvollen Formen wirkten fast wie aus dem Berg herausgewachsen. Es war nicht zu übersehen, daß dieses Bauwerk ein *Teil* des windigen Gipfels war und unter diesem unglaublich weitem Himmel stehen *mußte*. Die Prachtliebe und Selbstsucht, die aus jedem Winkel der Häuser sprach, die Menschen zu ihrer Andacht errichtet hatten, waren den Erbauern dieser Hallen fremd. Die unermeßliche Zahl der verronnenen Jahre hatte an einigen Stellen Wände einstürzen lassen. Jahrhundertelang waren Bäume ungehindert durch das Dach gewachsen, hatten sich durch Türbögen gedrängt wie ungebetene Gäste. Und doch war die schlichte Schönheit des Ortes so offensichtlich – und gleichzeitig so nicht-menschlich –, daß lange Zeit niemand ein Wort herausbrachte.

Endlich sprach Josua, und feierliche Begeisterung klang aus seiner Stimme: »Wir sind am Ziel. Nach so viel Gefahren und Leid haben wir einen Ort gefunden, an dem wir bleiben und sagen können: *Nicht weiter*.«

»Wenn auch nicht für immer, Prinz Josua.« Geloë sagte es sanft, als wolle sie seine Stimmung nicht trüben. Aber der Prinz schritt bereits mutig über den Gipfel, auf die weißen Mauern zu.

»Es muß nicht für immer sein!« rief er. »Für jetzt aber sind wir sicher.« Er winkte den anderen zu, ihm zu folgen, und sah sich dann weiter nach

allen Seiten um. »Ich nehme zurück, was ich gesagt habe!« rief er Geloë zu. »Mit ein paar guten Männern in meinem Rücken könnte ich mich hier so verschanzen, daß selbst Herr Camaris mich nicht besiegen könnte, und hätte er alle Ritter der Großen Tafel meines Vaters an seiner Seite!«

Er eilte den bleichen Mauern zu, die inzwischen eine bläuliche Färbung angenommen hatten. Es war Abend geworden. Seine Gefährten folgten ihm in leisen Gesprächen durch das wogende Gras.

# XXV

## Blütenblätter im Sturm

»Es ist ein dummes Spiel«, erklärte Simon. »Es ergibt keinen Sinn.«

Aditu hob eine Braue.

»Wirklich nicht!« beharrte er. »Seht doch selbst. Ihr könntet gewinnen, wenn Ihr nur hierhin setztet«, er deutete, »und hierhin«, er deutete wieder. Als er aufsah, begegnete er Aditus goldenen Augen, in denen Lachen und Spott lagen. »Oder etwa nicht?« schloß er.

»Natürlich, Seoman.« Sie schob die polierten Steine so, wie er es vorgeschlagen hatte, über das Spielbrett, über ein Meer aus saphirblauen Wellen von einer goldenen Insel zur anderen. Den gemalten Ozean umgab ein Rand aus scharlachroten Flammen und trüben, grauen Wolken. »Aber dann ist das Spiel aus, und wir haben erst die seichtesten Gewässer erkundet.«

Simon schüttelte den Kopf. Seit Tagen strengte er sich nun schon an, die verzwickten Regeln des *Shent* zu erlernen, nur um festzustellen, daß man ihn lediglich in die allerersten Anfangsgründe eingeweiht hatte. Wie konnte man ein Spiel lernen, bei dem es nicht ums Gewinnen ging? Aber Aditu versuchte auch nicht absichtlich zu verlieren, soweit Simon sagen konnte. Vielmehr schien es darauf anzukommen, den Reiz des Spiels durch zusätzliche Aufgaben und Rätsel zu erhöhen, von denen die meisten soweit außerhalb von Simons Begriffsvermögen lagen wie die Wirkungsweise des Regenbogens.

»Wenn es dich nicht kränkt«, meinte Aditu lächelnd, »darf ich dir dann einen anderen Weg zeigen?« Sie setzte die Spielsteine wieder an die vorherige Stelle. »Wenn ich hier meine *Lieder* nehme, um dort eine *Brücke* zu bauen«, ein paar geschwinde Bewegungen, »dann kannst du zu den *Inseln der verbannten Wolke* gelangen.«

»Aber warum wollt Ihr mir helfen?« Von irgendwoher erklang ein Saiteninstrument wie aus dem Stoff der beweglichen Wände heraus; hätte Simon nicht gewußt, daß sie in den luftigen, nach Nektar duftenden Hallen

von Aditus Haus ganz allein waren, hätte er geglaubt, im nächsten, im Wind schwebenden Raum spiele ein Musikant. Er hatte aufgehört, über solche Dinge nachzugrübeln, konnte aber dennoch ein unwillkürliches Zusammenschauern nicht unterdrücken. Die Musik überlief ihn so unheimlich und prickelnd, als laufe etwas Kleines und unendlich Vielbeiniges über seine Haut. »Wie kann man ein Spiel gewinnen, wenn man dem anderen ständig hilft?«

Aditu lehnte sich vom Spielbrett zurück. Zu Hause war sie ebenso spärlich bekleidet wie auf den Spazierwegen von *Jao é-Tinukai'i*, wenn nicht noch spärlicher. Simon, den der Anblick ihrer so freizügig dargebotenen goldenen Glieder noch immer verlegen machte, starrte angestrengt auf die Spielsteine.

»Menschenkind«, sagte Aditu, »ich glaube, daß du es lernen kannst. Ich glaube sogar, daß du schon auf dem Wege dazu bist. Aber bedenke, daß wir Zida'ya dieses Spiel schon seit Urzeiten spielen. Erste Großmutter sagt, wir hätten es aus dem Verschollenen Garten mitgebracht.« Sie legte ihm versöhnlich die Hand auf den Arm. Simon bekam eine Gänsehaut. »Man kann *Shent* auch nur zum Vergnügen spielen. Ich habe Partien gespielt, bei denen es nur um Unterhaltung und freundlichen Spott ging und die ganze Strategie darauf ausgerichtet war. Andere Spiele kann man nur gewinnen, wenn man sie beinahe verliert. Und ich habe auch Partien erlebt, bei denen beide Spieler sich ernstlich Mühe gaben zu verlieren – obwohl es Jahre dauerte, bis es einem von ihnen gelang.« Irgendeine Erinnerung brachte ein kurzes Lächeln. »Siehst du nicht, Schneelocke, daß Gewinnen und Verlieren nur die Wände sind, in denen das Spiel stattfindet? Im Haus des *Shent*…« Sie hielt inne, und über ihr Quecksilbergesicht huschte ein Stirnrunzeln wie ein Schatten. »Es ist schwer, es in deiner Zunge auszudrükken.« Das Stirnrunzeln verschwand. »Vielleicht kommt es dir deshalb so unverständlich vor. Nun … das, worauf es im Haus des *Shent* ankommt, sind das Kommen und Gehen, die Besucher – Freunde und auch Feinde –, die Geburten und Todesfälle, alles, was geschieht.« Sie deutete auf ihre Wohnung, den schwellend-süßen Grasboden, die von den Ästen kleiner, blühender Bäume erfüllten Räume. Simon hatte festgestellt, daß manche davon grimmige kleine Dornen besaßen. »Wie bei allen Wohnstätten«, sagte Aditu, »ob sie Sterblichen oder Unsterblichen gehören, ist es das Leben in ihnen, das das Haus zu dem macht, was es ist – nicht die Türen und nicht die Wände.«

Sie stand auf und streckte sich. Simon beobachtete sie verstohlen und

bemühte sich, seine strenge Maske beizubehalten, so schmerzhaft ihre anmutigen Bewegungen sein Herz auch klopfen ließen. »Wir wollen morgen weiterspielen«, erklärte sie. »Ich glaube, du wirst es lernen, Seoman, auch wenn du es noch nicht weißt. Shent kann selbst Sudhoda'ya etwas lehren, Seoman.«

Simon wußte, daß sie sich langweilte und es Zeit war, sich zu verabschieden. Er achtete immer peinlich darauf, niemandem lästig zu fallen. Er haßte es, wenn die Sithi freundlich und verständnisvoll mit ihm umgingen, als sei er ein unvernünftiges Tier, von dem man nichts erwarten durfte.

»Ich glaube, ich sollte jetzt gehen, Aditu.«

Sie forderte ihn nicht zum Bleiben auf. Zorn, Bedauern und eine tiefsitzende, körperliche Empfindung von Hilflosigkeit kämpften in ihm, als er sich kurz verneigte und durch die leise schwankenden Blütenzweige hinausging. Durch die orangefarbenen und rosenroten Wände leuchtete das Nachmittagslicht, als schritte er mitten in einen Sonnenuntergang hinein.

Eine Zeitlang blieb er vor Aditus Haus stehen und sah in die Weite, vorbei an dem schimmernden Nebel, der von der neben dem Eingang plätschernden Kaskade aufsprühte. Das Tal glühte rostbraun und gold, durchsetzt vom dunkleren Grün der bewaldeten Hügel und dem hellen Smaragdton gepflegter Wiesen. Wenn man es so betrachtete, schien *Jao é-Tinukai'i* so eindeutig zu sein wie Sonne und Regen. Wie überall gab es hier Felsen und Pflanzen und Bäume und Häuser. Aber es gab auch die Sithi, die in diesen Häusern wohnten, und Simon war mehr und mehr überzeugt davon, daß er sie niemals verstehen würde. Wie das winzige, verborgene Leben, das unter dem stillen Gras des Tales in der schwarzen Erde wimmelte, gab es auch in *Jao é-Tinukai'i* eine Fülle von Dingen, die über sein Begriffsvermögen hinausgingen. Er hatte bereits herausgefunden, wie wenig er wußte, als er, kurz nachdem die sanften Wesen, die ihn gefangen hielten, ihn zu lebenslänglicher Haft verurteilt hatten, den ersten Fluchtversuch unternahm.

Drei volle Tage, nachdem Shima'onari ihm sein Urteil verkündet hatte, wartete er ab. Soviel Geduld, das hatte er fest geglaubt, bewies eine kaltblütige, fein durchdachte Vorgehensweise, deren sich selbst der große Camaris nicht geschämt hätte. Wenn er jetzt nach zwei Wochen daran dachte, kam ihm seine Einfalt geradezu lächerlich vor. Was hatte er sich eigentlich eingebildet?

Am vierten Tag seiner Verurteilung, spät am Nachmittag, als der Prinz nicht zu Hause war, hatte Simon Jirikis Wohnung verlassen. Schnell, aber

– wie er hoffte – unauffällig überquerte er den Fluß, kletterte über eine schmale Brücke und strebte dann nach der Stelle zurück, an der er mit Aditu das Tal zum ersten Mal betreten hatte. Das Wandbild aus Stoffknoten, das zu Jirikis Haus führte, setzte sich am anderen Ufer des Flusses fort, immer von Baum zu Baum. Die Teile, an denen Simon jetzt vorbeikam, schienen zu zeigen, wie die Überlebenden einer großen Katastrophe mit ihren Schiffen ein neues Land erreichten – die Ankunft der Sithi in Osten Ard? – und dort große Städte bauten und in Wäldern und Gebirgen Reiche errichteten. Weitere Einzelheiten und in den Teppich eingewebte Zeichen deuteten darauf hin, daß Streit und Leid nicht in der zerstörten Heimat zurückgeblieben waren. Aber Simon hatte es zu eilig, um stehenzubleiben und sich die Bilder genauer anzuschauen.

Nachdem er einige Zeit am Fluß entlanggegangen war, bog er schließlich ab und wanderte auf das dichte Unterholz am Fuß der Hügel zu, wo er durch Heimlichkeit wettzumachen hoffte, was er an Zeit verlor. Es waren nur wenige Sithi unterwegs, aber Simon war überzeugt, daß sie Alarm schlagen würden, wenn sie sahen, daß ihr Gefangener sich den Grenzen von *Jao é-Tinukai'i* näherte. Darum schlüpfte er möglichst vorsichtig durch die Bäume und vermied die allgemeinen Wege. Trotz des Hochgefühls der Flucht quälte ihn ein äußerst schlechtes Gewissen; man würde Jiriki bestimmt bestrafen, wenn er den gefangenen Sterblichen entwischen ließ. Aber Simon hatte auch seinen anderen Freunden gegenüber eine Verantwortung, eine Verantwortung, die schwerer wog als selbst die jahrtausendealten Gesetze der Sithi.

Niemand sah ihn; zumindest versuchte niemand, ihn aufzuhalten. Nach Stunden schien er in eine wildere, weniger gebändigte Gegend des alten Waldes gelangt zu sein. Er war fest überzeugt, es geschafft zu haben. Die ganze Strecke mit Aditu, von den Teichen bis zu Jirikis Tür, hatte keine zwei Stunden gedauert. Jetzt war er fast doppelt so lange gegangen, immer den Fluß entlang und vom Tal fort.

Aber als Simon aus dem dichten Pflanzenwuchs, hinter dem er Deckung gesucht hatte, hervortrat, mußte er feststellen, daß er sich nach wie vor in *Jao é-Tinukai'i* befand, wenn auch in einem Gebiet, das er bisher noch nicht gesehen hatte.

Er stand auf einer schattigen, von Dämmerlicht erfüllten Lichtung. Überall hingen feine, seidige Fäden wie Spinnweben von den Bäumen; sie glänzten in der Nachmittagssonne, als sei der Wald in einem feurigen Netz gefangen. Mitten auf der Lichtung wuchs eine gewaltige Eiche, in deren

Stamm eine ovale Tür aus moosbewachsenem, weißem Holz eingelassen war. Um sie herum hing die Seide in so dichten Strängen, daß der Baum selbst kaum noch zu sehen war. Simon hielt inne und fragte sich, was für ein winzigkleiner Einsiedler hier wohl leben mochte, in einem Baum am äußersten Rande der Stadt. Verglichen mit den prachtvollen, wogenden Falten von Jirikis Haus oder den anderen anmutigen Gebilden von *Jao é-Tinukai'i*, machte dieser Ort einen altväterlichen Eindruck, so als verberge sich sein Bewohner selbst vor dem langsamen Fortschritt der Sithi. Aber obwohl eine Stimmung von Alter und Einsamkeit es umgab, hatte das Spinnenseidenhaus nichts Bedrohliches. Die Lichtung war leer und friedlich, behaglich in ihrer Belanglosigkeit. Die Luft, staubig, aber angenehm, erinnerte an die Taschen einer geliebten Tante. Hier blieb vom übrigen *Jao é-Tinukai'i* nur noch der Eindruck fernen, atmenden Lebens. Unter diesen seidenverhangenen Bäumen konnte man verweilen, während draußen die Welt in Scherben fiel …

Während Simon so dastand und den wogenden Fäden zuschaute, rief eine Trauertaube leise und dumpf. Jäh fiel ihm sein Vorhaben ein. Wie lange hatte er hier schon verharrt und vor sich hin geglotzt wie ein Narr? Wenn nun der Besitzer des seltsamen Hauses heraus- oder von irgendeinem Gang zurückgekommen wäre? Dann würde das Geschrei losgehen, und man würde ihn packen wie eine Ratte.

Wütend über diesen ersten Fehler in seinen Berechnungen eilte Simon zurück in den Wald. Bestimmt hatte er nur die Zeit falsch eingeschätzt. Noch eine Stunde Marschieren, dann hätte er die letzten Ausläufer der Stadt hinter sich und könnte durch das Sommertor gehen. Mit den gehorteten Vorräten, die er heimlich vom reichgedeckten Tisch des Prinzen gestohlen hatte, mußte es ihm gelingen, sich nach Süden durchzuschlagen, bis er den Waldrand erreichte. Vielleicht kostete ihn der Versuch das Leben, aber das war nun einmal Heldenschicksal.

Simons Bereitwilligkeit, als Held zu sterben, schien auf die listenreiche Anlage von *Jao é-Tinukai'i* wenig Eindruck zu machen. Als er endlich wieder aus dem dichten Buschwerk auftauchte und die Sonne schon tief am Himmel stand, denn es war fast Abend, fand er sich knietief im goldenen Gras des offenen Waldlandes vor dem mächtigen Yásira, wo er wie betäubt vor den schimmernden, wogenden Flügeln der Schmetterlinge stehenblieb.

Wie konnte das sein? Er hatte sich streng an den Fluß gehalten. Nie war das Wasser mehr als ein paar Schritte außer Sicht gewesen, und es war

stets in dieselbe Richtung geflossen. Auch die Bahn der Sonne am Himmel hatte gestimmt, soweit erkennbar. Seine Wanderung mit Aditu hatte sich seinem Herzen unauslöschlich eingeprägt – nie würde er auch nur die kleinste Einzelheit vergessen –, aber trotzdem war er mehr als den halben Nachmittag gelaufen, um eine Strecke von wenigen hundert Schritten zurückzulegen.

Als er das begriff, wurde ihm auf einmal ganz schwach. Er sank auf den warmen, feuchten Boden, das Gesicht tief in den Rasen gepreßt, als hätte ein Hieb ihn gefällt.

In Jirikis Haus gab es viele Räume. Einen davon hatte er Simon zur Verfügung gestellt. Der Prinz selbst schien die meiste Zeit in dem offenen Zimmer zu verbringen, in dem Simon ihn bei seiner Ankunft in *Jao é-Tinukai'i* zuerst begrüßt hatte. Während die ersten Wochen seiner Gefangenschaft verflossen, gewöhnte sich Simon daran, dort mit Jiriki die Abende zu verbringen. Sie saßen auf dem sanften Hang über dem Wasser und sahen zu, wie das Licht allmählich vom Himmel verschwand, die Schatten länger wurden und der gläserne Teich sich dunkler färbte. Wenn sich dann der letzte Schimmer des Sonnenlichtes in den Zweigen verlor, wurde der Teich zum düsteren Spiegel, in dessen violetten Tiefen Sterne aufblühten.

Simon hatte früher nie wirklich auf die Geräusche der hereinbrechenden Nacht gehört, jetzt aber regte ihn Jirikis oft stumme Gesellschaft dazu an, ganz bewußt dem Gesang der Grillen und Frösche zu lauschen und das Seufzen des Windes in den Bäumen nicht mehr nur als Warnung wahrzunehmen, sich die Mütze fester über die Ohren zu ziehen. Manchmal, wenn er so in den schwellenden Abend versank, hatte er das Gefühl, vor einer tiefen Einsicht zu stehen. Ihm war, als wachse er über sich selbst hinaus, als begreife er, wie man sich fühlte, wenn man in einer Welt lebte, die sich um Städte oder Burgen oder die Sorgen ihrer Erbauer herzlich wenig kümmerte. Manchmal fürchtete er sich auch vor der Größe dieser Welt, der unendlichen Weite dieses Abendhimmels, an dem kalte Sterne strahlten.

Doch trotz all dieser ungewohnten Erkenntnisse blieb er doch Simon: die meiste Zeit war er schlicht und einfach unzufrieden.

»Er hat es bestimmt nicht so gemeint.« Er leckte sich den Saft einer gerade verschlungenen Birne von den Fingern und warf das Kerngehäuse verdrießlich zum grasigen Uferrand hinunter. Neben ihm spielte Jiriki mit dem Stiel, der von seiner eigenen Birne übriggeblieben war. Es war Simons fünfzehnter Abend in *Jao é-Tinukai'i* – oder war es schon der sech-

zehnte? »Hierbleiben, bis ich sterbe? Das ist doch Wahnsinn!« Natürlich hatte er Jiriki nichts von seinem mißlungenen Fluchtversuch erzählt, aber er konnte auch nicht so tun, als habe er sich mit der Gefangenschaft abgefunden.

Jiriki machte ein Gesicht, von dem Simon gelernt hatte, daß es Kummer ausdrückte: ein kaum sichtbares Schmalerwerden der Lippen, ein Schleier über den nach oben gerichteten Katzenaugen. »Es sind meine Eltern«, sagte der Sitha. »Es sind Shima'onari und Likimeya, die Gebieter der Zida'ya, und ihre Entscheidung ist so unabänderlich wie der Lauf der Jahreszeiten.«

»Aber warum habt Ihr mich dann hierhergebracht? Ihr wart es doch, der die Regel gebrochen hat!«

»Es gab keine Regel zu brechen – nicht wirklich.« Jiriki drehte den Stiel noch einmal in den langen Fingern und warf ihn dann in den Teich. Ein kleiner Ring zeigte an, wo er hineingefallen war. »Es war immer eine stillschweigende Übereinkunft, aber das ist etwas anderes als ein Wort *des Gebotes*. Schon von jeher ist es Brauch bei den Dämmerungskindern, daß wir tun können, was uns beliebt, sofern es nicht gegen ein Wort *des Gebotes* verstößt; aber einen Sterblichen hierherzubringen traf mitten ins Herz der Dinge, die unser Volk seit unvordenklichen Zeiten entzweien. Ich kann dich nur um Verzeihung bitten, Seoman. Es war ein Wagnis, und ich hatte nicht das Recht, dafür dein Leben aufs Spiel zu setzen. Aber ich war zu dem Schluß gekommen, daß ausnahmsweise – und ich meine wirklich nur dieses eine Mal – ihr Sterblichen vielleicht recht habt und mein Volk sich irrt. Dieser Winter, der sich immer mehr ausbreitet, bedroht nicht allein die Königreiche der Sudhoda'ya.«

Simon lag da und sah hinauf zu den immer heller leuchtenden Sternen. Er versuchte die Verzweiflung zu ersticken, die in ihm aufstieg. »Ist es möglich, daß Eure Eltern ihre Meinung ändern?«

»Es wäre möglich«, erwiderte Jiriki vorsichtig. »Sie sind weise und wären freundlich, wenn sie könnten. Aber mach dir keine allzu großen Hoffnungen. Wir Zida'ya treffen niemals schnelle Entscheidungen, schon gar nicht in schwierigen Fällen. Die Bedenkzeit, die ihnen angemessen erscheinen könnte, würde vielleicht Jahre betragen, und Sterblichen fällt es schwer, so lange zu warten.«

»Jahre!« Simon war erschüttert. Plötzlich verstand er, warum Tiere sich die eigenen Beine abbissen, um aus einer Falle herauszukommen. »Jahre!«

»Es tut mir leid, Seoman.« Jirikis Stimme klang heiser, als empfinde er großen Schmerz, aber die goldenen Züge blieben auch jetzt ungerührt. »Es

gibt ein Zeichen der Hoffnung, aber erwarte nicht zuviel davon. Die Schmetterlinge sind noch da.«

»Wie?«

»Am Yásira. Sie finden sich dort ein, wenn große Entschlüsse gefaßt werden müssen. Sie sind noch nicht fortgeflogen, und das bedeutet, daß noch nicht alles entschieden ist.«

»Was für Entschlüsse?« Trotz Jirikis Warnung stieg in Simon sofort neue Hoffnung auf.

»Ich weiß nicht.« Jiriki schüttelte den Kopf. »Im Augenblick ist es für mich besser, nicht dorthin zu gehen. Meine Stimme steht momentan nicht hoch in der Gunst meiner Eltern, darum muß ich warten, bevor ich erneut vor sie trete und meine Bedenken vorbringe. Zum Glück scheint sich Erste Großmutter Amerasu Sorgen über das Verhalten meiner Eltern zu machen, vor allem über das meines Vaters.« Er lächelte schief. »Ihre Worte besitzen großes Gewicht.«

*Amerasu.* Simon kannte diesen Namen. Tief atmete er die Nacht ein. Plötzlich erinnerte er sich: ein Gesicht, noch schöner und doch unleugbar um vieles älter als selbst die Gesichter von Jirikis alterslosen Eltern. Er setzte sich auf.

»Wißt Ihr, Jiriki, daß ich ihr Gesicht einmal im Spiegel gesehen habe – das Gesicht von Amerasu, die Ihr Erste Großmutter nennt?«

»Im Spiegel? Im Drachenschuppenspiegel?«

Simon nickte. »Ich weiß, daß ich ihn nicht benutzen sollte, es sei denn, um Euch zu Hilfe zu rufen … aber es war ein Zufall.« Er berichtete von seiner seltsamen Begegnung mit Amerasu und der furchtbaren Erscheinung der silbern maskierten Utuk'ku.

So wundervoll auch die Grillen sangen, Jiriki schien sie vollkommen vergessen zu haben. »Ich habe dir nicht verboten, den Spiegel zu benutzen, Seoman«, sagte er. »Überraschend ist nur, daß du etwas anderes als natürliche Spiegelbilder darin sehen konntest. Höchst eigenartig.« Er machte eine ungewohnte Handbewegung. »Ich muß mit Erster Großmutter darüber sprechen. Wirklich höchst eigenartig.«

»Darf ich mitkommen?« fragte Simon.

»Nein, Seoman Schneelocke«, lächelte Jiriki. »Niemand geht ohne ihre Aufforderung zu Amerasu, der Schiffgeborenen. Selbst Wurzel und Zweig – du würdest sie ihre nächsten Verwandten nennen – müssen eine solche Gunst höchst respektvoll erbitten. Du ahnst gar nicht, wie erstaunlich es ist,

daß du sie in meinem Spiegel gesehen hast. Du bist eine Bedrohung, Menschenkind.«

»Eine Bedrohung? Ich?«

Der Sitha lachte. »Ich meine nur deine Anwesenheit hier.« Er berührte leicht Simons Schulter. »Du bist unvergleichlich, Schneelocke. Etwas ganz Neues und Wunderbares.« Er stand auf. »Ich werde etwas unternehmen. Ich habe ja selbst den dringenden Wunsch, in das Geschehen einzugreifen.«

Simon, der noch nie gern gewartet hatte, blieb mit dem Teich, den Grillen und den unerreichbaren Sternen allein zurück. Es kam ihm alles so seltsam vor. Eben noch hatte er um sein Leben, vielleicht um das Überleben von ganz Osten Ard gekämpft, sich gegen tödliche Erschöpfung, schwarze Magie und furchtbare Feinde gewehrt; dann plötzlich hatte man ihn dem Winter entrissen und kopfüber in den Sommer gesetzt, aus grausiger Gefahr mitten in … Langeweile. Aber Simon begriff sehr wohl, daß es keineswegs so einfach war. Daß man ihn seiner Welt entzogen hatte, bedeutete ja nicht, daß die Schwierigkeiten, die er hinter sich zurückgelassen hatte, beseitigt waren. Im Gegenteil: irgendwo dort draußen, lebend oder tot in den schneebedeckten Wäldern fern von *Jao é-Tinukai'i*, war sein Pferd Heimfinderin mit seiner schrecklichen Last, dem Schwert *Dorn*, um dessentwillen Simon und seine Freunde Hunderte von Meilen zurückgelegt und kostbares Blut vergossen hatten. Menschen und Sithi waren gestorben, um diese Klinge für Josua zu finden. Jetzt war das Schwert vielleicht im Wald verlorengegangen, und Simon hatte man so achtlos eingesperrt, wie ihn Rachel einmal wegen irgendeiner geringen Verfehlung in eine von den dunklen Speisekammern des Hochhorstes eingeschlossen hatte.

Simon hatte Jiriki von dem verlorenen Schwert erzählt, aber der Sitha hatte nur mit aufreizender Gelassenheit den Kopf geschüttelt. Da konnte man nichts tun.

Simon sah auf. In der Stille des frühen Nachmittags war er lange flußaufwärts gewandert; er konnte Jirikis Haus und den Teppich aus Knoten nicht mehr sehen. Er setzte sich auf einen Stein und sah einem weißen Reiher zu, der in einen der seichten Altarme des Flusses hinausstelzte. Das glänzende Auge starrte zur Seite und heuchelte Gleichgültigkeit, die die Furcht wachsamer Fische täuschen sollte.

Simon war überzeugt, daß es mindestens drei Wochen her war, seit er das Tal zuerst betreten hatte. In den letzten Tagen war ihm seine Gefan-

genschaft fast wie ein strohdummer Scherz vorgekommen, der schon viel zu lange andauerte und jetzt allen den Spaß zu verderben drohte.

*Was soll ich tun?* In ohnmächtiger Wut hob er einen Zweig vom Boden auf und schickte ihn wirbelnd aufs Wasser hinaus. *Ich komme nicht weg von hier!*

Beim Gedanken an den großartigen Fehlschlag seiner ersten Flucht und die weiteren Versuche, die den ersten bestätigt hatten, gab Simon einen angewiderten Laut von sich und warf einen neuen Zweig in den Fluß. Jedesmal, wenn er einen Weg nach draußen zu finden geglaubt hatte, war er wieder mitten in *Jao é-Tinukai'i* gelandet.

*Wie konnte ich nur so ein Mondkalb sein?* dachte er ärgerlich. *Wie konnte ich nur glauben, man könne so leicht von hier fliehen, obwohl doch Aditu und ich erst durch den ganzen Winter gehen mußten?* Der Stock drehte sich einen Augenblick im Kreis, munter wie eine Wetterfahne, und wurde dann von der sanften Strömung verschluckt.

*Das bin ich,* dachte Simon. *Genauso wird es mit mir enden, soweit das von diesem Sithivolk abhängt. Einige Zeit lebe ich unter ihnen, und dann, bevor sie überhaupt merken, daß ich alt werde, bin ich tot.* Bei dem Gedanken hatte er vor Schreck plötzlich einen Kloß im Hals. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als wieder unter seinesgleichen zu sein, kurzlebig, wie sie waren – selbst Rachel der Drache wäre ihm willkommener gewesen als diese milden, katzenäugigen Unsterblichen.

Voller Unruhe sprang er vom Ufer auf und watete durch das Schilf, bis er den Pfad wieder erreicht hatte. Fast wäre er mit jemandem zusammengestoßen, einem nur mit einem Paar dünner, weiter, blauer Hosen bekleideten Sitha, der im Unterholz stand und auf den Fluß hinausblickte. Sekundenlang dachte Simon, der Fremde habe ihm nachspioniert, aber das feinknochige Gesicht zeigte bei seinem Näherkommen keinerlei Regung. Auch als der Junge weiterging, starrte der Sitha unverwandt an ihm vorüber und sang dabei leise vor sich hin, eine gehauchte Melodie aus Zischlauten und Pausen. Seine ganze Aufmerksamkeit galt einem Baum, der, halb von der Strömung überspült, unten am Wasser wuchs.

Simon konnte ein ärgerliches Brummen nicht unterdrücken. Was hatten diese Leute nur? Sie liefen herum wie Schlafwandler, redeten wirres Zeug – selbst Jiriki erging sich manchmal in geheimnisvollem Unsinn, der sich ständig im Kreis drehte, und der Prinz war noch der am wenigsten Umständliche seines Stammes –, und alle betrachteten Simon, als wäre er ein Insekt – sofern sie sich überhaupt herabließen, von ihm Notiz zu nehmen.

Mehrfach bereits war Simon zwei Sithi begegnet, bei denen er überzeugt war, daß es sich um Ki'ushapo und Sijandi handelte, die mit Jiriki und Simons Gefährten vom Norden des Aldheorte bis an den Fuß des Urmsheims geritten waren. Aber die Sithi gaben kein Zeichen des Wiedererkennens und begrüßten ihn nicht. Simon konnte nicht mit letzter Sicherheit schwören, daß sie es waren, aber etwas in der Art, wie sie beharrlich seinem Blick auswichen, bestärkte seinen Verdacht.

Nach der Reise durch die Nördliche Öde waren Jirikis Vetter An'nai und der erkynländische Soldat Grimmric auf dem Drachenberg Urmsheim ums Leben gekommen, unter dem Wasserfall aus Eis, den man den Udunbaum nannte. Nebeneinander lagen sie begraben, Sterblicher und Unsterblicher, etwas, von dem Jiriki sagte, es sei nie zuvor geschehen, eine seit Jahrhunderten unbekannte Verbindung zwischen den beiden Rassen. Nun war Simon, ein Sterblicher, in das verbotene *Jao é-Tinukai'i* gekommen. Vielleicht mißbilligten Ki'ushapo und Sijandi seine Anwesenheit, aber sie wußten, daß er ihren Prinzen Jiriki gerettet hatte und *Hikka Staja,* ein Pfeilträger, war – warum gingen sie ihm dann aus dem Weg? Und wenn Simon sich in ihrer Person irrte, hätten es die beiden richtigen Männer doch leicht gehabt, ihn zu finden, denn schließlich war er unter ihrem Volk der einzige seiner Art. Waren sie so zornig darüber, daß er sich hier aufhielt, daß sie ihm nicht einmal guten Tag sagen wollten? War es ihnen Jirikis wegen peinlich, daß der Prinz ein Geschöpf wie Simon in ihr verborgenes Tal gebracht hatte? Warum sagten sie es dann nicht – *warum sagten sie überhaupt nichts?* Jirikis Onkel Khendraja'aro brachte seine Abneigung gegen Sterbliche wenigstens klar und offen zum Ausdruck.

Der Gedanke an soviel Mißachtung stimmte Simon ungemein verdrießlich. Innerlich kochend, stapfte er die Uferböschung hinauf. Es erforderte seine ganze Selbstbeherrschung, nicht zu dem Sitha zurückzugehen, der friedlich den Fluß betrachtete, und ihm das schöne, fremdartige Gesicht in den Schlamm zu stoßen.

Simon marschierte mit großen Schritten durch das ganze Tal, diesmal nicht mit Fluchtgedanken, sondern um die aufgestaute Unrast und Gereiztheit loszuwerden. Steifbeinig ging er an mehreren anderen Sithi vorbei. Die meisten waren allein, nur einige wenige wanderten paarweise dahin, ohne jedoch miteinander zu sprechen. Manche betrachteten ihn, ohne zu blinzeln, mit neugierigen Augen, andere schienen ihn gar nicht zu bemerken. Eine Vierergruppe saß da und lauschte still dem Gesang eines Fünften; aufmerksam folgten ihre Blicke den zierlich gleitenden Handbewe-

gungen des Sängers. *Barmherziger Ädon,* knurrte Simon vor sich hin, *was haben sie nur den ganzen Tag im Kopf? Sie sind ja schlimmer als Doktor Morgenes!* Zwar hatte der Doktor auch zu langen Schweigeperioden geneigt, in denen er nur zerstreut und tonlos vor sich hin summte, aber wenigstens hatte er am Ende des Tages einen Bierkrug geköpft und Simon ein wenig Geschichte beigebracht oder Verbesserungsvorschläge für die recht kleckrige Handschrift seines Lehrlings gemacht.

Simon trat gegen einen Tannenzapfen und sah zu, wie er davonrollte. Er mußte zugeben, daß die Sithi schön waren. Ihre Anmut, die fließenden Linien ihrer Gewänder, die gelassene Heiterkeit ihrer Gesichter, das alles gab ihm das Gefühl, wie ein schlammbespritzter Mischlingshund auszusehen, der sich im Hause eines großen Herrn am Tischtuch scheuert. So erbost er auch über seine Gefangenschaft war, manchmal flüsterte ihm eine grausame innere Stimme ins Ohr, daß ihm nicht mehr als recht geschah. Es stand ihm nicht zu, diesen Ort zu betreten, und nachdem er sich nun einmal hier eingedrängt hatte, konnten die Unsterblichen einem Straßenjungen wie ihm gewiß nicht gestatten, zurückzukehren und sie dann mit seinen Erzählungen zu besudeln. Wie weiland Hans Mundwalds Mann Osgal in der Sage war er in einen Feenhügel hinabgestiegen. Die Welt konnte für ihn nie mehr wie früher sein.

Simons Schritt wurde langsamer, das zornige Dahinstapfen verwandelte sich in ein Schlurfen. Bald darauf vernahm er das stetige Plätschern von Wasser auf Stein. Er sah von seinen grasfleckigen Stiefeln auf und entdeckte, daß er das ganze Tal durchwandert hatte und jetzt im Schatten der Berge stand. Eine unbestimmte Hoffnung stieg in ihm auf. Er befand sich in der Nähe der Teiche, wie Aditu sie genannt hatte; das Sommertor konnte nicht weit sein. Anscheinend hatte er dadurch, daß er gar nicht an einen Weg nach draußen gedacht hatte, erreicht, was ihm an den Tagen zuvor so ganz und gar mißlungen war.

Er versuchte, auch weiter so wenig wie bisher darüber nachzudenken, und verließ den Pfad. Er steuerte auf das Geräusch des rieselnden Wassers zu und sah mit, wie er hoffte, angemessener Unbekümmertheit zu den überhängenden Bäumen auf. Schon nach wenigen Schritten war das Sonnenlicht verschwunden, und er war in den kühlen Bergschatten eingetreten. Über grasige Hänge ging es nach oben, durch Teppiche aus schüchternen blauen Levkojen und weißen Sternblumen. Als das Lied des fallenden Wassers lauter wurde, mußte er sich beherrschen, nicht loszurennen. Statt dessen hielt er inne und lehnte sich an einen Baum, ganz als befinde er sich

auf einem besinnlichen Spaziergang. Er sah den Sonnenstrahlen zu, die durch die Blätter fielen, und lauschte seinem eigenen Atem, der allmählich ruhiger wurde. Dann, als er fast vergessen hatte, wohin er wollte – bildete er es sich nur ein, oder wurde das Rauschen des Wassers wirklich auf einmal lauter? –, stieg er weiter den Berg hinauf.

Als er die Höhe des ersten Abhangs erreicht hatte, rechnete er fest damit, den untersten Teich vor sich zu sehen. Statt dessen fand er sich am Rand eines kreisrunden Tales. An seinen oberen Hängen wuchsen Scharen von weißen Birken, deren Blätter gerade ihre sommergelbe Farbe annahmen. Sie raschelten sanft im leichten Wind, wie kleine, goldene Pergamentstreifen. Unterhalb der Birken, eine Stufe tiefer, zog sich ein dichter Ring aus silberblättrigen Bäumen um das Tal. Sie bebten, als der Wind zu ihnen hinunterwehte.

In ihrer Mitte, tief im Grund, gab es dunklen Pflanzenwuchs, den Simons Augen nicht durchdringen konnten. Aber auch dort wehte jetzt der Wind. Wie ein summendes Wispern stieg es aus dem dämmrigen Herzen des Tales empor, ein Geräusch, das genausogut das Rascheln von Blättern und Zweigen im leichten Wind sein konnte wie das Zischen tausend schlanker Messer, die aus tausend schmalen Scheiden fuhren.

Simon stieß den angehaltenen Atem aus. Der Duft des Tales drang zu ihm herauf, modrig und bittersüß. Es roch nach Wachstum, ein stechender Geruch wie von gemähtem Gras, zugleich aber auch intensiv und berauschend würzig wie die Schalen mit Glühwein, die Morgenes an kalten Abenden gewärmt hatte. Wieder sog Simon den Geruch ein und fühlte sich seltsam berauscht. Da waren noch viele andere Düfte, ein Dutzend, hundert – er konnte Rosen an einer alten Steinmauer erkennen, Stallmist, Regen, der auf staubigen Boden prasselte, die salzige Würze von Blut und den ähnlichen, aber keineswegs genau gleichen Geruch von Meerwasser. Er schüttelte sich wie ein nasser Hund und fühlte, wie es ihn den Hang hinunterzog. Nur ein paar Schritte…

»Es tut mir leid, aber du darfst dort nicht hingehen.«

Simon fuhr herum. Hinter ihm auf der Höhe stand eine Sitha. Einen Augenblick dachte er, es sei Aditu. Die Frau trug ein hauchdünnes Stück Stoff um die Lenden und sonst nichts. Im schrägen Sonnenlicht schimmerte ihre Haut in rötlichem Gold.

»Wie?«

»Du darfst nicht dorthin gehen.« Sie sprach seine Sprache langsam und betont. Ihr Gesicht zeigte keinerlei Verärgerung. »Es tut mir leid, aber du

darfst nicht.« Sie machte einen Schritt auf ihn zu und betrachtete ihn neugierig. »Du bist der Sudhoda, der Jiriki gerettet hat.«

»So? Und wer bist du?« erkundigte er sich mürrisch. Er wollte nicht auf ihre Brüste und die schlanken, aber sehnigen Beine starren, aber es war fast unvermeidlich. Simon merkte, daß er allmählich wütend wurde.

»Meine Mutter nannte mich Maye'sa«, antwortete sie und sprach jedes Wort so übergenau aus, als sei Simons Sprache ein Kunststück, das sie gelernt, aber noch nie ausgeführt hätte. Ihre weißen Haare zeigten goldene und schwarze Streifen. Simon schaute auf ihre langen, gewundenen Flechten – ein sicherer Ort, um den Blick darauf ruhen zu lassen – und begriff auf einmal, daß *alle* Sithi weißes Haar hatten und die unzähligen, ganz unterschiedlichen Regenbogenfarben, die sie wie exotische Vögel erscheinen ließen, künstlich waren. Selbst Jiriki mit seinem merkwürdigen Heideblumenton – gefärbt! Künstlich! Wie die lasterhaften Weiber, über die Vater Dreosan in seinen Predigten in der Hochhorstkapelle immer so geschäumt hatte! Simon fühlte, wie sein Zorn wuchs. Er kehrte der Sitha abrupt den Rücken zu und begann in das Tal hinunterzusteigen.

»Komm zurück, Seoman Schneelocke!« rief sie. »Dort unten ist der Hain der Tanzenden Jahre. Du darfst ihn nicht betreten.«

»Halt mich doch auf«, knurrte er. Vielleicht würde sie ihm einen Pfeil in den Rücken schießen. Erst vor wenigen Tagen hatte er gesehen, wie erschreckend gewandt Aditu mit dem Bogen umging. Jirikis Schwester hatte auf fünfzig Schritte vier Pfeile dicht nebeneinander in einen Ast geschossen. Simon hatte kaum einen Zweifel daran, daß andere ihres Geschlechtes ebenso geschickt waren, aber das kümmerte ihn jetzt nicht. »Töte mich, wenn du das willst«, fügte er hinzu und fragte sich gleich darauf, ob er mit dieser Bemerkung nicht doch zu weit gegangen war.

Mit halb hochgezogenen Schultern lief er den Abhang hinab, den wispernden Birken zu. Kein Pfeil folgte ihm. Schließlich wagte er einen Blick zurück. Die Frau namens Maye'sa stand noch am selben Fleck. Das schmale Gesicht hatte einen verwirrten Ausdruck.

Simon setzte sich in Trab, vorbei an endlosen Reihen weißer Stämme, deren Rinde wie Papier aussah. Nach kurzer Zeit fiel ihm auf, daß der Hang eben wurde. Als er dann merkte, daß es wieder bergauf ging, hielt er an und überlegte. Schließlich suchte er sich eine Stelle, von der aus er das Tal übersehen und herausfinden konnte, wo er sich jetzt befand. Verblüfft erkannte er, daß noch immer die ganze Tiefe der großen Schüssel unter ihm lag, aber irgendwie hatte er sich von dort, wo die Sitha stand und ihn

beobachtete, entfernt und war um den Rand des Tales herumgelaufen.

Schwitzend vor Wut versuchte er es noch einmal. Bald aber hatte er von neuem das Gefühl, daß sich unter seinen Füßen der Boden ebnete und gleich darauf sogar wieder nach oben anstieg. Er war dem Talgrund kein Stück nähergekommen, sondern war, soweit er sehen konnte, lediglich etwa zu einem Drittel in den Ring der Birken vorgedrungen.

Versuche, dem ansteigenden Hang den Rücken zu kehren, schlugen ebenfalls fehl. Der Wind seufzte in den Zweigen, die Birkenblätter raschelten, und Simon kam es vor, als liefe er wie in einem Traum, in dem man trotz aller Anstrengungen kein Stück vorwärtskommt. Endlich, in einem Anfall ohnmächtiger Wut, schloß er die Augen und rannte einfach los. Sein Schreck verwandelte sich für einen Augenblick in ein trunkenes Hochgefühl, als er spürte, wie der Grund unter ihm abfiel. Äste schlugen ihm ins Gesicht, aber irgendein sonderbarer Glücksfall hinderte ihn daran, gegen einen der Hunderte von Bäumen zu rennen, die seiner überstürzten Flucht im Wege standen.

Als er endlich anhielt und die Augen öffnete, fand er sich wieder oben auf dem Berg. Vor ihm wartete Maye'sa. Ihr durchsichtiges Röckchen flatterte in der ruhelosen Brise.

»Ich habe dir doch gesagt, daß du den Hain der Tanzenden Jahre nicht betreten darfst«, wiederholte sie, als erkläre sie einem Kind eine schmerzliche Wahrheit. »Hast du geglaubt, es würde dir gelingen?« Sie reckte den biegsamen Hals und schüttelte den Kopf. Ihre Augen waren groß und fragend. »Wunderliches Wesen.«

Sie verschwand bergab in Richtung auf *Jao é-Tinukai'i.* Simon folgte ihr nach wenigen Minuten. Mit gesenktem Kopf sah er zu, wie seine Stiefelspitzen das Gras niedertraten. Bald merkte er, daß er auf dem Pfad vor Jirikis Haus stand. Es wurde Abend. Am Flußteich zirpten die Grillen.

»Sehr gut, Seoman«, lobte ihn Aditu am nächsten Tag. Prüfend betrachtete sie das *Shent*-Brett und nickte. »Irreführung! Man entfernt sich von dem, was man eigentlich erreichen will. Du lernst.«

»Es gelingt nicht immer«, erwiderte er trübe.

Aditus Augen glitzerten. »Nein. Manchmal braucht man einen komplizierteren Plan. Aber es ist ein Anfang.«

Binabik und Sludig waren nicht sehr weit in den Wald hineingeritten, nur so tief, daß ihr Lager vor dem bitteren Wind geschützt war, der über die Ebenen fegte, ein Wind, dessen Stimme längst zum unablässigen Heu-

len geworden war. Die angepflockten Pferde traten unruhig hin und her, und selbst Qantaqa machte einen verstörten Eindruck. Sie war gerade von ihrem dritten Streifzug in das Innere des Waldes zurückgekommen und saß nun mit gespitzten Ohren da, als lausche sie auf eine bereits erwartete, aber trotzdem unheilverkündende Warnung. In ihren Augen schimmerte der Abglanz des Feuerscheins.

»Glaubst du, daß wir hier sicherer sind, Kleiner?« fragte Sludig und schärfte sein Schwert. »Ich hätte lieber die offene Ebene zum Feind als diesen Wald.«

Binabik zog die Stirn in Falten. »Vielleicht. Aber würdest du auch lieber den haarigen Riesen gegenübertreten, die wir gesehen haben?«

Der Weiße Weg, die große Straße, die sich an den nördlichen Grenzen des Aldheorte entlangzog, hatte am äußersten Rand des Forstes einen Bogen geschlagen und sie zum ersten Mal, seit sie vor vielen Tagen mit Simon die Alte Tumet'ai-Straße verlassen hatten, nach Süden geführt. Nicht lange nach dieser Richtungsänderung war ihnen eine Schar weißer Gestalten aufgefallen, die sich in der Ferne hinter ihnen bewegten – Gestalten, von denen sie beide wußten, daß es *Hunen* sein mußten. Die Riesen, früher unwillig, ihre Jagdgründe am Fuß von Sturmspitze zu verlassen, schienen neuerdings das ganze Nordland zu durchstreifen. Beim Gedanken an das Gemetzel, das eine Meute dieser Unholde erst vor kurzem unter ihrer großen Reisegesellschaft angerichtet hatte, gaben sich weder Troll noch Rimmersmann der falschen Hoffnung hin, sie könnten einen Zusammenstoß mit den zottigen Ungetümen lebend überstehen.

»Wieso glaubst du eigentlich, daß wir sicherer sind, nur weil wir ein paar Achtelmeilen tief im Wald stecken?« wollte Sludig wissen.

»Nichts ist gewiß«, gab Binabik zu. »Aber ich weiß, daß die kleinen, kriechenden Gräber voller Widerwillen sind, Tunnel in den Aldheorte zu scharren. Vielleicht haben die Riesen ähnlichen Widerwillen.«

Sludig schnaubte und zog seine Klinge laut schabend über den Wetzstein. »Und der *Hune*, den Josua bei Naglimund getötet hat, als der Junge Simon gefunden wurde? War er nicht auch im Wald?«

»Man hatte ihn dorthin getrieben«, erwiderte Binabik gereizt und schob den zweiten mit Blättern umwickelten Vogel in die Glut. »Es gibt kein Versprechen im Leben, Sludig. Schlauer dünkt es mich, weniger zu wagen.«

Nach kurzem Schweigen erklärte der Rimmersmann: »Du hast recht, Troll. Ich bin einfach nur müde. Ich wünschte, wir wären endlich am Ziel,

an diesem Abschiedsstein! Wie gern möchte ich Josua sein unglückseliges Schwert aushändigen und dann eine ganze Woche schlafen. In einem Bett.«

Binabik lächelte. »O ja. Aber es ist nicht Josuas Schwert, oder wenigstens bin ich nicht sicher, daß es für ihn bestimmt ist.« Er stand auf und holte das lange Bündel, das an einem Baum lehnte. »Ich bin überhaupt nicht sicher, was für einen Zweck es besitzt.« Seine Finger entblößten die Klinge. Die schwarze Oberfläche wurde sichtbar. Der Feuerschein beleuchtete nicht mehr als die dunklen Umrisse. »Sieh her«, sagte Binabik und hob das Bündel auf seine Arme. »Dorn scheint jetzt nichts dagegen zu haben, daß ein kleiner Troll es trägt.«

»Sprich nicht davon, als wäre es lebendig«, murmelte Sludig und zeichnete schnell einen *Baum* in die Luft. »Das ist widernatürlich.«

Binabik sah ihn an. »Vielleicht ist es nicht lebendig wie ein Bär oder ein Vogel oder ein Mann, aber es ist etwas in ihm, das mehr ist als Schwertmetall, und du weißt es, Sludig.«

»Kann sein«, versetzte der Rimmersmann mürrisch. »Nein, verflucht, es ist so. Darum rede ich auch nicht gern darüber. Ich träume immer noch von der Höhle, in der wir es gefunden haben.«

»Das überrascht mich nicht«, meinte der Troll milde. »Es war ein Ort voller Furcht.«

»Aber es ist nicht allein der Ort – nicht einmal der Wurm oder Grimmrics Tod. Nein … ich träume von dem verdammten Schwert, kleiner Mann. Unter all den Knochen lag es, als *warte* es auf uns. Kalt, so kalt … wie eine Schlange in ihrem Loch.«

Sludig verstummte. Binabik beobachtete ihn, sagte jedoch nichts.

Der Rimmersmann seufzte. »Und ich verstehe immer noch nicht, was sein Besitz Josua nützen kann.«

»Ich auch nicht, aber es ist ein Ding der Macht. Das sollten wir nicht vergessen.« Binabik streichelte die stumpfglänzende Oberfläche, als wäre sie ein Katzenrücken. »Schau es an, Sludig. So sehr sind wir von den Prüfungen und Schlägen unseres Schicksals in Anspruch genommen worden, daß wir *Dorn* fast vergessen hatten. Dabei gehört es zu den Gegenständen, um die sich Legenden bilden. Vielleicht ist es die gewaltigste Waffe, die je das Licht von Osten Ard erblickt hat – gewaltiger als Herns Speer Oinduth, größer als Chukkus Schlinge!«

»Mächtig mag es sein«, brummte Sludig, »aber ich bezweifle sehr, daß es auch Glück bringt. Herrn Camaris hat es jedenfalls nicht gerettet.«

Binabik zeigte ein kleines, geheimnisvolles Lächeln. »Aber als er in der Bucht von Firannos über Bord fiel, hatte er es gar nicht bei sich, das hat uns Strupp der Narr erzählt. Nur darum konnten wir es auf dem Drachenberg finden. Sonst würde es auf dem Grund des Meeres liegen wie Camaris.«

Über ihnen kreischte der Wind und riß an den Zweigen. Sludig wartete eine angemessene Weile und rückte dann näher an das tröstliche Feuer. »Wie war es nur möglich, daß ein so gewaltiger Ritter von einem Schiff fallen konnte? Gebe Gott, daß ich einmal ehrenvoller sterbe – auf dem Schlachtfeld. Mir beweist das nur wieder – nicht, daß ich noch Zweifel gehabt hätte –, daß Schiffe etwas sind, um das man tunlichst einen Bogen machen sollte.«

Binabiks gelbes Grinsen wurde breiter. »Solche Worte zu hören aus dem Munde eines Mannes, dessen Vorfahren die größten Seeleute waren, die die Menschheit je gekannt hat!« Er wurde wieder ernst. »Obwohl man sagen muß, daß manche nicht glauben, daß Camaris über Bord gespült wurde. Manche gibt es auch, die behaupten, er habe sich ertränkt.«

»Was? Warum in Usires' Namen sollte er so etwas tun?« Sludig stocherte empört im Feuer.

Der Troll zuckte die Achseln. »Nur ein Gerücht ist es, aber ich mißachte solche Dinge nicht. Voll von seltsamen Geschichten sind Morgenes' Schriften. Qinkipa! Wie sehr ich doch wünschte, mehr Zeit gehabt zu haben, um das Buch des Doktors richtig zu lesen! Denn eines hat Morgenes in seiner Lebensgeschichte Johans des Priesters über ihn erzählt: daß Herr Camaris dem Prinzen Josua sehr ähnlich war, ein Mann voller seltsamer, schwarzgalliger Stimmungen. Auch war er ein großer Bewunderer von Johans Königin Ebekah. König Priester Johan hatte Camaris zu ihrem besonderen Beschützer ernannt. Als die Rose von Hernysadharc, wie viele sie nannten, bei Josuas Geburt starb, soll Camaris tief erschüttert gewesen sein. Er wurde grimmig und wunderlich und wütete gegen seinen Gott und den Himmel. Er legte Schwert und Rüstung und vieles andere ab wie jemand, der ein Leben in Frömmigkeit führen will – oder wie jemand, der weiß, daß er sterben wird. Nach einer Pilgerfahrt in die Sancellanische Ädonitis befand er sich auf dem Rückweg in seine Heimat, die Insel Vinitta. Vor der Harcha-Insel ist er dann bei Sturm im Meer verschollen.«

Binabik beugte sich vor und zog die eingewickelten Vögel aus dem Feuer, sorgsam bedacht, sich die kurzen Finger nicht zu verbrennen. Die Flammen knisterten, und der Wind stöhnte.

»Nun ja«, bemerkte Sludig endlich. »Was du da erzählst, bestärkt mich nur in dem Entschluß, den Großen und Mächtigen dieser Welt nach Möglichkeit aus dem Weg zu gehen. Bis auf Herzog Isgrimnur, der einen vernünftigen und praktischen Kopf auf den Schultern hat, kommen mir die anderen so unbeständig und töricht vor wie eine Herde Gänse. Dein Prinz Josua, wenn du mir die Bemerkung erlaubst, an erster Stelle.«

Binabiks Grinsen kehrte zurück. »Er ist nicht *mein* Prinz Josua, und er ist wirklich, wie hast du es ausgedrückt, unbeständig. Aber nicht töricht. Ganz und gar nicht töricht. Und er ist vielleicht unsere letzte Hoffnung, den heraufziehenden Sturm abzuwehren.« Als habe er versehentlich ein unangenehmes Thema berührt, beschäftigte der Troll sich jetzt schweigend mit dem Abendessen. Dann schob er dem Rimmersmann einen dampfenden Vogel zu. »Hier. Nimm etwas zu essen. Vielleicht gefällt den *Hunen* das kalte Wetter, und sie lassen uns in Ruhe. Dann können wir uns einen guten Nachtschlaf gönnen.«

»Den würden wir brauchen. Wir haben noch einen langen Weg vor uns, bevor wir dieses verfluchte Schwert loswerden.«

»Aber wir schulden es denen, die gefallen sind«, versetzte Binabik und starrte in die dunklen Weiten des Waldes, der sie umgab. »Wir haben nicht die Freiheit zu versagen.«

Während sie aßen, stand Qantaqa auf und umkreiste das Lager, die Ohren aufmerksam in den klagenden Wind gespitzt.

Wild fegte der Schnee über die Öde, vom brüllenden Wind so unbarmherzig gepeitscht, daß er am ausgefransten Nordrand des Aldheorte selbst die Rinde von den Bäumen riß. Der große Hund, dem das unfreundliche Wetter nicht das geringste ausmachte, sprang durch die Schneeschauer, die andere blind gemacht hätten, leichtfüßig zu seinem Herrn zurück. Unter dem kurzen Fell spannten und lockerten sich stählerne Muskeln. Als der Hund an Ingens Seite stand, griff der Jäger der Königin unter seine Jacke und holte einen Klumpen knorpliges Trockenfleisch hervor, an dessen einem Ende etwas saß, das bedenklich an einen Fingernagel erinnerte. Der weiße Hund verschlang es sekundenschnell und spähte dann hinaus ins Dunkle, die verschleierten kleinen Augen voller Begier, von neuem loszutraben. Ingen kraulte das Tier vorsichtig hinter den Ohren. Die Finger im Handschuh strichen über Kiefer mit so dicken Muskeln, daß sie einen Felsen zerkleinern konnten.

»Ja, Niku'a«, flüsterte der Jäger, und seine Stimme hallte im Helm wi-

der. In seinen Augen stand die gleiche wahnsinnige Erregung wie in denen des Hundes. »Du hast jetzt die Witterung, nicht wahr? Ach, wie stolz die Königin sein wird. Man wird meinen Namen singen, bis die Sonne schwarz und faulig vom Himmel fällt.«

Er lüftete den Helm und ließ den beißenden Wind gegen sein Gesicht stürmen. So sicher, wie er wußte, daß irgendwo über der Schwärze die frostigen Sterne schienen, so sicher war er auch, daß seine Beute noch vor ihm war und er ihr mit jedem Tage näherkam. In dieser Minute fühlte er sich nicht wie der zuverlässige, unermüdliche Hund, der sein Siegel war und dessen knurrendes Gesicht die Maske seines Helms bildete, sondern als listigeres, katzenhafteres Raubtier, ein Geschöpf wilder, aber verschwiegener Lebensfreude.

Er spürte die eiskalte Nacht auf der Haut und wußte, daß ihm kein Lebewesen unter dem düsteren Himmel auf Dauer entkommen konnte.

Ingen Jegger ließ den kristallenen Dolch aus dem Ärmel gleiten und hielt ihn vor sich. Er starrte hinein, als sei der Dolch ein Spiegel, in dem er sich selbst sehen könne, jenen Ingen, der solche Angst gehabt hatte, als Unbekannter zu sterben. In der durchsichtigen Klinge brach sich ein kühner Strahl Mondlicht oder Sternenschein und ließ sie in eisblauem Feuer aufglühen. Die eingeritzten Linien schien sich unter seinen Fingern zu winden wie Schlangen. Es war alles, was er sich erträumt hatte und mehr. Die Königin mit der Silbermaske hatte ihm eine große Aufgabe anvertraut, eine Aufgabe, die zum Stoff von Legenden werden konnte. Bald schon – er fühlte es mit einer Gewißheit, die ihn erzittern ließ – würde die Aufgabe erfüllt sein. Ingen ließ den Dolch in den Ärmel zurückgleiten.

»Lauf, Niku'a«, flüsterte er, als könnten ihn die verborgenen Sterne verraten, wenn sie ihn hörten. »Es ist Zeit, unsere Beute in ihrem Lager zu stellen. Wir jagen!« Ingen sprang in den Sattel. Sein geduldiges Reittier regte sich, als erwache es vom Schlaf.

Wirbelnd wehte der Schnee durch die leere Nacht, in der eben noch ein Mann, ein Pferd und ein Hund gestanden hatten.

Das Licht des Nachmittags verging, und die durchscheinenden Wände von Jirikis Haus färbten sich langsam dunkler. Aditu hatte Simon eine Mahlzeit aus Obst und warmem Brot in sein Zimmer gebracht, eine Freundlichkeit, für die er ihr noch dankbarer gewesen wäre, wenn sie nicht dageblieben wäre, um ihn zu quälen. Es war nicht so, daß Simon Aditus Gesellschaft nicht genossen und ihre exotische Schönheit nicht bewundert

hätte; im Gegenteil, es waren gerade ihre Schönheit und ihre Schamlosigkeit, die ihn verwirrten und es ihm ungemein schwer machten, sich auf so alltägliche Dinge wie Essen zu konzentrieren.

Wieder fuhr Aditu ihm mit dem Finger das Rückgrat hinauf. Simon verschluckte sich fast an einem Bissen Brot. »Laßt das!«

Die Sitha betrachtete ihn interessiert. »Warum? Bereitet es dir Schmerzen?«

»Nein! Natürlich nicht. Es kitzelt.« Simon wandte sich verdrießlich ab und schämte sich über seine schlechten Manieren, allerdings nicht übermäßig. Wie immer in Aditus Nähe fühlte er sich ganz durcheinander. Jiriki, so fremdartig er auch erscheinen mochte, hatte Simon nie das Gefühl gegeben, ein plumper Sterblicher zu sein; neben Aditu kam er sich vor wie ein Lehmklumpen.

Sie war heute fast nur mit Federn, Edelsteinperlen und ein paar Stoffstreifen bekleidet. Ihr glänzender Körper duftete nach parfümierten Ölen.

»Es kitzelt? Aber ist das denn schlimm?« fragte sie weiter. »Ich will dir nicht weh tun oder dir Unbehagen bereiten, Seoman. Es ist nur, daß du so…«, sie suchte nach dem richtigen Wort, »… so *anders* bist und ich so selten deinesgleichen aus der Nähe erlebt habe.« Sie schien seine Verwirrung zu genießen. »Du bist hier sehr breit…«

Sie fuhr mit den Fingern von einer Schulter zur anderen und seufzte, als die Berührung ein neues, erstickes Aufjaulen hervorrief. »Ich sehe deutlich, daß du anders bist als unser Volk.«

Simon, der ihr sofort wieder entwischt war, brummte. Er fühlte sich nicht wohl in ihrer Gegenwart, das war die schlichte Wahrheit. Ihre Anwesenheit gab ihm das Gefühl, irgendwo an einem höchst unangenehmen *Jucken* zu leiden, und in seiner Einsamkeit sehnte er sich nach ihren Besuchen und fürchtete sich doch davor. Jedesmal, wenn er verstohlen ihren schlanken Körper betrachtete, den sie mit einer Unbekümmertheit zur Schau stellte, die ihn noch immer in tiefster Seele schockierte, mußte er an Vater Dreosans donnernde Predigten denken. Zu seiner Verblüffung entdeckte Simon, daß der Priester, den er immer für einen Trottel gehalten hatte, doch recht gehabt hatte – der Teufel stellte dem Fleisch tatsächlich Fallen. Der bloße Anblick von Aditus katzenhaft geschmeidigen Bewegungen reichte, Simon mit einem unruhigen Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit zu erfüllen. Er wußte, daß alles noch schlimmer war, weil Jirikis Schwester nicht einmal seiner eigenen Rasse angehörte.

So wie der Priester es ihn gelehrt hatte, versuchte Simon, sich das reine

Antlitz der Gottesmutter Elysia vor Augen zu halten, wenn ihn die Versuchungen des Fleisches quälten. Zu Hause auf dem Hochhorst war Simon diesem Gesicht in Hunderten von Gemälden und Figuren, im Kerzenlicht zahlloser Schreine begegnet. Jetzt aber mußte er betrübt feststellen, daß ihn sein Gedächtnis im Stich ließ. In seiner Erinnerung kamen ihm die Augen von Usires' heiliger Mutter viel schelmischer und … *katzenhafter* … vor, als es sich für eine ordentliche und fromme Frau gehörte.

Aber bei allem Unbehagen war er Aditu doch dankbar, daß sie sich um ihn kümmerte, denn er war einsam; auch wenn er manchmal fand, daß sie es nur recht beiläufig tat und sie ihn oft neckte, ohne seine Gefühle im mindesten zu beachten. Besonders dankbar war er für das Essen. Jiriki war neuerdings selten zu Hause, und Simon wußte nie so genau, welche von den Früchten, Gemüsen und weniger vertrauten Gewächsen aus den weitläufigen Waldgärten des Prinzen man ungestraft essen durfte. Außer der Schwester des Prinzen hatte er niemanden, an den er sich wenden konnte. Selbst bei der herrschenden Familie – »Wurzel und Zweig«, wie Jiriki es ausgedrückt hatte – schien es so etwas wie Dienerschaft nicht zu geben. Jeder sorgte für sich selbst, im Einklang mit den einzelgängerischen Gewohnheiten der Sithi. Simon wußte, daß die Sithi Tiere hielten oder vielmehr, daß das Tal voller Tiere war, die kamen, wenn man sie rief. Schafe und Ziegen mußten sich melken lassen, denn zu den Mahlzeiten, die Aditu ihm brachte, gehörte oft duftender Käse. Dagegen schienen die Sithi kein Fleisch zu essen. Oft dachte Simon sehnsüchtig an alle diese zutraulichen Tiere, die in *Jao é-Tinukai'i* umherwanderten. Er wußte, daß er niemals wagen würde, sich an ihnen zu vergreifen, aber – Ädon! – wie köstlich wäre doch eine Hammelkeule!

Aditu stupste ihn erneut. Simon blieb ungerührt. Sie stand auf und ging an dem Nest aus weichen Decken, das sein Bett bildete, vorbei, um vor der wogenden blauen Wand stehenzubleiben. Als Jiriki ihn zuerst in dieses Zimmer geführt hatte, war die Wand scharlachrot gewesen, aber Simons Sithigastgeber hatte auf geheimnisvolle Weise die Farbe geändert, so daß sie jetzt ein beruhigendes Himmelblau zeigte. Als Aditu mit der langfingrigen Hand darüberstrich, glitt das Gewebe beiseite wie ein Vorhang. Dahinter lag ein anderer, größerer Raum.

»Spielen wir weiter«, sagte sie. »Du bist zu ernsthaft, Seoman.«

»Ich lerne es ja doch nie«, murmelte Simon.

»Weil du dir keine Mühe gibst. Jiriki behauptet, daß es dir nicht an Verstand fehlt – freilich hat sich mein Bruder auch schon geirrt.«

Aditu griff in eine Falte der Wand und holte eine Kristallkugel hervor, die bei ihrer Berührung zu glühen anfing. Sie setzte sie auf einen schlichten, hölzernen Dreifuß, und das Licht erfüllte den dunkel gewordenen Raum. Dann zog sie einen geschnitzten Holzkasten unter dem bunten *Shent*-Brett hervor und griff nach den polierten Steinen, die als Spielmarken dienten. »Ich glaube, ich habe mir gerade einen Acker *Waldlerchen* gesichert. Komm, Seoman, spiel und schmolle nicht. Du hattest neulich so einen guten Einfall, einen sehr gescheiten Einfall – das zu fliehen, nach dem du in Wirklichkeit strebtest.« Sie streichelte seinen Arm, so daß die Haare sich aufrichteten, und schenkte ihm ihr geheimnisvolles Sithilächeln voll unergründlicher Bedeutung.

»Seoman hat heute abend ein anderes Spiel zu spielen.«

Jiriki stand in der Tür, in offenbar zeremonieller Kleidung, einem Gewand mit vielfach verschlungenen Stickereien, alles in verschiedenen Gelb- und Blautönen. Er trug weiche graue Stiefel. An seiner Hüfte hing in einer Scheide aus dem gleichen grauen Material sein Schwert Indreju. Drei lange, weiße Reiherfedern waren in sein Haar geflochten. »Er hat eine Aufforderung erhalten.«

Aditu setzte sorgfältig die Steine auf das Brett. »Dann muß ich wohl allein spielen – es sei denn, du bleibst bei mir, Weidengerte.« Sie sah unter gesenkten Lidern zu ihm auf.

Jiriki schüttelte den Kopf. »Nein, Schwester. Ich muß Seoman begleiten.«

»Wohin gehe ich?« fragte Simon. »Wer hat mich gerufen?«

»Erste Großmutter.« Jiriki hob mit kurzer, aber ehrfürchtiger Geste die Hand. »Amerasu die Schiffgeborene wünscht dich zu sehen.«

Während sie schweigend unter den Sternen dahingingen, dachte Simon über alles nach, was er seit dem Verlassen des Hochhorstes erlebt hatte. Daß er einmal gefürchtet hatte, sein Leben als Küchenhelfer in der Burg beschließen zu müssen! Hörten denn die unheimlichen Orte, an die er gehen, die seltsamen Leute, die er kennenlernen mußte, niemals auf? Amerasu würde ihm vielleicht helfen können, aber trotzdem hatte er all diese Fremdartigkeit langsam satt. Andererseits, so wurde ihm mit jäher Panik klar – wenn Amerasu oder sonst jemand ihm *nicht* halfen, würde er nie wieder etwas anderes sehen als die zwar lieblichen, aber doch recht begrenzten Gefilde von *Jao é-Tinukai'i.*

Das Sonderbarste freilich war, dachte er auf einmal, daß er, ganz gleich, wohin er ging oder was ihm begegnete, immer derselbe alte Simon zu blei-

ben schien – vielleicht nicht mehr ganz so ein Mondkalb, aber doch nicht viel anders als jener tolpatschige Küchenjunge aus dem Hochhorst. Die fernen, friedlichen Tage dort schienen für immer dahin, unwiederbringlich verloren; aber der Simon, der sie erlebt hatte, war nach wie vor durchaus lebendig. Morgenes hatte ihm einmal geraten, sich eine Heimat im eigenen Kopf zu gründen. So konnte sie ihm niemand wegnehmen. War es das, was der Doktor damals gemeint hatte? Sich immer gleich zu bleiben, wohin man auch kam, auch wenn die furchtbarsten Dinge geschahen? Irgendwie konnte Simon das nicht glauben.

»Ich will dich nicht mit Anweisungen belasten«, sagte Jiriki plötzlich. Simon erschrak. »Es gibt bestimmte Riten, die zu vollziehen sind, bevor man sich der Ersten Großmutter nähert, aber du kennst sie nicht, und selbst wenn man dich in sie einweihte, könntest du sie nicht alle durchführen. Ich glaube jedoch nicht, daß du dir deswegen Sorgen zu machen brauchst. Ich glaube, Amerasu möchte dich sehen, weil du bist, wer du bist, und gesehen hast, was du gesehen hast, nicht weil sie die *Sechs Gesänge des Respektvollen Ersuchens* von dir hören möchte.«

»Die sechs *was*?«

»Unwichtig. Nur vergiß eines nicht: Obwohl Erste Großmutter zur selben Familie gehört wie Aditu und ich, sind wir beide Kinder der Letzten Tage. Amerasu die Schiffgeborene dagegen zählt zu den ersten sprechenden Wesen, die überhaupt den Fuß auf den Boden von Osten Ard setzten. Ich sage das nicht, um dich zu ängstigen«, fügte er hastig hinzu, als er im Mondlicht Simons unglückliches Gesicht sah, »sondern nur, damit du begreifst, wie sehr sie sich selbst von meinem Vater und meiner Mutter noch unterscheidet.«

Wieder trat Schweigen ein, während Simon darüber nachdachte.

Konnte die schöne Frau mit den traurigen Augen wirklich eines der ältesten Lebewesen der ganzen Welt sein? Er zweifelte nicht an Jirikis Aufrichtigkeit, aber so sehr er seine Phantasie auch anstrengte, die Worte des Prinzen blieben für ihn unfaßlich.

Der gewundene Pfad führte sie über eine steinerne Brücke. Auf der anderen Seite des Flusses schlugen sie den Weg nach dem dichter bewaldeten Teil des Tales ein. Simon bemühte sich, seinem Gedächtnis die Pfade einzuprägen, fand jedoch, daß die Erinnerung sofort wieder verflog, flüchtig wie Sternenlicht. Er wußte nur noch, daß sie mehrere Bäche überquerten, von denen jeder ein wenig melodischer dahinrieselte als sein Vorgänger, und schließlich ein Waldstück betraten, in dem es stiller zu sein schien.

Unter diesen dicken, knorrigen Bäumen klang selbst das Lied der Grillen gedämpft. Die Äste bewegten sich, obwohl kein Wind wehte.

Als sie endlich anhielten, erkannte Simon überrascht, daß sie vor dem hohen Baum mit den Spinnweben standen, den er bei seinem ersten Fluchtversuch gefunden hatte. Durch das Gewirr der seidenen Fäden schimmerten matte Lichter, als trage der riesige Baum einen leuchtenden Mantel.

»Hier war ich schon einmal«, sagte Simon langsam. Die warme, stille Luft machte ihn zugleich schläfrig und überwach.

Der Prinz schaute ihn an. Er gab keine Antwort, sondern führte Simon auf die Eiche zu. Jiriki berührte mit der Hand die moosbedeckte Tür, die so tief in der Borke saß, als sei der Baum um sie herumgewachsen.

»Es ist uns gestattet«, sagte er ruhig. Lautlos schwang die Tür nach innen.

Hinter der Tür lag etwas, das nicht sein konnte: ein schmaler Gang streckte sich vor ihnen aus, seidenverhangen wie die Außenseite des Eichenhauses. In den verschlungenen Fäden brannten winzige Lichter, nicht größer als Glühwürmchen, und erhellten den Gang mit ihrem flimmernden Licht. Simon, der arglos auf einen heiligen *Baum* geschworen hätte, daß sich hinter der breitkronigen Eiche nichts weiter verbarg als andere Bäume, trat einen Schritt zurück, um noch einmal aus dem Türrahmen zu spähen. Wo konnte ein Gang wie dieser verborgen sein? Führte er vielleicht in die Erde?

Aber Jiriki ergriff ihn beim Ellenbogen und schob ihn sanft wieder über die Schwelle. Hinter ihnen schloß sich die Tür.

Überall waren sie von Lichtern und seidenen Gespinsten umgeben, als schwebten sie durch Sterne und Wolken. Noch immer befand sich Simon in einem Zustand eigenartiger Schläfrigkeit; jede Einzelheit war scharf und klar, und trotzdem konnte er sich keinerlei Vorstellung machen, wie lange ihr Weg durch den glitzernden Gang dauerte. Endlich wurde der Gang breiter und erweiterte sich zu einer Kammer, die nach Zedern und Pflaumenblüten und anderen, weniger leicht erkennbaren Dingen roch. Die winzigen, wechselhaften Lichter waren hier geringer an Zahl und der große Raum voll von langen, schaudernden Schatten. Ab und zu knarrten die Wände, als stünden Simon und Jiriki im Bauch eines Schiffes – oder im Inneren eines Baumstammes, der so groß sein mußte, wie Simon es noch nie gesehen hatte. Er vernahm das langsame Plätschern von Wasser, als fielen die letzten Tropfen eines Gewitterregens von Zweigen in einen

Teich. Die dunklen Wände waren von schwer erkennbaren Gebilden gesäumt, die die Form von Menschen hatten; vielleicht waren es Statuen, jedenfalls verhielten sie sich völlig still.

Noch während Simon, dessen Augen sich dem matteren Licht noch nicht angepaßt hatten, unsicher vor sich hin starrte, berührte etwas sein Bein. Er schrie auf und machte einen Satz, aber gleich darauf zeigten ihm die flakkernden Lichter einen wehenden Schwanz, der nur einer Katze gehören konnte. Das Tier verschwand blitzschnell in der Dunkelheit der Wände. Simon hielt den Atem an.

So wunderlich der Ort auch schien, fand Simon, es war nichts wirklich Furchterregendes an ihm. Das schattendunkle Zimmer strahlte eine Wärme und heitere Gelassenheit aus, mit der sich nichts, das er bisher in *Jao é-Tinukai'i* gesehen hatte, vergleichen konnte. Judith, die rundliche Gebieterin der Hochhorstküchen, hätte es fast gemütlich genannt.

»Willkommen in meinem Haus«, sagte eine Stimme aus dem Dunkel. Die Lichtpünktchen um eine der Schattengestalten glühten heller und beleuchteten einen weißhaarigen Kopf und die Rückenlehne eines hohen Sessels. »Komm näher, Menschenkind. Ich sehe dich, aber du wirst mich wohl nicht sehen können.«

»Erste Großmutter hat sehr scharfe Augen.« Simon glaubte eine Spur von Belustigung aus der Stimme des Sitha herauszuhören. Er trat vor. Im goldenen Licht erkannte er das uralte und doch jugendliche Gesicht aus Jirikis Spiegel.

»Du stehst vor Amerasu y'Senditu no'e-Sa'onserei, der Schiffgeborenen«, verkündete hinter ihm Jiriki feierlich. »Erweise ihr Ehre, Seoman Schneelocke.«

Das fiel Simon nicht schwer. Er kniete mit unsicheren Beinen nieder und beugte den Kopf vor ihr.

»Steh auf, sterblicher Junge«, erklärte sie sanft. Ihre Stimme war tief und weich. Sie berührte eine Saite in Simons Erinnerung. Hatte ihre kurze Begegnung im Spiegel sich ihm so tief eingebrannt? »Hm«, murmelte sie. »Du bist noch höher gewachsen als selbst meine junge Weidengerte. Kannst du einen Schemel für das Menschenkind finden, Jiriki, damit ich nicht zu ihm aufschauen muß? Hole auch einen für dich.«

Als Simon neben Jiriki saß, musterte Amerasu ihn langsam und prüfend. Simon hatte das Gefühl, kein Wort herausbringen zu können, aber seine Neugier war fast ebenso groß wie seine Befangenheit. Während er sich nach Kräften bemühte, ihrem fast erschreckend eindringlichen Blick aus-

zuweichen, betrachtete er sie seinerseits verstohlen aus dem Augenwinkel.

Sie war im wesentlichen so, wie er sie in Erinnerung hatte, mit schimmerndem weißem Haar und straffgespannter Haut über feinen Knochen. Abgesehen von der unergründlichen Tiefe ihrer Augen war das einzige Anzeichen des unermeßlichen Alters, von dem Jiriki gesprochen hatte, die vorsichtige Behutsamkeit, mit der sie jede Bewegung ausführte, als sei ihr Skelett brüchig wie trocken gewordenes Pergament. Trotzdem war sie wunderschön. Gefangen im Netz ihres Blickes konnte sich Simon gut vorstellen, daß Amerasu im Morgengrauen der Welt so schrecklich und zugleich so blendend herrlich anzuschauen gewesen war wie das Antlitz der Sonne selbst.

»So«, sagte sie, »du bist gestrandet, kleiner Fisch.«

Simon nickte.

»Gefällt dir dein Besuch in *Jao é-Tinukai'i*? Du bist einer der ersten deiner Rasse, der zu uns kommt.«

Jiriki setzte sich gerader hin. »*Einer* der ersten, weise Amerasu? Nicht *der* erste?«

Sie achtete nicht auf ihn, sondern sah Simon weiterhin unverwandt an. Er fühlte sich sanft, aber unwiderstehlich in ihren Bann gezogen, wie ein sich windender Fisch, den man unbarmherzig an die blendende Oberfläche des Wassers zieht. »Sprich, Menschenkind. Was ist deine Meinung?«

»Ich … es ist mir eine Ehre, Euch besuchen zu dürfen«, brachte er endlich hervor und schluckte. Seine Kehle war wie ausgedörrt. »Eine Ehre. Aber … ich möchte nicht hier in diesem Tal bleiben. Nicht für immer.«

Amerasu lehnte sich in ihrem Sessel zurück. Er spürte, wie der Bann sich lockerte, obwohl die Macht ihrer Gegenwart noch immer stark war. »Das überrascht mich nicht.« Sie holte tief Atem und lächelte traurig. »Aber du müßtest noch viel länger hier gefangen sein, um des Daseins so müde zu sein wie ich.«

Jiriki regte sich. »Wünscht Ihr, daß ich gehe, Erste Großmutter?«

Seine Frage flößte Simon eine leise, bebende Furcht ein. Er spürte die große Güte und den tiefen Schmerz der Sitha – aber sie war so ungeheuer stark! Er wußte, wenn sie nur wollte, konnte sie ihn für immer an diesem Ort festhalten, nur mit der Macht ihrer Stimme und den zwingenden, labyrinthischen Augen.

»Soll ich gehen?« wiederholte Jiriki.

»Ich weiß, daß es dir weh tut, wenn ich so rede, Weidengerte«, antworte-

te Amerasu. »Aber du bist mir von allen meinen Kindeskindern das liebste, und du bist stark. Du kannst die Wahrheit ertragen.« Sie bewegte sich langsam in ihrem Sessel. Die langfingrige Hand sank auf die Brust ihres weißen Gewandes. »Auch du, Menschenkind, weißt, was Tod bedeutet. Es steht in deinem Gesicht. Aber obwohl jeder Tod etwas Schwerwiegendes ist, kommen und gehen Leben und Tod der Sterblichen so schnell wie die Blätter im Wandel der Jahreszeiten. Ich möchte nicht grausam sein. Ich will auch kein Mitleid. Aber weder du noch ein anderer Sterblicher hat erlebt, wie die dürren Jahrhunderte vorüberrollen, die hungrigen Jahrtausende vorbeiziehen, hat gesehen, wie die Welt Licht und Farbe verliert, bis nichts mehr übrigbleibt als verdorrte Erinnerungen.«

Merkwürdigerweise schien, während sie sprach, ihr Gesicht sich zu verjüngen, als sei der Kummer das, was am lebendigsten in ihr war. Simon sah nun noch deutlicher, wie wundervoll sie einst gewesen sein mußte. Er senkte den Kopf. Sprechen konnte er nicht.

»Nein, natürlich nicht«, fuhr sie fort, und ihre Stimme zitterte ganz leicht. »Aber ich habe das alles erlebt. Darum sitze ich hier im Dunkeln. Es ist nicht, weil ich das Licht fürchte oder nicht stark genug bin, die Helligkeit des Tages zu ertragen.« Sie lachte, ein Laut wie der klagende Ruf eines Käuzchens. »Nein, der Grund ist nur, daß ich in der tiefen Dunkelheit die verschollenen Tage und Gesichter der Vergangenheit deutlicher vor mir sehe.«

Simon blickte auf. »Ihr hattet zwei Söhne«, sagte er leise. Er wußte jetzt, warum ihm ihre Stimme so bekannt vorgekommen war. »Einer davon verließ Euch.«

Amerasus Gesicht wurde hart. »Sie haben mich beide verlassen. Was hast du ihm erzählt, Jiriki? Das sind keine Geschichten für kleine Menschenherzen.«

»Ich habe ihm nichts erzählt, Erste Großmutter.«

Sie beugte sich vor. »Berichte mir von meinen Söhnen. Welche alten Legenden kennst du?«

Simon schluckte. »Den einen Sohn verwundete ein Drache. Er mußte gehen. Das Feuer verbrannte ihn – wie mich.« Er strich sich über die narbige Wange. »Der andere … der andere ist der Sturmkönig.« Als er diese letzten Worte flüsterte, sah er sich um, als könnte aus dem tiefen Schatten jemand auf ihn zutreten. Aber nur die Wände knarrten, und das Wasser tropfte.

»Woher weißt du das?«

»Ich hörte Eure Stimme in einem Traum.« Simon suchte nach Worten. »Ich schlief, und Ihr spracht lange Zeit in meinem Kopf.«

Das schöne Gesicht der Sitha war sehr ernst geworden. Sie starrte ihn an, als sei etwas Bedrohliches in ihm verborgen. »Fürchte dich nicht, Menschenkind«, sagte sie endlich und streckte die schmalen Hände nach ihm aus. »Fürchte dich nicht und vergib mir.«

Ihre kühlen, trockenen Finger berührten Simons Gesicht. Die Lichter zuckten auf wie Blitze, flackerten und verloschen. Der Raum versank in völliger Finsternis. Amerasus Griff schien fester zu werden. Die Schwärze sang.

Es tat nicht weh, aber irgendwie war Amerasu in seinem Kopf, eine gewaltige Macht, für einen Augenblick so eng mit ihm verbunden, daß er sich erschreckend, angsteinflößend nackt vorkam, weit stärker entblößt als durch rein körperliche Nacktheit. Amerasu spürte sein Entsetzen und beruhigte ihn, wiegte sein geheimes Selbst wie einen vor Angst wahnsinnigen Vogel, solange bis er sich nicht mehr fürchtete. Dann begann sie vorsichtig, seine Erinnerungen zu durchsuchen. Mit sanfter, aber zielstrebiger Gründlichkeit erforschte sie, was in seinem Kopf war.

Schwindlige Fetzen von Gedanken und Träumen wirbelten vorüber, taumelnd wie Blütenblätter im Sturm – Morgenes und seine unzähligen Bücher, die singende Miriamel, scheinbar sinnlose Bruchstücke von Gesprächen aus Simons Hochhorstzeit. Die Nacht auf dem Thisterborg und das furchtbare graue Schwert, die über sein Hirn hinliefen wie ein dunkler Fleck, und nach ihnen Utuk'kus silbernes Gesicht und die drei Großen Schwerter aus Simons Vision in Valada Geloës Haus. Die dicke Skodi und das Unwesen, das im Feuer auf dem Hof gelacht hatte, drehten sich im Kreise und verschmolzen mit dem Wahnsinn des Udunbaumes und dem ausdruckslosen Blick des großen weißen Lindwurms Igjarjuk. Auch *Dorn* war da, ein dicker schwarzer Strich quer über das Licht der Erinnerung. Während die Gedanken an ihm vorüberflogen, spürte Simon noch einmal den brennenden Schmerz des Drachenblutes und das schreckliche Gefühl der Verbundenheit mit der sich drehenden Welt, der ungeheuren Fülle von Hoffnung und Schmerz allen Lebens, die ihn schwindlig machte. Endlich vergingen die Bilder wie Reste eines Traums.

Langsam gingen die Lichter wieder an. Simons Kopf ruhte in Jirikis Schoß. Die Wunde auf seiner Wange pochte.

»Verzeiht mir, Erste Großmutter«, sagte Jiriki wie aus weiter Ferne. »Aber war das nötig? Er hätte Euch alles gesagt, was er wußte.«

Lange schwieg Amerasu. Als sie endlich sprach, kamen die Worte mit großer Anstrengung. Die Stimme schien älter als vorher. »Er hätte mir nicht alles sagen *können*, Weidengerte. Die Dinge, die mir am wichtigsten scheinen, sind ihm selbst nicht einmal bewußt.« Sie sah auf Simon hinunter, müde Freundlichkeit in den Zügen. »Ich bedaure es aufrichtig, Menschenkind. Ich hatte kein Recht, dich so auszuplündern, aber ich bin alt und habe Angst und nicht mehr viel Geduld. Jetzt ist meine Angst noch größer geworden.«

Sie versuchte sich aufzurichten. Jiriki streckte die Hand aus, um ihr zu helfen. Unsicher erhob sie sich vom Sessel und verschwand in den Schatten. Gleich darauf kam sie mit einem Becher Wasser zurück, den sie Simon mit eigenen Händen an die Lippen hielt. Er trank durstig. Das Wasser war kalt und süß, mit einem winzigen Beigeschmack von Holz und Erde, als hätte man es aus einem hohlen Baumstumpf geschöpft. In ihrem weißen Gewand kam ihm Amerasu vor wie eine Heilige aus einem Kirchenbild.

»Was … habt Ihr getan?« fragte er und setzte sich auf. In seinen Ohren summte es, und vor seinen Augen tanzten kleine glänzende Flecken.

»Erfahren, was ich wissen mußte«, erwiderte Amerasu. »Ich wußte, daß ich dich in Jirikis Spiegel gesehen hatte, aber ich hielt es für einen Zufall, ein Mißgeschick. Die Straße der Träume hat sich in letzter Zeit sehr verändert und ist selbst für die Erfahrenen so dunkel und unvorhersehbar geworden wie früher für solche, die nur im Schlaf dorthin gelangten. Ich verstehe jetzt, daß unsere Begegnung damals keine Laune des Schicksals war.«

»Wollt Ihr sagen, daß Eure Begegnung mit Simon von jemandem beabsichtigt war, Erste Großmutter?« fragte Jiriki.

»Nein. Ich meine nur, daß die Grenzen zwischen jenen Welten und unseren sich aufzulösen beginnen. Jemand wie dieses Menschenkind, den es hierhin und dorthin verschlagen hat, der durch reinen Zufall oder irgendeinen unvorstellbaren Plan in so viele mächtige und gefährliche Beziehungen zwischen der Traumwelt und der wachenden Welt geraten ist…« Sie verstummte und setzte sich vorsichtig wieder hin, bevor sie weitersprach. »Es ist, als lebte er am Rand eines großen Waldes. Wenn die Bäume weiter ins Land wachsen, ist es *sein* Haus, über dessen Schwelle die Wurzeln zuerst dringen. Wenn die Wölfe im Wald der Hunger plagt, heulen sie zuerst unter *seinem* Fenster.«

»Was … habt Ihr … aus meinen Erinnerungen … herausgefunden?« fragte Simon mühsam. »Über … Über Ineluki?«

Ihr Gesicht erstarrte. »Zu viel. Ich glaube, daß ich jetzt den schreckli-

chen, hinterlistigen Plan meines Sohnes durchschaue, aber ich muß noch eine Weile darüber nachdenken. Selbst in dieser Stunde darf mich die Furcht nicht zu törichter Hast verleiten.« Sie legte die Hand an ihre Stirn. »Wenn ich recht habe, ist die Gefahr für uns größer, als wir je geahnt haben. Ich muß mit Shima'onari und Likimeya sprechen. Ich hoffe nur, daß sie auf mich hören – und daß es noch nicht zu spät ist. Es ist möglich, daß wir mit dem Brunnengraben anfangen, während unsere Häuser schon brennen.«

Jiriki half Simon, sich aufzurichten. »Meine Eltern müssen zuhören. Jeder kennt Eure Weisheit, Erste Großmutter.«

Amerasu lächelte traurig. »Einst waren die Frauen des Hauses Sa'onserei die Hüterinnen des Wissens. Die Älteste von ihnen hatte das letzte Wort. Wenn Jenjiyana von den Nachtigallen sah, was recht war, sprach sie, und so geschah es. Seit der Flucht hat sich vieles geändert.« Ihre Hand flatterte durch die Luft wie ein Vogel, der sich auf einem Zweig nieder läßt. »Ich bin sicher, daß deine Mutter Vernunftgründen zugänglich ist. Dein Vater ist ein guter Mann, Jiriki, aber er lebt in mancher Hinsicht noch tiefer in der Vergangenheit, als ich es tue.« Sie schüttelte den Kopf. »Vergib mir. Ich bin müde und muß über vieles nachsinnen. Sonst würde ich nicht so unachtsam reden, vor allem nicht vor diesem Jungen.« Sie streckte die Hand nach Simon aus und berührte mit der Fingerspitze seine Wange. Sofort ließ der Schmerz der alten Verbrennung nach. Als er in ihr ernstes Gesicht sah und die Last spürte, die sie zu tragen schien, strich er sacht über ihre zurückweichende Hand.

»Jiriki hat dir die Wahrheit gesagt, Menschenkind«, erklärte sie. »Ob zum Glück oder Unglück, du bist gezeichnet. Ich wünschte nur, ich könnte dir ein paar Worte mitgeben, die dir auf deiner Reise von Nutzen wären.«

Wieder erlosch das Licht. Im Dunkeln ließ Simon sich von Jiriki hinausführen.

# XXVI

## Gemalte Augen

Miriamel lehnte an der Reling und sah dem geschäftigen Treiben in den Docks zu. Vinitta war keine große Insel, aber seinem Herrscherhaus, den Benidrivinern, entstammten nicht nur die letzten beiden Imperatoren von Nabban, sondern auch die drei Herzöge, die unter Priester Johans königlicher Regierung den Thron innegehabt hatten. Außerdem war es der Geburtsort des legendären Camaris; aber selbst ein so gewaltiger Ritter nahm in Vinittas leuchtender, heldenreicher Vergangenheit allenfalls einen mittleren Platz ein. Der Hafen war stets belebt; mit Benigaris als Herzog blühte die Insel nach wie vor.

Aspitis Preves und sein Kapitän waren in die Stadt gegangen, um dort ihre Aufgaben zu erledigen. Um was es sich dabei handelte, wußte Miriamel nicht. Der Graf hatte angedeutet, er habe einen wichtigen persönlichen Auftrag von Herzog Benigaris zu erfüllen; mehr wollte er darüber nicht sagen. Aspitis hatte Miriamel und Cadrach ersucht, an Bord zu bleiben, bis er zurück sei, und darauf hingewiesen, daß der Hafen für den Spaziergang einer Edelfrau nicht der geeignete Ort sei; zudem verfüge er nicht über genügend Bewaffnete, um seine eigenen Geschäfte in Sicherheit abzuschließen und trotzdem noch zwei Soldaten zu ihrem Schutz abzustellen.

Miriamel wußte, was das bedeutete. Was immer Aspitis für sie empfand, so sehr er ihre Schönheit und Gesellschaft schätzen mochte, er hatte nicht die Absicht, sie entwischen zu lassen. Vielleicht hegte er doch Zweifel an ihrer Geschichte oder war einfach nur besorgt, Cadrach könne sie zur Flucht überreden. Der Mönch hatte sich keine Mühe gegeben, seinen zunehmenden Haß auf den Grafen von Eadne und Drina zu verhehlen.

Sie seufzte und schaute traurig auf die Reihen der Zeltdachbuden am Kai, sämtlich mit Fahnengirlanden geschmückt und vollgestopft mit Handelsgütern. Hausierer schlurften durch die Straßen und priesen laut schreiend ihre Waren an. Sie transportierten, was sie zu verkaufen hatten, in riesigen, überladenen Rucksäcken. Für ein paar Münzen zeigten Tänzer und

Musikanten ihre Künste, und die Seeleute vieler Schiffe mischten sich mit den Einwohnern von Vinitta zu einer rufenden, lachenden, fluchenden Menge. Trotz des dunklen Himmels und der gelegentlichen Regenschauer schienen die vielen Menschen, die den Hafen bevölkerten, nur auf ihr eigenes lärmendes Vergnügen bedacht zu sein, Miriamel tat vor lauter Sehnsucht, dabei zu sein, das Herz weh.

Neben ihr stand Cadrach, dessen rosiges Gesicht ungewöhnlich blaß war. Seit Aspitis' Ankündigung hatte der Mönch nicht viel gesprochen und mit saurer Miene zugesehen, wie der Graf und seine Leute die *Eadne-Wolke* verließen. Ebenso mißmutig betrachtete er jetzt das Treiben unter ihnen.

»Gott«, sagte er, »der Anblick von soviel Unbesonnenheit macht einen ganz krank.« Es war nicht recht klar, was er damit meinte, aber Miriamel ärgerte sich trotzdem.

»Und Ihr«, versetzte sie bissig, »seid Ihr denn besser? Ein Trunkenbold und Feigling?«

Cadrach drehte ihr den dicken Kopf zu, langsam und schwer wie ein Mühlrad. »Es ist gerade meine Besonnenheit, die mich dazu gemacht hat, Herrin. Ich habe manches *zu* genau gesehen.«

»Was habt Ihr gesehen? Ach, laßt. Ich bin nicht in der Stimmung für Eure weitschweifigen Belehrungen.« Sie bebte vor Zorn, konnte jedoch das Gefühl gerechter Empörung, das sie gern empfunden hätte, nicht recht herbeirufen. Cadrach war in den letzten Tagen immer zurückhaltender geworden und beobachtete sie mit, wie es ihr vorkam, mißbilligendem Abstand. Das reizte sie; andererseits war es Miriamel bei ihrer fortdauernden Tändelei mit dem Grafen auch nicht ganz behaglich. Es war schwer, berechtigten Ärger zu empfinden, noch schwerer aber, sich von Cadrachs grauen Augen mustern zu lassen wie ein Kind oder ein ungezogenes Tier. »Warum beschwert Ihr Euch nicht bei den Matrosen?« sagte sie schließlich. »Ihr werdet ja sehen, wie gut *die* Euch zuhören.«

Der Mönch kreuzte die Arme über der Brust. Er sprach ruhig, sah sie dabei jedoch nicht an. »Wollt Ihr nicht doch auf mich hören, Herrin? Ein letztes Mal? Mein Rat ist nicht halb so schlecht, wie Ihr vorgebt, das wißt Ihr. Wie lange wollt Ihr noch den honigsüßen Worten dieser … dieser schönen Hofschranze lauschen? Für den Grafen seid Ihr ein Vögelchen, das er zum Spielen aus dem Käfig holt und dann wieder hineinsetzt. Er liebt Euch nicht.«

»Seltsame Worte aus Eurem Munde, Bruder Cadrach. Der Graf hat uns

die Kapitänskajüte überlassen, speist uns an seiner eigenen Tafel und behandelt uns mit dem größten Respekt.« Ihr Herz schlug ein wenig schneller, als sie an Aspitis' Mund an ihrem Ohr dachte. »Ihr dagegen habt mich angelogen, meine Freiheit für Geld verkauft und mich bewußtlos geschlagen. Nur ein Verrückter könnte nach solchen Taten von sich behaupten, er sei mein besserer Freund.«

Jetzt hob Cadrach doch den Blick und sah ihr lange in die Augen. Es war, als suche er etwas darin, und sein prüfendes Forschen ließ ihr die Röte in die Wangen steigen. Sie setzte eine spöttische Miene auf und wandte den Kopf ab.

»Nun gut, Herrin«, sagte er. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie er achselzuckend auf das Unterdeck zuging. »Es scheint, daß man in Usires' Kirche heute nicht mehr viel von Freundlichkeit und Vergebung lehrt«, erklärte er über die Schulter.

Miriamel unterdrückte ein paar zornige Tränen. »Ihr seid der fromme Mann, Cadrach, nicht ich. Wenn Eure Worte stimmen, seid Ihr selbst das beste Beispiel!« Ihre giftige Antwort machte ihr keine Freude.

Als sie müde wurde, der Menge im Hafen zuzuschauen, ging Miriamel in ihre Kabine hinunter. Der Mönch saß schon dort und starrte verbissen ins Leere. Miriamel spürte wenig Lust, ihn anzureden. Also machte sie wieder kehrt und stieg an Deck, wo sie rastlos von einem Ende der *Eadne-Wolke* zum anderen marschierte. Die Mitglieder der Besatzung, die an Bord geblieben waren, bereiteten das Schiff zur Abfahrt vor. Ein paar kletterten in der Takelung herum und überprüften die Segel, andere führten an verschiedenen Stellen des Decks kleinere Ausbesserungen durch. Es war ihre einzige Nacht auf Vinitta, darum beeilten die Matrosen sich mit ihrer Arbeit, so sehr sie nur konnten, um dann auch an Land gehen zu dürfen.

Bald fand sich Miriamel wieder oben vor der Gangplanke an der Reling. Sie starrte hinunter in das Gewimmel der Inselbewohner. Der kühle, feuchte Wind zauste ihr Haar, und sie begann über Cadrachs Worte nachzudenken. Hatte er vielleicht doch recht? Sie wußte, daß Aspitis über eine schmeichelnde Zunge verfügte, aber empfand er wirklich überhaupt nichts für sie? Miriamel erinnerte sich an die erste Nacht an Deck und die anderen süßen und heimlichen Küsse, die er ihr seitdem geraubt hatte, und wußte, daß der Mönch sich irrte. Sie bildete sich nicht ein, daß Aspitis sie von ganzem Herzen liebte, und bezweifelte, daß ihn beim Einschlafen ihr Gesicht verfolgte, wie das umgekehrt der Fall war, aber sie war fest überzeugt, daß er sie gern hatte, und das war mehr, als sie von den anderen

Männern in ihrem Leben sagen konnte. Ihr Vater hatte sie mit dem abscheulichen, ständig betrunkenen Prahlhans Fengbald verheiraten wollen und ihr Onkel Josua nur den einen Wunsch gehabt, daß sie sich still verhielt und ihm keine Schwierigkeiten machte.

*Nur Simon* … dachte sie und spürte, wie ein wärmender Strahl den grauen Morgen erhellte. Er war lieb gewesen auf seine ungeschickte Art, und so tapfer wie nur einer der Edelleute. Aber er war ein Küchenjunge und sie eine Königstochter … nicht, daß es noch darauf ankam. Sie saßen an entgegengesetzten Enden der Welt und würden einander nie wieder begegnen.

Etwas berührte ihren Arm. Erschreckt fuhr Miriamel herum und erkannte das faltige Gesicht der Niskie, die zu ihr aufsah. Aus den Zügen Gan Itais war der gewöhnliche Ausdruck gutgelaunter Verschmitztheit verschwunden.

»Ich muß mit dir sprechen, Mädchen«, erklärte die alte Frau.

»W-was?« In der Miene der Niskie lag etwas Beunruhigendes.

»Ich hatte einen Traum. Einen Traum von dir – und von bösen Tagen.« Gan Itai senkte den Kopf, drehte sich um und blickte aufs Meer hinaus, bevor sie fortfuhr: »Der Traum hat mir gesagt, daß du in Gefahr bist, Miri…«

Sie brach plötzlich ab und sah an Miriamels Schulter vorbei. Die Prinzessin beugte sich zu ihr. Hatte sie sich verhört, oder hatte Gan Itai sie gerade bei ihrem richtigen Namen nennen wollen? Aber das war unmöglich; nur Cadrach wußte, wer sie war, und der Mönch hatte es bestimmt keinem an Bord erzählt. Die Folgen einer derartigen Enthüllung waren allzu ungewiß. Nein, es mußte die merkwürdige Redeweise der Niskie sein.

»Ho! Schöne Dame!« schallte eine fröhliche Stimme vom Dock herauf. »Es ist zwar ein nasser Morgen, aber vielleicht habt Ihr trotzdem Lust, Euch Vinitta anzuschauen?«

Miriamel wirbelte herum. Am Fuß der Gangplanke stand Aspitis mit seinen Bewaffneten. Der Graf trug einen prachtvollen Mantel und glänzende Stiefel. In seinem Haar tanzte der Wind.

»O ja!« rief Miriamel erfreut und ganz aufgeregt zurück. Wie wundervoll, endlich vom Schiff herunterzukommen! »Ich bin sofort bei Euch!«

Als sie sich umdrehte, war Gan Itai verschwunden. Miriamel runzelte ganz leicht die Stirn. Sie wunderte sich. Unvermittelt fiel ihr der Mönch ein, der mit versteinertem Gesicht in der gemeinsamen Kabine hockte. Sie empfand eine Anwandlung von Mitleid.

»Darf ich Bruder Cadrach mitbringen?« rief sie zu Aspitis hinunter.

Er lachte. »Aber sicher! Vielleicht ist es nützlich, wenn wir einen heiligen Mann bei uns haben, der uns vor allzugroßen Ausschweifungen warnt! Dann kommen wir wenigstens noch mit ein paar Cintis-Stücken in der Börse nach Hause.«

Miriamel lief nach unten, um Cadrach zu holen. Er warf ihr einen sonderbaren Blick zu, schlüpfte jedoch in die Stiefel, suchte sich sorgfältig den dicksten Mantel aus und folgte ihr die Leiter hinauf.

Der Wind frischte auf, und die Regenschauer wurden heftiger. Obwohl sie zuerst vollauf zufrieden gewesen war, nur über den geschäftigen Kai zu schlendern, den schönen, geselligen Grafen zur Seite, war sie schon bald gar nicht mehr so begeistert darüber, das Schiff hinter sich gelassen zu haben. Trotz der bunten Menge erschienen ihr die Gassen von Vinitta trübe und grau. Als Aspitis ihr bei einem Blumenhändler einen Glockenblumenkranz kaufte und zärtlich um den Hals legte, mußte sie sich zwingen, ihn anzulächeln.

*Es ist das Wetter,* dachte sie. *Dieses unnatürliche Wetter hat den ganzen Hochsommer in eine dicke, graue Suppe verwandelt und läßt mir jetzt die Knochen bis ins Mark erfrieren.*

Sie erinnerte sich an ihren Vater und daran, wie er allein in seinem Zimmer gesessen hatte, an die eisig abwehrende Miene, die er manchmal aufsetzte wie eine Maske – eine Maske, die er während ihrer letzten Monate auf dem Hochhorst mehr und mehr getragen hatte. *Kalte Gebeine und Herzen kalt,* sang sie leise vor sich hin, als der Graf seine Begleiter durch die vom Regen glatten Gassen Vinittas führte.

*Kalte Gebeine und Herzen kalt,*
*nach der Schlacht in Regen und Schnee,*
*liegen am Strand, am Clodu-See,*
*eisig, bis Ädons Trompete erschallt…*

Kurz vor Mittag suchte Aspitis mit ihnen eine Speisehalle auf. Innen wurde Miriamel sogleich wieder munter. Die Halle hatte eine hohe Decke, aber drei große Feuerstellen machten sie warm und anheimelnd und füllten zugleich die Luft mit Rauch und Bratenduft. Auch viele andere Leute hatten gefunden, daß die Halle an diesem bitterkalten Morgen ein angenehmer Aufenthaltsort sein müßte. Der Lärm der Esser und Trinker ließ die Balken beben. Der Hallenwirt und seine zahlreichen Helfer arbeiteten bis zur Er-

schöpfung. In einer einzigen fließenden Bewegung knallten sie Bierkrüge und Weinschalen auf die hölzernen Tische und nahmen die hochgehaltenen Münzen entgegen.

Am hinteren Ende der Halle hatte man eine rohe Bühne aufgebaut. Dort jonglierte gerade ein Junge zwischen den Akten eines Puppenspiels. Er strengte sich an, mehrere Stöcke in der Luft zu halten, und ertrug inzwischen die Scherze der betrunkenen Zuschauer, wobei er mit den Füßen – seinen einzigen verfügbaren Gliedmaßen – die Münzen festhielt, die ihm ab und zu scheppernd auf die Bühne geworfen wurden.

»Wünscht Ihr etwas zu essen, holde Dame?« fragte Aspitis. Als Miriamel schüchtern nickte, schickte er zwei seiner Bewaffneten fort. Die anderen Soldaten entfernten ohne weitere Umstände eine große Familie von einem der zerschrammten Tische. Bald kehrten die beiden ersten Männer mit einer knusprigen Lammkeule, Brot, Zwiebeln und einem reichlichen Gefäß Wein zurück.

Eine volle Schüssel half Miriamel recht schnell, sich wieder warm zu fühlen. Sie stellte fest, daß der Morgenspaziergang ihr ordentlich Appetit gemacht hatte. Die Mittagsglocke hatte kaum geläutet, als ihre Schüssel auch schon leer war. Sie setzte sich bequemer hin und versuchte, ein undamenhaftes Rülpsen zu unterdrücken.

»Seht«, sagte sie, »das Puppenspiel fängt an. Können wir zuschauen?«

»Natürlich«, erwiderte Aspitis mit großzügiger Geste. »Selbstverständlich. Ihr werdet mir vergeben, wenn ich mich nicht anschließe; ich habe meine Mahlzeit noch nicht beendet. Außerdem sieht es nach einem Usires-Spiel aus. Ihr dürft mich nicht für unehrerbietig halten, wenn ich Euch sage, daß ich, der im Schoße der Mutter Kirche lebt, sie oft genug sehe, in allen Variationen – von der großartigsten bis hinab zur geringsten.« Er winkte einem seiner Männer, sie zu begleiten. »Es ziemt sich nicht für eine wohlgekleidete Edelfrau wie Euch, sich schutzlos ins Getümmel der Menge zu begeben.«

»Ich bin fertig mit Essen«, erklärte Cadrach und stand auf. »Ich werde mit Euch kommen, Herrin Marya.« Er folgte dem Wachsoldaten des Grafen.

Das Spiel war schon in vollem Gange. Die Zuschauer, vor allem die Kinder, kreischten vor Entzücken, wenn die Puppen ihre Sprünge machten und mit den Klatschen aufeinander einprügelten. Auch Miriamel lachte, als Usires Crexis dazu überredete, sich zu bücken, und dann dem bösen Imperator kräftig in den Hosenboden trat. Aber ihr Gelächter verstummte

schnell. Statt der sonst üblichen Hörner trug dieser Crexis eine Art Hirschgeweih. Sie wußte selbst nicht, warum ihr das so unheimlich war. Aber es lag auch etwas Angstvolles und Verzweifeltes in Usires' schriller Stimme, und die gemalten, nach oben gerichteten Augen der Puppe schienen ihr unaussprechlich traurig. Sie drehte sich zu Cadrach um, der sie düster betrachtete.

»So mühen wir uns mit dem Bau unserer kleinen Dämme ab«, sagte der Mönch, im Lärm der Menge kaum hörbar, »während auf allen Seiten die Flut steigt.« Er schlug das Zeichen des *Baumes* über seiner grauen Kleidung.

Bevor sie ihn noch fragen konnte, was er meinte, lenkte ein aus der Menge aufsteigendes Heulen ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Bühne. Usires war inzwischen gefangen und hing kopfüber am Hinrichtungsbaum. Das hölzerne Haupt baumelte nach unten. Während Crexis der Ziegenbock den hilflosen Erlöser mit dem Fuß anstieß, tauchte hinter ihm aus dem Dunkel eine andere Puppe auf. Sie war über und über mit orangefarbenen und roten Stoffetzen behängt und schwankte in gespenstischem Tanz, von ihren Lumpen umwirbelt, als züngelten Flammen an ihr empor. Ihr Kopf war ein schwarzer, gesichtsloser Klumpen, und sie trug ein kleines, lehmfarbenes Holzschwert.

»*Hier kommt der Feuertänzer, der dich in die dunkle Erde schleudern wird!*« quiekte Crexis und führte einen kleinen Freudentanz auf.

»*Ich lebe nicht durch das Schwert*«, erwiderte die Usires-Puppe. »*Kein Schwert kann verletzen, was göttlich in mir ist, was Stille ist und Frieden.*« Miriamel glaubte fast zu sehen, wie die reglosen Lippen die Worte formten.

»*Dann sei für immer still und bete deinen Gott in kleinen Stücken an!*« rief der Imperator triumphierend, und der gesichtslose Feuertänzer begann mit seinem Schwert auf Usires einzuhacken. Die lachende Menge johlte immer lauter, heulende Jagdhunde, die ihre Beute zerreißen. Miriamel wurde schwindlig, als erfasse sie ein jähes Fieber. Furcht stieg in ihr auf, und sie trat von der Bühne zurück.

Cadrach stand nicht mehr neben ihr.

Miriamel drehte sich zu dem Wachsoldaten auf ihrer anderen Seite um. Er sah ihren fragenden Blick und fuhr herum. Wo steckte der Mönch? Aber Cadrach war verschwunden.

Eine Durchsuchung der Halle durch Aspitis und seine Männer erbrachte keine Spur des Hernystiri. Der Graf trieb seine Schar durch die windver-

wehten Gassen zur *Eadne-Wolke* zurück, und seine Wut war ein getreues Abbild des zornigen Himmels. Den ganzen langen Weg zurück zum Schiff sagte er kein einziges Wort.

Sinetris der Fischer musterte den Ankömmling vom Kopf bis zu den Füßen. Der Fremde war einen ganzen Kopf größer als er, breit wie ein Scheunentor und klatschnaß vom Regen, der auf das Dach des Bootsschuppens hämmerte. Sinetris wog die Vor- und Nachteile ab, die damit verbunden waren, daß er sich langsam an dem Mann vorbeidrückte, bis er draußen vor seinem kleinen Unterstand mit ihm sprechen konnte. Die Nachteile eines solchen Planes lagen auf der Hand. Heute war ein Tag, der selbst die Kühnsten am Feuer zittern und Gott für Dächer danken ließ. Außerdem gehörte der Schuppen Sinetris, und es war mehr als ungerecht, daß er hinausgehen sollte, damit der Fremde drinnen knurren und schäumen und die ganze Luft verbrauchen konnte, während der unselige Fischer dem Sturm ausgesetzt war.

Andererseits waren die Vorteile ebenso offensichtlich. Wenn er draußen war, konnte Sinetris um sein Leben rennen, falls dieser schnaubende Irre am Ende mordlustig wurde.

»Ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt, Vater. Heute fahren keine Boote aus. Ihr seht doch selbst, wie es ist.« Sinetris deutete auf die Wasserwände, die vom Himmel fielen und von der Gewalt des Windes fast zur Seite gepreßt wurden.

Der fromme Mann starrte ihn wütend an. Der riesenhafte Mönch – wenn er wirklich einer war – hatte ein ganz rotes und fleckiges Gesicht bekommen, und seine Augenbrauen zuckten. Eigenartig, dachte Sinetris, der Mann schien sich einen Bart wachsen lassen zu wollen; selbst für eine Reisewoche ohne Rasierzeug waren die Stoppeln zu lang. Soweit der Fischer wußte, trugen jedoch ädonitische Mönche keinen Bart. Andererseits war dieser hier dem Akzent nach irgendein Barbar aus dem Norden, ein Rimmersmann vielleicht oder etwas Ähnliches, und Sinetris traute allen, die jenseits des Gleniwentflusses das Licht der Welt erblickt hatten, so ziemlich jede Abartigkeit zu. Beim Anblick des struppigen Bartes, unter dem die aufgesprungene, rosige Haut glänzte, wurde das ungute Gefühl, das der Mönch ihm einflößte, nur noch stärker. Unzweifelhaft handelte es sich um einen Mann, dem man besser aus dem Weg ging.

»Ich glaube nicht, daß du mich richtig verstehst, Fischer«, zischte der Mönch, beugte sich zu ihm und kniff auf wahrhaft furchterregende Weise

die Augen zusammen. »Ich bin fast durch die Hölle gegangen, um hierher zu kommen. Man hat mir mitgeteilt, du seist der einzige, der bei so schlechtem Wetter ausfährt, und auch nur deshalb, weil du derart übertriebene Forderungen stellst.« Eine kräftige Pranke legte sich um Sinetris' Arm und erzeugte ein entsetztes Aufquieken. »Nun, das ist großartig. Betrüge und beraube mich, das ist mir gleich. Aber ich muß die Küste hinunter nach Kwanitupul, und ich habe es satt, herumzulaufen und die Leute zu bitten, mich dorthin zu bringen. Verstehst du nun?«

»A-aber Ihr könntet doch den L-landw-weg nehmen!« fiepte Sinetris. »Das ist kein Wetter, in dem man aufs Wasser geht…«

»Und wie lange würde ich für den Landweg brauchen?«

»Einen Tag! Vielleicht zwei! Nicht lang!«

Der Griff des Mönches um Sinetris' Arm wurde grausam fest.

»Du lügst, Wicht. Bei diesem Wetter und dem sumpfigen Boden wäre ich gut und gern vierzehn Tage unterwegs. Aber du würdest dich freuen, wenn ich es versuchte, wie? Hoffst, ich würde losgehen und irgendwo im Schlamm steckenbleiben?« Über das breite Gesicht des Mönches flackerte ein unangenehmes Grinsen.

»Nein, Vater! Nein! Das würde ich einem heiligen Mann nie wünschen!«

»Sonderbar, wenn mir die anderen Fischer erzählen, daß du jeden betrügst, auch Mönche und Priester dutzendweise! Gut, du sollst die Möglichkeit haben, einem Gottesmann zu helfen und dafür sogar gerecht und mehr als reichlich bezahlt werden.«

Sinetris verblüffte sogar sich selbst, als er in Tränen ausbrach. »Aber Eure Erhabenheit! Bei diesem Wetter können wir uns wirklich nicht hinauswagen!« Noch während er sprach, wurde ihm klar, daß er zum ersten Mal im Leben die Wahrheit sagte und nicht nur den Preis in die Höhe zu treiben versuchte. Sein bittender Ton bekam einen noch verzweifelteren Klang. »Wir werden ertrinken – Ihr, Gottes heiligster Priester, und ich, der arme Sinetris, ein hart arbeitender Gatte, Vater von sieben lieblichen Kindern!«

»Du hast keine Kinder, und die Frau, die dich vielleicht einmal heiratet, ist zu bedauern. Ich sagte dir doch, daß ich mit den anderen Fischern gesprochen habe. Du bist der Abschaum, den nicht einmal das käufliche Perdruin an seinen Küsten haben will. Jetzt nenn deinen Preis, verdammter Kerl. Ich muß so schnell wie möglich nach Kwanitupul.«

Sinetris schnüffelte noch ein bißchen, um mehr Zeit zum Nachdenken zu

haben. Der normale Fährpreis betrug einen Quinis, aber bei rauhem Wetter – und das hatten sie ja heute wirklich, ohne jede Übertreibung – konnten auch drei oder sogar vier Quinis als angemessen gelten.

»Drei Gold-Imperatoren.« Er wartete auf das Wutgebrüll. Als es nicht kam, dachte er einen wahnwitzigen Augenblick lang, es sei ihm gelungen, in zwei Tagen den Verdienst eines ganzen Sommers zu erzielen.

Dann sah er das rosige Gesicht näherkommen und fühlte den heißen Atem des Mönches auf seinen Wangen.

»Du Wurm«, sagte der Mönch ganz sanft. »Es gibt einen Unterschied zwischen einfachem Raub und Vergewaltigung. Ich glaube, ich sollte dich einfach zusammenfalten wie eine Serviette und selbst mit dem Boot hinausfahren. Ich könnte ja einen Gold-Imperator für deine frei erfundene Witwe und die sieben nicht vorhandenen Bälger zurücklassen – mehr, als das ganze löchrige Ding wert ist.«

»Zwei Gold-Imperatoren, Eure Erhabenheit? Einen für meine frei erf … für meine Witwe, und einen, um in der Kirche für meine arme Seele eine *Mansa* lesen zu lassen?«

»Einen, und du weißt, daß das ungeheuer überzahlt ist. Nur, weil ich es eilig habe! Und wir fahren jetzt gleich.«

»Jetzt gleich? Aber das Boot ist nicht seeklar!«

»Dann warte ich hier.« Der Mönch ließ Sinetris' schmerzenden Arm los und kreuzte die Arme über der breiten Brust. »Fang an! Los! Marsch!«

»Aber, gütiger Vater … was ist mit meinem Goldstück?«

»Wenn wir in Kwanitupul sind. Hab keine Angst, daß ich dich betrüge, wie du andere betrogen hast. Bin ich nicht ein Gottesmann?« Der sonderbare Mönch lachte laut auf.

Sinetris schniefte leise vor sich hin und machte sich auf die Suche nach seinen Rudern.

»Du hast gesagt, du hättest noch mehr Gold!« Charystra, die Inhaberin der unter dem Namen *Pelippas Schüssel* bekannten Herberge, setzte eine wohlgeübte Miene des Abscheus auf. »Ich habe dich behandelt wie einen Prinzen – dich, einen kleinen Marschmann! –, und du hast mich angelogen. Ich hätte es besser wissen müssen. Mich auf einen dreckigen Wranna zu verlassen!«

Tiamak beherrschte sich nur mühsam. »Ich denke, du hast eine Menge an mir verdient, gute Frau. Als ich kam, bezahlte ich dir zwei Gold-Imperatoren.«

»Na und?« schnaubte sie. »Die sind verbraucht.«

»In nur zwei Wochen? Du nennst mich einen Lügner, Charystra, aber das wäre so gut wie Diebstahl.«

»Wie kannst du es wagen, so mit mir zu sprechen? Du hattest die besten Räume und die Dienste des besten Heilers in Kwanitupul.«

Der Schmerz in Tiamaks Wunden machte seinen Zorn nur noch größer. »Wenn du den betrunkenen Kerl meinst, der mir das Bein verdreht und mir nichts als Schmerzen bereitet hat, bin ich überzeugt, daß du ihn höchstens mit ein paar Flaschen Farnbier bezahlt hast. Außerdem schien er sich schon seinen Lohn von ein paar anderen Opfern einverleibt zu haben, als er zu mir kam.«

Welche Ironie! Der Gedanke, daß Tiamak, Verfasser der demnächst vorliegenden, endgültigen Überarbeitung von »*Die unfelbarn Heylmittel der Wranna-Heyler*«, sich zwangsweise in die Hände eines solchen Metzgers aus den Trockenländern hatte begeben müssen!

»Ich habe noch Glück gehabt, daß ich mein Bein behalten durfte«, knurrte er. »Im übrigen hast du mich aus deinen besten Räumen sofort wieder hinausgeworfen.« Er deutete mit dem dünnen Arm auf den Dekkenhaufen, den er sich jetzt mit Ceallio, dem einfältigen Türhüter, teilte.

Auf dem erbosten Gesicht der Wirtin erschien ein hämisches Grinsen. »Bist du nicht ganz schön hochnäsig und aufgeblasen für einen Marschmann? Scher dich ruhig fort. Du kannst dich ja in einer anderen Herberge umsehen, ob ein Wranna dort so freundlich behandelt wird wie bei Charystra.«

Tiamak verschluckte eine wütende Antwort. Er wußte, daß er sich von seinem Zorn nicht hinreißen lassen durfte. Die Frau betrog ihn nach Strich und Faden, aber so ging es immer, wenn Wranna ihr Geschick in die Hände von Trockenländern legten. Er hatte schon den Männern seines Stammes gegenüber versagt, denen er geschworen hatte, nach Nabban zu gehen und dort ihre Beschwerden gegen den erhöhten Tribut vorzubringen. Wenn man ihn nun aus *Pelippas Schüssel* hinauswarf, hätte er auch gegenüber Morgenes versagt, der ihn ausdrücklich gebeten hatte, in dieser Herberge zu bleiben, bis man ihn brauchte.

Tiamak schickte ein kurzes Stoßgebet um Geduld an Ihn-der-stets-auf-Sand-tritt. Wenn es Dinivan und Morgenes so wichtig war, daß er sich an einem Ort wie diesem aufhielt, warum schickten sie ihm dann nicht wenigstens das Geld dafür? Er holte tief Atem, so widerwärtig war es ihm, sich vor diesem rotgesichtigen Weib zu erniedrigen.

»Es hat keinen Sinn, sich zu streiten, gute Frau«, meinte er. »Ich warte immer noch darauf, daß mein Freund kommt und neues Gold bringt.« Er rang sich ein Lächeln ab. »Bis dahin denke ich, daß von meinen beiden Gold-Imperatoren noch einiges übrig sein müßte. Gewiß kann noch nicht alles verbraucht sein! Wenn ich gehen muß, wird jemand anderes daran verdienen, daß er meinem Freund und mir seine besten Räume zur Verfügung stellt.«

Sie musterte ihn einen Augenblick und wog dabei den Vorteil, ihn sofort loszuwerden, gegen die Möglichkeiten zukünftigen Geldherauspressens ab. »Na schön«, sagte sie unwillig, »vielleicht lasse ich dich aus reiner Gutherzigkeit noch drei Tage hier wohnen. Aber ohne Essen. Entweder treibst du noch ein paar Münzen auf, oder du versorgst dich selber. Ich decke meinen Gästen üppig den Tisch und kann es mir nicht leisten, Leute umsonst durchzufüttern.«

Tiamak wußte, daß der üppig gedeckte Tisch vornehmlich aus dünner Suppe und trockenem Brot bestand, aber auch, daß karge Mahlzeiten besser waren als gar keine. Irgendwie würde er sich ernähren müssen. Zwar war er daran gewöhnt, lange Zeit mit wenig Verpflegung auszukommen, aber von den Wunden am Bein und der daraus folgenden Krankheit war er immer noch geschwächt. Mit welcher Begeisterung hätte er einen Schleuderstein vom höhnischen Gesicht dieser Vettel abprallen lassen!

»Ganz recht, gute Frau«, antwortete er zähneknirschend.

»Meine Freunde sagen immer, ich sei viel zu gut.«

Charystra stolzierte in den Schankraum zurück. Tiamak zog sich die stinkende Decke über den Kopf und sann über seine elende Lage nach.

Tiamak lag schlaflos im Dunkeln. In seinem Kopf drehte es sich, aber er fand keinen Ausweg aus seinen Schwierigkeiten. Er konnte kaum laufen. Mittellos war er an einem fremden Ort unter räuberischen Trockenländern gestrandet. Wie es schien, hatten Sie-die-wachen-und-formen sich verschworen, ihn zu peinigen.

Der alte Ceallio grunzte im Schlaf und rollte auf die andere Seite. Sein langer Arm schlug schwer gegen Tiamaks Gesicht. Schmerzlich getroffen stöhnte der Wranna auf und setzte sich hin. Sinnlos, sich über den alten Trottel zu ärgern; Ceallio war genauso unschuldig an ihrer unangenehm engen Zweisamkeit wie Tiamak selbst. Der Wranna hatte sich schon gefragt, ob es Ceallio etwas ausmachte, das Bett mit ihm teilen zu müssen, aber eigentlich glaubte er nicht daran. Der fröhliche Alte war arglos wie

ein Kind. Er schien alles, was ihm widerfuhr – Schläge, Tritte und Flüche eingeschlossen – als Schicksalsfügung hinzunehmen, unerklärlich und unausweichlich wie ein Gewitter.

Beim Gedanken an Gewitter fing Tiamak an zu zittern. Das drohende Unwetter, das die Luft über dem Wran und der ganzen Südküste so heiß und klebrig wie dicke Brühe gemacht hatte, war endlich über sie hereingebrochen und hatte Kwanitupul mit für die Jahreszeit höchst ungewöhnlichen Regenfluten überschwemmt. Die sonst so stillen Kanäle waren aufgewühlt und unberechenbar. Die meisten Schiffe lagen vor Anker, und die Geschäfte der blühenden Hafenstadt stagnierten. Der schwere Sturm hatte auch den Strom neuer Besucher fast abgeschnitten, ein weiterer Grund für Charystras Verdrießlichkeit.

Heute abend hatte der Regen zum ersten Mal seit Tagen aufgehört. Nicht lange, nachdem Tiamak in sein notdürftiges Bett gekrochen war, verstummte plötzlich das stetige Prasseln auf dem Dach. Die Stille war so tief, daß sie ihm fast in den Ohren dröhnte. Vielleicht, dachte Tiamak, war es dieses ungewohnte Schweigen, das ihn nicht schlafen ließ.

Er versuchte von neuem, die Decke enger um sich zu ziehen; aber der Alte neben ihm hatte den ganzen Deckenhaufen mit eiserner Faust an sich gerissen. Trotz seines vorgerückten Alters schien der Narr erheblich kräftiger zu sein als Tiamak, der auch vor seiner unglückseligen Auseinandersetzung mit dem Krokodil nie besonders robust gewesen war, nicht einmal nach den Maßstäben seines eigenen feinknochigen Volkes. Der Wranna gab es auf, an den Decken zu zerren; Ceallio gurgelte und murmelte in den Armen eines Traumes von vergangenem Glück. Tiamak zog die Stirn in Falten. Warum hatte er nur sein Haus im Banyan-Baum verlassen, seinen geliebten, heimatlichen Sumpf? Es war nicht viel, aber es gehörte ihm. Und im Gegensatz zu diesem zugigen, feuchten Bootshaus war es dort immer warm gewesen…

Das hier war mehr als nur die Kälte der Nacht, erkannte er auf einmal, von neuen Schaudern geschüttelt. Es lag etwas Eisiges in der Luft, das ihm die Brust durchbohrte wie mit Dolchen. Er unternahm einen neuen, aussichtslosen Kampf um die Decken und setzte sich dann wieder verzweifelt auf. Vielleicht stand die Tür offen?

Er stieß ein lautes, qualvolles Stöhnen aus, kroch vom Lager herunter und zwang sich aufzustehen. Sein Bein pochte und brannte. Der betrunkene Heiler hatte ihm erklärt, seine Umschläge würden schon bald den Schmerz von Tiamak nehmen, aber der Wranna hatte zu einem derart of-

fensichtlichen Säufer wenig Zutrauen, und bisher hatte er mit seinen Zweifeln leider auch recht behalten. Langsam hinkte er über den rohen Holzboden und bemühte sich, nicht gegen die beiden umgekippten Boote zu stoßen, die den größten Teil des Raumes einnahmen. Es gelang ihm auch, an der Wand zu bleiben und so diesen großen Hindernissen aus dem Weg zu gehen, aber plötzlich sprang ihn ein harter Schemel an und traf grausam sein gesundes Schienbein. Tiamak mußte einen Augenblick stehenbleiben und die Zähne zusammenbeißen, um einen Schmerz- und Wutschrei zu ersticken, der vielleicht kein Ende haben würde. Er rieb sich das Bein. Warum mußte ausgerechnet er und nur er immer soviel Pech haben?

Sobald er sich wieder bewegen konnte, setzte er noch viel vorsichtiger seinen Weg fort. Die Strecke bis zur Tür schien Stunden zu dauern. Als er endlich ankam, entdeckte er zu seiner ungeheuren Enttäuschung, daß die Tür keineswegs offenstand. Das hieß, daß er kaum noch etwas unternehmen konnte, um einer schlaflosen und eiskalten Nacht zu entgehen. Vor lauter Wut schlug er mit der Hand gegen den Türrahmen. Die Tür schwang auf. Draußen wurde der leere Landungssteg sichtbar, ein unbestimmtes, graues Rechteck, auf das der Mond schien. Ein Schwall kalter Luft strömte auf Tiamak ein, aber noch bevor er den schwer zu findenden Griff fassen konnte, erregte etwas seine Aufmerksamkeit. Verwirrt humpelte er ein paar Schritte ins Freie. An dem feinen Nebel, der im Mondlicht zu ihm herunterschwebte, war irgend etwas Merkwürdiges.

Ein langer Augenblick verstrich, bevor Tiamak klar wurde, daß es nicht Regen war, was da auf seine ausgestreckte Handfläche fiel, sondern es waren kleine, weiße Flocken. Er hatte so etwas noch nie gesehen – kein Wranna hatte das –, aber er war ungewöhnlich belesen und hatte in seiner Studentenzeit viel darüber gehört. Darum begriff er auch sofort die Bedeutung der flaumweichen Flocken und des Dampfes, der von seinen Lippen in die Nachtluft stieg und sich dort auflöste.

Schnee fiel auf Kwanitupul, mitten im Sommer.

Auch Miriamel lag im Dunkeln auf ihrem Bett. Sie hatte geweint, bis sie zum Weiterweinen zu müde war. Die *Eadne-Wolke* lag im Hafen von Vinitta vor Anker, und Miriamel fühlte, wie sich Einsamkeit über sie legte wie eine Zentnerlast.

Der Grund dafür war weniger Cadrachs Verrat. Auch wenn sie ihm gegenüber gelegentlich schwach geworden war, hatte ihr der Mönch doch längst sein wahres Wesen gezeigt. Eher lag es daran, daß er für sie die letz-

te Verbindung zu ihrer wahren Identität und ihrer Vergangenheit dargestellt hatte. Als wäre ein Ankertau gekappt worden, war ihr auf einmal zumute, als treibe sie hilflos in einem Meer fremder Gesichter.

Dabei war ihr Cadrachs Fahnenflucht nicht völlig überraschend gekommen. Die Beziehung zwischen ihnen war längst so gespannt gewesen, daß ihn wohl nur die Umstände davon abgehalten hatten, sich schon früher abzusetzen. Sie erinnerte sich an die kühle Bedächtigkeit, mit der er nach seinem Reisemantel gegriffen hatte, ehe sie von Bord gingen, und verstand, daß er fest mit dieser Flucht gerechnet hatte, zumindest von dem Zeitpunkt an, als man sie eingeladen hatte, Vinitta zu besichtigen. Er hatte sogar in gewisser Weise versucht, sie zu warnen. Oben an Deck hatte er sie gebeten, auf ihn zu hören und gesagt: »Ein letztes Mal.«

Nein, der Verrat des Mönches kam nicht unerwartet, aber deshalb tat er doch nicht weniger weh. Ein längst vorausgesehener Schlag war endlich gefallen.

Verlassenheit und Gleichgültigkeit, das schien der rote Faden zu sein, der sich durch ihr Leben zog. Ihre Mutter war gestorben, ihr Vater kalt und lieblos geworden; ihr Onkel Josua wollte sie nur aus dem Weg wissen – natürlich würde er das bestreiten, aber es hatte deutlich in jedem Wort und jeder Miene gestanden. Eine Weile hatte sie geglaubt, Dinivan und sein Gebieter, der Lektor, könnten ihr Schutz gewähren, aber sie waren umgekommen und hatten sie ohne Freunde zurückgelassen. Obwohl sie wußte, daß die beiden daran nicht die geringste Schuld traf, konnte sie es ihnen nicht vergeben. Niemand wollte ihr helfen. Die Freundlicheren, wie Simon, der Troll oder der gute alte Herzog Isgrimnur, waren weit fort oder selbst machtlos. Und nun hatte auch Cadrach sie verlassen.

Es mußte etwas an ihr sein, das andere abstieß, sinnierte Miriamel. Irgendein dunkler Fleck, wie in den weißen Steinkanälen von Meremund, verborgen, bis die Ebbe kam. Oder vielleicht war der Fleck gar nicht an ihr, sondern verdunkelte die Seelen der Menschen in ihrer Nähe, die keine Verantwortung anerkennen wollten, sich ihrer Pflichten gegenüber einer jungen Frau nicht erinnerten.

Und wie stand es mit Aspitis, dem goldenen Grafen? Sie hatte wenig Hoffnung, daß er sich als zuverlässiger erweisen würde als die anderen, aber wenigstens hatte er sie gern. Wenigstens hatte er etwas mit ihr vor.

Vielleicht konnte sie, wenn einmal alles vorbei war und ihr Vater die Welt nach seinen verderbten Wünschen umgestaltet hatte, doch irgendwo eine Heimat finden. In einem kleinen Haus am Meer würde sie glücklich

sein und den unerwünschten königlichen Rang mit Vergnügen wie eine alte Schlangenhaut abstreifen. Aber was sollte sie bis dahin anfangen?

Miriamel rollte sich auf die Seite und preßte das Gesicht in die rauhe Decke. Sie fühlte, wie ihr Bett und das ganze Schiff im sanften, aber beharrlichen Griff der See schwankten. Es war alles zuviel für sie, zu viele Gedanken, zu viele Fragen. Sie war schwach wie ein neugeborenes Kätzchen. Nur festgehalten und beschützt wollte sie werden, damit die Zeit verging und sie irgendwann in einer besseren Welt wieder aufwachen konnte.

Sie weinte leise, unmutig, ankerlos am Ufer des Schlafes.

Der Nachmittag glitt vorbei. Zwischen Träumen und Wachen lag Miriamel im Dunkel ihrer Kabine.

Irgendwo über ihr verkündete der Ausguck den Sonnenuntergang; kein anderes Geräusch außer dem Plätschern der Wellen und den gedämpften Schreien der Seevögel durchbrach die Stille. Das Schiff war so gut wie verlassen, die Matrosen befanden sich auf Landgang in Vinitta.

Miriamel war nicht überrascht, als die Kabinentür sich leise öffnete und sich jemand neben ihr auf dem Bett niederließ.

Aspitis' Finger strichen über ihr Gesicht. Miriamel drehte sich weg und wünschte, sie könnte die Schatten über sich ziehen wie eine Decke, wünschte sich, wieder ein Kind zu sein und an einem Meer zu leben, das keine Kilpa kannte, einem Meer, dessen Wogen die Stürme nur sanft berührten, um sich beim goldenen Aufgang der Sonne sofort zurückzuziehen.

»Herrin…«, flüsterte er. »Ach, es tut mir so leid. Man hat Euch übel mitgespielt.«

Miriamel antwortete nicht, aber seine Stimme wirkte auf ihre schmerzlichen Gedanken wie lindernder Balsam. Er sprach weiter und erzählte ihr von ihrer Schönheit und Freundlichkeit. Für sie in ihrer fiebrigen Traurigkeit hatten die Worte kaum einen Sinn, aber seine Stimme klang sanft und tröstend. Sie fühlte sich beruhigt, besänftigt wie ein unruhiges Pferd. Als er zu ihr zwischen die Laken schlüpfte, spürte sie seine Haut an ihrer, warm und glatt und fest. Sie murmelte einen Protest, aber sanft, ohne wirkliche Energie; in gewisser Weise schien ihr auch das eine Freundlichkeit zu sein, die er ihr erwies.

Sein Mund lag an ihrem Hals. Gelassen und besitzergreifend strichen seine Finger über ihren Körper, als berühre er etwas Köstliches, das ihm ganz allein gehörte. Wieder flossen ihre Tränen. In ihrer tiefen Einsamkeit ließ sie zu, daß er sie in die Arme nahm, aber sie blieb dabei nicht unge-

rührt. Während ein Teil von ihr sich nur danach sehnte, gehalten, in tröstlicher Wärme geborgen zu sein, in einem sicheren Hafen wie dem, in dem die *Eadne-Wolke* sacht am Anker schaukelte, unbekümmert um die Stürme, die über den weiten Ozean jagten, wollte ein anderer Teil sich losreißen und blindlings in die Gefahr hineinrennen. Wieder ein anderer Teil duckte sich tief in ihrem Inneren, ein Schatten aus dunkler Reue, mit eisernen Banden an ihr Herz gekettet.

Der dünne Lichtstreifen, der durch den Türspalt drang, fing sich in seinem schimmernden Haar, als Aspitis sich an sie preßte. Und wenn nun jemand hereinkam? Es gab keinen Riegel an der Tür, kein Schloß. Miriamel sperrte sich. Aspitis deutete ihre Furcht falsch und flüsterte beruhigende Worte über ihre Schönheit.

Jede Locke seines Haares war kunstvoll, charakteristisch und einzigartig wie ein Baum. Sein Kopf schien ein Wald, seine dunkle Gestalt ragte über ihr auf wie ein ferner Berg. Sie schrie leise auf. Es gab keinen Widerstand gegen solche Unerbittlichkeit.

In den Schatten verrann die Zeit, und wieder ließ Miriamel sich treiben. Aspitis sprach.

Er liebe sie, ihre Güte, ihren Verstand, ihre Holdseligkeit.

Seine Worte waren wie Liebkosungen, blind, aber feurig. Sie kümmerte sich nicht um Schmeichelreden, aber sie fühlte, wie ihre Abwehr vor seiner Stärke und Sicherheit dahinschmolz. Er hatte sie lieb, zumindest ein wenig. Er konnte sie in der Dunkelheit verstecken, sie damit umhüllen wie mit einem Mantel. Sie würde in den Tiefen eines schützenden Waldes verschwinden, bis die Welt wieder war, wie sie sein sollte.

Sanft schaukelte das Schiff in der Wiege des Wassers.

Er würde sie vor allen schützen, die ihr schaden wollten, versprach er. Er würde sie nie verlassen.

Endlich ergab sie sich ihm. Da war Schmerz, aber es gab auch Verheißungen. Miriamel hatte nicht mehr erhofft. In gewisser Weise war es eine Lehre, die die Welt ihr längst erteilt hatte.

Erfüllt von ungewohnten, neuen Gefühlen und noch nicht recht im Einklang mit ihnen, saß Miriamel Aspitis stumm am Eßtisch gegenüber und schob die Speisen von einer Seite des Tellers auf die andere. Sie verstand nicht, weshalb der Graf sie gezwungen hatte, sich hier im hellen Kerzenlicht des Raumes zu ihm zu setzen. Sie verstand nicht, warum sie nicht wenigstens ein kleines bißchen verliebt war.

Ein Soldat klopfte an der Tür und trat ein.

»Wir haben ihn, Herr«, meldete er. Die Befriedigung darüber, den Fehler beseitigt zu haben, den die Flucht des Mönches bedeutet hatte, klang deutlich aus seiner Stimme. Miriamel erstarrte.

Der Soldat trat zur Seite. Zwei seiner Kameraden führten Cadrach herein, der schlaff zwischen ihnen hing. Der Mönch schien den Kopf nicht heben zu können. Hatte man ihn geschlagen? Miriamel empfand eine unwillkommene Anwandlung von Mitleid. Sie hatte halb gehofft, Cadrach werde sich einfach in Luft auflösen, damit sie ihn nie wiederzusehen brauchte. Es war leichter, ihn zu verabscheuen, wenn er nicht da war.

»Er ist betrunken, Graf Aspitis«, erklärte der Wachsoldat. »Sinnlos. Wir fanden ihn im *Gefiederten Aal,* unten am Ostdock. Er hatte schon die Überfahrt auf einem perdruinesischen Kauffahrer bezahlt, aber der Dummkopf ließ sich vollaufen und verlor sie beim Würfeln.«

Cadrach blickte aus trüben Augen auf, das Gesicht schlaff vor Verzweiflung. Selbst von der anderen Seite des Tisches konnte Miriamel den Weingestank riechen. »W-wollt's grade w-wiedergew-winnen. Hätt's auch.« Er schüttelte den Kopf. »V-vleich' nicht. K-kein Glück mehr. W-wasser steigt…«

Aspitis stand auf und ging um den Tisch herum. Er nahm das Kinn des Mönches in die Hand und preßte es mit festem Griff zusammen, daß das Fleisch hervorquoll. Er zwang Cadrachs rosiges Gesicht nach oben, bis ihre Blicke sich begegneten.

»Hat er das früher schon versucht, Herrin Marya?« fragte der Graf.

Miriamel nickte hilflos. Sie wünschte sich, weit weg von hier zu sein. »Mehr oder weniger.«

Aspitis wandte sich erneut dem Mönch zu. »Was für ein merkwürdiger Mensch. Warum quittiert er nicht einfach den Dienst Eures Vaters, anstatt sich davonzuschleichen wie ein Dieb?« Er sah auf seinen Knappen. »Bist du sicher, daß nichts fehlt?«

Der Knappe nickte. »Ganz sicher, Herr.«

Cadrach versuchte, sich aus Aspitis' Würgegriff zu lösen. »Hab selber G-gold gehabt. Nichts g-gestohlen. Muß weg von hier…« Sein verschwommener Blick fiel auf Miriamel, und seine Stimme wurde noch verzweifelter. »Gefährlich … Sturm holt uns ein. Gefahr!«

Der Graf von Eadne ließ das Kinn des Mönches los und wischte sich die Finger am Tischtuch ab. »Fürchtet er sich vor einem Sturm? Ich wußte,

daß er kein guter Seemann ist, aber trotzdem … höchst eigenartig. Wäre er *mein* Lehnsmann, würde ich ihm für diesen Streich den Rücken schinden lassen. Jedenfalls verdient der Kerl nicht auch noch eine Belohnung, weil er sein unschuldiges Mündel im Stich gelassen hat. Er soll auch Eure Kabine nicht mehr teilen, Herrin Marya.« Der Graf lächelte steif und ermutigend. »Vielleicht ist er verrückt geworden oder einer trunkenen Wahnvorstellung erlegen. Er redet von Gefahr, aber soweit ich sehe, ist *er* es, der gefährlich ist. Er wird auf der *Eadne-Wolke* eingesperrt bleiben, bis ich Euch nach Nabban zurückbringe. Dort werden wir ihn der Mutter Kirche zur Züchtigung überantworten.«

»Einsperren?« fragte Miriamel. »Aber das ist nicht…«

»Ich kann ihn nicht frei herumlaufen lassen, damit er Euch belästigt oder beunruhigt, Herrin.« Der Graf wandte sich an seine Wachen. »Der Laderaum ist genau das Richtige für ihn. Gebt ihm Wasser und Brot, aber legt ihn in Fußeisen.«

»O nein!« Miriamel war aufrichtig entsetzt. So sehr sie den Mönch und seine verräterische Feigheit verachtete, der Gedanke an ein lebendes Wesen, das man zwang, eine Kette zu tragen, eingeschlossen im dunklen Schiffsbauch…

»Bitte, Herrin.« Aspitis' Stimme war weich, aber fest. »Ich brauche Ordnung auf meinem Schiff. Ich habe Euch Zuflucht gewährt, Euch und diesem Mann. Er war Euer Vormund. Er hat Euer Vertrauen enttäuscht. Ich weiß bisher nicht mit Sicherheit, ob er mich nicht doch bestohlen hat oder vielleicht etwas, das er über meinen Auftrag in Vinitta erfahren hat, an andere verkaufen will. Nein, ich fürchte, hier geht es um Männersachen, die Ihr mir überlassen müßt, holde Marya.« Er winkte. Cadrach, zwischen seinen Begleitern dahinstolpernd, wurde abgeführt.

Miriamels Blick wurde tränenblind. Ihre Augen liefen über. Taumelnd erhob sie sich vom Stuhl. »Entschuldigt mich, Graf Aspitis«, murmelte sie und tastete sich am Tisch entlang zur Tür. »Ich möchte mich hinlegen.«

Er war bei ihr, bevor sie den Türgriff fand, hielt sie am Arm fest und drehte sie geschmeidig um. Seine Hitze war sehr nah. Miriamel wandte das Gesicht ab und dachte daran, wie schrecklich sie aussehen mußte – rotgeränderte Augen und nasse Wangen. »Ich bitte Euch, Herr. Laßt den Mönch frei.«

»Ich weiß, wie sehr Ihr Euch verloren fühlen müßt, schöne Marya«, antwortete Aspitis sanft. »Habt keine Furcht. Ich habe Euch doch versprochen, daß ich Euch beschützen werde.«

Sie merkte, wie sie nachgab, gefügig wurde. Alle Kraft schien von ihr zu weichen. Sie hatte das Davonlaufen und Versteckspielen so satt. Sie wollte doch nur, daß sie jemand in den Arm nahm und alles von ihr fernhielt…

Miriamel schauderte und riß sich los. »Nein. Es ist Unrecht. Unrecht! Wenn Ihr ihn nicht freilaßt, werde ich nicht auf diesem Schiff bleiben!« Blindlings stolpernd drängte sie sich durch die Tür. Aspitis hatte sie eingeholt, bevor sie noch die Leiter an Deck erreichte. Über ihnen im Dunkel raunte leise die Seewächterin Gan Itai.

»Ihr seid erregt, Herrin«, sagte er. »Ihr müßt Euch hinlegen, wie Ihr selbst gesagt habt.«

Sie sträubte sich, aber sein Griff war fest. »Ich verlange, daß Ihr mich loslaßt! Ich will nicht länger hierbleiben. Ich werde an Land gehen und mir selbst einen Schiffsplatz suchen.«

»Das werdet Ihr nicht, Herrin.«

»Laßt meinen Arm los«, keuchte sie. »Ihr tut mir weh.«

Irgendwo über ihnen schien Gan Itais Lied zu stocken. Aspitis lehnte sich über sie, das Gesicht dicht an ihrem. »Ich glaube, es gibt ein paar Dinge, die wir klären müssen.« Er lachte kurz auf. »In der Tat, es gibt viel zu besprechen – später. Ihr werdet jetzt in Eure Kabine gehen. Wenn ich mein Abendessen beendet habe, werde ich Euch aufsuchen.«

»Ich gehe nicht.«

»Ihr geht.«

Er sagte es mit so ruhiger Gewißheit, daß Miriamel die erboste Antwort im Hals steckenblieb. Sie hatte auf einmal Angst. Aspitis preßte sie an sich, machte dann kehrt und zwang sie den Gang hinunter.

Das Lied der Seewächterin war verstummt. Jetzt begann es wieder, ein an- und abschwellendes Murmeln. Gan Itai sang für die Nacht und das stille Meer.

# XXVII

## Der schwarze Schlitten

»Sie kommen näher«, knurrte Sludig. »Wenn dein Stein des Abschieds noch mehr als eine Meile von hier entfernt ist, Kleiner, müssen wir ihnen ins Gesicht sehen und kämpfen.«

Binabik schüttelte sich das Wasser aus der Kapuze und duckte sich tief auf Qantaqas Hals. Die Wölfin ließ die Zunge heraushängen. Ihre Flanken wogten wie ein Schmiedeblasebalg. Seit Tagesanbruch waren sie ohne Pause weitergeritten, auf der Flucht durch den sturmgeschüttelten Wald.

»Ich wünschte, ich könnte dir sagen, es ist nahe, Sludig. Ich weiß zwar nicht, welche Entfernung noch bleibt, aber ich fürchte, das meiste eines Tagesrittes.« Er streichelte Qantaqas triefendes Fell. »Ein wackerer Lauf, alte Freundin.« Sie achtete nicht auf ihn, vollauf damit beschäftigt, aus einem hohlen Baumstumpf Wasser zu trinken.

»Diese Riesen jagen uns wie Wild«, erklärte Sludig grimmig. »Sie scheinen eine Vorliebe für Menschenfleisch entwickelt zu haben.« Er schüttelte den Kopf. »Wenn wir uns doch noch stellen müssen, wird das einigen von ihnen leid tun.«

»Ich bin zu gering von Größe für einen saftigen Happen«, meinte Binabik mit finsterem Gesicht. »Darum will ich ihre Zeit nicht damit vergeuden, daß ich mich fangen lasse. Auf diese Weise wird niemand Bedauern empfinden.«

Der Rimmersmann lenkte sein Pferd zu dem Baumstumpf. Das Tier, das vor Kälte zitterte und trotz des prasselnden Regens ausgedörrt vor Durst war, kümmerte sich nicht um die Wölfin, die nur eine Handbreit neben ihm stand.

Während die beiden Reittiere tranken, trug der Wind ein langgezogenes, grollendes Heulen zu ihnen hinüber. Es klang so nahe, daß den Hörern das Blut gefror.

»Verdammt!« rief Sludig und schlug mit der Hand auf den Schwertgriff.

»Sie sind nicht weiter hinter uns als vor einer Stunde! Rennen sie so schnell wie Pferde?«

»Fast so hurtig, scheint mir«, versetzte Binabik. »Mich dünkt, wir sollten uns noch tiefer in den Wald begeben. Die dicken Bäume machen sie vielleicht langsamer.«

»Du dachtest auch, wenn wir die Ebene verließen, würde sie das aufhalten«, wandte Sludig ein und zog sein unwilliges Pferd von dem hohlen Baumstumpf weg.

»Wenn wir überleben, darfst du mir alle meine Unzutreffendheiten aufzählen«, brummte Binabik. Er packte Qantaqas dicke Halskrause. »Jetzt, falls du dir keinen Weg ausgedacht hast, wie wir fliegen können, sollten wir reiten.«

Von neuem brachte der Wind ein tiefes, hustendes Brüllen.

Sludigs Schwert sauste von rechts nach links und schlug eine Schneise in das Buschwerk. Sie kämpften sich einen langen, bewaldeten Hang hinunter. »Meine Klinge wird stumpf sein, wenn ich sie am dringendsten brauche«, beschwerte sich der Rimmersmann.

Binabik, der die sich sträubenden Pferde an der Leine führte, stolperte, fiel in den Schlamm und rutschte ein kleines Stück bergab. Die Pferde drängten sich unruhig aneinander, blieben jedoch auf dem engen Pfad, den Sludig durch das dichte Unterholz gehackt hatte. Der Troll, der im Schlamm nur mühsam das Gleichgewicht halten konnte, stand auf und suchte die Zügel des Leittiers.

»Qinkipa vom Schnee! Dieser Sturm hat kein Ende!«

Sie brauchten den größten Teil der Mittagsstunde, um den Abhang hinunterzukommen. Es hatte den Anschein, als sei Binabiks Vertrauen in den Wald zumindest teilweise begründet gewesen: das gelegentliche Heulen der *Hunen* wurde ein wenig leiser, wenn es auch nie ganz verstummte. Der Wald schien sich zu lichten. Noch immer waren die Bäume gewaltig, aber doch nicht mehr so riesenhaft wie die Stämme im tiefen Herzen des Aldheorte.

Erle, Eiche und Schierlingstanne trugen Girlanden aus Schlingpflanzen.

Darunter wuchsen dichtes Gras und Unterholz, und selbst in dieser unnatürlich kalten Jahreszeit steckten ein paar gelbe und blaue Wildblumen die Köpfe aus dem Schlamm und wiegten sich im heftigen Regen. Ohne den Wolkenbruch und den schneidenden Wind wäre dieser Teil des südlichen Forstes ein außergewöhnlich schöner Fleck Erde gewesen.

Endlich hatten sie den Fuß des Abhangs erreicht und kletterten auf eine niedrige Felsplatte, um sich den ärgsten Schmutz von Stiefeln und Kleidern zu schaben, bevor sie wieder aufs Pferd stiegen. Sludig drehte sich um und schaute nach oben. Er hob den Zeigefinger.

»Bei Elysias Erbarmen, Kleiner – sieh.«

Hoch oben am Hang und doch erschreckend nahe drängte sich ein halbes Dutzend weißlicher Gestalten durch das Laubwerk. Sie schwangen die langen Arme wie Nascadu-Affen. Einer hob den Kopf und zeigte sein Gesicht, ein schwarzes Loch im bleichen, zottigen Fell. Ein donnernder Drohschrei schallte über den regennassen Hang. Sludigs Pferd bäumte sich vor Entsetzen.

»Es ist wie ein Rennen«, bemerkte Binabik, dessen rundliches, braunes Gesicht ganz blaß geworden war. »Im Augenblick sind sie die Besseren.«

Qantaqa sprang von der Felsplatte hinunter, den Troll auf dem Rücken. Sludig und sein Pferd folgten dichtauf; sie führten die anderen Tiere. Hufe trommelten über den aufgeweichten Grund.

In ihrer Eile und kaum zurückgedrängten Furcht dauerte es eine Weile, bis sie merkten, daß der Boden, wenn auch immer noch von dichtem Buschwerk bedeckt, auffallend eben geworden war. Sie ritten an Flußbetten vorüber, die lange ausgetrocknet gewesen sein mußten, jetzt aber wieder mit rauschendem, schäumendem Regenwasser gefüllt waren. Hier und da ragten an den Ufern verwitterte Steinreste auf, überwuchert von Ranken und jahrhundertealtem Moos.

»Sieht aus wie Brücken oder Ruinen zerfallener Gebäude«, rief Sludig im Reiten.

»Das ist es auch«, erwiderte Binabik. »Es bedeutet, daß wir uns unserem Ziel nähern, hoffentlich. Hier ist ein Ort, an dem die Sithi einmal eine große Stadt hatten.« Er bückte sich und legte Qantaqa die Arme um den Hals, als sie über einen umgestürzten Baumstamm sprang.

»Glaubst du, daß die Riesen sich davon abschrecken lassen?« fragte Sludig. »Du hast gesagt, die Gräber liebten die Orte nicht, an denen Sithi lebten.«

»Sie lieben den Wald nicht, und der Wald liebt sie nicht«, sagte der Troll und brachte Qantaqa sanft zum Stehen. »Diese *Hunen*-Riesen scheinen damit keine Schwierigkeiten zu haben. Vielleicht sind sie weniger klug oder weniger leicht in Furcht zu versetzen. Oder es liegt daran, daß sie nicht graben. Ich weiß es nicht.« Er hielt den Kopf schräg und lauschte. Es war schwer, etwas durch das unablässige, zischende Klopfen des Regens

auf die Blätter zu hören, aber für den Augenblick schien ihre Umgebung frei von Gefahr zu sein. »Wir wollen dem fließenden Wasser folgen.« Er deutete auf den neuentstandenen Fluß, der an ihnen vorüberschoß, beladen mit Ästen und Zweigen, die der Sturm von den Bäumen gerissen hatte. »*Sesuad'ra,* der Stein des Abschieds, liegt in einem Tal hinter dem Ende des Waldes, ganz in der Nähe der Stadt *Enki-e-Shao'saye,* an deren Rand wir uns jetzt befinden.« Er machte eine Gebärde mit der kleinen, im Fausthandschuh steckenden Hand. »Der Fluß muß ins Tal hinunterfließen, darum ist es vernünftig, wenn wir uns ihm anschließen.«

»Dann wollen wir weniger reden und uns mehr dem Anschließen widmen«, bemerkte Sludig.

»Ich habe zu meiner Zeit«, erklärte Binabik mit einer gewissen Steifheit, »vor aufmerksameren Ohren gesprochen.« Achselzuckend trieb er Qantaqa an.

An unzähligen Überresten der riesigen, längst ausgestorbenen Stadt ritten sie vorbei. Bruchstücke alter Mauern schimmerten im Unterholz, Massen von hellem, bröckelndem Backstein, verloren wie verirrte Schafe. An anderen Stellen lagen die Grundmauern eingestürzter Türme frei, krumm und leer wie uralte Kieferknochen, von Schmarotzermoos erstickt. Anders als in *Da'ai Chikiza* hatte sich hier der Wald nicht damit begnügt, in die Stadt hineinzuwachsen; von *Enki-e-Shao'saye* hatte er nur ein paar schwache Spuren übriggelassen. Der Wald, so schien es, war stets ein Teil der Stadt gewesen, aber im Lauf der Jahrtausende war er zu ihrem Zerstörer geworden. Er hatte das kunstvolle Steinwerk unter einem Dickicht verschlungenen Laubwerks begraben und es mit Wurzeln und Ästen überwuchert, die mit großer Geduld die unvergleichliche Arbeit der Sithi-Baumeister vernichteten und alles in Lehm und feuchten Sand zurückverwandelten.

Es lag wenig Ermutigendes in den bröckelnden Ruinen von *Enki-e-Shao'saye.* Sie schienen nur zu zeigen, daß auch die Sithi dem Lauf der Zeiten unterworfen waren und daß alles von Händen Geschaffene, und sei es noch so erhaben, irgendwann einmal doch zu einem unrühmlichen Ende kommen mußte.

Binabik und Sludig fanden einen breiteren Weg am Fluß und kamen nun besser vorwärts. Der Weg schlängelte sich durch den regennassen Wald, in dem sie nichts als die Geräusche ihres eigenen Rittes hörten; sie freuten sich darüber. Wie der Troll vorausgesagt hatte, begann das Land jetzt steiler abzufallen und sich nach Südwesten zu senken. Auch der Fluß hielt sich

trotz seiner vielen Windungen in diese Richtung. Das Wasser strömte immer schneller, fast als freue es sich darüber, zu Tal zu kommen. Es war, als werfe es sich gegen die Ufer, als wolle es überall zugleich sein, als spritze es, wenn es auf Hindernisse im Flußbett traf, höher als gewöhnlich. Es schien, als wolle dieser Fluß, dem nur ein vergängliches Leben geschenkt war, einer strengen Flußgottheit beweisen, daß er eine dauerhafte Existenz verdiene.

»Wir haben den Wald fast hinter uns«, keuchte Binabik von Qantaqas hüpfendem Rücken. »Siehst du, daß die Bäume dünner stehen? Weiter vorn sieht man Licht!«

Tatsächlich schien die Baumreihe unmittelbar vor ihnen am äußersten Ende der Erde zu stehen. Statt neuer, grünfleckiger Blätter sah es aus, als liege jetzt eine Wand aus unergründlichem, einförmigem Grau vor ihnen, so als sei den Erbauern der Welt nichts mehr eingefallen.

»Du hast recht, Kleiner«, sagte Sludig aufgeregt. »Das Ende des Waldes! Wenn wir jetzt nicht mehr allzuweit von deinem Zufluchtsort entfernt sind, können wir diese Hurensöhne von Riesen vielleicht doch noch abschütteln.«

»Es sei denn, daß von meinen Schriftrollen keine einzige zutrifft«, erwiderte Binabik, während sie das letzte Stück Hang hinuntertrabten. »Sonst ist es vom Waldrand bis zum Stein des Abschieds nicht allzuweit.«

Er brach ab, als sie die letzte Baumreihe erreichten. Qantaqa blieb abrupt stehen, senkte den Kopf und witterte. Neben ihr zügelte Sludig sein Pferd. »Heiliger Usires«, flüsterte der Rimmersmann.

Unter ihnen fiel das Gelände übergangslos ab und führte in einem wesentlich steileren Winkel als bisher in das weite Tal hinunter. Dort ragte in seinem Mantel aus Bäumen dunkel und geheimnisvoll *Sesuad'ra* auf, eine knochige Faust aus Stein, die sich weit aus dem Talgrund reckte. Ihre Höhe fiel besonders auf, weil sie auf allen Seiten von einer ebenen Wasserfläche umgeben war.

Das Tal war überschwemmt. Die gewaltige Faust des Abschiedssteins, die dem regengepeitschten Himmel zu trotzen schien, hatte sich in eine Insel im grauen, ruhelosen Meer verwandelt. Zwischen Binabiks und Sludigs Ausguck am Waldesrand und ihrem Ziel lag nur eine halbe Meile, aber jede Elle Talboden war mehrere Faden tief überflutet.

Noch während sie dastanden und hinüberstarrten, erscholl hinter ihnen im Wald ein Brüllen, noch fern und doch beängstigend nahe. Was immer an Zauber noch über *Enki-e-Shao'saye* liegen mochte, es war zu schwach,

um die hungrigen Riesen abzuhalten.

»Ädon, Troll, wir stecken fest wie Fliegen im Honigtopf«, sagte Sludig, und zum ersten Mal lag Furcht in seiner Stimme. »Hinter uns ist nur noch der Rand der Welt. Selbst wenn wir kämpfen und ihren ersten Angriff zurückschlagen, gibt es für uns kein Entkommen!«

Binabik streichelte Qantaqas Kopf. Die Nackenhaare der Wölfin waren gesträubt. Sie winselte unter seiner Berührung, als giere sie danach, die Herausforderung zu erwidern, die der Wind zu ihnen trug. »Friede, Sludig. Wir müssen nachdenken.« Er drehte sich um und spähte den Steilhang hinunter. »Ich fürchte, in einem hast du recht. Nie werden wir hier Pferde hinunterführen können.«

»Und was sollten wir auch dort unten mit ihnen anfangen?« erwiderte Sludig bissig. »Das ist keine Schlammpfütze! Das ist ein Ozean! Stand davon nichts in deinen Schriftrollen?«

Binabik wackelte zornig mit dem Kopf. Das Haar, vom Regen an seine Stirn geklebt, hing ihm in die Augen. »Schau auf, Sludig, schau auf! Der Himmel ist voller Wasser, und alles wird über uns ausgeschüttet, mit einer Empfehlung von unserem Feind.« Sein Gesicht wurde plötzlich besorgt. »Ich frage mich nur, ob das Wasser Josua und die anderen im Flachland überrascht hat. Tochter des Schnees, was für eine Vorstellung! Dann könnten wir genausogut von hier aus kämpfen – vom Rand der Welt, wie du es nennst. Dann wäre auch *Dorns* Weg hier zu Ende.«

Sludig sprang aus dem Sattel und rutschte ein Stück durch den Schlamm. Er lief zu dem Leittier der Packpferde und schnallte das längliche Bündel mit dem schwarzen Schwert los. Mühelos hob er es in die Höhe und trug es mit einer Hand zu Binabik hinüber. »Dein ›lebendiges Schwert‹ scheint Sehnsucht nach einer Schlacht zu haben«, meinte er verdrießlich. »Ich habe gute Lust, herauszufinden, was es leisten kann, auch wenn es vielleicht mitten im Schwung wieder schwer wird wie ein Amboß.«

»Nein«, versetzte Binabik kurz. »Auch mein Volk liebt es nicht, vor einem Kampf davonzurennen. Aber jetzt ist für uns beide nicht die Zeit, *Crohuck*-Totenlieder zu singen und glücklich in ruhmreiche Niederlage einzugehen. Unsere Suche ist noch lange nicht aufgegeben.«

Sludig machte ein finsteres Gesicht. »Und was schlägst du vor, Troll? Sollen wir zum fernen Fels hinüberfliegen?«

Der Kleine zischte erbost. »Nein. Aber als erstes können wir uns einen besseren Weg nach unten suchen.« Er wies auf den brausenden Fluß, der zwischen den Bäumen des Abhangs verschwand. »Hier sind noch mehr

Wasserläufe. Vielleicht führen uns andere auf einem weniger senkrechten Pfad ins Tal.«

»Und dann?« erkundigte sich Sludig. »Schwimmen?«

»Wenn nötig.« Während Binabik das sagte, stieg hinter ihnen wieder der Jagdruf ihrer Verfolger auf. Die Pferde drängten und stießen sich in panischem Schrecken. »Nimm die Pferde, Sludig«, bat Binabik. »Es gibt noch eine Aussicht auf Freiheit.«

»Wenn das stimmt, bist du wirklich ein Zaubertroll. Ich werde dich Sithi nennen, und du kannst ewig leben.«

»Laß solche Scherze an diesem Ort«, mahnte der Troll. »Spotte nicht.« Er glitt von Qantaqas Rücken und flüsterte der Wölfin etwas ins Ohr. Mit einem Satz war sie im triefenden Grün verschwunden und lief in östlicher Richtung den Hang hinunter. Sludig und der Troll folgten, so gut sie konnten, wobei sie einen Weg für die Pferde bahnten.

Qantaqa, jetzt, da das Gewicht ihres Reiters ihren Rücken nicht mehr belastete, schnell wie ein sausender Schatten, entdeckte schon nach kurzer Zeit einen im schrägen Winkel den Steilhang hinunterführenden Pfad. Trotz des klebrigen, gefährlichen Untergrundes konnten sie dort langsam von der hohen Felsnase hinuntersteigen und näherten sich allmählich dem untersten Teil des Waldes, der nun die Küste eines windgepeitschten Meeres geworden war.

Der Forst endete nicht plötzlich, sondern verschwand nach und nach im vom Regen aufgewühlten Wasser. An einigen Stellen sahen noch die Wipfel überspülter Bäume aus den Wellen, kleine Inseln bebender Blätter. Daneben streckten sich nackte Äste aus der grauen Flut wie die Arme ertrinkender Männer.

Sludigs Pferd blieb unmittelbar am Ufer stehen. Der Rimmersmann sprang ab und stand sofort knöcheltief im lehmigen Wasser. »Ich weiß nicht, worin die Verbesserung liegen soll, Troll«, meinte er und blickte sich um. »Vorher waren wir zumindest auf festem Boden.«

»Hack Äste ab«, sagte Binabik und stapfte durch den Schlamm auf ihn zu. »Lange Äste, soviel du findest. Wir bauen ein Floß.«

»Du bist verrückt!« rief Sludig giftig.

»Vielleicht. Aber du bist der Starke, darum mußt du auch der Abhacker sein. Ich habe in meinem Gepäck Stricke, um die Äste zusammenzubinden, und ich weiß, wie man es macht. Schnell!«

Sludig schnaubte, ging jedoch an die Arbeit. Sekunden später hörte man

sein Schwert dumpf gegen das Holz krachen.

»Hätte ich bei dieser unsinnigen Suche nicht meine Äxte verloren«, knurrte er, »könnte ich dir in der Zeit, in der ich mit dieser armseligen Klinge einen Baum umhaue, ein ganzes Langhaus bauen.«

Binabik antwortete nicht, sondern konzentrierte sich darauf, die rohen Stämme, die Sludig schon losgerissen hatte, aneinanderzuzurren. Als er verarbeitet hatte, was vor ihm lag, machte er sich auf die Suche nach herumliegendem Holz. Gleich in der Nähe stieß er auf einen weiteren kleinen Fluß, der durch eine enge Schlucht stürzte und sich dann in die größere Flut ergoß. An der engsten Stelle hatte sich ein wahrer Schatz loser Äste gesammelt. Binabik lud ganze Arme voll und rannte mehrfach zwischen dem Flüßchen und der Stelle, an der Sludig sich abmühte, hin und her.

»Qantaqa kann nicht so weit schwimmen«, ächzte er, als er die letzte brauchbare Last herbeischleppte. Seine Blicke waren zu *Sesuad'ras* in der Ferne aufragender Masse hinübergewandert. »Aber ich kann sie nicht hierlassen, damit sie sich selber einen Weg sucht. Niemand kann wissen, wie lange dieses Unwetter dauert. Vielleicht würde sie mich nie wiederfinden.« Stirnrunzelnd ließ er das Holz fallen und beugte sich von neuem über seine Knoten. Geschickte Finger wanden Schlingen aus dünner Schnur um das nasse Holz. »Ich kann das Floß nicht so groß machen, daß es für uns drei genug ist und noch für den Teil unseres Gepäcks, das wir retten müssen. Die Zeit reicht nicht.«

»Dann lösen wir uns im Wasser ab«, erwiderte Sludig und starrte schaudernd in die regenbespritzte Flut. »Elysia, Mutter Gottes, was für ein gräßlicher Gedanke.«

»Schlauer Sludig! Du hast recht. Wir brauchen es nur so groß zu machen, daß einer von uns sich ausruhen kann, während die anderen beiden schwimmen, und wir werden einer nach dem anderen ins Wasser gehen.« Binabik gestattete sich ein dünnes Lächeln. »Ihr Rimmersmänner habt doch nicht euer ganzes Seefahrerblut verloren.« Er verdoppelte seine Anstrengungen. Ein wütendes Aufstöhnen ertönte aus dem Wald. Erschrocken sahen die beiden auf. Oben auf der Felsnase, nur ein paar kurze Achtelmeilen entfernt, stand eine mächtige weiße Gestalt.

»Gottes Fluch über sie!« seufzte Sludig und hackte wie wahnsinnig auf einen schlanken Stamm ein. »Warum verfolgen sie uns nur! Ist es wegen des Schwertes?«

Binabik schüttelte den Kopf. »Fast fertig. Noch zwei Lange brauche ich.«

Zu der weißen Gestalt oben auf dem Berg hatten sich rasch mehrere weitere Figuren gesellt, eine Meute tobender Gespenster, die die langen Arme in den stürmischen Himmel reckten. Die Stimmen der Riesen dröhnten und schallten über das Wasser, als gelte ihre Drohung nicht allein den kümmerlichen Wesen dort unten, sondern dem Stein des Abschieds selbst, der gelassen und ungerührt, fast anmaßend, gerade außerhalb ihrer Reichweite lag.

»Geschafft«, verkündete Binabik und verschnürte den letzten Knoten. »Bringen wir es zu Wasser. Wenn es nicht schwimmt, wirst du den Kampf haben, den du dir so wünschst, Sludig.«

Aber es schwamm, sobald sie es aus dem Gewirr des versunkenen Unterholzes befreit hatten. Durch den Sturm hörte man das dumpfe Krachen zerschmetterten Holzes, als die Riesen den schlammigen Hang hinunterstampften. Vorsichtig warf Sludig *Dorn* auf die feuchten Äste. Binabik rannte zurück, um die Satteltaschen zu plündern. Einen Ledersack zerrte er ungeöffnet hinter sich her und warf ihn Sludig zu, der gürteltief im braunen Wasser stand. »Das hier gehört Simon«, rief der Troll. »Es soll nicht verloren sein.« Sludig zuckte die Achseln, schob jedoch den Sack neben das eingewickelte Schwert.

»Was wird aus den Pferden?« schrie er Binabik zu. Das Geheul der Verfolger wurde lauter.

»Was bleibt uns übrig?« antwortete der Troll hilflos. »Wir müssen sie freilassen.« Er zog das Messer und durchtrennte die Zügelleinen von Sludigs Tier. Danach zerschnitt er hastig die Bauchgurte der Packpferde, so daß ihre Lasten in den Schlamm fielen.

»Beeil dich, Troll!« brüllte Sludig. »Sie sind gleich da!«

Binabik, das Gesicht in verzweifeltem Nachdenken verzogen, sah sich um. Er bückte sich und durchwühlte eine letzte Satteltasche, aus der er verschiedene Gegenstände an sich nahm, bevor er den Hang hinunterrannte und ins Wasser sprang.

»Rauf mit dir!« knurrte Sludig.

»Qantaqa!« schrie Binabik. »Hierher!«

Die Wölfin fauchte giftig und fuhr herum, um sich den tosend heranstürzenden Riesen entgegenzustellen. Angstvoll wiehernd rasten die Pferde in alle Richtungen. Plötzlich brach Sludigs Gaul nach Osten durch die Bäume, und die anderen folgten ihm sofort. Die Riesen waren jetzt ganz deutlich sichtbar, nur wenige hundert Schritte weiter oben am Berg, in schnellem Abstieg begriffen. Mit weit aufgerissenen Mäulern in den led-

rigschwarzen Gesichtern heulten sie ihr Jagdlied. Sie schleppten große Keulen, die sie sausend hin- und herschwangen wie hohles Schilfrohr. Damit bahnten sie sich den Weg durch knorrige Bäume und dichtes Gebüsch.

»*Qantaqa!*« brüllte Binabik außer sich, »*Ummu ninit! Ummu sosa!*«

Die Wölfin machte kehrt und sprang auf sie zu. Mit einem Satz war sie im Wasser und fing sofort heftig zu paddeln an. Jetzt setzte Sludig sich in Bewegung, noch ein paar Schritte den überfluteten Hang hinab, bis er keinen Boden mehr unter den Füßen spürte. Noch ehe sie dreißig Ellen vom Ufer entfernt waren, hatte Qantaqa sie eingeholt. Sie kletterte über Sludigs Rücken auf das Floß, das gefährlich zu schaukeln begann. Fast hätte sie den Rimmersmann unter Wasser gedrückt.

»Aus, Qantaqa!« schrie Binabik.

»Laß sie!« gurgelte Sludig. »Nimm die Hände und paddle!«

Hinter ihnen brach brüllend vor Wut der erste Riese aus dem Wald. Er drehte den zottigen Kopf nach allen Seiten, als suche er eine bessere Stelle, um seiner Beute doch noch die Flucht abzuschneiden. Als er keine fand, watete er ins Wasser. Nach ein paar Schritten kippte er plötzlich klatschend nach vorn und versank für einen Augenblick in den Fluten. Wild um sich schlagend tauchte er wieder auf, das schmutzigweiße Fell voller Zweige. Er hob das Kinn und bellte donnernd in den Sturm, als fordere er Hilfe. Hinter ihm am Ufer drängten sich seine Gefährten, die in ohnmächtigem Blutdurst grölten und heulten.

Ungeschickt und erbost schwamm der erste Riese dorthin zurück, wo das Wasser seichter wurde. Triefnaß richtete er sich auf und griff mit dem Affenarm nach unten, wo er einen gewaltigen Ast, dick wie ein Männerbein, aus der Erde riß. Brummend schleuderte er ihn durch die Luft. Mit ungeheurer Wucht prallte das Geschoß neben dem Floß auf; ein hervorstehender Zweig riß Sludig die Wange auf und hätte ihr windiges Fahrzeug fast zum Kentern gebracht. Betäubt ging Sludig unter. Binabik wühlte sich unter Qantaqa hervor, bohrte die Stiefelspitzen in Lücken zwischen den Balken des bockenden Floßes und beugte sich nach unten. Mit beiden Händen umklammerte er das Handgelenk des Rimmersmannes, bis es Sludig besser ging. Die Riesen überschütteten sie mit weiteren Wurfgeschossen, aber keines kam ihnen so nahe wie das erste. Das enttäuschte Röhren der *Hunen* schien das ganze überflutete Tal zu erfüllen.

Sludig stieß wütende Flüche gegen alle Riesen und Flöße aus und stieß sich mit seinem langen Qanucspeer vom Boden ab, bis endlich die letzten

sperrigen Äste hinter ihnen lagen. Dann fing er an, Wasser zu treten und schob das Floß und seine seltsame Ladung vor sich her über das kalte, graue Wasser, dem dunklen Schatten des Steines zu.

Von der Heimat seiner Vorväter, Nad Mullach, ritt Eolair nach Osten. Über ihm flackerten geheimnisvolle Lichter am nächtlichen Himmel. Das Land in der Umgebung seiner eroberten Feste hatte sich weniger gastlich gezeigt als erhofft. Viele seiner einstigen Untertanen hatten das Elend des Krieges und das furchtbare Wetter schon vertrieben, und die noch übrigen öffneten ungern einem Fremden die Tür, selbst wenn dieser Fremde behauptete, der regierende Graf zu sein. Weit stärker als die Last der Soldaten lag die Last der Furcht über dem besetzten Hernystir.

Nachts war kaum ein Mensch unterwegs, darum reiste Eolair meist in den Nachtstunden. Selbst Skali von Kaldskrykes Männer, die doch die Krone der Eroberer trugen, schienen sich ungern ins Freie zu wagen, als hätten sie die Furcht der Besiegten zu ihrer eigenen gemacht. In diesem bitteren Sommer voller Schnee und ruheloser Geister beugten sich selbst die Gewinner des Krieges vor einer größeren Macht.

In Eolair wuchs die Überzeugung, daß er Josua finden müsse – sofern der Prinz noch lebte. Vielleicht hatte ihn zwar Maegwin aus irgendwelchen krausen oder boshaften Gedanken heraus mit diesem Auftrag fortgeschickt, aber inzwischen konnte niemand mehr übersehen, daß sich ein Schatten von mehr als menschlichem Ursprung über Osten Ard gebreitet hatte und das Rätsel des Schwertes Hellnagel sehr wohl etwas damit zu tun haben konnte. Weshalb sonst hätten die Götter dafür gesorgt, daß Eolair jene ungeheuerliche, fremdartige Stadt unter der Erde betrat und ihren noch viel fremdartigeren Bewohnern begegnete? Der Graf von Nad Mullach war von Natur aus ein nüchterner Mensch. Die langen Jahre im Dienst seines Königs hatten sein Herz gegen alles Phantastische verhärtet; zugleich aber war er durch seine diplomatischen Erfahrungen gegen eine allzu große Häufung von Zufällen mißtrauisch geworden. Zu behaupten, es gebe kein gemeinsames, übernatürliches Element, das den Sommer-der-ein-Winter-war, das Wiedererscheinen von Geschöpfen aus alten Legenden und die plötzliche Bedeutung fast sagenhafter Schwerter miteinander verknüpfe, hieß die Augen vor einer Wirklichkeit verschließen, die so wenig zu übersehen war wie Berge und Meere.

Außerdem aber war und blieb Eolair trotz der endlosen Tage an den Höfen von Erkynland, Nabban und Perdruin und trotz aller vorsichtigen Wor-

te gegenüber Maegwin ein Hernystiri. Und mehr als alle anderen Sterblichen *erinnerten* sich die Hernystiri.

Als Eolair nach Erkynland kam und durch das öde Utanyeat auf das Schlachtfeld von Arg Samrath zuritt, wurde der Sturm stärker. Bisher war der Schnee, so wenig er auch in die Jahreszeit passen mochte, nur mäßig gefallen, so wie es in den ersten Novandertagen vorkam. Jetzt frischte der Wind auf und verwandelte die flache Landschaft in eine wirbelnde Wolke aus weißem Nichts. Die Kälte war so beißend, daß Eolair gezwungen war, das nächtliche Weiterreiten für ein paar Tage gänzlich einzustellen. Trotzdem machte er sich kaum Sorgen, erkannt zu werden, denn Straßen und Gegend waren selbst im grauen, böigen Mittag fast ausgestorben. Mit säuerlicher Befriedigung stellte er fest, daß Utanyeat, die Grafschaft von Guthwulf, einem der Günstlinge des Hochkönigs, genauso vom Sturm verwüstet war wie Hernystir. Es gab doch noch eine Gerechtigkeit.

Auf seinem endlosen Zug durch die weiße Leere dachte er oft an die Menschen, die er zurückgelassen hatte, vor allem aber an Maegwin. Obwohl sie seit dem Tode ihres Vaters und Bruders in mancher Hinsicht störrisch geworden war wie ein ungezähmtes Tier, hatte er ihr stets große Zuneigung entgegengebracht. Das hatte sich noch nicht völlig geändert, aber es war schwer, über die Art, wie sie ihn behandelt hatte, nicht enttäuscht zu sein, so gut er ihre Gründe auch zu verstehen glaubte. Dennoch brachte er es nicht übers Herz, sie zu hassen. Seit ihrer Kleinmädchenzeit war er ihr besonderer Freund gewesen und hatte immer, wenn er an den Hof kam, großen Wert darauf gelegt, Gespräche mit ihr zu führen und sich von ihr den Garten des Taig und die Schweine und Hühner zeigen zu lassen, denen sie Namen gegeben hatte und die sie mit der ärgerlichen Zärtlichkeit einer Mutter für ihre ungebärdigen Kinder behandelte.

Als sie heranwuchs, hoch aufgeschossen wie ein Mann und doch voller Anmut, hatte Eolair zugesehen, wie sie immer verschlossener wurde und nur noch selten das mädchenhafte Wesen zeigte, das ihn so entzückt hatte. Sie schien sich nach innen zu wenden wie ein Rosenstrauch unter einem überhängenden Dach, der so lange in sich hineinwächst, bis ihm die eigenen Dornen die Stiele verletzen. Noch immer widmete sie Eolair größere Aufmerksamkeit als anderen, aber diese Aufmerksamkeit begann ihn zu verwirren, denn sie bestand mehr und mehr aus verlegenem Schweigen und zornigen Selbstvorwürfen.

Eine Zeitlang hatte er gedacht, er könne mehr für sie sein als nur ein Freund der Familie und entfernter Verwandter. Er hatte sich gefragt, ob

zwei Einzelgänger wie er und sie wohl zusammenfinden könnten; denn auch Eolair, so wortgewandt und klug er auch war, hatte immer das Gefühl gehabt, sein Bestes liege tief unter der Oberfläche verborgen, so wie seine stille Bergfeste von Nad Mullach weit vom geschäftigen Treiben des Taig entfernt stand. Aber als er endlich anfing, ernsthaft über Maegwin nachzudenken, als seine Bewunderung für ihre Aufrichtigkeit und die Ungeduld, mit der sie oberflächlichen Nichtigkeiten begegnete, sich in etwas verwandeln wollte, das tiefer ging, war sie kalt zu ihm geworden. Sie schien zu der Ansicht gekommen zu sein, auch Eolair zähle zum Schwarm der Müßiggänger und Schmeichler, von denen König Lluth umschwirrt war.

An einem der langen Nachmittage im östlichen Utanyeat, während der Schnee ihm ins Gesicht stach und seine Gedanken weit hinauswanderten, dachte er plötzlich: *Und was ist, wenn ich mich die ganze Zeit geirrt habe? Wenn sie mich geliebt hat?* Der Gedanke erschreckte ihn, weil er die Welt, die Eolair gekannt hatte, urplötzlich auf den Kopf stellte und allem, was sich zwischen ihnen abgespielt hatte, seit Maegwin zur Frau geworden war, eine ganz andere Bedeutung gab.

*War ich denn blind? Aber warum hat sie mich dann so rauh behandelt? War ich nicht stets respektvoll und freundlich zu ihr?*

Nachdem er eine gute Stunde darüber gebrütet hatte, schob er den Gedanken zunächst beiseite. Das war keine Sache, über die man hier mitten im Nirgendwo nachsinnen konnte, wenn es noch Monate dauern würde, bis er Maegwin überhaupt wiedersah.

Hatte sie ihn nicht im Zorn fortgeschickt?

Ruhelos scharrte der Wind im lockeren Schnee.

Es war morgens, und der Sturm hatte sich etwas gelegt, als er an Arg Samrath vorbeiritt. Auf einer Anhöhe über dem alten Schlachtfeld zügelte er sein Pferd. Hier waren Prinz Sinnach und zehntausend Männer aus Hernystir durch Fingil von Rimmersgard und den Verrat des Thrithing-Fürsten Niyunort zu Tode gekommen. Eolair hatte die Stätte schon einige Male besucht. Wie jedesmal fühlte er einen kalten Schauder, als er auf das weite, ebene Feld hinuntersah, aber diesmal war nicht die grausige Vergangenheit daran schuld. Als ihm der eisige Wind ins Gesicht wehte und das kalte, leere Antlitz des Nordens ihn anstarrte, begriff er auf einmal, daß dieser neue und viel gewaltigere Krieg – ob er nun auf einem Schlachtfeld stattfand oder im gnadenlosen Ansturm eines schwarzen Winters – in einem Blutrausch enden konnte, mit dem verglichen das Gemetzel von Arg Samrath zum lächerlichen Gezänk wurde.

Er ritt weiter. In seinem Inneren gefror der Zorn zu Eis. Wer hatte diese ungeheuren Ereignisse in Gang gesetzt? Wer hatte dafür gesorgt, daß das Rad des Bösen sich drehte? War es Elias gewesen oder seine zahme Schlange Pryrates? Dann mußte es für die beiden eine eigene, besondere Hölle geben. Eolair hoffte nur, noch zu erleben, daß man sie dorthin schickte – vielleicht aufgespießt von Priester Johans Schwert Hellnagel, wenn die Unterirdischen die Wahrheit gesprochen hatten.

Als Eolair den Rand des Aldheorte erreichte, nahm er die nächtlichen Ritte wieder auf. Hier in Elias' Reich, nur ein Dutzend Meilen von Erchester entfernt, schienen die Zähne des Sturms weniger scharf zu sein. Außerdem hielt Eolair es für sicherer, sich nicht mehr darauf zu verlassen, daß er so gut wie keinem anderen Reisenden begegnen würde – hierzulande gehörten diese seltenen anderen Reiter im Zweifelsfall zur hochköniglichen Erkyngarde.

Im Schatten des großen Waldes schien das stille, schneebedeckte Ackerland unruhig auf die kommenden Ereignisse zu warten, als sei der Sturm nur der Vorläufer noch furchtbarerer Dinge. Eolair war sich bewußt, daß das seine eigenen Gefühle waren, aber er spürte auch ganz deutlich, daß er damit nicht alleinstand: eine Wolke der Angst hing über Erkynland und erfüllte die Luft wie ein schrecklicher Nebel, der willenlos machte. Die wenigen einsamen Bauern und Holzfäller, deren Wagen er begegnete, reagierten auf seinen Gruß nur mit dem Zeichen des *Baumes*, wenn sie auf den mondlosen Straßen an ihm vorüberfuhren, so als sei er ein Dämon oder Wiedergänger. Aber im Schein ihrer Fackeln sah er, daß es ihre eigenen Gesichter waren, die so schlaff und fahl geworden waren wie Totenmasken, als hätten die grausamen Winde und der ständige Schnee den letzten Lebensfunken in ihnen erstickt.

Er näherte sich jetzt dem Thisterborg. Der eindrucksvolle Berg erhob sich nur wenige Meilen vor den Toren von Erchester. Eolair hatte nicht vor, den Abstand zwischen sich und dem Hochhorst noch weiter zu verringern; in manchen tiefschwarzen Nächten konnte er förmlich spüren, wie dort Elias' schlaflose Bosheit brannte wie eine Fackel im höchsten Turm. Er rief sich ins Gedächtnis zurück, daß Elias nur der Hochkönig war, ein sterblicher Mensch, den er einst geachtet, wenn auch nie geliebt hatte. Ganz gleich, welche wahnsinnigen Pläne er jetzt hegte, auf welchen grausigen Handel er sich eingelassen hatte, er war nur ein Mensch.

Als der Graf weiter auf ihn zuritt, schien der Gipfel des Berges zu flakkern. Es sah aus, als loderten dort riesige Wachfeuer. Eolair überlegte, ob

Elias auf dem Thisterborg einen ständigen Wachtposten eingerichtet hatte, konnte sich jedoch keinen Grund dafür denken. Fürchtete der König einen Überfall aus dem uralten Wald, dem Aldheorte? Nun, es konnte ihm gleich sein. Eolair war fest entschlossen, den Thisterborg auf der von Erchester abgewandten Seite zu umreiten, und hatte nicht den geringsten Wunsch, den geheimnisvollen Lichtern auf die Spur zu kommen. Dem schwarzen Berg haftete ein übler Ruf an, der weit in die Zeit vor Elias' Vater, König Johan, zurückging. Es gab viele Geschichten über den Thisterborg, keine davon ersprießlich. In der jetzigen Zeit hätte Eolair es gern vermieden, sich dem Berg auf weniger als eine Meile zu nähern, aber der Wald – bei Nacht ebenfalls kein einladender Ort – und die Mauern von Erchester hinderten ihn daran, den erforderlichen weiten Bogen zu schlagen.

Er war gerade auf der Nordseite des Berges angekommen, und sein Pferd suchte sich durch die immer dichter stehenden Bäume am Saum des Aldheorte den Weg, als ihn plötzlich eine nie gekannte Woge von Furcht überflutete. Sein Herz hämmerte. Kalter Schweiß, der fast sofort zu dünnem Eis gefror, bedeckte sein Gesicht. Ihm war zumute wie einer Feldmaus, die plötzlich, wenn es zur Flucht schon zu spät ist, den herabstürzenden Falken erblickt. Er mußte sich beherrschen, dem Pferd nicht die Sporen zu geben und wie ein Wahnsinniger blindlings davonzugaloppieren. Er fuhr herum und starrte wild um sich, auf der Suche nach einem Grund für sein namenloses Grauen, aber es war nichts zu sehen.

Endlich gab er seinem Pferd einen Schlag auf die Flanke und ritt ein Stück tiefer zwischen die schützenden Bäume. Was ihm soviel Angst eingejagt hatte, schien eher aus dem offenen Schneefeld zu kommen als aus dem dunklen Forst.

Schon die ganze Zeit, seit er sich im Windschatten des Aldheorte befand, hatte er den Sturm weniger gespürt. Hier war der Himmel bis auf ein paar Schneeflocken klar. Im Osten hing ein riesiger gelber Mond und gab der Landschaft eine kränkliche, knochenweiße Farbe. Der Graf von Nad Mullach schaute zur drohenden Masse des Thisterborg auf und überlegte, ob dort der Grund für seine plötzliche Furcht lag, aber es war nichts Außergewöhnliches zu sehen oder zu hören. Etwas in seinem Inneren fragte sich, ob er nicht schon viel zu lange mit seinen trüben Gedanken allein war, aber dieses Etwas ließ sich leicht beiseite schieben. Eolair war ein Hernystiri. Hernystiri erinnerten sich.

Ein dünnes Geräusch wie ein unbestimmtes, aber hartnäckiges Kratzen drang an sein Ohr. Eolair wandte den Blick vom geheimnisvollen Thister-

borg ab und sah nach Westen über die Schneefelder, die Richtung, aus der er gekommen war. Etwas zog langsam über die weiße Ebene dahin.

Das eisige Grauen kroch tiefer, überzog seinen ganzen Körper mit prikkelndem Frost. Das Pferd trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Eolair legte ihm die bebende Hand an den Hals. Als spüre das Tier sein Grauen, wurde es sofort ganz still. Nur die beiden dampfenden Wolken ihres Atems regten sich im Schatten der Bäume.

Das Kratzen wurde lauter. Jetzt erkannte Eolair etwas, das sich durch den Schnee auf ihn zubewegte, eine leuchtende, weiße Masse, dahinter ein Klumpen Schwärze. Und plötzlich traten, mit der absoluten Unwirklichkeit eines Alptraums, die glänzenden Umrisse klar hervor.

Es war ein Gespann weißer Ziegen. Ihr zottiges Fell strahlte wie von Mondlicht übergossen. Sie hatten rotglühende Augen, und irgend etwas an ihren Köpfen *stimmte* nicht – war auf entsetzliche Weise *falsch*. Wenn Eolair sich später daran erinnerte, konnte er nie genau sagen, was es eigentlich war, nur daß die Form ihrer haarlosen Mäuler eine gewisse boshafte Intelligenz anzudeuten schien. Die Ziegen, es waren insgesamt neun, zogen einen großen, schwarzen Schlitten. Es war das Geräusch der Kufen, die im Schnee knirschten, das er gehört hatte. Auf dem Schlitten saß eine verhüllte Gestalt, die selbst aus ein paar hundert Ellen Entfernung unnatürlich groß wirkte. Mehrere kleinere, schwarzgekleidete Figuren schritten feierlich neben ihr her, die Kapuzen zur Erde geneigt wie meditierende Mönche.

Ein fast unüberwindliches Grauen lief Eolair den Rücken hinunter. Das Pferd unter ihm stand starr wie Stein, als habe vor Angst sein Herz versagt und es sei im Stehen gestorben. Mit quälender Langsamkeit kratzte der Zug vorüber, lautlos bis auf das Geräusch des Schlittens. Als die Verhüllten schon fast ins Dunkel der unteren Hänge des Thisterborg eingetaucht waren, drehte einer von ihnen sich plötzlich um. Eolair sah etwas aufblitzen, das ihm wie ein skelettweißes Gesicht vorkam, in dem schwarze Löcher brannten, die vielleicht Augen waren. Der Teil seines kreisenden Hirns, der noch dazu fähig war, dankte seinen und den Göttern aller anderen Völker für den Schatten des Waldsaums. Endlich wandte der verschleierte Blick sich ab. Der Schlitten und seine Eskorte verschwanden im verschneiten Thisterborgwald.

Noch lange hielt Eolair unter den Bäumen. Er gab sich keine Mühe, sein Zittern zu unterdrücken, rührte sich jedoch nicht vom Fleck, bis er überzeugt war, die Gefahr sei vorbei. Er hatte die Zähne so fest aufeinanderge-

bissen, daß ihm der Kiefer schmerzte. Ihm war zumute, als habe man ihn nackt ausgezogen und in ein großes, schwarzes Loch hinuntergeworfen. Als er sich endlich wieder zu rühren wagte, duckte er sich auf den Hals seines Pferdes und galoppierte, so schnell das Tier laufen wollte, nach Osten. Er brauchte weder Sporen noch Reitpeitsche; sein Pferd hatte es so eilig wie er. In einer Wolke von Schnee stoben sie davon.

So floh Eolair vor dem Thisterborg und seinen Geheimnissen, ostwärts unter dem spöttischen Mond, und wußte, daß das, wovor er sich gefürchtet hatte, die Wahrheit war, und daß es Dinge auf der Welt gab, die alles übertrafen, was er sich in seinen schrecklichsten Träumen ausgemalt hatte.

Ingen Jegger stand unter den ausgebreiteten Armen einer schwarzen Schierlingstanne. Er achtete nicht auf den bitteren Wind oder den Reif in seinem kurzgeschnittenen Bart. Bis auf das ungeduldige Leben in den blaßblauen Augen hätte er ein unglücklicher Wanderer sein können, der beim Warten auf die Wärme eines Morgens erfroren war, die für ihn zu spät kam.

Der mächtige weiße Hund, der zu seinen Füßen im Schnee kauerte, regte sich und gab einen fragenden Laut von sich. Es klang, als knarrten rostige Angeln.

»Hungrig, Niku'a?« Ein fast zärtlicher Ausdruck huschte über Ingens angespannte Züge. »Ruhig. Bald kannst du dich satt fressen.«

Bewegungslos stand Ingen da, schaute und lauschte, witterte in die Nacht wie ein bärtiges Raubtier. Der Mond kroch von einer Lücke im dichten Baumdach zur anderen. Der Wald schwieg; nur der Wind wehte.

»Ah.« Zufrieden tat er ein paar Schritte und schüttelte sich den Schnee vom Mantel. »Jetzt, Niku'a. Ruf deine Brüder und Schwestern. Heule die Sturmspitzen-Meute zusammen! Es ist Zeit für die letzte Jagd.«

Zitternd vor Erregung sprang Niku'a auf. Als hätte es jedes Wort Ingen Jeggers verstanden, trottete das riesige Tier in die Mitte der Lichtung. Dort setzte es sich auf die Hinterbeine und reckte die Schnauze zum Himmel. Die kraftvollen Halsmuskeln spannten sich, und ein hustendes Heulen erschütterte die Nacht. Noch während das erste Echo verhallte, ertönte Niku'as durchdringende Stimme von neuem, so abgehackt und bellend, daß die Äste an den Bäumen bebten.

Sie warteten. Ingen Jeggers Hand im dicken Handschuh lag auf dem Kopf des Hundes. Zeit verging. Niku'as wolkige weiße Augen schimmerten im Mondlicht, das durch die Bäume glitt. Als die kälteste Stunde der

Nacht herankam, hörte man fern im Wind das leise Rufen von Hunden.

Immer stärker wurde das Geläut, bis der ganze Forst voll davon war. Ein Heer weißer Wesen tauchte aus dem Dunkel; sie huschten auf die Lichtung wie weiße Gespenster. Überall zwischen den Baumwurzeln drängten sich die Hunde von Sturmspitze, und ihre schmalen Haifischmäuler witterten und schnüffelten. Sternenlicht schien auf mit Blut und Geifer verschmierte Köpfe. Niku'a sprang schnappend und knurrend mitten unter sie, bis endlich die ganze Meute mit hechelnden roten Zungen um Ingen Jegger herum im Schnee hockte oder lag.

Gelassen sah der Jäger der Königin auf seine seltsame Gemeinde und nahm dann den Helm mit dem zähnefletschenden Hundegesicht vom Boden auf.

»Zu lange schon seid ihr frei umhergestreift«, zischte er, »habt die Waldränder heimgesucht, kleine Kinder wie Welpen verschleppt, törichte Reisende aus reiner Jagdlust zu Tode gehetzt. Jetzt ist euer Meister zurückgekehrt, und ihr müßt tun, wozu ihr bestimmt seid.« Die milchigen Augen folgten ihm, als er zu seinem Pferd ging, das mit übernatürlicher Geduld unter der Tanne wartete. »Diesmal aber werde *ich* euch führen. Es ist eine Jagd wie keine andere, und nur Ingen allein kennt die Witterung.« Er schwang sich in den Sattel. »Lauft lautlos.« Er setzte den Helm auf den Kopf; Hund starrte auf Hunde. »Wir bringen den Feinden der Königin den Tod.«

Von den Hunden kam ein leises Grollen, als sie aufstanden und sich zur Meute ordneten. In wilder Lust rieben sie sich aneinander und schnappten nach Gesichtern und Schwänzen. Ingen spornte sein Pferd. Noch einmal sah er sich um. »Mir nach!« rief er. »Mir nach zu Tod und Blut!«

Schon hatte er die Lichtung hinter sich gelassen. Die Meute folgte ihm. Stumm geworden, rannte sie dahin, still und weiß wie der fallende Schnee.

Tief in seinen Mantel geduckt hockte Isgrimnur im Bug des kleinen Bootes und sah dem untersetzten Sinetris beim Rudern und Jammern zu. Der Herzog zeigte eine Miene verbissener Geistesabwesenheit, teils, weil er die Gesellschaft des Bootsbesitzers äußerst widerwärtig fand, hauptsächlich aber, weil ihm selbst alle Boote zutiefst verhaßt waren, besonders so kleine wie das, in dem er zur Zeit gefangen war. In einem Punkt hatte Sinetris allerdings die Wahrheit gesagt: Es war wirklich kein Wetter für Schiffsreisen. Ein gewaltiger Sturm fegte über die gesamte Länge der Küste. Die aufgewühlten Wogen der Bucht von Firannos drohten ständig, das

Boot zum Kentern zu bringen, und Sinetris hatte nicht aufgehört zu stöhnen, seit ihr Fahrzeug vor einer Woche, gut dreißig Meilen weiter nördlich, zum ersten Mal das Wasser berührt hatte.

Der Herzog mußte zugeben, daß Sinetris ein geschickter Bootsführer war, zumindest wenn es um sein eigenes Leben ging. Unter widrigsten Bedingungen hatte der Mann aus Nabban seine Nußschale wacker vorangebracht. Wenn er nur mit seinem Gejammer aufhören wollte! Isgrimnur war über die Umstände dieser Reise auch nicht glücklicher als Sinetris, aber in den schwärzesten Kreis der Hölle wollte er verdammt sein, wenn er sich zum Narren machte und es zeigte.

»Wie weit noch nach Kwanitupul?« brüllte er durch den Lärm von Wind und Wellen.

»Einen halben Tag, Meister Mönch!« schrie Sinetris zurück. Seine Augen waren gerötet und tränten. »Wir werden bald Rast machen und schlafen, dann können wir morgen mittag da sein.«

»Schlafen!« donnerte Isgrimnur. »Bist du verrückt? Es ist ja noch nicht einmal dunkel! Außerdem wirst du dann nur wieder versuchen, dich heimlich davonzustehlen, und dieses Mal werde ich nicht mehr so barmherzig sein. Wenn du mit dem albernen Selbstmitleid aufhörst und ordentlich arbeitest, kannst du heute nacht in einem Bett schlafen.«

»Bitte, heiliger Bruder!« Sinetris kreischte fast. »Zwingt mich nicht, im Finstern zu rudern! Wir werden auf ein Riff laufen! Unsere einzigen Betten werden unten bei den Kilpa stehen!«

»Verschone mich mit diesem abergläubischen Unsinn. Ich bezahle dich gut und habe es eilig. Wenn du zu schwach bist oder dir die Hände weh tun, kann ich ja eine Weile die Paddel nehmen.«

Der Ruderer, durchnäßt und frierend, schaffte trotzdem eine überzeugende Miene verletzten Stolzes. »Ihr! Ihr hättet uns in einer Minute unter Wasser! Nein, grausamer Mönch, wenn Sinetris schon sterben muß, dann mit dem Ruder in der Hand, wie es einem Bootsführer von Firannos gebührt! Wenn Sinetris sich von seiner Heimat und dem Schoß seiner Familie losreißen und den Launen eines Ungeheuers im Priestergewand zum Opfer fallen, wenn er denn sterben muß – dann als Mann seiner Gilde!«

Isgrimnur stöhnte. »Dann mit geschlossenem Mund – zur Abwechslung. Und vergiß das Paddeln nicht.«

»*Rudern*«, versetzte Sinetris eisig und brach von neuem in Tränen aus.

Es war nach Mitternacht, als die ersten Pfahlbauten von Kwanitupul in Sicht kamen. Sinetris, dessen Gejammer zu einem leisen Gemurmel des

Sich-Bedauerns herabgesunken war, lenkte das Boot vorsichtig in das ausgedehnte Netz der Kanäle. Isgrimnur hatte ein wenig geschlafen. Jetzt rieb er sich die Augen und reckte den Hals nach allen Seiten. Auf sämtlichen schäbigen Lagerhäusern und Herbergen von Kwanitupul lag eine dünne Schneeschicht.

*Wenn ich noch daran gezweifelt hätte, daß die Welt auf dem Kopf steht,* dachte Isgrimnur benommen, *dann brauchte ich keinen weiteren Beweis: ein Rimmersmann, der bei Sturm in einem lecken Boot aufs Meer hinausfährt, und Schnee im Südland mitten im Hochsommer. Kann noch jemand nicht glauben, daß die Welt wahnsinnig geworden ist?*

Wahnsinn. Er dachte an das grausige Ende des Lektors und fühlte, wie sein Magen rebellierte. Wahnsinn – oder etwas anderes? Es war ein eigenartiger Zufall, daß sich in dieser furchtbaren Nacht auch Pryrates und Benigaris gemeinsam im Hause der Mutter Kirche aufgehalten hatten. Nur großes Glück hatte Isgrimnur so rechtzeitig zu Dinivan geführt, daß er die letzten Worte des Priesters noch gehört hatte und jetzt vielleicht etwas an dieser traurigen Situation retten konnte.

Es war ihm gelungen, aus der Sancellanischen Ädonitis zu fliehen – nur Minuten, bevor Herzog Benigaris seinen Wachen befohlen hatte, alle Tore zu schließen. Isgrimnur hätte nicht wagen können, sich ergreifen zu lassen; selbst wenn man ihn nicht sofort erkannt hätte, würde man seiner Geschichte nicht lange Glauben geschenkt haben. Der Abend vor Hlafmansa, an dem man den Lektor ermordet hatte, war keine gute Zeit für fremde Gäste im Sancellanischen Palast.

»Kennst du hier einen Gasthof, den man *Pelippas Schüssel* nennt?« fragte er laut. »Ich glaube, es ist eine Herberge.«

»Diesen Namen habe ich nie gehört, Meister Mönch«, erwiderte Sinetris förmlich. »Er klingt nach einem Haus minderer Güte, in dem Sinetris sich niemals sehen lassen würde.« Nachdem sie in die vergleichsweise stillen Gewässer der Kanäle gelangt waren, hatte der Bootsführer einen Großteil seiner Würde zurückgewonnen. Isgrimnur fand, daß er ihm besser gefiel, wenn er jammerte.

»Beim *Baum*, nachts werden wir es ohnehin nicht finden. Bring mich zu irgendeiner Herberge, die du kennst. Ich brauche unbedingt etwas zwischen die Rippen.«

Sinetris steuerte das kleine Boot durch eine Reihe sich kreuzender Kanäle nach dem Schenkenviertel der Stadt. Hier schien es trotz der späten Stunde noch recht munter zuzugehen. Grelle Stofflaternen, die im Wind

schaukelten, säumten die Holzstege, und die Gassen waren voll angeheiterter Nachtschwärmer.

»Das hier ist eine vorzügliche Herberge, heiliger Bruder«, erklärte Sinetris, während sie auf die Landetreppe eines hell erleuchteten Gasthofs zuglitten. »Dort gibt es Wein und Speisen.« Sinetris, jetzt, da die Reise überstanden war, voller Kühnheit, schenkte Isgrimnur ein kameradschaftliches, zahnlückiges Lächeln. »Und Frauen.« Als er Isgrimnurs Gesicht sah, wurde das Lächeln unsicher. »Äh … oder Knaben, falls Euch das besser zusagt.«

Der Herzog stieß tief und zischend den Atem aus. Er griff in den Mantel und zog einen Gold-Imperator hervor, den er sanft neben Sinetris' dürres Bein auf die Ruderbank legte. Dann trat er auf die unterste Stufe. »Hier ist deine Diebesbeute von Bezahlung, wie ich es versprochen habe. Und dazu habe ich noch einen Vorschlag, wie *du* deinen Abend verbringen solltest.«

Sinetris beäugte ihn wachsam. »Nämlich?«

Isgrimnur zog seine Brauen zu einem drohenden Strich zusammen. »Verbringe ihn damit, dein Alleräußerstes zu tun, damit ich dich nicht wiedersehe. Denn wenn das der Fall sein sollte«, er hob die behaarte Faust, »dann lasse ich dir die Augäpfel in deinem Spitzkopf herumrollen wie Glaskugeln. Verstanden?«

Sofort ließ Sinetris die Ruderblätter sinken und stemmte das Boot zurück. Isgrimnur mußte hastig den anderen Fuß auf die Treppe setzen. »So also behandelt ihr Mönche einen Mann wie Sinetris, der Euch das Letzte gegeben hat?« fragte der Bootsführer empört und blähte die magere Brust wie ein balzender Täuber. »Kein Wunder, daß der Ruf der Kirche so schlecht geworden ist. Bärtiger Barbar!«

Laut spritzend ruderte er den dunklen Kanal hinunter.

Isgrimnur lachte roh und stapfte die Stufen zur Herberge hinauf.

Nach einer Reihe von unruhigen Nächten im Grasland – Nächten, in denen er scharf auf den verräterischen Sinetris hatte aufpassen müssen, der mehrfach versucht hatte, sich davonzuschleichen und Isgrimnur an der öden, windigen Küste der Bucht von Firannos zurückzulassen –, schlief der Herzog von Elvritshalla sich erst einmal richtig aus. Er blieb im Bett liegen, bis die Sonne hoch am Himmel stand, und frühstückte dann mit einer Männerportion Brot und Honig, heruntergespült mit einem ordentlichen Humpen Bier. Es war fast Mittag, bis er sich vom Wirt der Herberge den Weg zu *Pelippas Schüssel* erklären ließ und sich wieder auf die verregneten Kanäle wagte. Diesmal führte ein Wranna das Boot. Trotz des beißen-

den Windes trug er nur ein Lendentuch und einen breitrandigen Hut, von dessen Band eine rote, durchnäßte Feder herunterhing. Sein verdrossenes Schweigen war gegenüber Sinetris' unablässigem Gequengel eine willkommene Abwechslung. Isgrimnur lehnte sich zurück, um seinen frischgewachsenen Bart zu streichen und die durchweichten Sehenswürdigkeiten von Kwanitupul zu genießen, einer Stadt, in der er viele Jahre nicht mehr gewesen war.

Das Unwetter hatte den Handel sichtlich gelähmt. Wenn sich die Dinge seit seinem letzten Aufenthalt nicht grundlegend geändert hatten, mußten jetzt um Mittag viel mehr Boote auf dem Wasser sein, weit größere Menschenmengen durch Kwanitupuls exotische Gassen schlendern. Doch alle, die überhaupt unterwegs waren, schienen es eilig zu haben, ans Ziel zu kommen. Selbst die üblichen Begrüßungs- und Herausforderungsrufe von Kanalboot zu Kanalboot, sonst fast ein Ritual, klangen ungewöhnlich gedämpft. Es war, als hätten der Schnee, der überall auf den hölzernen Stegen schmolz, und die vom Wind herübergewehten Graupeln, die schmerzhaft auf unbekleidete Arme und Beine prasselten, die Einwohner wie Insekten fast bis zur Unbeweglichkeit erstarren lassen. Die Kanäle waren übersät mit kleinen Wellen, ebenfalls eine Folge der Graupeln.

Hier und da unter der spärlichen Menge erkannte Isgrimnur kleine Gruppen von Feuertänzern, jenen verrückten Sektierern, die durch ihre Selbstopferungen berüchtigt waren. Seit seiner ersten Ankunft in Nabban war dem Herzog ihr Anblick vertraut. Die wildblickenden Büßer standen, unbekümmert um die Kälte, an belebten Kanalkreuzungen und verkündeten laut schreiend das Lob ihres dunklen Herrn, des Sturmkönigs. Isgrimnur fragte sich, woher sie den Namen hatten. Früher hatte man ihn nie südlich der Frostmark gehört, nicht einmal in Gruselgeschichten für Kinder. Er wußte, daß hier kein Zufall vorlag, aber trotzdem ließ ihn die Frage nicht los, ob diese vermummten Wahnsinnigen vielleicht doch im Sold von Leuten wie etwa Pryrates standen, oder ob es sich bei ihnen um echte Visionäre handelte. Im letzteren Fall mochte das Ende, das sie voraussahen, durchaus zutreffen.

Isgrimnur schauderte bei dem Gedanken und schlug einen *Baum* auf seiner Brust. Schwarze Zeiten waren das. Übrigens schienen die Feuertänzer heute bei allem Geschrei auf ihr bekanntes Kunststück, sich selbst in Brand zu stecken, verzichten zu wollen. Der Herzog lächelte bissig. Vielleicht war es ein bißchen zu feucht dafür.

Endlich hielt der Bootsmann vor einem wenig vertrauenerweckenden

Gebäude im Lagerhausviertel, weit entfernt von den wichtigsten Handelsplätzen. Als Isgrimnur bezahlt hatte, nahm der kleine dunkle Mann seinen Bootshaken und zog die Strickleiter vom Landungssteg herunter. Der Herzog hatte noch nicht die Hälfte der schaukelnden Sprossen hinter sich gebracht, als der Bootsmann auch schon gewendet hatte und in einem Seitenkanal verschwunden war.

Pustend und den eigenen dicken Bauch verwünschend kam Isgrimnur endlich doch auf den zuverlässigeren Planken des Docks an. Er pochte an die verwitterte Tür und wartete dann lange Zeit im eisigen Regen, ohne daß sich etwas rührte. Dabei wurde er zunehmend ärgerlich. Schließlich schwang die Tür auf. Eine unfreundlich blickende Frau in mittleren Jahren wurde sichtbar.

»Ich weiß nicht, wo der Trottel steckt«, erklärte sie Isgrimnur, als ob er danach gefragt hätte. »Nicht genug, daß ich hier so gut wie alles erledigen muß, soll ich nun auch noch die Tür öffnen.«

Einen Moment lang war der Herzog so verdutzt, daß er sich um ein Haar entschuldigt hätte. Er kämpfte mit dem spontanen Drang, ritterliches Benehmen zu zeigen, und meinte dann: »Ich möchte ein Zimmer.«

»Nun, dann kommt herein«, erwiderte die Frau nicht ohne Bedenken und hielt die Tür weiter auf. Dahinter lag ein wackliges Bootshaus, das nach Teer und altem Fisch stank. Ein paar Bootsrümpfe waren aufgebahrt wie in der Schlacht Gefallene. In einer Ecke ragte aus einem Deckenhaufen ein brauner Arm. Sekundenlang glaubte Isgrimnur an einen Leichnam, den man achtlos dorthin geworfen hatte, dann aber rührte sich der Arm, zog die Decken enger an sich, und Isgrimnur merkte, daß es sich nur um einen Schläfer handelte. Ihm kam eine plötzliche trübe Ahnung, daß das Quartier hier nicht unbedingt den höchsten Anforderungen entsprach. Er unterdrückte jedoch den Gedanken.

*Du wirst langsam pingelig, Alter,* schalt er sich. *Auf dem Schlachtfeld hast du in Schlamm, Blut und Stechfliegennestern geschlafen.*

*Aber,* ermahnte er sich, *du hast einen Auftrag. Deine eigene Bequemlichkeit kommt erst an zweiter Stelle.*

»Übrigens«, rief er hinter der Wirtin her, die mit energischen Schritten fast schon den Hof überquert hatte, »ich suche jemanden.« Plötzlich fiel ihm der Name nicht mehr ein, den Dinivan ihm gesagt hatte. Er blieb stehen, fuhr sich mit den Fingern durch den nassen Bart und erinnerte sich dann doch wieder. »Tiamak. Ich suche Tiamak.«

Als die Frau sich umdrehte, war ihre mürrische Miene einem Ausdruck

gieriger Freude gewichen, »*Ihr?*« fragte sie. »*Ihr* seid der Mann mit dem Gold?« Sie öffnete weit die Arme, als wollte sie ihn umschlingen. Obwohl ein Dutzend Ellen ihn von ihr trennten, trat der Herzog entsetzt einen Schritt zurück. Das Deckenbündel in der Ecke begann zu wimmeln wie ein Ferkelnest und fiel dann zur Seite. Ein kleiner und sehr dünner Wranna, die Augen vom Schlaf noch halb geschlossen, kam zum Vorschein.

»Ich bin Tiamak«, sagte er und versuchte ein Gähnen zu unterdrücken. Beim Anblick Isgrimnurs schien Enttäuschung auf sein Gesicht zu treten, als habe er etwas Besseres erwartet. Der Herzog merkte, daß er wieder ärgerlich wurde. Waren diese Leute denn alle verrückt? Für wen hielten sie ihn eigentlich, und was erwarteten sie von ihm?

»Ich bringe Euch Nachrichten«, begann Isgrimnur steif und wußte nicht recht, wie er fortfahren sollte. »Aber wir wollen uns lieber unter vier Augen unterhalten.«

»Ich werde Euch Euer Zimmer zeigen«, fiel die Frau hastig ein, »das schönste im ganzen Haus, und der kleine braune Herr – ebenfalls ein hochverehrter Gast – kann sich Euch dort anschließen.«

Isgrimnur hatte sich gerade wieder zu Tiamak gewandt, der anscheinend ungeschickt versuchte, sich unter den Decken etwas anzuziehen, als die Innentür der Herberge aufgestoßen wurde und eine Horde von Kindern herausstürzte. Sie brüllten wie Thrithing-Männer auf dem Kriegspfad. Hinter ihnen kam ein großer, weißhaariger alter Mann, der von einem Ohr zum andern grinste und so tat, als jage er sie. Vor Vergnügen kreischend flohen sie vor ihm und rannten durch die Tür, die zum Dock hinausführte. Bevor er sie weiterverfolgen konnte, trat ihm mit in die Hüfte gestemmten Fäusten die Wirtin entgegen.

»Verfluchter, einfältiger Esel! Ceallio, du sollst doch auf die Tür aufpassen!« Der alte Mann, wenngleich erheblich größer als sie, duckte sich, als erwarte er einen Schlag. »Ich weiß, daß du nicht klar im Kopf bist, aber du bist doch nicht taub! Hast du nicht gehört, daß es an der Tür geklopft hat?«

Der alte Mann stöhnte wortlos. Die Wirtin drehte sich angewidert um. »Strohdumm ist der Kerl«, begann sie und hielt mit weit aufgerissenen Augen inne, als Isgrimnur auf die Knie fiel.

Dem Herzog kam es vor, als kippe seine Welt, von einer Riesenfaust gehoben, langsam aus den Angeln. Es dauerte lange, ehe er ein Wort hervorbrachte. Die Wirtin, der kleine Wranna und der alte Türhüter betrachteten ihn mit unterschiedlich starker, unbehaglicher Faszination. Als Isgrimnur endlich sprach, war es der alte Mann, den er anredete.

»*Edler Herr Camaris*«, sagte er und merkte, wie seine Stimme versagte. Ja, die Welt war verrückt geworden – die Toten lebten wieder. »Barmherzige Elysia, Camaris, erinnert Ihr Euch nicht an mich? Ich bin Isgrimnur! Wir haben zusammen für Priester Johan gekämpft – wir waren Freunde! Ach Gott! Ihr lebt! Wie kann das sein?« Er streckte dem alten Mann die Hand entgegen, der sie nahm, wie ein Kind nach etwas Buntem und Glitzerndem greift, das ein Fremder ihm hinhält. Die Finger des Alten waren schwielig und voll von einer Kraft, die selbst jetzt, als seine Hand schlaff in Isgrimnurs Rechter lag, auffiel. Sein schönes Gesicht zeigte nur lächelnde Verständnislosigkeit.

»Was schwatzt Ihr da?« fragte die Wirtin erzürnt. »Das ist der alte Ceallio, mein Türhüter. Er lebt seit Jahren hier. Ein Einfältiger.«

»*Camaris*«, flüsterte Isgrimnur, drückte die Hand des Alten an seine Wange und benetzte sie mit Tränen. Er konnte kaum sprechen. »O mein guter Herr, Ihr lebt.«

# XXVIII

## Funken

Trotz – oder vielleicht gerade wegen – der unendlichen Schönheit von *Jao é-Tinukai'i* langweilte Simon sich. Außerdem fühlte er sich unaussprechlich einsam.

Es war eine seltsame Gefangenschaft. Die Sithi hinderten ihn an nichts, aber abgesehen von Jiriki und Aditu zeigte auch weiterhin niemand Interesse für ihn. Wie der Schoßhund einer Königin wurde er gut gefüttert und gepflegt; er durfte auch beliebig umherstreifen, weil die Außenwelt ihm unerreichbar blieb. Wie ein geschätztes Haustier amüsierte er seine Herren, aber man nahm ihn nicht ernst. Wenn er die Sithi anredete, antworteten sie höflich auf Westerling, aber untereinander gebrauchten sie ihre eigene fließende Sprache. Nur wenige erkennbare Worte gelangten daraus an sein Ohr, aber ganze Ströme unverständlicher Gespräche überschwemmten ihn. Der Verdacht, daß sie sich über ihn unterhalten könnten, machte ihn wütend. Freilich, die Möglichkeit, daß sie es nicht taten und vielleicht gar nicht an ihn dachten, sofern er nicht unmittelbar vor ihnen stand, war in gewisser Weise noch ärgerlicher; sie gab ihm das Gefühl, ein körperloser Geist zu sein.

Seit seinem Besuch bei Amerasu waren die Tage noch schneller an ihm vorübergeflogen. Eines Nachts lag er in seinen Decken und merkte, daß er nicht mehr genau angeben konnte, wie lange er sich schon bei den Sithi aufhielt. Als er Aditu fragte, behauptete sie, sich nicht zu erinnern. Simon stellte daraufhin Jiriki dieselbe Frage. Der Prinz betrachtete ihn mitleidig und erkundigte sich, ob er denn wirklich die Tage zählen wolle. Die Andeutung ließ Simon schaudern, aber er bestand auf der Wahrheit. Jiriki erklärte ihm, es sei etwas mehr als ein Monat vergangen.

Das war vor einigen Tagen gewesen.

Am schlimmsten waren die Nächte. In seinem Deckennest in Jirikis Haus oder bei seinen Wanderungen durch das weiche, feuchte Gras, über ihm die fremden Sterne, quälte Simon sich mit phantastischen Fluchtplä-

nen, Plänen, von denen er selber wußte, daß sie ebenso unsinnig wie hoffnungslos waren. Seine Stimmung wurde immer düsterer. Er wußte, daß Jiriki sich Sorgen um ihn machte und selbst Aditus Quecksilberlachen etwas Gezwungenes angenommen hatte. Er wußte auch, daß er es nicht lassen konnte, immer wieder davon anzufangen, wie unglücklich er sich fühle, aber er konnte seinen Kummer nicht verbergen und wollte es auch gar nicht. Wessen Schuld war es schließlich, daß er hier in der Falle saß?

Natürlich, sie hatten ihm das Leben gerettet. Wäre es denn besser gewesen, zu erfrieren oder langsam zu verhungern, schalt er sich innerlich, anstatt als verwöhnter, wenn auch gewissen Einschränkungen unterworfener Gast in der herrlichsten Stadt Osten Ards zu verweilen? Aber selbst wenn soviel Undank schändlich war, Simon konnte sich mit seinem lieblichen Gefängnis nicht abfinden.

Die Tage glichen einander fast völlig. Er streifte allein durch den Wald, warf Steine in die unzähligen Bäche und Flüsse und dachte an seine Freunde. Im schützenden Sommer von *Jao é-Tinukai'i* konnte man sich nur schwer vorstellen, wie der Rest der Menschheit unter dem grausamen Winter dort draußen leiden mußte. Wo war Binabik? Miriamel? Prinz Josua? Waren sie noch am Leben? Dem Sturm schon zum Opfer gefallen? Oder kämpften sie noch?

Immer verzweifelter flehte er Jiriki an, ihn noch einmal mit Amerasu sprechen zu lassen oder sie um Hilfe für seine Freilassung zu bitten, aber der Prinz weigerte sich.

»Es steht mir nicht zu, Erster Großmutter zu sagen, was sie tun soll. Sie wird handeln, wenn sie es für richtig hält und sobald sie alles genau überlegt hat. Es tut mir leid, Seoman, aber diese Dinge sind zu wichtig, als daß man sie überstürzen dürfte.«

»Überstürzen!« tobte Simon. »Bis hier irgend jemand eine Hand rührt, bin ich tot!«

Aber Jiriki, wenn auch sichtlich betrübt, blieb unerbittlich.

Als er überall auf Hindernisse stieß, verwandelte Simons Kummer sich allmählich in Wut. Die zurückhaltenden Sithi kamen ihm unerträglich eingebildet und selbstgerecht vor. Während Simons Freunde einen furchtbaren, aussichtslosen Krieg gegen den Sturmkönig und Elias führten, schlenderten diese törichten Geschöpfe durch ihren sonnigen Wald, sangen und betrachteten stundenlang die Bäume. Und war nicht schließlich der Sturmkönig auch ein Sitha? Kein Wunder, daß sein Volk Simon hier einsperrte, während draußen die Welt unter Inelukis kaltem Haß verdorrte.

So verrannen die Tage, jeder seinem Vorgänger mehr oder weniger gleich. Simon wurde immer verbitterter. Er hörte auf, mit Jiriki zu Abend zu essen, und lauschte lieber allein dem Gesang der Grillen und Nachtigallen. Aditus Spielereien nahm er übel und ging ihr aus dem Weg. Er hatte es satt, geneckt und gestreichelt zu werden, und er wußte, daß er ihr nicht mehr bedeutete als ihr Schoßhund der Königin. Er hatte genug davon. Wenn er schon als Gefangener leben mußte, wollte er sich auch so benehmen.

Jiriki fand ihn in einem Lärchengehölz, wo er finster und stachlig wie ein Igel vor sich hin brütete. Im Klee summten die Bienen, und durch die Nadeln fiel die Sonne und zeichnete ein Muster aus sich kreuzenden Lichtstreifen auf den Boden. Simon kaute an einem Stück Rinde.

»Seoman«, begann der Prinz, »darf ich mit dir sprechen?«

Simon runzelte die Stirn. Er wußte, daß die Sithi – ganz anders als die Menschen – sich tatsächlich entfernten, wenn man ein Gespräch ablehnte. Jirikis Volk hatte großen Respekt für den Wunsch nach Zurückgezogenheit.

»Ich glaube schon«, erwiderte Simon.

»Ich möchte, daß du mich begleitest«, erklärte Jiriki. »Wir wollen zum Yásira gehen.«

Sofort fühlte Simon neue Hoffnung, aber sie tat weh. »Warum?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß wir alle aufgefordert wurden, uns dort einzufinden, alle Bewohner von *Jao é-Tinukai'i*. Da auch du jetzt hier wohnst, halte ich es für richtig, daß du mitkommst.«

Simons Hoffnung sank. »Das heißt, ich bin nicht eingeladen.«

Einen Augenblick hatte er es sich ausgemalt: Shima'onari und Likimeya entschuldigten sich für ihren Irrtum und schickten ihn, mit Geschenken überhäuft, zu den Menschen zurück, zugleich mit der Weisheit begabt, wie Josua und den anderen geholfen werden konnte … Wieder einer von seinen Mondkalb-Tagträumen! War er damit immer noch nicht fertig? »Ich habe keine Lust«, sagte er.

Jiriki hockte sich neben ihn, anmutig wie ein Jagdfalke auf einem Ast. »Ich würde mich freuen, wenn du mitkämst«, meinte er. »Ich kann dich nicht zwingen und will auch nicht bitten, aber Amerasu wird dort sein. Es ist sehr selten, daß sie zu unserem Volk zu sprechen wünscht, abgesehen vom Tag der Tanzenden Jahre.«

Simon horchte auf. Vielleicht wollte Amerasu zu seinen Gunsten reden?

Befehlen, daß man ihn freiließ? Aber wenn das so war, weshalb hatte man ihn dann nicht aufgefordert zu kommen?

Er heuchelte Gleichgültigkeit. Was immer ihm sonst widerfahren war, auf jeden Fall hatte er eine Menge über das Verhalten der Sithi gelernt. »Jetzt fangt Ihr schon wieder von den Tanzenden Jahren an, Jiriki. Ihr habt mir nie gesagt, um was es dabei eigentlich geht. Seht Ihr, ich habe mir den Hain der Tanzenden Jahre schon einmal angeschaut.«

Jiriki schien ein Lächeln zu unterdrücken. »Nicht aus allzugroßer Nähe, glaube ich. Aber lassen wir das. Seoman, du spielst ein Spiel. Ein andermal will ich dir über die Pflichten meines Hauses erzählen, was ich kann, nun aber ist es Zeit zu gehen. Wenn du mich begleiten willst, komm mit.«

Simon warf das zerkaute Rindenstück hinter sich. »Ich komme mit, wenn ich an der Tür sitzen darf. Und nichts sagen muß.«

»Du kannst sitzen, wo du möchtest, Schneelocke. Du magst ein Gefangener sein, aber man ehrt dich. Mein Volk versucht, dir das Leben hier erträglich zu gestalten. Was das andere betrifft, so hängt es nicht von mir ab, ob jemand dir Fragen stellt. Komm, du bist fast erwachsen, Menschenkind. Hab keine Furcht, für dich selbst einzutreten.«

Simon runzelte die Stirn und überlegte. »Also gut. Geht voran«, sagte er.

Am Eingang des gewaltigen, lebenden Zeltes blieben sie stehen. Die Schmetterlinge waren unruhig und flatterten mit den glänzenden Flügeln, so daß die Oberfläche des Yásira in wechselnden, bunten Schattenmustern schimmerte, als woge Wind in einem Weizenfeld. Das papierene Rascheln des sanften Gewimmels erfüllte das ganze Tal. Irgend etwas in Simon sperrte sich plötzlich dagegen, durch die Tür zu gehen. Er wich zurück und riß sich von Jirikis freundschaftlichem Arm los.

»Ich will keine schlechten Nachrichten hören«, sagte er. Ein kalter, schwerer Stein lag ihm im Magen, ein Gefühl, das er oft gehabt hatte, wenn er mit einer Strafe von Rachel oder dem Meister der Küchenjungen rechnete. »Ich will nicht, daß man mich anschreit.«

Jiriki blickte ihn fragend an. »Niemand wird schreien, Simon. Es ist nicht die Art der Zida'ya. Und vielleicht geht es ja gar nicht um dich.«

Simon schüttelte verlegen den Kopf. »Verzeiht mir. Natürlich.« Er holte tief Atem, zuckte verstört die Achseln und wartete, bis ihn Jiriki von neuem sanft beim Arm nahm und in den rosenumrankten Eingang des Yásira führte. Tausende und Abertausende von Schmetterlingsflügeln summten wie ein trockener Wind, als die beiden das riesige Rund vielfarbiger Lichter betraten.

Wie beim letzten Mal saßen in der Mitte der Halle Likimeya und Shima'onari auf niedrigen Liegen vor dem hochragenden Fingerstein. Zwischen ihnen, auf einer höheren Liege, hatte Amerasu Platz genommen. Die Kapuze ihres hellgrauen Gewandes war zurückgeschlagen, das offene, schneeweiße Haar lag als weiche Wolke auf ihren Schultern. Um die schmale Mitte trug sie eine hellblaue Schärpe, sonst jedoch keinerlei Zierrat oder Schmuck.

Simon starrte sie an, und für eine Sekunde begegneten sich ihre Blicke. Wenn er auf ein ermunterndes Lächeln oder tröstliches Nicken gehofft hatte, wurde er enttäuscht; ihr Blick glitt über ihn hin wie über einen beliebigen Baum in einem großen Wald. Sein Herz sank. Wenn er sich je eingebildet hatte, Amerasu nehme in irgendeiner Weise am Schicksal des Mondkalbs Simon Anteil, mußte er sich jetzt von dieser Idee verabschieden.

Neben Amerasu stand auf einem Sockel aus stumpfgrauem Stein ein seltsames Kunstwerk: eine Scheibe aus blassem, eisartigem Material in einem breiten Ständer aus dunklem, glänzendem Hexenholz, der mit den verschlungenen Schnitzereien der Sithi verziert war. Simon dachte, es sei ein Tischspiegel – etwas, von dem er gehört hatte, große Damen besäßen es –, aber seltsamerweise schien sich nichts darin zu spiegeln. Der Rand der Scheibe war messerscharf und ihre Farbe vom frostigen Fast-Weiß eines Wintermondes. Andere, dunklere Farben schienen sich schläfrig in ihrem Inneren zu bewegen. Vor der Scheibe lag in einer Nische des geschnitzten Ständers eine große, flache Schale aus dem gleichen durchscheinenden Stoff.

Simon mußte seinen Blick nach kurzer Zeit abwenden. Die ständig wechselnden Farben beunruhigten ihn. Der flimmernde Stein erinnerte ihn auf unheimliche Weise an Elias' graues Schwert *Leid*, eine Erinnerung, die er am liebsten vergessen hätte. Er drehte den Kopf zur Seite und sah sich langsam in dem großen Raum um.

Wie Jiriki schon angedeutet hatte, schien sich an diesem Nachmittag die gesamte Bevölkerung von *Jao é-Tinukai'i* im Yásira eingefunden zu haben. Obwohl die goldäugigen Sithi wie stets betont farbenfroh gekleidet und wie seltene Vögel gefiedert waren, machten sie einen außergewöhnlich gedämpften Eindruck, sogar nach den Maßstäben eines ohnehin zurückhaltenden Volkes. Als die beiden eintraten, hatten sich viele Augen auf Simon und Jiriki gerichtet, aber kein einziger Blick war auf ihnen haftengeblieben. Die ganze Aufmerksamkeit der Versammlung galt den drei Gestalten

in der Mitte der weiten Baumhalle. Simon, der sich freute, nicht weiter beachtet zu werden, suchte für sich und Jiriki einen Sitzplatz am äußersten Rand der schweigenden Menge. Aditu sah er nirgends, aber sie würde unter so vielen Anwesenden auch schwer herauszufinden sein.

Lange Zeit rührte sich niemand, und es fiel kein Wort. Dennoch schien es Simon, als gebe es verborgene Strömungen, die ganz dicht an ihm vorbeiflossen, ohne daß sie ihn erreichten, ein feines Netz von Mitteilungen, dem alle im Raum außer ihm angeschlossen waren. Er war jedoch feinfühlig genug, die Anspannung der sonst so gelassenen Sithi, das deutliche Gefühl furchtsamer Erwartung zu spüren. Es lag ein Prickeln in der Luft, als sei ein Gewitter voller Blitze im Anzug.

Simon fragte sich bereits, ob es den ganzen Nachmittag so bleiben würde – als hätte sich ein Rudel rivalisierender Katzen auf einer Mauer versammelt, um einander stumm anzustarren, bis die Schwächeren aufgaben –, als endlich Shima'onari aufstand und zu sprechen begann. Diesmal mühte sich der Herrscher von *Jao é-Tinukai'i* nicht mit Simons Westerling ab, sondern bediente sich der melodischen Sithisprache. Er redete eine ganze Weile und unterstrich seinen Monolog mit anmutigen Handbewegungen. Wenn er einzelne Worte betonte, wehten die Ärmel seines blaßgelben Gewandes. Für Simon bedeutete sein Vortrag nur Verständnislosigkeit, vermehrt durch Verwirrung.

»Mein Vater spricht von Amerasu und bittet uns, ihr zuzuhören«, übersetzte Jiriki flüsternd. Simon konnte das nicht recht glauben. Für diese wenigen Worte schien Shima'onari unverhältnismäßig viel Zeit gebraucht zu haben. Simon ließ seinen Blick durch das Yásira und über die ernsten Katzenaugengesichter schweifen. Was immer Jirikis Vater auch erzählte, es fand die ungeteilte und fast beängstigend ausschließliche Aufmerksamkeit seines Volkes.

Als Shima'onari geendet hatte, stand Likimeya auf. Alle Augen wandten sich ihr zu. Auch sie hielt eine lange Rede in der Sprache der Zida'ya.

»Sie sagt, daß Amerasu sehr weise ist«, erläuterte Jiriki. Simon verzog das Gesicht.

Als auch Likimeya schloß, stieg ein großer, sanfter Seufzer auf, als hätten alle in der Halle Versammelten auf einmal den angehaltenen Atem ausgestoßen. Auch Simon atmete verstohlen auf, sehr erleichtert, denn als das unverständliche Murmeln der Sithiworte nicht aufhören wollte, war es ihm immer schwerer gefallen, sich zu konzentrieren. Selbst die Schmetterlinge über ihnen waren unruhig geworden, und die farbenprächtigen Son-

nenmuster ihrer Flügel huschten rastlos durch die riesige Halle.

Als letzte erhob sich Amerasu. Sie schien weit weniger hinfällig zu sein als in ihrem eigenen Heim. Damals hatte sie Simon an eine gemarterte Heilige erinnert, aber jetzt erkannte er, daß sie etwas von einem Engel hatte, eine Macht, die sanft vor sich hin glühte, notfalls aber auch in blendendweißer Helligkeit auflodern konnte. Ihr langes Haar wehte in einem Windhauch, der vielleicht vom sachten Fächeln einer Million Flügel stammte.

»Ich sehe, daß das Menschenkind hier ist«, begann sie, »darum will ich so sprechen, daß er es versteht. Vieles von dem, was ich sagen werde, weiß ich von ihm. Es ist sein Recht zu hören.«

Mehrere Sithi drehten sich um und musterten Simon mit ausdruckslosem Blick. Überrascht ließ er das Kinn sinken und schaute auf seine Brust, bis sie sich wieder abgewandt hatten.

»Tatsächlich kann es sein«, fuhr Amerasu fort, »so seltsam das auch klingen mag, daß einiges von dem, was ich erzählen muß, besser zu den Sprachen der Sudhoda'ya paßt. Die Sterblichen haben stets unter dem einen oder anderen Schatten gelebt. Das ist einer der Gründe, weshalb wir sie damals, als wir nach Osten Ard kamen, ›Kinder des Sonnenuntergangs‹ nannten.« Sie hielt inne. »Die Menschenkinder, die Sterblichen, machen sich viele Gedanken über das, was nach ihrem Tod geschieht, und streiten sich, wer dabei recht und wer unrecht hat. Oft führen diese Auseinandersetzungen dazu, daß Blut vergossen wird, als wollten die Menschen Boten entsenden, um die Antwort auf ihre Fragen herauszufinden. Doch soweit ich die Philosophie der Sterblichen kenne, sind diese Boten nie zurückgekehrt, um ihren Brüdern das kleine Stück Weisheit zu bringen, nach dem sie sich so sehnen.

Aber es gibt unter den Sterblichen Geschichten, daß manche dieser Toten *dennoch* wiederkehren, als körperlose Geister, obwohl sie auch dann keine Antworten haben. Diese Geister oder Gespenster sind stumme Erinnerungen an den Schatten des Todes. Wer ihren heimatlosen Spukgestalten begegnet, spricht von einer ›Heimsuchung‹.« Amerasu holte Atem. Ihre ungeheure Selbstbeherrschung schien sekundenlang brüchig zu werden.

»Das ist ein Wort, das es bei uns Zida'ya nicht gibt, vielleicht aber geben sollte.«

Nur das Summen zarter Flügel unterbrach die Totenstille.

»Als wir aus dem Äußersten Osten flohen, wollten wir jenem Nicht-Sein entgehen, das in unser Gartenland eingedrungen war. Alle außer dem sterblichen Jungen wissen davon, selbst diejenigen unserer Kinder, die nach der

Flucht aus Asu'a geboren wurden, haben es mit der Muttermilch eingesaugt; darum will ich diese Geschichte jetzt nicht wiederholen.

Als wir das neue Land erreichten, glaubten wir, dem Schatten entkommen zu sein. Aber ein Stück davon war mit uns gegangen. Dieser Fleck, dieser Schatten, ist jetzt ein Teil von uns, so wie die sterblichen Männer und Frauen dem Schatten ihres eigenen Endes nicht entkommen können.

Wir sind ein altes Volk. Wir kämpfen nicht gegen das Unvermeidliche. Darum flohen wir lieber aus Venyha Do'sae, als uns in sinnloser Schlacht ausrotten zu lassen. Aber der Fluch unserer Rasse liegt nicht darin, daß wir uns weigern, im zwecklosen Kampf gegen den großen Schatten unser Leben wegzuwerfen, sondern darin, daß wir eben diesen Schatten in unsere Arme nehmen und voller Freude an uns drücken, ihn nähren wie ein Kind.

Wir brachten den Schatten mit. Vielleicht kann kein lebendes, vernunftbegabtes Wesen ohne einen solchen Schatten sein, aber obwohl unser Leben so lang ist, daß die Spanne eines Menschendaseins für uns der eines Glühwürmchens gleicht, können wir trotzdem jenen Schatten, der der Tod ist, nicht einfach verdrängen. Wir können nicht so tun, als hätten wir das Nicht-Sein vergessen. Statt dessen tragen wir es in uns wie ein unheilvolles Geheimnis.

Die Menschen müssen sterben und haben Angst davor. Auch wir, die wir einst im Garten lebten, müssen sterben, auch wenn unsere Zeit unendlich viel länger währt. Doch von der Sekunde an, in der wir zum ersten Mal die Augen aufschlagen, umarmen wir unseren Tod und machen ihn zum untrennbaren Teil unseres Wesens. Wenn die Jahrhunderte an uns vorüberziehen, sehnen wir uns danach, ganz mit ihm zu verschmelzen, während um uns herum die Menschen, die den Tod fürchten, sich vermehren und vergehen wie Mäuse. Wir machen unseren Tod zum Kern unseres Ichs, unserem engsten und vertrautesten Freund, und lassen das Leben an uns vorüberrauschen, während wir die triste Gesellschaft des Nicht-Seins genießen.

Wir wollten Ruyan Vés Kindern das Geheimnis unserer Fast-Unsterblichkeit nicht mitteilen, obwohl sie Zweige vom selben Baum wie wir sind. Wir verweigerten Ruyans Volk, den Tinukeda'ya, das ewige Leben und drückten den Tod gleichzeitig noch fester an unsere eigene Brust. Wir sind heimgesucht, meine Kinder. Das Menschenwort ist der einzig zutreffende Ausdruck. Wir sind heimgesucht.«

Simon verstand den größten Teil von Amerasus Rede nicht, aber die Stimme von Erster Großmutter wirkte auf ihn wie das Schelten einer liebe-

vollen Mutter. Er fühlte sich klein und unwichtig, zugleich aber getröstet, weil die Stimme da war und sich auch an ihn richtete. Die Zida'ya ringsum zeigten weiterhin sorgfältigen Gleichmut.

»Dann kamen die Schiff-Männer«, fuhr Amerasu fort, und ihre Stimme wurde tiefer. »Es genügte ihnen nicht, in den Mauern von Osten Ard zu leben und zu sterben wie die Menschenmäuse vor ihnen. Die Bissen, die wir ihnen zuwarfen, reichten ihnen nicht aus. Wir Zida'ya hätten ihren Raubzügen ein Ende setzen können, bevor sie zu mächtig wurden, aber statt dessen betrauerten wir den Verlust des Schönen und jauchzten dabei insgeheim. *Unser Tod kam!* Ein ruhmreiches und endgültiges Untergehen, das die Schatten greifbar werden lassen würde. Iyu'unigato, mein Gemahl, gehörte zu denen, die daran glaubten. Sein sanftes Dichterherz liebte den Tod mehr als seine Gattin oder die Söhne seiner Lenden.«

Zum ersten Mal begann sich in der Versammlung leises Flüstern bemerkbar zu machen, ein unbehagliches Murmeln, kaum lauter als das Rascheln der Schmetterlingsflügel über ihnen. Amerasu lächelte traurig.

»Es ist hart, solche Dinge zu hören«, sagte sie, »aber die Zeit der Wahrheit ist gekommen. Unter allen den Zida'ya gab es nur einen, der sich wirklich nicht nach stillem Vergessen sehnte. Es war mein Sohn Ineluki, und er *brannte.* Ich meine damit nicht die Art seines Todes – das mag man als grausamen Hohn oder als schicksalhafte Fügung betrachten. Nein, Ineluki brannte vor Leben, und sein Licht vertrieb die Schatten – zumindest einige von ihnen.

Ihr alle wißt, wie es weiterging. Ihr wißt, daß Ineluki seinen milden Vater erschlug und am Ende selbst vernichtet wurde. Während er dafür kämpfte, sich selbst und sein ganzes Volk vor dem Vergessen zu retten, zerstörte er Asu'a. Aber sein Feuer war so heiß, daß er nicht friedlich in die Schatten, die hinter dem Leben liegen, eingehen konnte. Ich verfluche ihn für das, was er meinem Gemahl, meinem Volk und sich selbst angetan hat, aber mein Mutterherz ist dennoch stolz auf ihn. Bei den Schiffen, die uns brachten – er brannte damals, und er brennt noch heute! *Ineluki stirbt nicht!*«

Wieder gab es Getuschel im Yásira. Amerasu hob die Hand.

»Friede, meine Kinder, Friede!« rief sie. »Erste Großmutter hat Inelukis Schatten nicht umarmt. Ich preise ihn nicht für das, was er jetzt ist, nur für den zähen Willen, den kein anderer gezeigt hat, damals, als ein solcher Wille das einzige war, das uns vor uns selber retten konnte. Und er *hat* uns gerettet, denn sein Widerstand, ja, sogar sein Wahnsinn, spornten andere

an, sich aufzuraffen und hierher zu fliehen, in das Haus unserer Verbannung.« Sie ließ die Hand sinken.

»Aber mein Sohn umarmte den Haß. Das hinderte ihn daran, einen wahren Tod zu sterben, aber es war eine Flamme, die seine eigene an Hitze noch übertraf, und sie verzehrte Ineluki. Von dem hellen Feuer, das einmal mein Sohn war, ist nichts übriggeblieben.« Ein Schleier lag über ihren Augen. »Fast nichts.«

Als sie eine Weile nicht weitersprach, stand Shima'onari auf, als wolle er zu ihr gehen. Er sagte etwas Leises in der Sithisprache zu ihr. Amerasu schüttelte den Kopf. »Nein, Enkel, laß mich.« Ein Unterton von Zorn klang aus ihrer Stimme. »Sprechen ist alles, was mir noch übrigbleibt, aber wenn man nicht auf mich hört, wird eine Finsternis über uns kommen, die mit dem liebenden Tod, dem wir in unseren Träumen zusingen, nicht das geringste gemein hat. Sie wird ärger sein als das Nicht-Sein, das uns aus unserem Garten jenseits des Meeres vertrieb.«

Shima'onari, der eigenartig erschüttert wirkte, nahm wieder neben der versteinert blickenden Likimeya Platz.

»Ineluki hat sich verändert«, nahm Amerasu ihre Erzählung wieder auf. »Er ist zu etwas geworden, das es bisher in der Welt nicht gegeben hat, einer schwelenden Glut voller Verzweiflung und Haß, die sich nur am Leben hält, um für Dinge Vergeltung zu fordern, die vor langen Jahren Unrecht und Irrtümer und tragische Fehleinschätzung bedeuteten, heute aber längst Geschichte sind. Wie wir selbst lebt Ineluki im Reich dessen, *was einmal war*. Aber im Gegensatz zu seinen wirklich lebenden Verwandten genügt es ihm nicht, in Erinnerungen an die Vergangenheit zu schwelgen. Er lebt oder existiert – an dieser Stelle ist auch die Sprache der Sterblichen nicht präzise genug – dafür, den augenblicklichen Zustand der Welt zu zerstören und das Unrecht von damals aufzuheben, aber sein einziger Blickwinkel ist der Zorn. Seine Gerechtigkeit wird grausam sein, die Art ihrer Durchführung noch viel grausiger.«

Sie trat neben den Gegenstand auf dem Steinsockel und legte die schlanken Finger sanft auf den Rand der Scheibe. Simon fürchtete, sie könne sich schneiden, und empfand tiefes, unerklärliches Grauen beim Gedanken an Blut auf Amerasus dünner, goldener Haut.

»Ich weiß seit langem, daß Ineluki zurückgekehrt ist, und auch ihr habt es alle gewußt. Im Gegensatz zu manchen anderen jedoch habe ich den Gedanken nicht beiseite geschoben oder immer wieder in meinem Kopf bewegt, nur um den damit verbundenen Schmerz zu genießen, wie man

eine Beule oder wunde Stelle betastet. Ich habe gegrübelt, ich habe nachgedacht und mit den wenigen gesprochen, die mir vielleicht helfen konnten. Immer wieder habe ich versucht, zu begreifen, was in den Schatten vorgeht, die den Verstand meines Sohnes verhüllen. Der letzte von denen, die mir neues Wissen brachten, war der sterbliche Junge Seoman – obwohl er es selbst nicht wußte und auch jetzt nicht die Hälfte der Dinge ahnt, die ich durch ihn erfahren habe.«

Wieder spürte Simon Augen auf sich, aber seine eigenen waren wie gebannt auf Amerasus leuchtendes Gesicht gerichtet, um das die große weiße Wolke ihrer Haare wehte.

»Das ist auch gut so«, erklärte sie. »Das Menschenkind ist auf seltsame Weise vielfach vom Schicksal geplagt und vom Zufall getrieben worden; aber es besitzt keinen Zauber und ist auch kein großer Held. Es hat seine Pflicht bewunderungswürdig erfüllt, jetzt aber darf man seinen jungen Schultern nicht noch mehr aufbürden. Doch glaube ich, dem, was ich von ihm gehört habe, entnehmen zu können, wie Inelukis Plan wirklich aussieht.« Sie holte tief Atem und sammelte ihre Kräfte. »*Er ist entsetzlich.* Ich könnte ihn euch schildern, aber vielleicht reichen Worte dafür nicht aus. Ich bin die Älteste dieses Stammes, ich bin Amerasu die Schiffgeborene. Und trotzdem würden einige von euch insgeheim zweifeln und andere auch weiterhin das Gesicht abwenden. Viele von euch möchten lieber mit der Schönheit imaginärer Schatten leben als mit der häßlichen Schwärze im Kern *dieses* Schattens – des Schattens, den mein Sohn über uns alle legt.

Darum will ich euch zeigen, was *ich* gesehen habe, damit auch *ihr* es seht. Auch wenn wir dann immer noch die Augen verschließen können, meine Kinder, können wir doch nicht mehr vorgeben, es sei nichts geschehen. Vielleicht können wir den Winter noch eine Weile fernhalten, aber am Ende wird er auch uns verschlingen.«

Ihre Stimme wurde plötzlich lauter, klagend und kräftig zugleich. »Wenn wir freudig dem Tod in die Arme laufen wollen, so laßt uns wenigstens zugeben, daß wir es tun! Wir wollen wenigstens dieses eine Mal, jetzt, am Ende aller Dinge, ehrlich zu uns selbst sein.«

Wie überwältigt von Erschöpfung und Leid ließ Amerasu die Augen sinken. Eine kleine Weile herrschte Schweigen. Dann, als ein paar leise Gespräche beginnen wollten, hob sie das Gesicht wieder und legte die Hand auf die blasse Mondscheibe.

»Das hier ist die Nebellampe, die meine Mutter Senditu einst aus Tu-

met'ai mitbrachte, als der schleichende Reiffrost die Stadt erstickte. Wie die Schuppen des Urwurms, das Sprechfeuer, der singende Scherben und der Teich im großen Asu'a ist sie ein Tor zur Straße der Träume. Vieles hat sie mir schon gezeigt. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, diese Visionen mit euch zu teilen.«

Amerasu streckte den Arm aus und berührte leicht die vor der Steinscheibe stehende Schale. Eine blaue Flamme sprang empor und schwebte dochtlos über dem fahlen Schalenrand. Die Scheibe darüber begann ein geheimnisvolles Licht auszustrahlen. Während es immer heller wurde, verdunkelte sich das Innere des Yásira so sehr, daß es Simon am Ende vorkam, als sei der Nachmittag wirklich schon vergangen und der Mond vom Himmel gefallen, um hier vor ihm zu schweben.

»In letzter Zeit sind die Traumlande unserer Welt immer näher gekommen«, erklärte Amerasu, »so wie Inelukis Winter den Sommer eingeschlossen und aufgefressen hat.« Ihre Stimme war glasklar und schien doch nur ein Wispern. »Es herrscht Unruhe in den Traumlanden, und es gibt Augenblicke, in denen man sich nur mühsam auf der Straße halten kann, darum bitte ich euch, mir eure Gedanken und euren schweigenden Beistand zu leihen. Die Zeit ist lange vergangen, in der die Töchter Jenjiyanas so mühelos durch die *Zeugen* sprechen konnten wie von Ohr zu Ohr.« Sie bewegte die Hand über der Scheibe. Es wurde noch dunkler. Das leise Kratzen der Schmetterlingsflügel nahm zu, als spürten die Tiere eine Veränderung in der Luft.

Die Scheibe glühte, und ein bläulicher, dunstiger Fleck begann sich auf ihr auszubreiten. Als er sie ganz bedeckte, hatte sich die Nebellampe schwarz verfärbt. Aus dieser Schwärze leuchteten verstreut eisige Sterne, und vom Grunde der Lampenscheibe wuchs langsam ein heller Umriß. Es war ein Berg, weiß und scharf wie ein Stoßzahn, kahl wie ein Knochen.

»*Nakkiga*«, sagte Amerasu aus der Dunkelheit. »Der Berg, den die Sterblichen Sturmspitze nennen. Die Heimat Utuk'kus, die ihre Jahrtausende hinter einer Silbermaske verbirgt, weil sie nicht zugeben will, daß der Schatten des Todes auch sie berühren kann. Mehr als alle anderen unserer Rasse fürchtet sie sich vor dem Nicht-Sein, obgleich sie von allen noch Lebenden die älteste ist – die letzte der Gartengeborenen.« Amerasu gab ein leises Lachen von sich. »Ja, meine Urgroßmutter ist sehr eitel.« Sekundenlang blitzte es wie von Metall, dann trübte sich die Nebellampe, und der Berg wurde wieder sichtbar. »Ich kann sie fühlen«, fuhr Amerasu fort. »Wie eine Spinne wartet sie. Keine Flamme der Gerechtigkeit brennt in ihr

wie in Ineluki, so wahnsinnig er jetzt auch sein mag. Ihr einziger Wunsch ist es, alle zu vernichten, die sich an ihre Demütigung in jener trüben, verschwommenen Vorzeit erinnern, damals, als unsere Völker sich voneinander losrissen. Sie gab dem tobenden Geist meines Sohnes eine Zuflucht, sie nährte seinen Haß wie er den ihren. Jetzt wollen sie das ausführen, was sie so lange Jahrhunderte geplant haben. Seht!«

Die Nebellampe pulsierte. Der weiße Berg schien näherzukommen. Er dampfte unter dem kalten schwarzen Himmel. Plötzlich begann er sich aufzulösen und im Dunkel zu verschwinden. Nachtschwarze Leere blieb zurück.

Eine lange Pause trat ein. Simon, der mit angehaltenem Atem jedem Wort der Sitha gefolgt war, fühlte sich jäh im Stich gelassen. Wieder lag knisternde Spannung in der Luft, stärker noch als vorher.

»Oh!« keuchte Amerasu erschrocken.

Überall um Simon herum regten sich die Sithi. Fragende Blicke bekamen einen Ausdruck von Unsicherheit. Die Saat der Furcht begann aufzugehen. In der Mitte der Nebellampe erschien ein silberner Glanz, der sich ausbreitete wie Öl auf dem Wasserspiegel eines Teiches, bis er den dunklen Umriß ausfüllte. Das Silber bildete Schlieren und floß in verschiedene Richtungen, bis es schließlich zu einem Gesicht zusammenlief, dem Antlitz einer Frau, ausdruckslos bis auf die hellen Augen, die aus dämmrigen Schlitzen funkelten.

Simon starrte wie gebannt auf die Silbermaske. In seinen Augen brannten Tränen der Angst. Er konnte den Blick nicht abwenden. Sie war so alt und so stark … so stark…

»*Viele Jahre sind vergangen, Amerasu no'e-Sa'onserei.*« Die Stimme der Nornenkönigin war überraschend melodisch, aber ihre Süße konnte die abgründige Fäulnis darunter nicht völlig verbergen. »*Lange ist es her, Urenkelin. Schämst du dich deiner Verwandten im hohen Norden, weil du uns bisher noch nie zu euch eingeladen hast?*«

»Du verspottest mich, Utuk'ku Seyt-Hamakha.« Ein Zittern lag in Amerasus Antwort, ein erschreckender Unterton von Furcht. »Wir alle kennen den Grund für deine Verbannung und die Trennung unserer Familien.«

»*Du liebtest ja stets die Gerechtigkeit, kleine Amerasu.*« Die Verachtung in der Stimme der Nornenkönigin schüttelte Simon wie ein Fieber. »*Aber wer allzu gerecht ist, der mischt sich gern ein, und so ist es mit eurem Stamm, der die Hand nach allem ausstreckt, auch immer gewesen. Ihr wolltet die Sterblichen nicht aus dem Land treiben, was vielleicht alles*

*gerettet hätte. Und selbst jetzt, nachdem sie die Gartengeborenen vernichtet haben, könnt ihr von den Menschen nicht lassen.*« Utuk'kus Atem kam und ging in zischenden Stößen. »*Ah, ich sehe, daß auch heute einer von ihnen bei euch ist.*«

Simons Herz schien anzuschwellen und ihm in den Hals zu wachsen. Er rang nach Luft. Die entsetzlichen Augen bohrten sich in sein Gesicht.

Warum schickte Amerasu sie nicht zurück? Er wollte schreien und weglaufen, aber er konnte nicht. Auch die Sithi ringsum schienen entmutigt und wie versteinert.

»Du vereinfachst die Dinge zu sehr, Urgroßmutter«, erwiderte Amerasu endlich. »Wenn du nicht lügst.«

Utuk'ku lachte, und bei dem Klang hätten Steine weinen können.

»*Närrin!*« rief sie. »*Ich vereinfache die Dinge? Ihr seid zu weit gegangen! Zu lange habt ihr auf die Taten der Sterblichen geachtet und dabei das Wichtigste übersehen. Das wird euch den Tod bringen!*«

»Ich weiß, was ihr vorhabt!« versetzte Amerasu. »Vielleicht hast du mir genommen, was von meinem Sohn noch übrig war, aber selbst im Tod durchschaue ich seine Gedanken. Ich habe gesehen…«

»Genug!« Utuk'kus wütender Aufschrei fegte durch das Yásira wie eine eisige Windbö, die das Gras knickte und die Schmetterlinge panisch aufflattern ließ. »Genug! *Du hast dein letztes Wort und damit dein Urteil gesprochen. Es ist der Tod!*«

Zu aller Entsetzen begann Amerasu im dämmrigen Licht zu zittern, als kämpfe sie gegen unsichtbare Fesseln an. Ihre Augen waren weit aufgerissen, der Mund bewegte sich lautlos.

»*Ihr werdet euch nicht länger einmischen, keiner von euch!*« Die Stimme der Nornenkönigin wurde immer schriller und schrecklicher. »*Der falsche Friede ist zu Ende. Zu Ende! Nakkiga sagt sich von euch los!*«

Überall im Yásira schrien die Sithi vor Schreck und Wut. Likimeya stürzte auf Amerasus schattenhafte Gestalt zu. In der Nebellampe fing Utuk'kus Gesicht zu flimmern an und verschwand. Sekundenlang blieb der Zeuge dunkel, aber nur sekundenlang. Dann glühte in der Mitte der Lampe ein winziger roter Fleck auf, ein kleiner Funke, der immer größer wurde, bis dort eine lodernde Flamme brannte, die die erschrockenen Züge von Jirikis Eltern und der verstummten Amerasu in feuriges Rot tauchte. Mitten in der Flamme öffneten sich plötzlich zwei dunkle Löcher wie lichtlose Augen. Ein eisiges Grauen erfaßte Simon, packte ihn so fest, daß seine Muskeln zitterten. Das schwankende Gesicht strahlte eine kalte Drohung

aus, wie von einem gewöhnlichen Feuer Hitze ausgeht. Amerasu hörte auf sich zu wehren und wurde ganz steif, als sei sie zu Stein geworden.

Unter den leeren Augen gähnte eine neue Schwärze in der wogenden Flammensäule – ein Mund, aus dem blutloses Gelächter erscholl. Simon war vor Angst übel. Verzweifelt versuchte er, sich aus dem Bann zu lösen. Er hatte diese Maske des Grauens schon früher gesehen.

*Die Rote Hand!* Er wollte es laut herausschreien, aber lähmende Furcht erstickte seine Worte zu einem hilflosen, dünnen Pfeifen.

Likimeya trat vor, ihr Gemahl an ihrer Seite, um Amerasu zu schützen. Sie hob die Arme vor der Nebellampe und dem feurigen Wesen, das darin loderte. Silbernes Licht umgab sie. »Geh zurück zu deiner verdorrten Gebieterin und deinem toten Herrn, Verfaulter!« rief sie. »Du gehörst nicht mehr zu uns!«

Wieder lachte das Flammenwesen. »*O nein. Wir sind mehr als ihr, viel mehr. Die Rote Hand und ihr Gebieter sind stark geworden. Alles Geschaffene muß sich dem Schatten des Sturmkönigs beugen. Die Verräter aber werden in der Finsternis, die von ihm ausgeht, heulen und mit den Zähnen klappern.*«

»Du hast hier keine Macht!« schrie Shima'onari und griff nach der erhobenen Hand seiner Gemahlin. Das Licht, das die beiden einhüllte, breitete sich aus, bis der silbrige Mondlichtdunst auch das feurige Gesicht bedeckte. »Dieser Ort ist dir verboten! Geh zurück in deinen kalten Berg und die schwarze Leere!«

»*Ihr begreift noch immer nicht!*« jubelte das Wesen. »*Wir allein, von allen, die jemals lebten, sind aus dem Nicht-Sein zurückgekehrt. Wir sind stark geworden. STARK!*«

Noch während die hohle Stimme durch das Yásira hallte und die erzürnten und entsetzten Rufe der Sithi übertönte, blähte sich das Wesen in der Nebellampe plötzlich auf und wuchs zu einer riesigen Feuersäule empor, die mit donnerndem Aufbrüllen den formlosen Kopf zurückwarf. Weit breitete es die lodernden Arme aus, als wollte es alles ringsum erdrücken und verbrennen.

Feuer, heiß wie die Sonne, sprang empor. Die Schmetterlinge an ihren seidenen Fäden gingen in Stichflammen auf. Es war, als springe eine Million der Tiere gleichzeitig in die Luft, eine riesige Wolke aus Feuer und rauchenden Flügeln. Wie fliegende Asche schwebten sie durch den Raum, taumelten unter die schreienden Sithi, stießen gegen den Stamm der großen Esche und zerfielen zu Staub. Das ganze Yásira war ein Chaos, in von

kreisenden, wirbelnden Funken sprühende Dunkelheit getaucht.

Das turmhohe Wesen in der Mitte lachte und flackerte, ohne Licht auszustrahlen. Vielmehr schien es alle Helligkeit aufzusaugen und immer dikker und höher zu werden. Ringsum drängte und schob sich ein Getümmel von Körpern. Im roten Feuerschein zeichneten sich die Köpfe und wild fuchtelnden Arme der schreienden Sithi ab.

Voller Entsetzen sah Simon sich um. Jiriki war fort.

Jetzt vernahm man inmitten des Chaos ein neues Geräusch, das immer lauter wurde und schließlich dem Lärm der grausigen Fröhlichkeit gleichkam, die von der Roten Hand ausging. Es war das heisere Geläut einer Hundemeute auf der Jagd.

Eine Horde bleicher Gestalten strömte in das Yásira. Plötzlich waren überall weiße Hunde, aus deren schmalen Augen das Höllenlicht des Wesens in der Mitte der Halle leuchtete. Ihre heulenden roten Mäuler schnappten und kläfften.

»*Ruakha, ruakha Zida'ya!*« hörte Simon Jiriki ganz in der Nähe schreien. »*T'si e-isi'hai as-Shao Irigú!*«

Simon stöhnte und sah sich verzweifelt nach einer Waffe um. Ein geschmeidiger weißer Schatten sprang an ihm vorbei, eine Beute im triefenden Fang.

*Jingizu.*

Etwas drängte sich gewaltsam in sein Gedächtnis. Als hätte das Feuer vor ihm in seinem Inneren eine Flamme entfacht, schoß brennende Erinnerung in ihm empor: die schwarzen Tiefen unter dem Hochhorst, ein Traum von großem Unglück und gespenstischem Feuer.

*Jingizu. Das Herz allen Leides.*

Das Chaos ringsum wurde immer wilder und stürmischer. Aus der funkensprühenden Schwärze heulten tausend Kehlen, ein Strudel zappelnder Glieder, angstvoller Augen und der Stimmen der Sturmspitzenmeute, die ihre Hörer zum Wahnsinn trieben. Simon versuchte sich aufzurichten, warf sich aber schnell wieder flach auf den Boden. Die Sithi hatten ihre Bogen gefunden. Pfeile sausten durch die rauchgeschwängerte Luft, nur als Lichtstreifen sichtbar.

Ein Hund taumelte auf Simon zu und fiel vor seine Füße. Aus seiner Kehle ragte ein gefiederter Pfeil. Simon kroch voller Ekel von dem Kadaver weg. Unter seinen Fingern fühlte er das Gras und die pergamentfeine Asche der Schmetterlinge. Seine Hand schloß sich um einen großen Stein,

den er aufhob und festhielt. Wie ein blinder Maulwurf schob er sich nach der Stelle, an der Hitze und Lärm am größten waren, getrieben von etwas, das er nicht beschreiben konnte. Hilflos erlebte er etwas nach, das er vielleicht schon einmal im Traum erfahren hatte, eine Vision geisterhafter Gestalten, die angstvoll hin und her liefen, während ihre Heimat in Flammen aufging.

Ein gewaltiges Tier, der größte Hund, dem Simon je begegnet war, hatte Shima'onari gegen den Stamm der großen Esche gedrängt und den Herrscher der Sithi an die schwarze, glimmende Borke gedrückt. Shima'onaris Gewand qualmte. Jirikis Vater war unbewaffnet. Mit bloßen Händen umklammerte er den breiten Kopf des Hundes und versuchte die schnappenden Kiefer von seinem Gesicht abzuhalten. Um die beiden flackerten seltsame Lichter, blau und grellrot.

Gleich daneben hatten Jiriki und mehrere andere das brüllende Feuerwesen umringt. Der Prinz, eine kleine Gestalt, stand vor dem Ungeheuer der Roten Hand und reckte den flackernden Flammen sein Hexenholzschwert Indreju entgegen wie eine schwarze Schattenzunge.

Simon duckte sich und kroch weiter, immer dem Mittelpunkt des Yásira zu. Der Krach war ohrenbetäubend. Körper drängten sich an ihm vorbei. Ein Teil der Sithi rannte zu Jiriki, um ihm gegen den Eindringling beizustehen, andere rasten mit brennenden Haaren und Kleidern ziellos herum wie Wahnsinnige.

Ein jäher Anprall warf Simon ins Gras. Einer der Hunde stand über ihm. Die leichenweiße Schnauze suchte seine Kehle. Stumpfe Krallen zerkratzten ihm die Arme. Mit aller Kraft versuchte er sich unter dem Tier herauszuwinden. Blindlings tastete er nach dem Stein, der seinen Fingern entglitten war, fand ihn und schlug damit auf den Kopf des Hundes ein. Der Angreifer jaulte geifernd auf und grub die Zähne in Simons Hemd. Bei dem Versuch, ihn in den Hals zu beißen, riß er dem Jungen die Schulter auf. Wieder schlug Simon zu, riß mühsam den kraftlosen Arm hoch und ließ den Stein noch einmal niedersausen. Der Hund sackte zusammen und rutschte von seiner Brust. Simon rollte sich zur Seite und versetzte dem toten Tier einen Fußtritt.

Jäh erscholl ein gellender Schrei, der ihn erschauern ließ und allen Tumult übertönte. Ein Winterwind heulte durch das Yásira, ein eisiger Nordsturm, der ihm das Mark zu durchbohren drohte. Angefacht von diesem Wind schien die feurige Gestalt in der Mitte der Halle für einen Augenblick noch riesiger zu werden. Dann sank sie in einem Auflodern von

Flammenwogen zusammen. Es war, als grolle Donner, dann dröhnte ein entsetzlicher Schlag in Simons Ohren, und in einem zischenden Funkenregen verschwand die Erscheinung der Roten Hand. Eine zweite Windbö schleuderte Simon und viele andere flach auf den Boden, als Luft an die Stelle rauschte, wo eben noch das Flammenwesen geglüht hatte.

Eine seltsame Stille senkte sich über das Yásira.

Simon lag betäubt auf dem Rücken und starrte nach oben. Allmählich kehrte das natürliche Dämmerlicht zurück und erhellte sanft den mächtigen Baum, dessen Äste jetzt leer von lebenden Schmetterlingen und nur mit ihren verkohlten Resten bedeckt waren. Stöhnend und mit wackligen Beinen stand der Junge auf. Überall irrten erschreckt und verstört die Bewohner von *Jao é-Tinukai'i* umher. Sithi, die Speere und Bogen gefunden hatten, waren dabei, den noch lebenden Hunden den Garaus zu machen.

War der gräßliche Schrei der Todesschrei des Feuergeschöpfs gewesen? Hatten Jiriki und seine Mitstreiter es vernichtet? Simon starrte in die trübe Wolke inmitten der Halle und versuchte zu erkennen, wer dort bei der Nebellampe stand. Er kniff die Augen zusammen und machte einen Schritt nach vorn. Es war Amerasu … und noch jemand. Simon wurde plötzlich eiskalt ums Herz.

An der Schulter von Erster Großmutter erkannte er eine Gestalt mit einem Helm, der das Bild eines zähnefletschenden Hundes zeigte, umnebelt von Rauch, der aus der verbrannten Erde stieg. Einer der lederbedeckten Arme des Eindringlings umspannte Amerasus Mitte und hielt ihren zarten, erschlafften Körper so fest, als drücke er eine Geliebte an sich. Die andere Hand hob langsam den Hundehelm in die Höhe und entblößte die wettergegerbte Maske Ingen Jeggers.

»Niku'a!« schrie er. »*Yinva!* Komm zu mir!« Im Schein der schwelenden Borke des großen Baumes glühten die Augen des Jägers tiefrot.

Am Stamm der Esche richtete sich schwankend der große Hund auf. Sein Fell war versengt und geschwärzt, der zerfetzte Schlund fast zahnlos. Dort, wo das Tier sich zusammengekauert hatte, lag Shima'onari reglos auf der Erde. Die Faust des Sithiherrschers umklammerte einen blutigen Pfeil. Der Hund bewegte sich ein Stückchen, fiel um und rollte ungeschickt zur Seite. Eingeweide glänzten in einer klaffenden Bauchwunde. Mühsam hob und senkte sich Niku'as breite Brust.

Die Augen des Jägers wurden groß. »Ihr habt ihn getötet!« schrie er gellend. »Meinen Stolz! Den Besten der Zwinger!« Er näherte sich dem sterbenden Hund, ohne Amerasu loszulassen. Ihr Kopf hing schlaff herunter.

»Niku'a!« zischte Ingen Jegger, machte kehrt und ließ den Blick langsam durch das Yásira wandern. Ohne ein Glied zu rühren, erwiderten die Sithi mit blutbefleckten, ascheverschmierten Gesichtern stumm sein Starren.

Ingen Jeggers schmale Lippen verzogen sich im Leid. Er sah zu den verkohlten Ästen der Esche und dem grauen Himmel darüber auf. Noch immer preßte er Amerasu an sich. Ihr weißes Haar hing ihr über das Gesicht wie ein Vorhang.

»Mörder!« kreischte er. Einen langen Augenblick herrschte Stille.

»Was willst du von Erster Großmutter, Sterblicher?«

Es war Likimeya, die so ruhig fragte. Ihr weißes Kleid war mit Asche befleckt. Sie kniete neben ihrem am Boden liegenden Gatten und hielt seine blutige Hand. »Du hast genug Schmerz über uns gebracht. Laß sie frei. Verlaß diesen Ort. Wir werden dich nicht verfolgen.«

Ingen Jegger betrachtete sie wie eine längst vergessene Landmarke, die nach einer anstrengenden Reise plötzlich sichtbar wird. Seine zusammengepreßten Lippen dehnten sich zu einem grausigen Grinsen, und er schüttelte Amerasus hilflose Gestalt, daß der Kopf wackelte. Dann hob er den Hundehelm, den er mit bluttriefender Faust umklammert hielt, und schwenkte ihn in wahnwitzigem Jubel.

»Die Waldhexe ist tot!« heulte er. »Ich habe es getan! Preise mich, Herrin, dein Auftrag ist erfüllt!« Er reckte die andere Hand zum Himmel und ließ Amerasu fallen wie einen leeren Sack. Blut leuchtete stumpf auf ihrem grauen Gewand und den goldenen Händen. Aus ihrer Seite ragte der durchsichtige Griff des Kristalldolchs. »Ich bin unsterblich!« schrie der Jäger der Königin.

Ein furchtbares Schweigen erstickte Simons würgenden Schrei.

Ingen Jegger drehte sich langsam um. Als er Simon erkannte, verzerrte ein lippenloses Lächeln den Mund des Jägers. »Du hast mich zu ihr geführt, Junge.«

Aus den rauchenden Trümmern vor Ingens Füßen schnellte eine aschendunkle Gestalt empor.

»*Venyha s'anh!*« rief Jiriki und rammte dem Jäger Indreju tief in den Leib.

Von der Wucht des Stoßes nach hinten geworfen, kam Ingen Jegger stolpernd zum Halt und bückte sich über die lange Klinge, die ihrem Besitzer aus der Hand gerissen worden war. Blut sickerte aus seinem Mund und befleckte den hellen Bart. Aber sein Lächeln blieb.

Ganz langsam richtete er sich auf und hustete.

»Die Zeit der Dämmerungskinder … ist vorbei«, röchelte er. Ein surrendes Geräusch ertönte. Plötzlich steckte ein halbes Dutzend Pfeile in Ingens breitem Rumpf. Sie ragten nach allen Seiten wie Igelstachel.

»Mörder!«

Diesmal war es Simon, der schrie. Er sprang auf die Füße. Sein Herzschlag dröhnte ihm laut wie eine Kriegstrommel in den Ohren. Er fühlte das peitschende Singen der zweiten Pfeilsalve, als er auf den Jäger zurannte. Er schwang den schweren Stein, den er die ganze Zeit festgehalten hatte.

»*Seoman! Nein!*« rief Jiriki.

Der Jäger war in die Knie gesunken, hielt sich jedoch immer noch aufrecht. »Eure Hexe … ist tot«, keuchte er. Er reckte dem heranjagenden Simon die Hand entgegen. »Die Sonne sinkt…«

Weitere Pfeile sausten durch das Yásira. Langsam brach Ingen Jegger zusammen.

Aus Simons Herz schoß Haß empor wie eine Stichflamme. Er stand über dem Jäger und hob den Stein hoch in die Luft. Auf Ingen Jeggers Zügen stand noch das starre, jubelnde Grinsen, und für den Bruchteil einer Sekunde trafen seine blaßblauen Augen Simons Blick. Gleich darauf verschwand sein Gesicht in einer roten Wolke. Die Wucht des Schlages ließ den Körper ein Stück zur Seite rollen. Mit einem unartikulierten Wutgebrüll stürzte Simon hinterher. Sein ganzer aufgestauter Zorn brach sich in einem Anfall von Irrsinn Bahn.

*Sie haben mir alles weggenommen. Sie haben mich ausgelacht. Jetzt ist alles vorbei.*

Die Wut verwandelte sich in wilde Begeisterung. Er fühlte, wie jähe Kraft ihn durchflutete. Endlich! Er ließ den Stein auf Ingen Jeggers Kopf niedersausen, einmal, zweimal und immer wieder, als sei er von Sinnen, bis ihn Hände von dem Leichnam wegzogen und er in seine eigene rote Finsternis fiel.

Khendraja'aro brachte ihn zu Jiriki. Wie alle anderen Bewohner von *Jao é-Tinukai'i* war der Onkel des Prinzen in dunkles Trauergrau gekleidet. Auch Simon trug ein Hemd und Hosen in dieser Farbe, die ihm am Tage nach dem Brand im Yásira eine sehr still gewordene Aditu gegeben hatte.

Jiriki hielt sich in einem Haus auf, das nicht sein eigenes war, einer

Wohnstätte aus rosenroten, gelben und lichtbraunen Rundzelten, die Simon an riesige Bienenkörbe erinnerten. Die Sitha, die dort wohnte, war eine Heilerin, hatte Aditu ihm erzählt. Sie kümmerte sich darum, daß Jirikis Verbrennungen richtig behandelt wurden.

Khendraja'aro, dessen Gesicht einer steifen, schweren Maske glich, ließ Simon am windgepeitschten Eingang stehen und verschwand wortlos. Wie Aditu es ihm erklärt hatte, trat Simon ein und fand sich in einem verdunkelten Raum mit einer einzigen matten Kugel auf hölzernem Ständer als Beleuchtung. Jiriki lag etwas erhöht in einem großen Bett, die mit seidenweichen Stoffstreifen verbundenen Hände auf der Brust. Das Gesicht des Sitha glänzte von einer öligen Salbe, die seine unirdische Erscheinung nur noch unterstrich. Seine Haut war an vielen Stellen geschwärzt und ein Teil seines Haares abgesengt. Trotzdem stellte Simon erleichtert fest, daß der Prinz nicht allzu schlimm verletzt schien.

»Seoman«, sagte Jiriki und zeigte ein schwaches Lächeln.

»Wie geht es Euch?« erkundigte Simon sich schüchtern. »Habt Ihr Schmerzen?«

Der Prinz schüttelte den Kopf. »Ich leide nicht sehr – nicht unter diesen Verbrennungen, Seoman. Meine Familie ist aus härterem Holz geschnitzt – erinnere dich an unsere erste Begegnung.« Jiriki betrachtete ihn von Kopf bis Füßen. »Und wie sieht es mit deiner eigenen Gesundheit aus?«

»Mir geht es gut«, erwiderte Simon verlegen. Er hielt inne. »Es tut mir so schrecklich leid.« Angesichts der gelassenen Gestalt vor ihm schämte er sich seines eigenen tierischen Wesens, schämte sich, vor aller Augen zur brüllenden Bestie geworden zu sein. In den letzten Tagen hatte der Gedanke daran schwer auf ihm gelastet. »Es war alles meine Schuld.«

Jiriki hob hastig die Hand und ließ sie sofort vorsichtig wieder sinken, wobei er sich nur eine winzige Grimasse des Schmerzes gestattete. »Nein, Seoman, nein. Du hast nichts getan, für das du dich entschuldigen müßtest. Es war ein Tag des Schreckens, und du hast schon zu viel Schreckliches erlebt.«

»Das ist es nicht«, entgegnete Simon traurig. »Ich meine, daß er mir gefolgt ist! Ingen Jegger hat gesagt, er sei mir nachgegangen, um Erste Großmutter zu finden. Ich habe ihren Mörder zu ihr geführt.«

»Nein. Das war von langer Hand geplant, Seoman. Glaub mir, nicht einmal die Rote Hand konnte so ohne weiteres einen ihrer Diener in die Festung von *Jao é-Tinukai'i* schicken, auch wenn dafür nur wenige Augenblicke nötig waren. Noch ist Ineluki nicht stark genug. Nein, es war ein

sorgfältig überlegter Angriff, der viele Vorarbeiten erforderte. Sowohl Utuk'ku als auch der Sturmkönig haben viel von ihrer Macht dafür aufgewendet.

Hältst du es für einen Zufall, daß Erste Großmutter gerade in dem Augenblick von Utuk'ku zum Schweigen gebracht wurde, als sie uns von Inelukis Plan erzählen wollte? Daß das Rote-Hand-Wesen zum selben Zeitpunkt bei uns eindringen konnte, mit einer ungeheuren Kraftanstrengung, die nur durch großen Zauber möglich war? Und denkst du, Ingen der Jäger sei nur zufällig durch den Wald gestreift und habe sich plötzlich dazu entschlossen, Amerasu die Schiffgeborene zu ermorden? Nein, und ich glaube es auch nicht. Gewiß ist es möglich, daß er über deine Spur gestolpert ist, bevor Aditu dich zu uns brachte. Ingen Jegger war kein Dummkopf, und es fiel ihm weit leichter, einem Sterblichen zu folgen als einem von uns; aber früher oder später hätte er auch sonst den Weg nach *Jao é-Tinukai'i* gefunden. Wer weiß, wie lange er vor dem Sommertor, als er es erst entdeckt hatte, darauf gewartet hat, daß seine Herrin ihn im richtigen Augenblick auf ihre Feinde hetzte. Es war ein Schlachtplan, Seoman, präzise und ziemlich verzweifelt. Sie müssen die Weisheit von Erster Großmutter sehr gefürchtet haben.«

Jiriki hob seine verbundene Hand und berührte einen Moment seine Stirn. »Gib dir nicht die Schuld an diesen Ereignissen, Seoman. Amerasus Tod wurde im schwarzen Abgrund unter Nakkiga beschlossen – oder vielleicht schon damals vor vielen tausend Jahren, als sich die Zwei Familien am *Sesuad'ra* trennten. Du konntest nichts dafür.«

»Aber warum?« Nur allzugern hätte Simon Jirikis Worten geglaubt, aber das Gefühl des Verlustes, das ihn an diesem Morgen schon mehrfach zu überwältigen gedroht hatte, wollte nicht nachlassen.

»Warum? Weil Amerasu in Inelukis geheimes Herz gesehen hatte – und wer hätte es besser gekonnt als sie? Sie hatte endlich herausgefunden, was er plante, und wollte es ihrem Volk entdecken. Jetzt werden wir es vielleicht niemals erfahren oder erst dann verstehen, wenn Ineluki den Zeitpunkt für gekommen hält und niemand mehr etwas daran ändern kann.« Er sah plötzlich erschöpft aus. »Bei unserem Hain, Seoman, wir haben soviel verloren! Nicht allein Amerasus Weisheit, die so groß war, sondern auch unsere letzte Verbindung zum Garten. Jetzt sind wir wirklich heimatlos.« Er richtete den Blick auf die wogende Decke, so daß sein kantiges Gesicht in blaßgelbes Licht getaucht war. »Die Hernystiri hatten ein Lied über sie, weißt du:

*Schneeweiße Brust,*
*Herrin der schäumenden See,*
*sie ist das Licht, das die Nacht erhellt,*
*bis selbst die Sterne berauscht sind…*«

Er holte vorsichtig Atem, um seine versengte Kehle zu schonen. Eine Anwandlung überraschender Wut verzerrte seine sonst so gleichmütigen Züge. »Selbst von dort, wo Ineluki haust, jenseits des Todes – *wie konnte er einen Fremden schicken, um seine Mutter zu töten?*«

»Jiriki … was tun wir jetzt? Wie können wir gegen Ineluki kämpfen?«

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen, Seoman Schneelocke.«

»Was meint Ihr?« Simon unterdrückte mühsam seinen Zorn. »Wie könnt Ihr so etwas zu mir sagen! Nach allem, was wir beide erlebt haben!«

»Ich meinte es nicht so, wie es sich anhörte.« Der Sitha lächelte spöttisch über sich selbst. »Ich habe selbst die Grundbegriffe der Höflichkeit verloren. Verzeih mir.«

Simon sah, daß er tatsächlich auf eine Antwort wartete. »Natürlich, Jiriki. Es ist verziehen.«

»Ich wollte nur sagen, daß wir Zida'ya erst einmal selbst Rat halten müssen. Mein Vater Shima'onari ist schwer verwundet, und meine Mutter muß das Volk zu sich rufen – aber nicht ins Yásira. Ich glaube, wir werden nie wieder dort zusammenkommen. Weißt du, Seoman, daß die große Esche schneeweiß verbrannt ist? Hast du nicht einmal von so etwas geträumt?« Jiriki legte den Kopf ein wenig schräg, und in seinem Blick glomm ein rätselhaftes Licht. »Oh – vergib mir nochmals. Meine Gedanken wandern, und ich vergesse die wirklich wichtigen Dinge. Hat es dir schon jemand gesagt? Likimeya hat bestimmt, daß du gehen darfst.«

»Gehen? *Jao é-Tinukai'i* verlassen?« Zur jähen Freude gesellte sich eine ganz unerwartete Anwandlung von Bedauern und Empörung.

»Warum gerade jetzt?«

»Weil es Amerasus letzter Wunsch war. Sie hat es meinen Eltern vor Beginn der Versammlung mitgeteilt. Aber warum klingst du so verstört? Du kehrst zurück zu deinem eigenen Volk – das ist in jedem Fall das Richtige. Wir Zida'ya müssen den Verlust unserer Ältesten und Besten betrauern. Hier ist jetzt kein Ort für Sterbliche. Und ist es nicht das, was du woll-

test – wieder unter Menschen zu leben?«

»Aber Ihr könnt Euch doch nicht wie früher abwenden und die Augen verschließen! Diesmal nicht! Habt Ihr Amerasus Worte nicht gehört? Wir *alle* müssen gegen den Sturmkönig kämpfen. Es zu unterlassen ist gleichbedeutend mit Feigheit!« Plötzlich stand ihr strenges und doch sanftes Gesicht wieder vor ihm, auch wenn es nur eine Erinnerung war. Ihre wundervollen, wissenden Augen …

»Beruhige dich, mein Freund«, sagte Jiriki mit schmalem, zornigem Lächeln. »Du bist voller guter Absichten, aber du weißt zu wenig von den Dingen, um eine so harte Sprache zu führen.« Seine Miene wurde wieder weicher. »Hab keine Sorge, Seoman. Vieles ändert sich. Die Hikeda'ya haben die Älteste der Unseren ermordet, sie in unserem eigenen Heiligen Haus getötet. Sie haben eine Grenze überschritten, bei der es kein Zurück gibt. Vielleicht war das ihre Absicht, aber darauf kommt es weniger an als darauf, daß es überhaupt geschehen ist. Auch das ist ein Grund, weshalb du uns verlassen mußt, Menschenkind. Es gibt keinen Platz für dich im Kriegsrat der Zida'ya.«

»Dann kämpft Ihr also doch?« Simon faßte plötzlich wieder Mut.

Jiriki zuckte die Achseln. »Ich glaube, ja – aber es steht mir nicht zu, über das Wie oder Wann zu entscheiden.«

»Es ist alles zuviel«, murmelte Simon. »Und zu schnell.«

»Du mußt fort von hier, mein Freund. Aditu pflegt meine Eltern; sie wird bald zurückkommen. Sie bringt dich dorthin, wo du deine Freunde findest. Und zwar möglichst schnell, denn es ist nicht ungewöhnlich, daß Shima'onari oder Likimeya ihre eigenen Verfügungen wieder aufheben. Darum geh jetzt. Meine Schwester wird dich in meinem Haus am Fluß abholen.« Jiriki beugte sich nach unten und hob etwas vom Moosboden auf. »Und vergiß nicht, deinen Spiegel mitzunehmen, mein Freund.« Er lächelte listig. »Vielleicht mußt du noch einmal nach mir rufen; ich schulde dir immer noch ein Leben.«

Simon nahm das glänzende Ding und steckte es in die Tasche. Er zögerte einen Augenblick, bückte sich dann und umarmte Jiriki ganz vorsichtig, sorgsam bemüht, seine Verbrennungen nicht zu berühren. Der Sithiprinz streifte mit kühlen Lippen Simons Wange.

»Geh in Frieden, Seoman Schneelocke. Wir werden uns wiedersehen. Das ist ein Versprechen.«

»Lebt wohl, Jiriki.« Simon drehte sich um und stapfte hinaus, ohne sich noch einmal umzudrehen. Erst als er in dem gewundenen Gang, einem

langen, sandfarbenen, im Wind flatternden Tunnel, der zur Tür führte, stolperte, verlangsamte er seinen Schritt.

Tief versunken in einen Strudel verwirrter Gedanken, bemerkte er draußen plötzlich, wie ungewöhnlich kalt ihm war. Er schaute auf. Der sommerliche Himmel über *Jao é-Tinukai'i* hatte sich bezogen und eine dunklere Farbe angenommen. Der Wind war kühler, als er ihn hier je erlebt hatte.

*Der Sommer vergeht,* dachte er und bekam wieder Angst. *Ich fürchte, sie werden ihn nie wiedersehen.*

Mit einem Schlag verschwand sein ganzer kleinlicher Zorn auf die Sithi, und tiefe, aufrichtige Sorge um sie erfüllte sein Herz. Was immer sonst man hier finden mochte, hier gab es Schönheit, wie man sie nicht mehr erblickt hatte, seit die Welt jung war, jahrtausendelang geschützt vor dem tödlichen Frost der Vergänglichkeit. Nun stürzten die Mauern vor einem bitteren Winterwind. Vieles Kostbare würde unwiederbringlich zerstört werden.

Am Flußufer entlang lief er eilig zu Jirikis Haus.

Der Rückweg aus *Jao é-Tinukai'i* verging Simon schnell, so unbestimmt und unfaßbar wie ein Traum. Aditu sang diesmal in ihrer eigenen Sprache, und Simon hielt ihre Hand fest, während um sie herum der Wald schimmerte und sich veränderte. Sie ließen den kühlen graublauen Himmel hinter sich und landeten mitten im Rachen des Winters, der auf sie gelauert hatte wie ein jagendes Raubtier.

Schnee bedeckte den Waldboden so dicht und kalt, daß Simon kaum noch glauben konnte, daß *Jao é-Tinukai'i* frei davon war, daß es noch einen Ort gab, den der Winter nicht bezwungen hatte; hier, außerhalb des Zauberkreises der Zida'ya, war die Bedrohung des Sturmkönigs so unbeschreiblich greifbar. Aber inzwischen, fiel ihm ein, war selbst der Zauberkreis gebrochen, war mitten im Herzen des Sommers Blut vergossen worden.

Sie gingen den ganzen Morgen und frühen Nachmittag. Nach und nach verließen sie den dichtesten Teil des Waldes und näherten sich seinem Rand. Aditu antwortete auf Simons wenige Fragen, aber keiner der beiden war zu längeren Gesprächen fähig, als hätte die grausame Kälte die Zuneigung, die sie einander einmal entgegengebracht hatten, erstarren lassen. Auch wenn es ihm in ihrer Gegenwart oft nicht recht geheuer gewesen war, fühlte Simon Trauer, aber die Welt hatte sich gewandelt, und er hatte nicht mehr die Kraft, dagegen anzukämpfen. Wie im Traum wanderte er

durch den Winterwald und dachte an gar nichts.

Ein paar Stunden folgten sie einem hurtigen Fluß und kamen endlich an einen langgestreckten, sanft abfallenden Hang. Vor ihnen lag eine ausgedehnte Wasserfläche, grau und geheimnisvoll wie ein Alchimistenmörser. Ein dunkler, baumbedeckter Hügel ragte daraus hervor wie ein schwarzer Stößel.

»Dort ist dein Ziel, Seoman«, sagte Aditu unvermittelt. »Das ist *Sesuad-ra.*«

»Der Abschiedsstein?«

Aditu nickte. »Der Stein des Lebewohlsagens.«

Simon kam es vor, als gleite er von einem Traum in den anderen, auch wenn aus einer unbestimmten Vorstellung endlich Wirklichkeit geworden war. »Aber wie komme ich dorthin? Soll ich schwimmen?«

Aditu antwortete nicht, sondern führte ihn den Hang hinunter zu einer Stelle, an der sich der Fluß in das graue Gewässer ergoß. Mit lautem Rauschen stürzte er über die Felsen. Ein kleines Stück davon entfernt, dort, wo die stürmische Mündung des Flusses es nicht mehr erreichen konnte, wiegte sich ein kleines silbergraues Boot an seinem Anker. »Einmal in vielleicht hundert Wintern«, erklärte Aditu, »wenn die Regengüsse besonders heftig sind, wird das Land um *Sesuad'ra* überflutet. Allerdings geschieht das in diesem Jahr bestimmt zum allerersten Mal zu einer Zeit, in der *Reniku*, die Sommerlaterne, am Himmel steht.« Sie drehte sich um, als wollte sie die Gedanken, die ihr so deutlich im Gesicht geschrieben standen, daß selbst ein Sterblicher sie lesen konnte, nicht zeigen. »Wir haben deshalb an einigen Stellen diese *Hiyanha* – diese Boote –, damit jeder, der *Sesuad'ra* besuchen will, es auch dann tun kann.«

Simon legte die Hand auf das kleine Boot und fühlte die glatte Maserung der Bretter unter den Fingern. Ein Paddel aus dem gleichen silbrigen Holz lag im Rumpf. »Und Ihr seid sicher, daß ich dorthin muß?« fragte er, und auf einmal hatte er nicht die geringste Lust, Abschied von ihr zu nehmen.

»Ja, Seoman.« Sie streifte die Tasche ab, die sie über der Schulter getragen hatte, und reichte sie ihm. »Das ist für dich – nein«, berichtigte sie sich, »nicht für dich persönlich. Du sollst es deinem Prinzen Josua bringen, von Amerasu. Sie sagte, er werde schon wissen, was er damit anzufangen habe – und wenn nicht jetzt, dann doch bald.«

»Amerasu? Sie hat das geschickt?«

Aditu legte ihm die Hand auf die Wange. »Nicht ganz, Seoman. Erste Großmutter gab es mir. Ich sollte es ihm bringen, falls du unser Gefange-

ner bleiben müßtest. Aber nachdem du nun frei bist, reiche ich es dir weiter.« Sie streichelte sein Gesicht. »Um deinetwillen bin ich froh, daß du gehen durftest. Es hat mir weh getan, dich so unglücklich zu sehen. Aber es war schön, dich kennenzulernen – etwas sehr Seltenes.« Sie beugte sich vor und küßte ihn. Trotz allem, was geschehen war, fühlte er sein Herz schneller schlagen, als ihr Mund den seinen berührte. Ihre Lippen waren warm und trocken und schmeckten nach Minze.

Sie trat zurück. »Leb wohl, Seoman. Ich muß nach Hause, um zu trauern.«

Bevor er auch nur die Hand heben und ihr nachwinken konnte, hatte sie sich umgedreht und war zwischen den Bäumen verschwunden. Eine kleine Weile sah er ihr nach und suchte nach einem Schimmer ihrer schlanken Gestalt, aber sie war wie vom Erdboden verschluckt. Schließlich bestieg er das kleine Boot. Die Tasche, die sie ihm gegeben hatte, legte er in den Rumpf. Die Tasche hatte ein ziemliches Gewicht, aber er war zu müde und traurig, um auch nur einen Blick hineinzuwerfen. Wie friedlich es doch wäre, dachte er, hier im Boot einzuschlafen, am Rande des großen Waldes. Ein Segen, zu schlummern und ein Jahr und einen Tag lang nicht mehr aufzuwachen. Aber statt dessen griff er nach dem Paddel und trieb das Boot ins stille Wasser hinaus.

Der Nachmittag verging, und durchdringende Abendkälte senkte sich herab. Als Simon auf den immer tiefer werdenden Schatten des *Sesuad'ra* zuglitt, fühlte er, wie das Schweigen der Winterwelt ihn einhüllte, bis er das einzige lebende, atmende Wesen auf der Oberfläche Osten Ards zu sein glaubte.

Lange Zeit merkte er nicht, daß sich vor ihm am dämmrigen Ufer Fakkeln bewegten. Als er sie endlich entdeckte, war er nahe genug, um die Stimmen zu hören. Seine Arme waren so kalt und taub, daß er das Gefühl hatte, er könne nicht mehr weiterpaddeln, aber dann schaffte er doch noch ein paar letzte Schläge, und eine große, planschende Gestalt – Sludig??? – watete vom felsigen Strand herunter und zog ihn an Land. Er wurde aus dem Boot gehoben und die Uferböschung halb hinaufgetragen. Ein Heer fackelbeschienener, lachender Gesichter umringte ihn. Sie kamen ihm bekannt vor, aber er meinte schon wieder zu träumen. Erst als er die kleinste der Gestalten sah, begriff er, wo er war. Er stolperte vorwärts, riß Binabik in die Arme und weinte, ohne sich zu schämen.

»Simon-Freund!« lachte Binabik und klopfte ihm mit den kleinen Händen den Rücken. »Qinkipa ist gut! Freudevoll! Freudevoll ist das! In den

Tagen, seit ich hierherkam, hatte ich die Hoffnung auf dich fast verloren.«

Simon schluchzte und brachte kein Wort hervor. Erst als er sich ausgeweint hatte, setzte er den kleinen Mann endlich wieder ab. »Binabik«, sagte er mit rauher Stimme, »ach, Binabik. Ich habe Schreckliches erlebt.«

»Nicht jetzt, Simon, nicht jetzt.« Der Troll packte ihn energisch bei der Hand »Komm. Begleite mich zum Gipfel. Feuer sind dort angezündet, und ich bin sicher, daß etwas kocht. Komm.«

Der Kleine führte ihn. Die Schar vertrauter Fremder schloß sich plaudernd und lachend an. Im leichten Schneefall zischten die Fackelflammen, und Funken stiegen zum Himmel, wo sie davontrieben und erloschen. Einer der Männer fing an zu singen, ein freundliches, anheimelndes Geräusch. Als Dunkelheit sich über das ertrunkene Tal legte, stieg unter den Bäumen die klare, wohllautende Stimme auf und klang weit über das schwarze Wasser.

# Anhang

# A. Personen

## 1. Erkynländer

| | |
|---|---|
| Barnabas | Küster der Burgkapelle auf dem Hochhorst |
| Breyugar | Graf von Westfold, Oberster der Wachen auf dem Hochhorst unter König Elias |
| Colmund | Knappe von Camaris-sá-Vinitta, später Baron von Rodstanby |
| Deornoth, Herr | einer von Josuas Rittern, manchmal auch »die prinzliche Rechte« genannt |
| Dreosan, Vater | Kaplan auf dem Hochhorst |
| Eahlferend | Simons Vater, verheiratet mit Susanna |
| Eahlstan Fiskerne | der Fischerkönig, erster erkynländischer Gebieter auf dem Hochhorst |
| Ebekah | verstorbene Königin von Erkynland, König Johans Gemahlin, genannt die »Rose von Hernysadharc«; Mutter von Elias und Josua |
| Elias | Hochkönig von Osten Ard, ältester Sohn von Johan dem Priester, Josuas Bruder |
| Ethelbearn | Soldat, Simons Gefährte auf der Reise zum Urmsheim |
| Fengbald | Graf von Falshire, Anhänger von Elias |
| Gamwold | Soldat Josuas, bei einem Nornenangriff im Aldheorte gefallen |
| Godwig | Baron von Cellodshire |
| Grimmric | Soldat, Simons Gefährte auf der Reise zum Urmsheim |
| Guthwulf | Graf von Utanyeat, *Hand* des Hochkönigs |
| Haestan | Soldat der Wache in Naglimund, einer von Simons Gefährten |

| | |
|---|---|
| Hans Mundwald | sagenhafter Waldräuber |
| Helfcene | Burgkanzler auf dem Hochhorst |
| Helmfest | Soldat Josuas, einer der Entkommenen von Naglimund |
| Hepzibah | Dienstmagd auf dem Hochhorst |
| Ielda | Frau aus Falshire, Siedlerin in Gadrinsett |
| Inch | Gehilfe von Doktor Morgenes, später Schmiedemeister |
| Jael | Dienstmagd auf dem Hochhorst |
| Jakob | Wachszieher aus Erchester |
| Jeremias | Jakobs Lehrling |
| Johan der Priester | auch Johan Presbyter, verstorbener Hochkönig von Osten Ard, Ebekahs Gemahl, Vater von Elias und Josua |
| Josua | Prinz, Johans jüngerer Sohn, Herr von Naglimund, genannt »Ohnehand« |
| Judith | oberste Köchin auf dem Hochhorst |
| Langrian | Mönch im Kloster Sankt Hoderund |
| Leleth | Miriamels kleine Magd, später in der Obhut der Waldfrau Geloë |
| Malachias | Deckname von Prinzessin Miriamel |
| Marya | Deckname von Prinzessin Miriamel |
| Miriamel | Prinzessin, Elias' einziges Kind |
| Morgenes, Doktor | Träger der Schriftrolle, Arzt und Gelehrter König Johans, Simons Freund |
| Osgal | Räuber in Hans Mundwalds sagenhafter Bande |
| Ostrael | Spießkämpfer in Naglimund, Sohn Firsframs aus Runchester |
| Rachel | Oberste der Kammerfrauen auf dem Hochhorst, genannt »der Drache« |
| Ruben der Bär | Burgschmied auf dem Hochhorst |

| | |
|---|---|
| Sangfugol | Josuas Harfner |
| Sarrah | Dienstmagd auf dem Hochhorst |
| Shem | Pferdeknecht auf dem Hochhorst |
| Simon (Seoman) | Küchenjunge auf dem Hochhorst |
| Strangyeard, Vater | Träger der Schriftrolle, Archivar von Naglimund |
| Strupp | eigentlich Cruinh, Hofnarr König Johans |
| Susanna | Simons Mutter, Dienstmagd auf dem Hochhorst |

## 2. Hernystiri

| | |
|---|---|
| Arnoran | ein Sänger und Barde an Lluths Hof |
| Bagba | Gott der Rinder und des Viehs |
| Brynioch von den Himmeln | Himmelsgott |
| Cadrach-ec-Crannhyr | Mönch unklarer Ordenszugehörigkeit, manchmal auch Padreic genannt; Begleiter von Prinzessin Miriamel |
| Craobhan | alter Ritter, Ratgeber König Lluths |
| Cryunnos | ein Gott |
| Cuamh Erdhund | Gott der Erde, Schutzpatron der Bergleute |
| Eolair | Graf von Nad Mullach, Gesandter König Lluths |
| Gealsgiath | Schiffskapitän, genannt »der Alte« |
| Gwythinn | Prinz, Lluths Sohn, Halbbruder Maegwins |
| Hern | sagenhafter Gründer von Hernystir |
| Inahwen | Lluths dritte Gemahlin |
| Lluth-ubh-Llythinn | König von Hernystir |
| Maegwin | Prinzessin, Lluths ältestes Kind |
| Mircha | Regengöttin, Gemahlin Bryniochs |
| Murhagh Einarm | ein Gott |
| Rhynn vom Kessel | ein Gott |

| | |
|---|---|
| Sinnach | Prinz, Feldherr in der Schlacht am Knoch und bei Arg Samrath |
| Tethtain | König, einziger Hernystiri-Herr auf dem Hochhorst, genannt »König Stechpalm« |

### 3. Rimmersgarder

| | |
|---|---|
| Einskaldir | ein Häuptling der Rimmersmänner |
| Elvrit | erster König der Rimmersmänner in Osten Ard |
| Endi | eines von Skodis Kindern |
| Fingil | König, erster Herr auf dem Hochhorst, genannt »der Blutige« |
| Fraya | uralte Erntegöttin |
| Gutrun | Herzogin von Elvritshalla, Isgrimnurs Gemahlin, Isorns Mutter |
| Hengfisk | Mönch in Sankt Hoderund, später König Elias' Mundschenk |
| Hjeldin | König, Sohn Fingils, genannt »der wahnsinnige König« |
| Ikferdig | König, Hjeldins Nachfolger, »der verbrannte König« |
| Ingen Jegger | Schwarz-Rimmersmann, Jäger der Nornenkönigin und Anführer ihrer Hunde |
| Isbeorn | Isgrimnurs Vater, erster Herzog von Rimmersgard unter König Johan; Isgrimnur benutzt seinen Namen als Decknamen |
| Isgrimnur | Herzog von Elvritshalla, Gutruns Gemahl, Isorns Vater |
| Isorn | Isgrimnurs und Gutruns ältester Sohn |
| Jarnauga | »Eisenaugen«, Träger der Schriftrolle aus Tungoldyr |
| Nisses | Ratgeber und Priester Hjeldins, Verfasser des Buches »Du Svardenvyrd« |

| | |
|---|---|
| Skali | Than von Kaldskryke, genannt »Scharfnase«, Anhänger von Elias |
| Skendi | ein Heiliger und Klostergründer |
| Skodi | eine junge Rimmersfrau in Grinsaby |
| Storfot | Than von Vestvennby |
| Tonnrud | Than von Skoggey, Herzogin Gutruns Onkel |
| Udun | uralter Himmelsgott |

### 4. Nabbanai

| | |
|---|---|
| Anitulles | früherer Imperator von Nabban |
| Antippa, Herrin | Tochter von Leobardis und Nessalanta, herzogliche Prinzessin |
| Ardrivis | letzter Imperator, Bruder von Benidrivis und Onkel von Camaris |
| Aspitis Preves | Graf von Eadne und Drina, Herr des prevanischen Hauses, Benigaris' Freund |
| Benidriviner | Adelsgeschlecht aus Nabban mit dem Eisvogelwappen |
| Benidrivis | erster Herzog unter König Johan, Vater von Leobardis und Camaris |
| Benigaris | Herzog von Nabban, Sohn von Leobardis und Nessalanta |
| Camaris-sá-Vinitta | Leobardis' Bruder, Freund König Johans |
| Claveer | Adelsgeschlecht aus Nabban mit dem Pelikanwappen |
| Claves | früherer Imperator |
| Crexis der Bock | früherer Imperator |
| Devasalles | Baron, zukünftiger Gatte Antippas |
| Dinivan | Sekretär des Lektors Ranessin |
| Domitis | Bischof am Sankt-Sutrins-Dom in Erchester |

| | |
|---|---|
| Elysia | Mutter des Erlösers Usires |
| Emettin | sagenhafter Ritter |
| Fluiren, Herr | berühmter Johaniner-Ritter aus dem in Ungnade gefallenen sulianischen Geschlecht |
| Hylissa | Miriamels verstorbene Mutter, Gattin des Prinzen Elias, Nessalantas Schwester |
| Ingadariner | Adelsgeschlecht aus Nabban mit dem Albatroswappen |
| Larexes III. | früherer Lektor der Mutter Kirche |
| Leobardis | verstorbener Herzog von Nabban, Vater von Benigaris, Varellan und Antippa, Gemahl Nessalantas |
| Nessalanta | Herzogin von Nabban, Leobardis' Gemahlin, Mutter von Benigaris, Varellan und Antippa, Miriamels Tante |
| Neylin | ein Novize, Begleiter von Septes |
| Nuanni(s) | uralter Meeresgott der Nabbanai |
| Pelippa | Heilige, Edelfrau aus dem Buch Ädon, genannt »von der Insel« |
| Prevaner | Adelsgeschlecht aus Nabban mit dem Fischadlerwappen |
| Pryrates, Vater | Priester, Alchimist und Nekromant, König Elias' Ratgeber |
| Ranessin, Lektor | eigentlich Oswin von Stanshire, ein gebürtiger Erkynländer, Oberhaupt der Mutter Kirche |
| Rhiappa | Heilige, in Erkynland unter dem Namen »Rhiap« verehrt |
| Rovalles | ein Novize, Begleiter von Septes |
| Septes | Klostermönch vom Myrme-See |
| Sulis | abtrünniger Edler, einst Herr auf dem Hochhorst, genannt »der Reiherkönig«; Gründer des sulianischen Hauses, dessen bekanntester Nachkomme Herr Fluiren ist |

| | |
|---|---|
| Thures | Graf Aspitis' junger Page |
| Tiyagaris | erster Imperator |
| Usires Ädon | nach der ädonitischen Religion der Sohn Gottes |
| Velligis | Escritor der Mutter Kirche |

**5. Sithi**

| | |
|---|---|
| Aditu no'e Sa'onserei | Prinzessin, Tochter von Likimeya und Shima'onari, Jirikis Schwester, auch genannt »Kaninchen« |
| Amerasu y'Senditu no'e-Sa'onserei | Erlkönigin, Mutter von Hakatri und Ineluki, Jirikis Urgroßmutter; auch »Amerasu die Schiffgeborene« und »Erste Großmutter« genannt |
| An'nai | Jirikis Vertrauter, Vetter und Jagdgefährte |
| Fürst Rotauge | Skodis Name für Ineluki |
| Gartengeborene | alle, deren Wurzeln bis zu *Venyha Do'sae*, dem *Garten*, zurückreichen |
| Hakatri | Inelukis älterer Bruder, schwer verwundet vom Drachen Hidohebhi, dann im Westen verschwunden |
| Herrin Silbermaske | Skodis Name für Utuk'ku |
| Ineluki | Sithiprinz, jetzt Sturmkönig; Hakatris Bruder |
| Iyu'unigato | Erlkönig, Amerasus Gemahl, Vater von Hakatri und Ineluki |
| Jiriki i-Sa'onserei | Prinz, Sohn von Likimeya und Shima'onari, Aditus Bruder, auch genannt »Weidengerte« |
| Khendraja'aro | Jirikis Onkel |
| Ki'ushapo | Gefährte von Jiriki, Begleiter auf der Reise zum Urmsheim |
| Likimeya | Königin der Dämmerungskinder, Herrin des Hauses der Tanzenden Jahre, Shima'onaris Gemahlin |

| | |
|---|---|
| Maye'sa | eine Sitha |
| Mezumiiru | Sithiwort für Sedda (Qanuc), Mondgöttin, auch: »Frau-mit-dem-Netz« |
| Nenais'u | Sitha aus An'nais Lied; sie lebte in Enki-e-Shao'saye |
| Senditu | Amerasus Mutter |
| Shima'onari | König der Zida'ya (Sithi), Jirikis Vater, Hakatris Sohn, Herrscher von Jao é-Tinukai'i, Likimeyas Gemahl |
| Sijandi | Gefährte von Jiriki, Begleiter auf der Reise zum Urmsheim |
| Utuk'ku Seyt-Hamakha | Königin der Nornen, Herrin von Nakkiga, Verbündete Inelukis |

### 6. Qanuc

| | |
|---|---|
| Binabik | eigentlich Binbinaqegabenik, Ookequks Lehrling, Simons Freund |
| Chukku | sagenhafter Trollheld |
| Kikkasut | König der Vögel, Seddas Gatte; ein Gott |
| Lingit | sagenhafter Sohn Seddas, Vater der Qanuc und Menschen |
| Mahkukuya | Lawinengöttin der Qanuc |
| Morag Ohneaug | Totengott |
| Nunuuika | *die Jägerin*, Herrscherin der Qanuc |
| Ookequk | Singender Mann des Mintahoq-Stammes, Binabiks Meister |
| Qangolik | Geisterrufer |
| Qinkipa vom Schnee | Göttin des Schnees und der Kälte |
| Sedda | Mondgöttin, Gemahlin Kikkasuts |
| Sisqi | eigentlich Sisqinanamook, jüngste Tochter der Jägerin und des Hirten, Binabiks Verlobte |

| | |
|---|---|
| Snenneq | Herdenführer vom Unteren Chugik, einer von Sisqis Begleitern |
| Uammannaq | *der Hirte*, Herrscher der Qanuc |
| Yana | sagenhafte Tochter Seddas, Mutter der Sithi |

### 7. Thrithingbewohner

| | |
|---|---|
| Blehmunt | Häuptling, den Fikolmij erschlägt, um Mark-Than zu werden |
| Fikolmij | Mark-Than des Stammes Mehrdon und der gesamten Hoch-Thrithinge, Varas Vater |
| Beim Grasdonnerer | Stammesschwur, bezieht sich auf den heiligen Hengst |
| Hotvig | Randwächter, aus dem Hengststamm |
| Hyara | Varas jüngste Schwester |
| Kunret | Gefolgsmann Hotvigs |
| Osbern | Gefolgsmann Hotvigs |
| Stamm Mehrdon | der Hengststamm (Fikolmijs und Varas Stamm) |
| Utvart | Mann aus den Hoch-Thrithingen, Freier Varas |
| Vara | Josuas Gefährtin, Fikolmijs Tochter |
| Beim Vierfüßigen | Stammesschwur, bezieht sich auf den heiligen Hengst |

### 8. Wranna

| | |
|---|---|
| Älterer Mogahib | Stammesältester der Wranna |
| Roahog | Stammesältester und Töpfer |
| Tiamak | Wran-Gelehrter, im Briefwechsel mit Doktor Morgenes |
| Tugumak | Tiamaks Vater |

## 9. Perdruineser

| | |
|---|---|
| Alespo | Diener Streáwes |
| Ceallio | Türhüter in der Herberge *Pelippas Schüssel* |
| Charystra | Nichte Xorastras, Wirtin von *Pelippas Schüssel* |
| Lenti | Diener Streáwes, auch unter dem Namen »Avi Stetto« bekannt |
| Middastri | ein Händler, Freund von Tiamak |
| Sinetris | Bootsführer an der Küste nördlich des Wran |
| Streáwe | Graf von Ansis Pelippé, Herrscher von Perdruin |
| Tallistro, Herr | Johaniner-Ritter der Großen Tafel |
| Xorastra | frühere Eigentümerin von *Pelippas Schüssel* |

## 10. Andere

| | |
|---|---|
| Gan Itai | Niskie, Kilpasingerin auf der *Eadne-Wolke* |
| Valada Geloë | geheimnisvolle Waldfrau, die auch als Eule fliegt |
| Honsa | Hyrkamädchen, eines von Skodis Kindern |
| Imai-an | ein Unterirdischer |
| Lichtlose | die Bewohner von Sturmspitze |
| Ruyan Vé | auch »Ruyan der Seefahrer« genannt, Ahnherr der Tinukeda'ya (Unterirdische und Niskies); führte sie und die Sithi nach Osten Ard |
| Sho-vennae | ein Unterirdischer |
| | Vren Hyrkajunge, eines von Skodis Kindern |
| Yis-fidri | Unterirdischer, Hüter der Halle der Muster |
| Yis-hadra | Unterirdische, Yis-fidris Gattin, Hüterin der Halle der Muster |

## B. Orte

| | |
|---|---|
| Abaingeat | Hernystiri-Handelshafen an der Küste, am Baraillean-Fluß |
| Aldheorte (Altherz) | riesiger Wald, der einen großen Teil des mittleren Osten Ard bedeckt |
| Alte Tumet'ai-Straße | Straße, die von der Stätte des versunkenen Tumet'ai durch die Weiße Öde nach Süden führt |
| Anitullanische Straße | Hauptstraße aus dem Osten nach Nabban, führt durch das Commeis-Tal |
| Ansis Pelippé | Haupthafen und größte Stadt von Perdruin |
| Asu'a der Ostwärtsschauende | Sithiname für den Hochhorst |
| Bacea-sá-Repra | Hafenstadt an der Nordküste von Nabban, in der Bucht von Emettin. Der Name bedeutet »Flußmündung« (Nabbanai) |
| Banipha-sha-zé | die Halle der Muster in Mezutu'a |
| Baraillean | Grenzfluß zwischen Erkynland und Hernystir (in Erkynland: »Grünwate«) |
| Bellidan | Nabbanai-Stadt an der Anitullanischen Straße, im Commeis-Tal |
| Blauschlammsee | See am östlichen Fuß der Trollfjälle, Sommeraufenthalt der Qanuc |
| Bucht von Emettin | Bucht nördlich von Nabban |
| Bucht von Firannos | Bucht südlich von Nabban |
| Cellodshire | erkynländische Baronie westlich des Gleniwent |
| Chidsik Ub Lingit | »Haus der Ahnen« der Qanuc auf dem Mintahoq-Berg in Yiqanuc |
| Clodu-See | See in Nabban, Ort der Seenland-Schlacht im Thrithing-Krieg |
| Commeis-Tal | nach Nabban führendes Tal |
| Crannhyr | befestigte Stadt an der Küste von Hernystir |

| | |
|---|---|
| Da'ai Chikiza | »Baum der Singenden Winde«, verlassene Sithistadt inmitten des Aldheorte, auf der Ostseite des Weldhelms |
| Dillathi | bergige Gegend in Hernystir, südwestlich von Hernysadharc |
| Drina | früher Besitz des Barons Devasalles, jetzt von Benigaris an Aspitis Preves gegeben |
| Eadne-See | See in Nabban, gehört zum Lehen des prevanischen Hauses |
| Enki-e-Shao'saye | »Stadt des Sommers« der Sithi, im Osten des Aldheorte, längst verfallen |
| Erchester | Hauptstadt von Erkynland, Sitz des Hochkönigs und des Hochhorstes |
| Feluwelt | Thrithingname für einen Teil des nördlichen Wiesenlandes, über dem der Schatten des Aldheorte liegt |
| Gadrinsett | Siedlerstadt nahe der Vereinigung von Stefflod und Ymstrecca, von erkynländischen Flüchtlingen bewohnt |
| Gefiederter Aal | Schenke auf der Insel Vinitta |
| Granis Sacrana | Stadt im Commeis-Tal |
| Gratuvask | Fluß bei Elvritshalla in Rimmersgard |
| Grenamman | Insel vor der Südspitze von Nabban |
| Grianspog | Gebirgszug in Hernystir |
| Grinsaby | Stadt nördlich des Aldheorte in der Weißen Öde |
| Hafenstein | felsiges Vorgebirge bei Ansis Pelippé (Perdruin) |
| Haindorf | Tiamaks Heimatdorf im Wran |
| Halle der Muster | ein Ort der Unterirdischen, an dem in Stein geritzte Karten und Pläne aufbewahrt werden; in Mezutu'a |
| Hasutal | Tal an der Ostgrenze von Erkynland |
| Hernysadharc | Hauptstadt von Hernystir |

| | |
|---|---|
| Hewenshire | Stadt im nördlichen Erkynland, westlich von Naglimund |
| Hikehikayo | verlassene Stadt der Unterirdischen unter dem Vestivegg-Gebirge in Rimmersgard |
| Huelheim | sagenhaftes Totenland des alten Rimmerglaubens |
| Jao é-Tinukai'i | »Boot im Meer der Träume«, einzige noch bewohnte Sithistadt im Herzen des Aldheorte |
| Jhiná-T'seneí | eine der Neun Städte der Sithi, jetzt im Meer versunken |
| Kementari | eine der Neun Städte der Sithi, soll auf oder bei Warinsten gelegen haben |
| Khandia | mythisches, vorzeitliches Reich im fernen Süden |
| Kwanitupul | große Hafenstadt am Rand des Wran |
| Mezutu'a | von den Unterirdischen bewohnte Stadt unter dem Grianspog-Gebirge in Hernystir; eine der Neun Städte der Sithi |
| Myrme-See | See in Nabban |
| Naarved | Stadt in Rimmersgard |
| Nakkiga | »Maske der Tränen«, verfallene Nornenstadt am Fuße von Sturmspitze, gehörte zu den Neun Städten der Sithi. Nakkiga wurde im Inneren des Berges neu aufgebaut. Jetzt meist mit Sturmspitze gleichgesetzt |
| Näschen | Berg in Yiqanuc, auf dem Binabiks Eltern den Tod fanden (Qanuc: »Yamok«) |
| Ogohak-Abgrund | steiler Fels auf dem Mintahoq, von dem Verbrecher hinabgestürzt werden |
| Ort des Echos | heilige Stätte auf dem Mintahoq |
| Pelippas Schüssel | Herberge in Kwanitupul |
| Quellenweg | Ausflugsort in der Stadt Nabban |
| Regentor | einer der Eingänge nach Jao é-Tinukai'i |

| | |
|---|---|
| Re Suri'eni | Sithiname für den Fluß, der durch Shisae'ron fließt |
| Roter Delphin | Schenke in Ansis Pelippé |
| Sancellanische Ädonitis | Palast des Lektors in Nabban und Mittelpunkt der ädonitischen Kirche |
| Sancellanische Mahistrevis | Palast in Nabban |
| Sancellanischer Hügel | höchste Erhebung Nabbans und Sitz der beiden Sancellanischen Paläste |
| Sesuad'ra | Stein des Abschieds; Fels, an dem sich einst Sithi und Nornen trennten |
| Shao Irigú | Sithiname für das Sommertor |
| Shisae'ron | Sithiname für das südwestliche Reich im Wald von Aldheorte |
| Skoggey | Landbesitz in Rimmersgard, Heimat von Than Tonnrud; östlich von Elvritshalla |
| Sommertor | einer der Eingänge nach Jao é-Tinukai'i |
| Sovebek | verlassene Stadt in der Weißen Öde, östlich vom Kloster Sankt Skendi |
| Sta Mirore | Hauptberg von Perdruin, auch »Streáwes Kirchturm« genannt |
| Stefflod | Fluß am Rand des Aldheorte, mündet in den Ymstrecca |
| Sturmspitze | Bergheimat der Nornen, von den Rimmersgardern »Stormrspeik« genannt; vgl. Nakkiga |
| Teligur | Weinbaustadt im nördlichen Nabban |
| Thisterborg | unheimlicher Berg bei Erchester |
| Tumet'ai | nördliche Sithistadt im Osten von Yiqanuc, unter einer Eisschicht begraben; eine der Neun Städte |
| Umstrejha | Thrithingname für Ymstrecca |
| Urmsheim | Drachenberg im Norden der Weißen Öde |

| | |
|---|---|
| Utanyeat | Grafschaft im nordwestlichen Erkynland |
| Venyha Do'sae | der verschwundene Garten, legendäre Heimat der Zida'ya (Sithi), Hikeda'ya (Nornen) und Tinukeda'ya (Unterirdischen und Niskies) |
| Vihyuyaq | Qanucname für Sturmspitze |
| Vinitta | eine der Südlichen Inseln, Geburtsort von Camaris, Stammsitz des benidrivinischen Hauses |
| Warinsten | Insel vor der Küste von Erkynland, Geburtsstätte König Johans |
| Weißer Weg | Straße durch die Weiße Öde, am Nordrand des Aldheorte entlang |
| Wentmund | Stadt an der Küste von Erkynland |
| Wulfhorst | Guthwulfs Besitz in Utanyeat |
| Yásira | Schmetterlingszelt; Versammlungsort der Sithi in Jao é-Tinukai'i |
| Yijarjuk | Qanucname für den Urmsheim |
| Ymstrecca | Fluß in ost-westlicher Richtung durch die Hoch-Thrithinge und Erkynland |
| Zae-y'miritha | Katakomben; Höhlen, die anscheinend von den Unterirdischen ausgegraben oder erweitert wurden |

## C. Geschöpfe

| | |
|---|---|
| Atarin | Camaris' Roß |
| Bukken | kleines, menschenähnliches, unterirdisches Gräbervolk, grausame Kannibalen; Qanuc-Name »Boghanik« |
| Ghants | unangenehme, chitingepanzerte, anscheinend vernunftbegabte Groß-Insekten des Wran |
| Gräber | siehe Bukken |
| Heimfinderin | Simons Stute |
| Hidohebhi | der Schwarze Lindwurm, Mutter der Drachen Shurakai und Igjarjuk; getötet von Ineluki; bei den Hernystiri: »Drochnathair« |
| Honig-Schlecker | eine von Tiamaks Tauben |
| Hunen | Rimmerspakk-Wort für Riesen |
| Igjarjuk | Eisdrache auf dem Urmsheim |
| Khaerukama'o | der Goldene Drache, Vater Hidohebhis |
| Kilpa | menschenähnliche Meeresbewohner |
| Krabben-Fuß | eine von Tiamaks Tauben |
| Niku'a | Leithund der Nornen-Meute, Ingen Jeggers Freund |
| Qantaqa | Binabiks Wolfsfreundin |
| Riesen | große, zottige, sehr gefährliche, menschenähnliche Wesen |
| Rim | ein Ackergaul |
| Rot-Auge | eine von Tiamaks Tauben |
| Shurakai | Feuerdrache, von Johan Presbyter unter dem Hochhorst getötet; aus seinen Knochen besteht der Drachenbeinthron |
| So-Schnell | eine von Tiamaks Tauben |
| Spuckfliege | kleines, stechendes Marschinsekt |

| | |
|---|---|
| Sturmspitzen-Meute | die weißen Jagdhunde der Nornen |
| Tinten-Fleck | eine von Tiamaks Tauben |
| Urwurm | Sithi-Mythos: der Urdrache, von dem alle anderen abstammen |
| Vildalix | »Wildglanz«, Deornoths Thrithingpferd |
| Vinyafod | »Windfuß«, Josuas Thrithingpferd |

## D. Sonstige Begriffe

| | |
|---|---|
| Ballade von der wohlgerundeten Moirah | Lied von zweifelhaftem Geschmack, von Sangfugol und Vater Strangyeard gesungen |
| Baum | siehe Usiresbaum |
| Cintis-Stück | Nabbanai-Münze, der hundertste Teil eines Gold-Imperators (Kupfer oder Bronze) |
| Citril | saure, aromatische Wurzel zum Kauen |
| Dorn | Camaris' Sternenschwert |
| Du Svardenvyrd | halb sagenhaftes Buch mit den Prophezeiungen des Nisses |
| Eadne-Wolke | Aspitis Preves' Schiff |
| Eber und Speere | Feldzeichen Guthwulfs von Utanyeat |
| Eishaus | heilige Stätte der Qanuc, an der Rituale abgehalten werden, um die Rückkehr des Frühlings herbeizuführen |
| Elysia-Kapelle | berühmte Kapelle im Sankt-Sutrins-Dom von Erchester |
| En Semblis Ädonitis | berühmtes theologisches Buch über diephilosophischen Grundlagen der ädonitischen Religion und das Leben des Usires |
| Eroberer | bei Soldaten beliebtes Würfelspiel |
| Erobererstern, Der | Buch okkulten Inhalts, auf Nabbanai »Sa Asdridan Condiquilles« |
| Flußapfel | Marschfrucht |
| Fünfzig Familien | der Adel von Nabban |
| Gelbwurz | verbreitetes Kraut, im Wran und überhaupt im Süden zur Teebereitung genutzt |
| Große Tafel | König Johans Tafelrunde von Rittern und Helden |

| | |
|---|---|
| Haus der Tanzenden Jahre | Westerling-Übersetzung von Jirikis Familiennamen |
| Hellnagel | Johan Presbyters Schwert, in das ein Nagel aus dem Holz des *Baumes* und der Fingerknochen des heiligen Eahlstan Fiskerne eingelassen sind |
| Hinrichtungsbaum | siehe Usiresbaum |
| Hohnblatt | blühende Kräutersorte |
| Ilenit | kostbares, schimmerndes Metall |
| Indreju | Jirikis Hexenholzschwert |
| Jagdwein | Qanucschnaps für besondere Anlässe, in der Regel nur für Frauen |
| Kangkang | Qanucschnaps |
| Kinder Herns | Name der Unterirdischen für die Hernystiri |
| Kinder des Seefahrers | so nennen sich die Tinukeda'ya selbst; vgl. Ruyan Vé |
| Kraile | Sithiwort für »Sonnenfrüchte« |
| Krummstab | ein Stern; vgl. »Luyasas Stab« |
| Kvalnir | Isgrimnurs Schwert |
| Lampe | Stern (vermutlich derselbe wie *Reniku* bei den Sithi) |
| Lautengras | langwüchsige Grasart |
| *Leid* | von Ineluki aus Eisen und Hexenholz geschmiedetes Schwert, sein Geschenk an Elias; auf Sithi: »Jingizu« |
| Luyasas Stab | Sithiname für eine Reihe aus drei Sternen, die zu Beginn des Yuven-Monats im nordöstlichen Viertel des Himmels stehen |
| Mansa Connoyis | »Vereinigungsgebet«, Teil der Trauungsliturgie der Ädoniter |
| Mezumiirus Netz | Sternhaufen; bei den Qanuc: »Seddas Decke« |
| *Minneyar* | König Fingils eisernes Schwert, wird in Elvrits Linie weitervererbt |

| | |
|---|---|
| Minog | eßbare Pflanze mit breiten Blättern im Wran |
| Naidel | Josuas Schwert |
| Nebellampe | ein *Zeuge* aus Tumet'ai |
| Oinduth | Herns schwarzer Speer |
| Otter | Sternname der Wranna |
| Quinis | Nabbanai-Silbermünze |
| Reniku, die Sommerlaterne | Sithiname für den Stern, der das Ende des Sommers anzeigt |
| Rhynns Kessel | Kriegspauke der Hernystiri |
| Ritual des Neuen Lebens | Qanuczeremonie im Eishaus, die den Frühling herbeizwingen soll |
| Sandpalme | Marschbaum |
| Säule und *Baum* | Emblem der Mutter Kirche |
| Scherben | der *Zeuge* in Mezutu'a |
| Schlacht im Huhinka-Tal | Schlacht zwischen Trollen und Rimmersmännern |
| Schlacht im Seenland | entscheidende Schlacht des Thrithingkrieges; fand am Clodu-See statt |
| Shent | Sithispiel, soll aus Venyha Do'sae mitgebracht worden sein |
| Schnellkraut | ein Gewürz |
| Sechs Gesänge des Respektvollen Ersuchens | Sithi-Zeremonie |
| Silberholz | von den Sithi-Baumeistern bevorzugte Holzart |
| Singende Harfe | der *Zeuge* im großen Brunnen von Nakkiga |
| Sotfengsel | Elvrits Schiff, in Skipphaven begraben |
| Sprechfeuer | der *Zeuge* in Hikehikayo |
| Sternenblumen | kleine, weiße Blumen |
| Tag des Abwägens | bei den Ädonitern Tag des Jüngsten Gerichtes und Ende der sterblichen Welt |

| | |
|---|---|
| Tage des Feuers | vermutlich vorzeitliche Epoche Osten Ards (unklare Erwähnung durch Geloë) |
| Tauchervogel | Sternname der Wranna |
| Teich | vermutlich der *Zeuge* im alten Asu'a |
| Ti-uno | berühmtes Horn der Sithi |
| Usiresbaum | der Hinrichtungsbaum, an dem man Usires vor dem Tempel des Yuvenis in Nabban mit dem Kopf nach unten aufhängte; jetzt als *Baum* das geheiligte Symbol der ädonitischen Religion |
| Wanderers Lohn | beliebte Biersorte |
| Windfest | ein Fest der Wranna |
| Winter-Letzttag | der Tag, an dem in Yiqanuc das Ritual des Neuen Lebens gefeiert wird |
| *Zeugen* | magische Gegenstände, mit deren Hilfe sich Sithi und Tinukeda'ya über große Entfernungen verständigen können |

**Binabiks Wurfknöchel**

Zu den Wahrsage-Würfen zählen folgende Figuren:

Flügelloser Vogel
Fischspeer
Pfad im Schatten
Fackel im Höhleneingang
Sich sträubender Widder
Wolken im Paß
Schwarze Spalte
Offener Wurfspieß
Steinkreis

## Die Feiertage

| | |
|---|---|
| 2. Feyever | Lichtmeß |
| 25. Marris | Elysiamansa |
| 1. Avrel | Allernarrentag |
| 30. Avrel | Steinigungsnacht |
| 1. Maia | Belthainnstag |
| 23. Yuven | Mittsommerabend |
| 15. Tiyagar | Sankt-Sutrins-Tag |
| 1. Anitul | Hlafmansa |
| 20. Septander | Sankt-Granis-Tag |
| 30. Octander | Allerheiligen |
| 1. Novander | Allerseelen |
| 21. Decander | Sankt-Tunaths-Tag |
| 24. Decander | Ädonmansa |

## Die Monate

| | |
|---|---|
| Jonever | Tiyagar |
| Feyever | Anitul |
| Marris | Septander |
| Avrel | Octander |
| Maia | Novander |
| Yuven | Decander |

## Die Wochentage

Sonntag, Mondtag, Tiastag, Udunstag Drorstag, Freytag, Satrinstag

## E. Wörter und Sätze

### 1. Hernystiri

| | |
|---|---|
| Domhaini | Unterirdische |
| Goirach | »verrückt« oder »wild« |
| Isgbahta | Fischerboot |
| Sithi | die Friedlichen |

### 2. Rimmerspakk

| | |
|---|---|
| Dverning | Unterirdischer |
| Gjal es, künden! | etwa »Laßt das bleiben, Kinder!‹ |
| Haja | ja |
| Halad, künde! | Hör auf, Kind! |
| Künde-Manne | Knabe |
| Rimmersmänne | Rimmersmann |
| Vaer | »Achtung!« oder »Hütet euch!« |
| Vjer sommen marroven | Wir sind Freunde |

### 3. Nabbanai

| | |
|---|---|
| Duos Onenpondensis, Feata Vorum Lexeran! | »Allmächtiger Gott, laß dies dein Gesetz sein!« |
| Duos wulstei | so Gott will |
| En Semblis Ädonitis | nach dem Bilde Ädons |
| Escritor | »Schreiber«, Name der Ratgeber des Lektors |

| | |
|---|---|
| Lektor | »Leser« bzw. »Sprecher«; Oberhaupt der Mutter Kirche |
| Sa Asdridan Condiquil-les | der Erobererstern |
| Veir Maynis | »Großes Grün«, der Ozean |

### 4. Sithi (und Nornen)

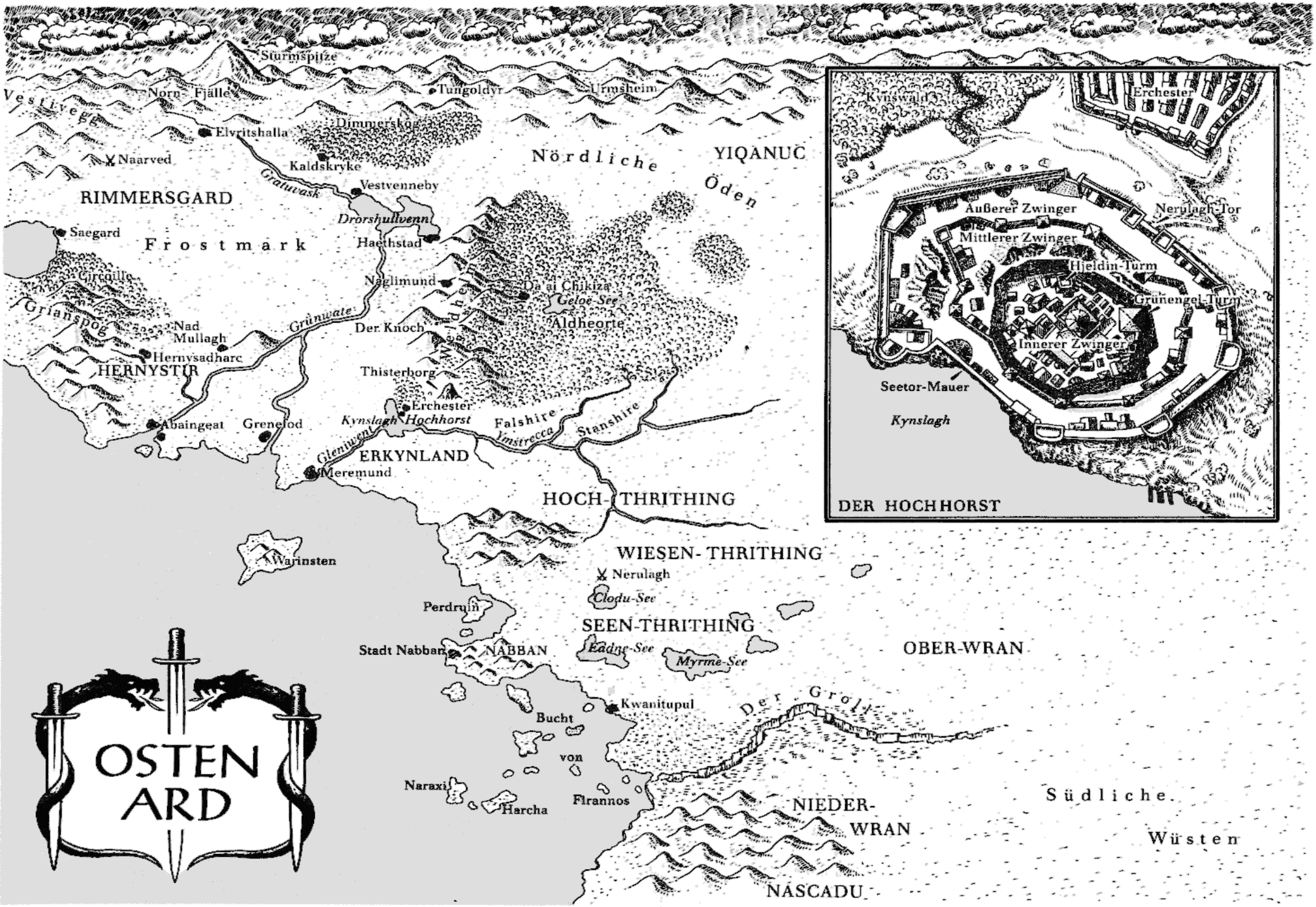
| | |
|---|---|
| Ai, Nakkiga, o'do'tke stazho | (Nornen) Ach, Nakkiga, ich habe dich im Stich gelassen |
| Asu'a | ostwärts schauend |
| Hiyanha | Pilgerboote |
| Hikeda'ya | »Wolkenkinder«; die Nornen |
| Hikeda'yei | 2. Person Plural von »Hikeda'ya«: »Ihr Nornen!« |
| Hikka | Träger |
| Isi-isi'ye-a Sudhoda | »Es ist tatsächlich ein Sterblicher!« |
| J'asu pra-peroihin! | Schande meines Hauses! |
| Ras | respektvolle Bezeichnung, etwa »Herr« oder »Edler Herr« |
| Ruakha | sterbend |
| S'hue | »Edler Herr« |
| Ske'i | Halt! |
| Staja Ame | Weißer Pfeil |
| Sudhoda'ya | »Kinder des Sonnenuntergangs« (Sterbliche) |
| T'si e-isi'ha as-Shao Irigú! | Es ist Blut am Sommertor! |
| Venyha s'anh! | Beim Garten! |
| Yinva | (Nornen) Komm her! |
| Zida'ya | »(Morgen-)Dämmerungskinder« (Sithi) |

## 5. Qanuc

| | |
|---|---|
| Aia | Zurück (Hinik aia: Komm zurück) |
| Boghanik | Gräber oder Bukken |
| Chash | »wahr« oder »richtig« |
| Chok | lauf! |
| Crohuck | Rimmersmann |
| Crohukuq | Rimmersmänner |
| Guyop | Danke |
| Hinik | »geh« oder »lauf weg« |
| Mosoq | finde |
| Muqang | genug |
| Nihut | greif an |
| Ninit | komm |
| Sosa | komm sofort (stärker als »ninit«) |
| Ummu | jetzt |
| Utku | Tiefländer |

## 6. Perdruinesisch

| | |
|---|---|
| Avi stetto | Ich habe ein Messer |
| Ohé, vo stetto | Jawohl, er hat ein Messer |


OSTEN ARD
Sturmspitze
Norn-Fjälle
Tungoldyr
Urmsheim
Vestvege
Elvritshalla
Dimmersko
Naarved
Kaldskryke
Nördliche Öden
YIQANUC
Grauvask
Vestvenneby
RIMMERSGARD
Drorshullvenn
Saegard
Frostmark
Haethstad
Circolle
Naglimund
Da'ai Chikiza
Geloe-See
Grianspog
Grünwate
Nad Mullagh
Der Knoch
Aldheorte
Hernysadharc
HERNYSTIR
Thisterborg
Erchester
Abaingeat
Grenefod
Kynslagh Hochhorst
Falshire
Vinstrecca
Stanshire
Glenivent
ERKYNLAND
Meremund
HOCH-THRITHING
Warinsten
WIESEN-THRITHING
Nerulagh
Clodu-See
Perdruin
SEEN-THRITHING
Stadt Nabban
NABBAN
Eadne-See
Myrme-See
OBER-WRAN
Kwanitupul
Der Grolf
Bucht von Naraxi
Harcha
Firannos
NIEDER-WRAN
Südliche Wüsten
NASCADU
Kynswald
Erchester
Äußerer Zwinger
Nerulagh-Tor
Mittlerer Zwinger
Hjeldin-Turm
Grünengel-Turm
Innerer Zwinger
Seetor-Mauer
Kynslagh
DER HOCHHORST

# Inhalt

Über dem einst so schönen Land Osten Ard liegt düster drohend der Schatten des untoten Elbenprinzen Ineluki, der als Sturmkönig die Herrschaft der Elben in Osten Ard erneuern und, um altes Unrecht zu rächen, die Menschheit ausrotten will. Seine Verbündete ist die Nornenkönigin Utuk'ku, die ihre Jahrtausende hinter einer Silbermaske verbirgt. Auf dem Hochhorst, einst stolzem Mittelpunkt eines blühenden Reiches, herrschen Inelukis Kreaturen: der finstere Hochkönig Elias und sein unheimlicher Ratgeber, der scharlachrote Priester Pryrates, beide kaum noch menschlich. Durch hinterhältigen Mord und offenen Krieg haben sie den größten Teil des Landes in ihre Gewalt gebracht, unterstützt von Inelukis Kriegern, den bleichen Nornen, und einem grausamen Winter, der alle anderen Jahreszeiten verdrängt hat; Inelukis Zauberkraft hat ihn hervorgebracht.

Aber noch regt sich Widerstand in Osten Ard. Prinz Josua Ohnehand, der jüngere Bruder des Hochkönigs, hat die Zerstörung seiner Festung Naglimund überlebt und ein Häuflein Getreuer um sich geschart. Zu seinen Helfern zählt auch Simon Schneelocke, ein junger Mann von geheimnisvoller Herkunft, einst Küchenjunge auf dem Hochhorst, jetzt ein Verbannter. Er hat für Josua das Zauberschwert Dorn vom Drachenberg geholt. Auf dem gefahrvollen Rückweg nach Süden befreit er auf dem Berg Mintahoq seine Freunde Binabik und Sludig aus der Gefangenschaft der Trolle, entgeht mit knapper Not dem Mordanschlag der dämonischen Skodi und wird schließlich von Jiriki, dem Elbenprinzen, gerettet. In der verborgenen Stadt der Sithi verwirrt Jirikis Schwester Aditu seine Sinne. Aber noch hat Simon Miriamel nicht vergessen, Elias' einzige Tochter, die als Novize verkleidet durchs Land irrt. Ihr Begleiter ist der undurchsichtige Mönch Cadrach, der nicht verhindern kann, daß die junge Prinzessin ihre Unschuld an den aalglatten Schönling Graf Aspitis verliert. An Josuas Seite wiederum kämpft die schöne, wilde Vara, ein Kind der Steppe, das für den einhändigen Prinzen Leben und Ehre aufs Spiel setzt.

Sie alle führt der Weg in die uralte Feste der Sithi auf dem Abschiedsstein, einem steilen Felsberg mitten im Grasland. Von dort aus beginnt der letzte Kampf um Osten Ard.